



Vergißmeinnicht

1908

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81111](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-81111)

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.
N. 1.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
kann franko zu-
geschickt oder von
unsern Beförderern
bezogen.
Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohlthätern wird
das Vergißmeinnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsien der armen
Völker in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
gehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Gottes Segen zum neuen Jahr!

Köln a. Rh.
Januar 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmichnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Schwester mit Kindern.

Zum neuen Jahre 1908!

Die christlichen Kafferngemeinden der Trappisten-Mission Mariannhill wünschen allen Wohltätern Gottes reichsten Segen zum neuen Jahre!

Fern von Euch, geliebte Gönner,
Die Ihr froh und glücklich seid,
Senden wir Euch liebe Grüße
Und der ganzen Christenheit.

Dankbar wollen wir uns zeigen
Für die Gaben vielerlei;
Die uns reichlich zugeflossen!
Liebste Freunde! bleibt uns treu!

Denn, wollt Ihr auch uns verlassen,
Die Ihr gute Herzen habt? —
Nein, o nein, der Vater Aller
Ist's, der Mensch und Tiere labt.

Wir vertrau'n auf Gottes Güte
Fest vertrauen wir auf Ihn;
Fleißig woll'n wir zu Ihm beten
Uns des Guten stets bemü'h'n.

Habet Dank für neue Gaben,
In der Himmelseligkeit
Werden wir uns ewig freuen,
Wo nicht wohnet Schmerz noch Leid.

Mag Maria alle segnen
Die uns Gutes schon getan;
Wandeln wir nur ihre Wege,
Ihrer Tugend sich're Bahn.

Auch das liebe Jesuskindlein
Streck' die Händchen segnend aus;
Und es führe Euch für ewig,
In des Himmels Vaterhaus.

Lebet wohl! Aus fernem Lande
Ruft die schwarze Schar Euch zu:
Lebet wohl! geehrte Freunde,
Und schließt für uns das Herz nicht zu!

Taufe und Heiraten in Maria-Linden.

Von Rev. P. Notter, O. C. R.

Am Feste Maria Lichtmess v. Js. wurde die Zahl der hiesigen Katholiken um 18 Erwachsene vermehrt; 10 davon erhielten die hl. Taufe, die übrigen acht

wurden als ehemalige Protestanten nur bedingungs-
weise getauft und dann feierlich in die katholische Kirche
aufgenommen. So ein Tag ist für den Missionär jedes-
mal ein freudiges Erntefest. Diesmal aber wurde die
Feier noch durch den Umstand erhöht, daß einige dieser
Neugetauften ehemalige Polygamisten und zwar Män-

mer von Ansehen unter ihren Stammesgenossen waren. Während ihres Katechumenates hatten sich alle ohne Ausnahme recht gut gehalten.

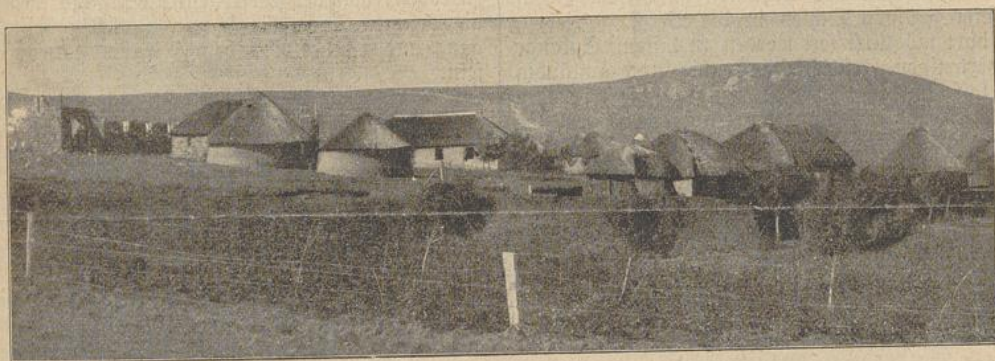
Ziemlich viele Arbeit machte mir die Ordnung ihrer ehelichen Verhältnisse. Es kommen da in Missionsgegenden die verwickeltesten Fälle vor. So hatte z. B. ein gewisser Chere, jetzt Thaddäus genannt, noch bei Lebzeiten seines ersten Weibes eine zweite Frau genommen und später sogar eine dritte. Nach dem Tode der ersten Frau war die zweite auf den Namen Dorothea getauft worden, und jetzt wollte Chere mit seinem jüngsten Weib katholisch werden und Dorothea entlassen. Dieses sein jüngstes Weib war schon vor der Verheiratung in der englischen Hofkirche getauft worden. Bemerkt sei noch, daß Dorothea nach Ableben der ersten Frau nicht ohne weiteres als rechtmäßige Gattin des Chere angesehen werden konnte, zumal da zwischen beiden kein ausdrücklicher Ehekonsens erneuert worden war.

Chere ist ein Vetter des vielgenannten großen Chieff Georg Mosshesh. Letzterer ist Polygamist, eifriger Förderer der englischen Hofkirche und war der katholischen Kirche niemals hold. Es kränkte ihn sehr,

ich die fragliche Ehe staatlich registrierte. Ich selbst hatte darüber schon mit einigen Konfratres Beratung gepflogen und war entschlossen, im genannten Fall von der staatlichen Registrierung Umgang zu nehmen, und sie nur als kirchliche in die Matrikel einzutragen.

Als ich mit dieser Sprache herausrückte, fiel ihnen offenbar ein Stein vom Herzen; und als ich mich vollends bereit erklärte, ihnen dies sogar schriftlich zu dokumentieren, regnete es förmlich Lobsprüche über die klugen Gesetze der katholischen Kirche; ein Sohn des Chieff — nebenbei bemerkt, der größte Taugenichts, der weit und breit zu finden ist, — verstieg sich sogar zu der Bemerkung, es wäre am Platze, daß alle miteinander zur katholischen Kirche überträten! —

Ein zweiter Taufkandidat war Kuku, dem ich den Namen Johannes gab. Er hatte 5 Weiber und wollte nun mit der jüngsten derselben, die gleichfalls getauft werden sollte, eine kirchliche Ehe eingehen. Auch dies erregte schwere Bedenken bei Chieff Mosshesh. Er diktierte also an das erste Weib des Kuku einen Brief, in dem er gegen die geplante „kanonische“ Ehe protestierte; auch verlangte er später, daß Kuku vor



Missionsstation Maria Linden, links Kirchenbau. (Aus der Jubiläumsschrift.)

daß sein Vetter, ein angesehenen Mann, sich der katholischen Kirche zuwandte. Als daher die Eheverbindung des Thaddäus schon zweimal stattgefunden hatte, protestierte er schriftlich gegen die dritte, dann veranlaßte er in Maria-Linden eine öffentliche Versammlung, vor der sich Chere wegen seiner „kanonischen Heirat“ verantworten sollte.

Chere selbst erschien nicht, darum hielten sich des Chieffs getreue Mannen an mich, den katholischen Missionär. Man denke sich nun mein Erstaunen, als diese Schwarzen angingen, mir die sonderbarsten Fragen vorzulegen, z. B.: „Was ist eine Ehe?“ „Wann ist ein Weib als bloße Konkubine anzusehen?“ „Welch ein Unterschied besteht zwischen ehelichen Kindern und unehelichen?“ u. u. u. Unwillkürlich fragte ich mich, was sie denn mit all diesen Spitzfindigkeiten wollten. Da ging mir plötzlich ein Licht auf! Ihre Befürchtung war, daß die „kanonische Heirat“, wie sie sich auszubreiten pflegten, in Erbschaftssachen die Gewohnheitsrechte der Basutos über den Haufen werfen könnte. Man muß nämlich wissen, daß nach dem Kolonialgesetz des Kaplandes jeder Geistliche eines christlichen Religionsbekenntnisses eo ipso staatlicher Beamter für Eheregistrierung ist. Unwillkürlich fragten sich also diese Leute, welche Folgen es haben würde, wenn

Eingehung seiner Ehe ein gewisses Schriftstück unterzeichne.

Johannes beriet sich mit mir über die Abfassung dieses Schreibens und machte darin auf mein Zureden hin noch eine Klausel dahinlautend, daß auch die Witwe seines ältesten Sohnes von ihrem Verhältnis mit dem Bruder ihres verstorbenen Mannes gelöst werden sollte. Chieff Mosshesh erklärte jedoch, daß er dies nicht akzeptieren könne, denn jenes Verhältnis beruhe auf uralter Basutogewohnheit und sei außerdem durch die Bibel (5. Moses 25, 5) gerechtfertigt. Der schwarze Chieff ist nämlich bibelkundig, las er doch gelegentlich eines Besuchs in Maria-Linden den griechischen Text einer ihm vorgelegten Bibel. Ich kehrte mich natürlich wenig um seinen Protest. Kuku seinerseits aber machte vom paulinischen Privilegium (1. Kor. 7, 15) Gebrauch; auch der apostolische Vikar, dem ich den Fall unterbreitete, fand darin keine Schwierigkeit. Johannes versprach, allen Forderungen der katholischen Kirche nachkommen zu wollen, und sein gesetzter Charakter bietet mir hinreichende Gewähr, daß er auch ohne Schriftstück sein Wort halten werde.

Ein dritter Eheandidat war ein gewisser Samuel. Er hatte als Mitglied der englischen Hofkirche eine Heidin geheiratet. Auch dieses Verhältnis wurde

nun geregelt: Samuel wurde in die katholische Kirche aufgenommen, sein Weib getauft und ich konnte ihre Ehe nachträglich nicht nur kirchlich, sondern auch staatlich registrieren.

So traten also am genannten Muttergottesfeste nach Beendigung der Taufzeremonien die drei zum Katholizismus übergetretenen Männer mit ihren soeben getauften Frauen vor den Altar, um hier im Angesichte der Kirche eine sakramentale Ehe einzugehen. Ein viertes, aus dem Protestantismus übergetretenes Paar gesellte sich ihnen nach dem Pater noster des nun folgenden Hochamtes bei, um mit ihnen die benedictio nuptiarum (den Ehesegnen) zu empfangen. Als ich am Schlusse noch eine kurze Ansprache an die Anwesenden richtete, war es 1,45 Uhr nachmittags, begonnen hatte die religiöse Feier um 6 Uhr morgens.

Da war es gewiß am Plage, daß nun auch die Magenfrage ihre gebührende Lösung fand. Die Getauften hatten zu einem Festessen für sich und ihre Paten reichlich beigetragen, so daß auch für die ungeladenen Gäste, die sich von allen Seiten herbeidrängten, noch etwas abfiel.

Einige dieser Neugetauften wollen später noch ein eigenes Tauf- und Hochzeitsfest folgen lassen. Johannes z. B. hat schon vor Monaten zu diesem Behuf einen seiner größten Ochsen in die Berge getrieben, um ihn dort möglichst fett werden zu lassen. Solange es bei derartigen Festlichkeiten ruhig und anständig hergeht, lasse ich die schwarzen Leuten, die zeitweilig auch ihre Freude haben wollen, ruhig gewähren. Es heißt eben auch hier: „Ländlich-sittlich.“

Schöner Tod eines Neubekehrten.

Von Schw. Margaretha.

Maria Delgte. — Eines Tages kam ein Heide hieher zur Missionsstation und bat um Arznei für seinen kranken Sohn, der schon seit Monaten an Brustschmerzen leide. Als ich ihm das Gewünschte einhändigte, ersuchte er mich, den Kranken gelegentlich zu besuchen. „Mein Name ist Kumanda“, sagte er; „schreibe ihn auf, damit du ihn ja nicht vergiffest.“ — „Er ist schon aufgeschrieben in meinem Gedächtnis“, entgegnete ich, und versprach, möglichst bald zu kommen. Zugleich erfuhr ich, daß sein Heim ungefähr zwei Wegstunden von hier entfernt, nahe bei der wesleyanischen Schule mitten in einer protestantischen Gegend sei.

Als ich drei Tage darauf in der Nähe katechetischen Unterricht erteilte, suchte ich Kumandas Kraal auf und fand hier den Kranken, einen jungen Mann von etwa 23 Jahren, auf Ziegenfellen am Boden liegend. Es waren noch ein paar Weiber Kumandas und zwei erwachsene Brüder zugegen.

Die Krankheit schien mir ziemlich bedenklich. Auf die Frage, ob er ein Christ werden wolle, entgegnete er ausweichend: „Wenn ich gesund geworden bin, will ich mich bekehren und mich taufen lassen.“ Diese Antwort wiederholte er mehrmals. Als ich ihn in der folgenden Woche wieder besuchte, und ihm wie das erste mal einen kurzen Unterricht über die Hauptwahrheiten unserer hl. Religion erteilt hatte, sagte er zu meiner Verwunderung: „Schwester, komm' noch öfters zu mir; ich will mich jetzt unterrichten und dann taufen lassen!“ Mit Freuden erfüllte ich seinen Wunsch und hatte dabei die Genugtuung, daß der junge Mann mit seltenem Eifer alles aufnahm, was ich ihm sagte, es still bei sich im Herzen erwog und aufs treueste beobachtete.

Eines Tages fand ich einen schwarzen Leiden von der englischen Hochkirche bei dem Kranken. Er war von Matatiele gekommen, hatte in der Nähe des terrierts erteilt und besuchte nun auch meinen Kranken. Eine gefährliche Konkurrenz hatte ich übrigens dabei nicht zu fürchten. Wohl rühmte er seinen Glauben an große Begeisterung, fügte aber bei, er sei deshalb von aller übrigen Sekten vorzuziehen, weil er direkt aus dem katholischen Glauben hervorgegangen und ihm deshalb nahe verwandt sei. Dabei zog er ein Buch aus der Tasche, um zu konstatieren, daß er wirklich der anglikanischen Hochkirche angehöre. Zum Schluß bat er mich, heute zugleich auch seinen Leuten katechetischen Unterricht zu erteilen. Nun, mehr konnte ich an freundlicher Rücksicht und generösem Entgegenkommen doch nicht mehr verlangen.

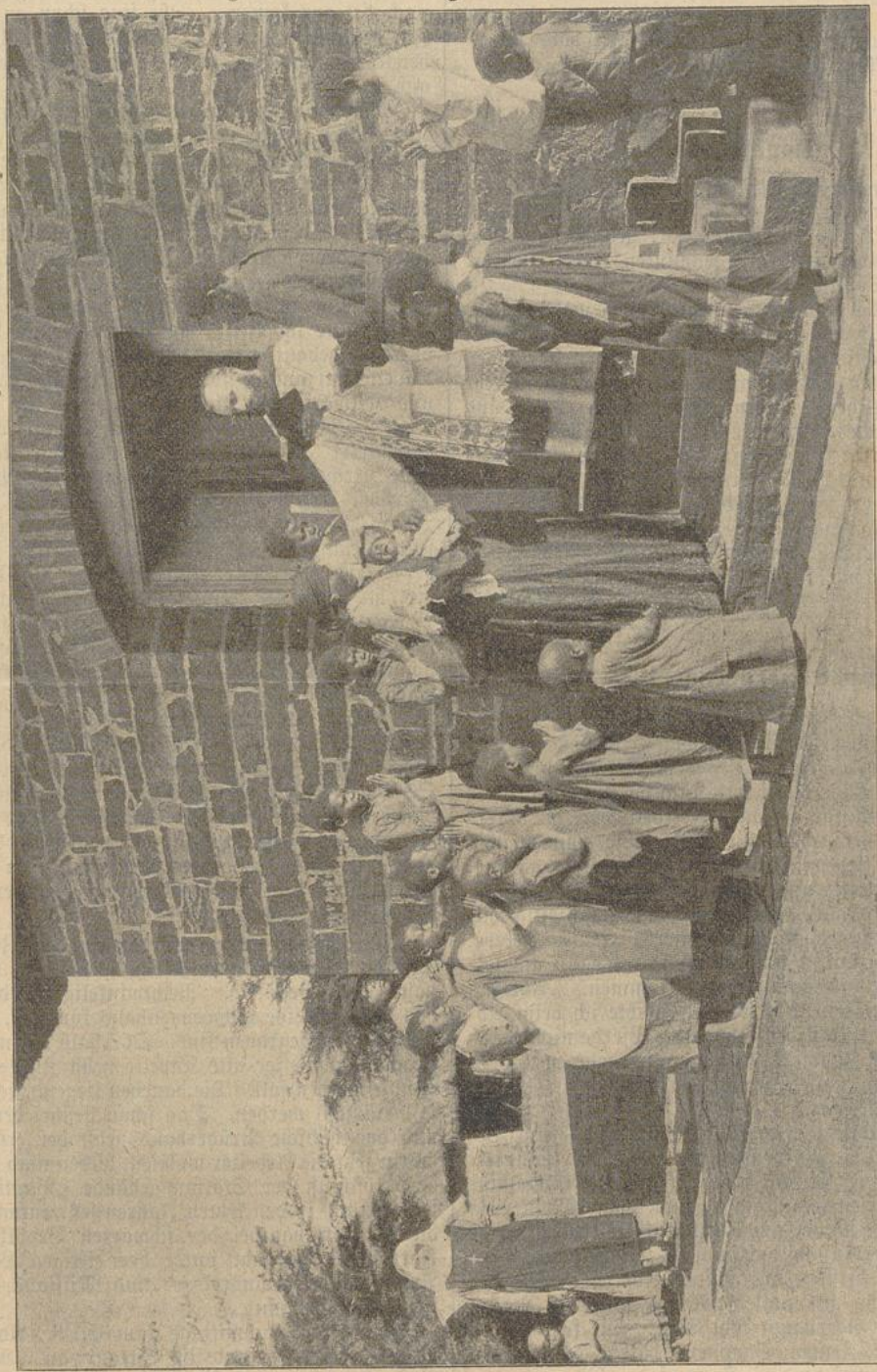
Nach der Katechese wandte ich mich noch speziell zum Kranken. Sein Zustand erschien mir heute bedenklicher denn je, und da er einerseits großes Verlangen nach der hl. Taufe hatte, und andererseits P. Rektor mir schon früher die Erlaubnis zur Spendung des Sakramentes gegeben hatte, taufte ich ihn auf den Namen „Augustinus“. Seine Freude darob war groß und unwillkürlich fing er an, Gott laut zu preisen und zu loben; von der Welt wollte er nichts mehr wissen, die wenigen Tage, die er noch zu leben hoffte, sollten ganz und rückhaltslos dem Dienste Gottes gewidmet sein.

Drei Tage darauf besuchte ich ihn wieder und brachte ihm dabei eine Benediktusmedaille mit. Er nahm sie voll Freude entgegen, küßte sie und hing sie dieselbe um den Hals. Auf die Frage, was er bete, sagte er: „Ich bete Tag und Nacht: „Mein Jesus, ich liebe Dich! Bleibe bei mir und hilf mir! Maria, Mutter Gottes, bitte für mich!“ „Manchmal sage ich auch bloß: „Jesus, Maria!“

Bevor ich den Rückweg antrat, riet ich ihm, nicht rufen zu lassen, wenn er merken sollte, daß der Tod nahe. Ich würde ihm dann im Sterben beistehen und mit ihm beten; und auf die Frage, ob er im Himmel auch für mich beten wolle, entgegnete er mit Nachdruck: „Kakulu, gar sehr!“ Scherzweise fügte ich hinzu: „Du kannst ja auch zu uns auf Besuch kommen, wenn du gestorben bist.“

Zwei Tage darauf sagte mir P. Rektor: „Heute nacht hat mir vom kranken Augustin geräumt. Er klopfte an meiner Tür und war vollkommen geheilt. Vielleicht darf man doch noch auf Genesung bei ihm hoffen.“ — „Bei Gott ist kein Ding unmöglich“, entgegnete ich, und machte mich auf den Weg zur Katechese. Doch bald erfuhr ich von mehreren Kaffern Augustin, der Sohn Kumandas, sei Tags zuvor gestorben. In der Nähe der Hütte kam mir der noch heidnische Vater entgegen mit der Kunde: „Mein Sohn hat gestern dringend gebeten, Dich rufen zu lassen, es war nicht möglich, ich und die Geschwister waren allfort, und seine Mutter, die allein bei ihm war, durfte ihn nicht verlassen.“ Die Mutter aber sagte mir, Augustin habe kurz vor seinem Tode mit freudigem Gesichtsausdruck gesagt: „Ningakali, ningahlupeki,“ weinet nicht und trauert nicht, wenn ich nicht mehr da bin; freuet Euch vielmehr, denn ich gehe nun in den Himmel! Saget dies auch der Schwester, die mich unterrichtet und getauft hat!“

Ich betete mit dem versammelten Volk, das sich ziemlich zahlreich bei der Hütte eingefunden hatte, ein Gebet Vater unser für den Verstorbenen und trat dann wieder

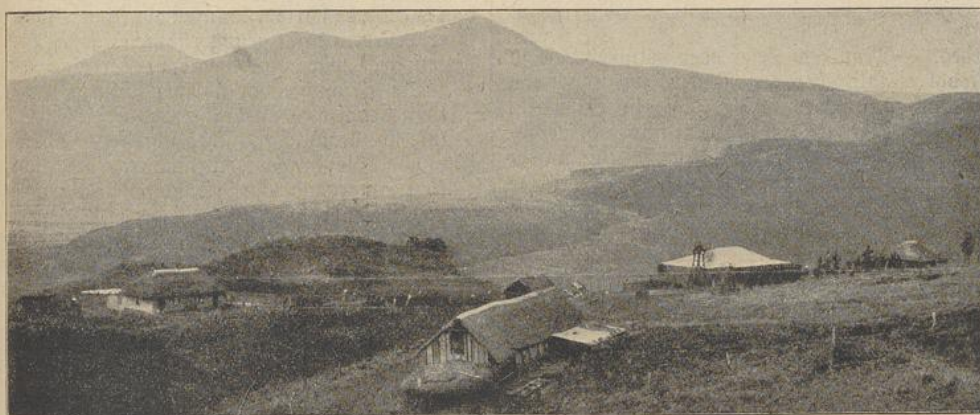


Kindstaufe durch P. Glorian in Maria Trost. (Aus der Jubiläumsschrift.)

an einen mächtigen Berg etwa ein Drittel unter seiner Höhe. Ungefähr 5 Minuten entfernt zieht sich seitlich ein tiefses Tal hin, das mit seinem herrlichen Urwald uns während unseres Aufenthaltes in Citeaur in seinen Augenblicken recht angenehme Erholung bot. Um den E. B. geschart, der wie ein Bruder unter Brüdern mit uns verkehrte, verbrachten wir hier kostbare halbe Stunden. Durch das Tal stürmt ein Wildbach über Felsen und Steinblöcke dem Umfomaas zu, der in der Ebene mächtig rauschend zwischen hohen Bergen durchzwängt. Wohin das Auge reicht, überall Berge, nichts als Berge in den absonderlichsten Gestalten. Wer also für Naturschönheiten schwärmt, möge unserem Citeaur kommen! —

Die Freistunden des Sonntagsvormittag waren dem E. B. notwendigen Besprechungen mit den Angehörigen der beiden Gemeinden gewidmet und der Beilegung der eingelaufenen großen Korrespondenz. Im Laufe des Nachmittags traf P. Hieronymus von Revelaer mit 20 Buben und Mädchen ein, die hier gesirmt werden sollten. P. Sixtus kam bald nach mit 30 Sänger und Sängerinnen von Rei-

jang. Bis nach vollendeter Benediktion war die Kirche ganz leer; die Christen hatten alle außerhalb derselben Aufstellung genommen und auch ein großer Trupp Heiden hatte sich eingefunden, die voll Staunen und Scheu den Zeremonien folgten. — Als der E. B. mit seiner Assistenz, P. P. Jvo und Ildesonds, in die Sakristei zurückzog, um die Paramente zum Pontifikalamt anzulegen, wurde der Altar hergerichtet, und die Kirche war im Nu voll, Kopf an Kopf. Der Reichenauer Kirchenchor sang unter der Leitung des P. Sixtus eine mehrstimmige Messe recht gut, wie denn überhaupt der Gesang der Reichenauer das Fest sehr verschönerte. P. Hieronymus, ein bewährter Organist, übernahm die Begleitung des Gesanges auf dem Harmonium. Die Ehrw. Br. Rivard und Alban wurden Stab- und Mitraträger, Br. Br. Paulinus und Christophorus hielten bei dem vielen Volk die Ordensharmonium. Die Br. Br. Rivard und Alban Reichenau verstärkten mit ihren Stentor-Stimmen im Chor des Basses Grundgewalt. — Nach dem Amt hielt P. Jvo mit weithin schallender Stimme eine eindringliche Predigt an die Christen über den geistigen



Missionsstation Citeaur. (Aus der Jubiläumsschrift.)

genau an, um am nächsten Tag den musikalischen Teil der Feier zu übernehmen. Zuletzt kam P. Jvo von Clairvaux. Er brachte über 100 Mannen mit, welche getauft oder gesirmt werden sollten. Die Beilegung all dieser vielen Gäste war ausgezeichnet. Am abends 8 Uhr auf die Veranda des Bräutigams trat, wurde ich tief bewegt. Vom Heuboden des Hauses her, wo Männer und Knaben eine sanfte Unterhaltung gefunden haben und aus den verschiedenen Höfen, wo der harte Boden das Bett der Mädchen und Frauen war, drang das kräftig und andächtig gesprochene Abendgebet durch die Stille der Nacht an mein Ohr. „Schlaft wohl, ihr Kinder, unter dem Schutze eurer hl. Engel.“ —

Morgens 3½ Uhr begannen wir Priester mit der Vorbereitung des hl. Opfers, und bei jeder hl. Messe wurde das Kirchlein zum Erdrücken voll. Um 7 Uhr be- suchte der E. B. mit Erteilung der hl. Taufe nach dem Ritus für Erwachsene unter Assistenz des P. P. Jvo und Ildesonds vor und in der alten Kapelle. — Nach einer kleinen Pause legte E. B. die kirchlichen Paramente an und gegen 9 Uhr setzte sich der feierliche Zug zum Rektorat nach der neuen Kirche in Bewegung und begann deren feierliche Benediktion ihren An-

Tempelbau im eigenen Herzen und beschwor die anwesenden Heiden, ihrem Aberglauben zu entsagen und einzutreten in die wahre Kirche, wo allein sie glücklich würden für Zeit und Ewigkeit. Möchten doch die eindringlichen Worte des Festpredigers in den Herzen seiner Zuhörer reichlichste Früchte hervorbringen auf die Fürbitte unseres hl. Ordensstifters Robert, dem die neue Kirche in Citeaur geweiht ist! — Nach der Predigt spendete der E. B. noch ungefähr 100 Gläubigen die heilige Firmung. Gegen 12 Uhr war Ende der Feierlichkeit für den Vormittag.

Nachmittags 2½ Uhr fand Wiedererrichtung des hl. Kreuzweges durch den Hochwürdigsten Abt statt unter strenger Befolgung der Vorschriften des römischen Ritual. Daran schloß sich der sakramentale Segen mit Te Deum. — Abends bei anbrechender Dunkelheit boten die Kinder dem E. B. noch eine Ueberraschung: Sie bildeten einen weiten Kreis und nun stimmten sie eines ihrer kassischen Lieder an, klatschten taktmäßig in die Hände und aus ihrer Mitte tanzte eines in den Kreis, um nach einigen Minuten von einem andern abgelöst zu werden. Die Bewirtung der schwarzen Krausköpfe war vorzüglich gewesen und da sie jetzt das Tanzbein auch noch ein wenig schwingen d. h. die Erde im Rhythmus stampfen

konnten, waren sie vollauf befriedigt. Der E. B. ließ zum Schlusse durch den P. Idesjonds seine Freude über ihr gutes Betragen aussprechen, sie zur Beharrlichkeit im Guten ermahnen und erteilte ihnen seinen Segen. Bald hörten wir das Abendgebet überallher ertönen. Dann war alles still und ruhte aus von den Anstrengungen des Tages.

Dienstag morgens schieden wir vom trauten Citcaux. E. B. Administrator fuhr nach Clairvaux zu einer kurzen Visitation. Ich selbst ritt mit P. Hieronymus über Revelaer nach der Eisenbahnstation Donny-Brood. Mein sehr lieber Konfrater und eifriger Missionär führte mich bei dieser Gelegenheit einen „Abschneider“, der aber viel länger war als der Ritt auf der Chaussee. Es reut mich das aber nicht. Denn so hatte ich Gelegenheit, die mühevollen Wege seiner sehr beschwerlichen Mission ein bischen kennen zu lernen.

Ein Schlangenabenteuer.

Von Schw. Edeltrudis.

Lourdes. — Manchem Leser oder mancher Leserin läuft es wohl eiskalt über den Rücken, wenn sie von Schlangen auch nur reden hören. Wir in Südafrika sind mit diesen Tierchen etwas vertrauter, denn so wohl das Mutterhaus Mariannhill, wie alle unsere Stationen sind mit Schlangen mannigfacher Art überreich gesegnet. Da gibt es, um in der Kaffersprache zu reden, Nobiga, Puzamanzi, Zbululu, Inhlangu, Zmamba und viele andere.

Ich selbst hatte es jüngst in meiner Tageschule Dumitja mit einer Inhlangu zu tun. Das war nämlich so: Das hl. Osterfest war vor der Tür, und mehrere meiner Schüler hatten sich dabei auf ihre erste heilige Beichte vorzubereiten. Für gewöhnlich erteile ich solche Extra-Katechesen nach dem gemeinsamen Schulunterricht; an jenem Tage aber sollte ich bald heim nach der Missionsstation Lourdes, deshalb gab ich meinen Schülern eine stille Beschäftigung im Schullokale, die Erstbeichtenden aber nahm ich mit heraus ins Freie, wo wir zusammen auf einer an die Mauer angelehnten Bank Platz nahmen und in aller Ruhe den Beichtunterricht recapitulierten.

Wie ich nun so mitten im Erklären und Unterrichten bin, verspüre ich plötzlich am rechten Fuß ganz eigentümliches Gefühl. Unwillkürlich schlaube ich den Fuß nach vorn, und da liegt nun ein Schritt vor mir eine äußerst giftige Inhlangu! Ich blieb ruhig liegen, wo sie war, denn sie hatte die Arbeit schon getan. Ich hatte nämlich einen Biss in der Fuß erhalten. Glücklicherweise trug ich aber jenem Tage recht dicke, große Strümpfe, sodaß weiter keinen Schaden nahm. Im Strumpf war runder, nasser Fleck, wahrscheinlich verursacht durch das Gift, das sie hier ausgespritzt hatte.

Die Mädchen standen sprachlos da vor Schreck. Ich rief daher die Knaben herbei, welche dem häßlichen Reptil bald den Garauß machten.

Da mich der Fuß heftig brannte, fürchtete ich anfangs doch, die Schlange möchte mich gefährlich bijßen haben. Die Kinder aber beruhigten mich. „Schwester“, sagten sie, „hätte Dich die Schlange den Fuß gebissen, so wäre das ganze Bein so arg aufgeschwollen. Hab' also keine Furcht; es Dir nichts geschehen!“ — Die Erwachsenen aber, von der Sache hörten, konnten die Amasotiji (Strümpfe ihrer Lehrerin nicht genug rühmen; „ohne sie“, wie sie holten sie, „wäre jetzt die Schwester eine Leiche.“

Die Geschichte bot übrigens einem Kaffer M. mir ein drastisches Märchen zu erzählen: „In einem Tale“, so begann er, „herrschte eine überaus große Zmamba, die lange Zeit hindurch der Schrecken der ganzen Umgegend war. Schon viele Menschen waren ihr zum Opfer gefallen. Wiederholt scharten sich Männer zusammen, sie zu töten, allein sobald das schreckliche Tier sich zeigte, ergriffen alle feigherzig die Flucht. Zuletzt wurde ein hoher Preis für denjenigen ausgesetzt, der die Schlange töten würde.

Ein Weiß wollte den Preis gewinnen. Sie setzte mit dem Umstand, daß die Zmamba ihr Blut auf den Kopf zu stechen pflegt und kochte daher isijane einen Brei aus Kürbis und Maismehl, legte sich in das Grasbauschchen auf den Kopf und trug sodann das siedend-heiße Essen dem berühmten Tale zu. Nicht lange, da kam die Schlange, schwingt sich auf den Kopf des Weibes, kommt aber dabei in den kochenden Brei und verbrennt sich so elendiglich, daß sie sich wenige Augenblicke darauf sterbend am Boden wälzt! — Man sieht, die Kaffern verstehen auch das Jägerlatein.



Missionsstation Maria Katschik. (Aus der Jubiläumsschrift.)

Herr, gib mir Menschenseelen!

Von P. Florian, O. C. R.

M. Matsch. — „Domine, da mihi animas, Herr, gib mir Menschenseelen“, dieser bekannte Ruf der heil. Schrift entsteigt gar oft der Brust des Missionärs. Er war auch mein Lösungswort, als ich vor einigen Jahren als neugeweihter Priester in die eigentliche Mission eingeführt wurde. Mein erstes Arbeitsfeld war Mariannhill, wo ich dem P. Missionär in der Pastoration der großen, weitverzweigten Kaffern-Gemeinde als Gehilfe beigegeben wurde.

An Arbeit fehlte es mir gottlob nicht, und zur Belebung meines Erstlingsseifers, der am liebsten alle Ecken der ganzen weiten Umgebung auf einmal

Bald darauf wurde ich zu einem kranken Knaben gerufen. Er war schon getauft, litt ebenfalls an Schwindelsucht, doch dachte niemand an eine unmittelbare Gefahr. Der Kleine jedoch bekundete ein überaus großes Verlangen nach der hl. Beichte und der letzten Delung. Ich willfahrte seiner Bitte, spendete ihm beide hl. Sakramente und den Sterbeablaß dazu. Beim Abschied fragte ich ihn, ob er große Schmerzen leide. „O nein, Baba“, sagte er, „ich habe gar keine Schmerzen und mein Herz ist voll Freude, daß ich nun gebeichtet und so viele und große Gnaden bekommen habe.“ Tatsächlich konnte man ihm die Freude und das innere, übernatürliche Glück vom Gesicht ablesen.

Ich trat also den Rückweg an. Doch kaum war ich etwa 20 Minuten vom Kraal entfernt, da kam mir



Die Riksha in Durban. eine Nachahmung der japanischen Jiriksha.

Den Droschkenverkehr in Durban ersetzen (neben der elektrischen Straßenbahn) zu einem großen Teil phantastisch gekleidete, mit Hörnern verzierte, stark gebaute Zululaffern, welche die leichten, zweiplätigen Wagen gegen mächtige, feste Lagen selbst ziehen.

befehl hätte, schenkte mir der liebe Gott wenigstens zeitweilig die eine oder andere Seele. Ich will aus vielen Beispielen nur ein paar Fälle herausgreifen:

Eines Tages ritt ich an einem Kraal vorbei, in dessen Nähe ein großer starker Bursche von etwa 25 Jahren lag. Er litt offenbar an Schwindelsucht. Ich stieg ab, ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein und lenkte die Rede zuletzt auf Gott und die Bekehrung zum wahren Glauben. Der junge Mann zeigte sich in allem sehr gelehrt und erklärte sich bald bereit, die hl. Taufe zu empfangen. Tags darauf nahm ich die heilige Handlung in aller Frühe vor, wobei ich ihm den Namen Joseph gab, und wenige Tage später entschlief der junge Mann selig im Herrn. Er starb in der Taufschuld und kann nun die ganze Ewigkeit hindurch Gott und seinen hl. Namenspatron für diese größte aller Gnaden danken.

eine Frau nachgerannt mit den Worten: „Moi ist schon tot. Er ist lächelnd gestorben und liegt nun so ruhig und friedlich da, als ob er schläfe!“

Drei Monate nach meiner Priesterweihe sandten mich meine Obern als Missionär nach der neugegründeten Station Maris-Stella. Auch hier zeigte Gott seine Liebe und Barmherzigkeit gegen die armen Heiden oft in ganz auffälliger Weise. Eines Tages führte mich die göttliche Vorsehung zum Kraal eines heidnischen Doktors. Hier saßen zwei Kranke am Boden und ergaben sich in stiller Resignation in ihr trauriges Schicksal; denn es ist oft nichts Kleines, all' die Torturen einer altheidnischen, echt kaffrischen Kur über sich ergehen zu lassen.

Der eine Patient, ein Knabe von etwa 10 Jahren, war schwindelhaft im höchsten Grad, der zweite ein Mann, der 30 Jahre zählen mochte, litt ebenfalls

an Auszehrung. Was konnte unter solchen Umständen menschliches Wissen und Kurieren da noch helfen? Der alte Doktor, mit dem ich mich in ein Gespräch einließ, gestand mir auch ganz offen, da sei jede Kur umsonst, er habe alle seine Medizinen angewandt, doch ohne Erfolg. Uebrigens fügte er zu seiner Entschuldigung bei: „Der Nkulunkulu (Gott) will einfach nicht, daß sie gesund werden; was kann ich da also machen?“

Gut, wußte er kein Mittel für den Leib, so hatte ich ein untrügliches für die Seele. Vor allem wollte ich den totkranken Knaben gewinnen, dessen Mutter ebenfalls anwesend war. „Mutter“, sagte ich, „ich hab' eine Medizin, dein Kind zu retten. Körperlich kann ich ihm allerdings nicht helfen, — das kann kein Doktor der ganzen Welt, — doch seine Seele kann ich glücklich machen für die ganze Ewigkeit. Und dieses Mittel ist die hl. Taufe, durch die dein Knabe zum Kinde Gottes wird und zum Erben des Himmels. Erlaubst du mir, daß ich ihm dieselbe spende?“

Das Weib war eine Heidin, dennoch verstand sie mich gar wohl, denn sie hatte von den vielen Christen, die ringsherum wohnen, schon viel von den christlichen Wahrheiten vernommen. Uebrigens erklärte sie sich in der Frage für nicht kompetent; der Vater des Knaben sei nicht da, erwiderte sie, und sie könne daher die Erlaubnis zur Taufe nicht geben. Vorläufig war also da nichts zu machen, doch am nächsten Tag ritt ich abermals zu des Doktors Kraal. Allein der Knabe war fort. Die Mutter hatte ihn, als sie merkte, daß der „Römling“ in Sicht sei, mit nach Hause genommen.

Ich ließ mir ihren Kraal zeigen und ritt schnell hin. Hier fand ich sie nun alle beisammen: die Mutter, das sterbenskranke Kind und auch den Vater. Zu meiner nicht geringen Freude war letzterer rasch für die Sache gewonnen, zumal da der Knabe selbst dringend um die hl. Taufe bat. Nun konnte auch die Mutter nicht mehr länger widerstehen, und so taufte ich den Knaben, nachdem ich ihn noch etwas unterrichtet hatte, auf den Namen Alois. O wie glücklich lag nun der Kleine auf seiner ärmlichen Matte am Boden, die helle Freude strahlte ihm aus den großen, schwarzen Augen!

Drei Tage später begrub ich meinen lieben Täufling mitten im afrikanischen Urwald. Die Eltern fürchteten nämlich, heidnische Zauberer möchten kommen und die Leiche heimlich ausgraben, wenn sie das Grab wüßten, darum ließen sie das Kind ganz im Stillen hier begraben. Da harren also die sterblichen Ueberreste meines guten Moisius der seligen Auferstehung.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Blumen- und Kinderwelt.

Von Schw. Engelberta.

(Fortsetzung.)

Ezenstochau. — Steigen wir nun von dem Feldplateau und dem an seinem Fuße gelegenen Kindergarten mit seinen lieben Alpenröschen herab ins stille Tal. Hier blüht am Bachesrand ein zartes Blümchen, das ganz allerliebste zu unseren Röschen paßt, ich meine das Vergißmeinnicht.

Es führt dies Blümlein mit seinen kleinen, himmelblauen Blüten und den goldenen Sternchen dazwischen seine eigene Sprache. O, daß wir es doch immer recht verständen! Es scheint nur einen Gedanken zu haben, nur ein Wort, und dieses lautet: „Dank, Dank, Dank! Der liebe Gott hat mich so schön gekleidet,

gab mir des Himmels Blau und seiner Sterne Glanz dazu; das will ich nie vergessen! — Er nähert mich mit der Erde Saft und tränket mich mit Himmelsstau, daß will ich nie vergessen! — Ueber mir sich hoch der blaue Himmel wölbt, und halten Nachts die Sternlein wach, das will ich nie vergessen!“

Erst wenige Monate sind es her, da kam in unsere Missionschule ein kleines, etwa 7jähriges Mädchen geeilt. Die Eltern nannten es Mtobi (Liebling), sein (protestantischer) Taufname ist Sara. Das ist nun ein liebes, treues Vergißmeinnicht; denn sein ganzes Herzchen ist voll von Dank, und was man ihm nur Gutes tut, es kann es nie vergessen.

Schon gegen Vater und Mutter, daheim im elterlichen Kraal, war es ein liebes gutes Kind, wußte schon sein Name Mtobi bürgt; seitdem sie aber in der Schule ist, weicht sie kaum mehr von der Seite ihrer treuen Lehrerin, der Schwester Domitilla. Wenn Sara etwas bekommt, und sei es nur ein Stücklein trockenes Maisbrot, dann leuchten ihre Augen und ein über das anderemal stammelt sie ein recht herzliches: „Nkulunkulu akubuyisele, der große Gott möge es dir vergelten!“ — Jüngst kam ihre Mutter hieher, um ihr Töchterchen, Mtobi, den unvergeßlichen Liebling, zu besuchen; da sagte das gute Kind: „Mutter, danke doch für mich bei der Schwester, denn ich kann dir gar nicht sagen, was sie mir schon Gutes getan hat!“ O, wie gut sind doch hier diese Väter, Brüder und Schwestern! Ich werde ihnen aber danken njalo, njalo, ngize ngizile (immer, immer, bis zum Tode!)

Ein anderes überaus treues Vergißmeinnicht ist unsere bald 12jährige Greti, welche viele unserer Leser von früheren Berichten her schon kennen. Allerdings hat sie auch allen Grund, recht dankbar zu sein. Schon als zartes Kind von 14 Monaten ward sie von der sterbenden Mutter der Obhut der Schwestern übergeben. Der Vater war in der Stadt, um Arbeit zu suchen, und so kannte Greti jahrelang kein anderes Heim, als die Missionschule. Erst seit 2½ Jahren ist ihr Vater wieder verheiratet, und seit dieser Zeit weiß Greti nur während der Schulzeit auf der Station, dann aber geht sie heim zu Vater und Mutter und zum kleinen, schwarzen Brüderchen, das inzwischen gekommen.

Sie ist ein schlankes, hoch aufgeschossenes Kind, sehr talentiert und für ihre Jahre auffallend ernst. Zu uns Schwestern hat sie ein überaus treues, anhängliches Herz. Als mich vor einiger Zeit ein paar der älteren Schulkinder durch ihr leichtfertiges Benehmen betrübten und ich daher etwas ernst und traurig dazwisch sah, tat dies der kleinen Greti so wehe, daß ihr sofort die Tränen in die Augen traten. Enttäuscht stand sie auf und machte weinend den Mädchen Vorwürfe, daß sie ihre gute Lehrerin betrübten und vor Kummer und Leid ganz krank machten. Nun, so schlimm war es gerade nicht, allein ich wunderte mich doch höchlich über den Mut und die Treue dieses Kindes.

Ihr elterliches Haus liegt im Christendorf, etwa eine Viertelstunde von der Station entfernt. Auf dem Wege dorthin betet sie fast regelmäßig den Rosenkranz. Als ich sie einmal fragte, für wen sie denn bete, erwiderte sie: „Das erste Gesegchen bete ich für den umkundisi (Missionär) — für beide setzte sie schnell ergänzend zu, — das zweite für dich und Schwester Koletta, das dritte und vierte für Vater und Mutter, und das fünfte fürs kleine Brüderchen.“

„Und das Mütterchen im Himmel oben?“ fragte ich anscheinend erstaunt. „Wie, Greti, hast du deine selbige Mutter ganz vergessen?“

Da perlten sogleich ein paar Tränen aus ihren großen schwarzen Augen, denn sie weint fast jedesmal, wenn ich von ihrer verstorbenen Mutter rede. Dann aber fügte sie rasch bei: „D nein, für die Mutter selbige bete ich ja jeden Sonntag aus meinem Gebetbüchlein!“ — Gretis größte Freude ist es, wenn ich ihr von der frommen Mutter erzähle, die so brav und bescheiden gewesen war, so viel in die Kirche ging und gottes anempfohl. In solchen Augenblicken sagt sie dann nicht selten: „Ich werde aber mein Brüderchen auch schön beten und danken lehren, ngoba imbi inhli-ziyo engabongiyo, es ist etwas Häßliches um ein undantbares Herz!“

Doch sieh: was steht denn da für eine schöne, stolze und schillernde Blume? Wie eine Königin, stolz erhobenen Hauptes, trägt sie ihr golden- und purpurfarbiges Gewand und zieht unwillkürlich aller Augen auf sich. Es ist die Tulpe in ihrem bunten, schillernen Farbenspiel; sie ist stolz und schön, doch die Hauptsache fehlt ihr: der zarte, erquickende Duft.

Und so kenne ich unter den hiesigen schwarzen Schulmädchen auch so ein schönes, hochaufgerichtetes Ding mit auffallend heller Gesichtsfarbe und stolzem selbstbewußtem Benehmen. Es ist das jüngste Töchterlein des ehemaligen Groß-Chief Matshingane. Ihr Wille ist hart und unbeugsam; nur durch Milde und Sanftmut läßt sie sich einigermaßen leiten; doch scheint sie mit den zunehmenden Jahren etwas leutsamer und gefügiger werden zu wollen.

Einen gar empfindlichen Stoß erlitt ihr törichter Stolz, als sie im letzten Frühling bei der Auswahl der Erstkommunikanten übergangen wurde. Für den ersten Moment ertrug sie diese Zurücksetzung anscheinend kalt und gleichgiltig. In Wirklichkeit war sie nur zu stolz, ihren Schmerz nach außen kundzugeben. Nur einmal warf sie sich in jählings ausbrechendem Weh ins hohe Gras und weinte überlaut.

Es kam die Zeit der nächsten Vorbereitung auf die hl. Kommunion. Unsere stolze Schöne war auf einmal merkwürdig still, friedlich und gehorsam; auch schien sie ihre Ausschießung noch immer ziemlich ruhig und gelassen zu ertragen. Doch als am nächsten Tag ihre Altersgenossinnen im weißen Kleid und schmucken Kränzchen dem Tische des Herrn sich nahen, und als sie nachher den wunderbaren Frieden sah, der auf allen ruhte und die frommen Lieder hörte, die sie bis zum Abend sangen, — da war es mit ihrem Stolz und ihrer erheuchelten Ruhe aus. Im Uebermaße ihres Schmerzes fing sie laut zu weinen und zu schluchzen an und fragte beständig nach dem Grunde ihrer Zurücksetzung.

Der nächste Morgen brachte sie wieder zur Besinnung, ja, sie hat sogar ihre Mitschülerinnen um Verzeihung, weil sie an ihrem Ehrentage durch ihr Weinen und Klagen eine solche Störung verursacht habe. — Verwundert blickten sie alle an, denn es war noch nie vorgekommen, daß die stolze Königs-Tochter aus freien Stücken Abbitte geleistet hätte. Es scheint also doch noch ein guter, gesunder Kern in dem merkwürdigen Kinde zu stecken.

Offenbar hat sie ihr stolzes Wesen und ihren harten, unbeugsamen Sinn von ihren heidnischen El-

tern geerbt. Ihr Vater Matshingane war ein stolzer Mann, und ihre junge, unter den Kaffern als seltene Schönheit geltende Mutter war es noch viel mehr. Der Vater war dem Christentum keineswegs abgeneigt, eine zeitlang kam er sogar ziemlich fleißig zum christlichen Unterricht und Gottesdienste, und wehrte es seinen Kindern nicht, die Missionschule zu besuchen. Leider hielt ihn sein stolzer Sinn zurück, den vollen entscheidenden Schritt zu tun; er wurde nicht Christ. Als es aber mit ihm zum Sterben kam, da lag er mitten in einer heidnischen Umgebung in seiner Hütte. Seine dringenden Bitten, ihm einen katholischen Priester zu holen, blieben unerhört. Da erhob der arme Mann in seiner Todesangst die Hände auf, fing laut zu beten an und forderte auch die anderen auf, ihm beten zu helfen. So starb er schließlich dahin und wir haben allen Grund zu hoffen, daß ihm der Herr noch gnädig gewesen sei.

Anderseits die Mutter; sie wollte in ihrem harten, stolzen Sinn nie etwas vom Christentum wissen; die besten und eindringlichsten Mahnungen des P. Missionärs fanden bei der durchaus weltlich gesinnten, hochfahrenden Frau kein Gehör. Eines Tages fand man die Aermste in ihrer Hütte vom Blitz erschlagen! —

Der Sonntag.

Der Sonntag ist gekommen,
Ein Sträuchchen auf dem Hut;
Sein Aug' ist mild und heiter,
Er meint's mit allen gut.

Er steigt auf die Berge,
Er wandelt durch das Tal,
Er ladet zum Gebete,
Die Menschen allzumal.

Und wie in schönen Kleidern
Nun prangt jung und alt,
Hat er für sie geschmückt
Die Flur und auch den Wald.

Und wie er allen Freude
Und Frieden bringt und Ruh' —
So ruf' auch Du nun jedem
„Gott grüß' Dich!“ freundlich zu.

Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Abonnements-Einladung für das Vergiftmeinnicht 1908.

An alle „Missionsfreunde“ die herzlichste Bitte, recht eifrig für die Verbreitung des „Vergiftmeinnicht“ tätig zu sein. Wenn jeder Abonnent nur einen neuen Abonnenten gewinnen würde, könnten wir die Auflage des Vergiftmeinnicht verdoppeln. Soweit gehen nun unsere Hoffnungen nicht, wohl aber rechnen wir zuverlässig darauf, daß nicht nur die alten Abonnenten uns treu bleiben, sondern auch alle nach ihren Kräften bemüht sein werden, in befreundeten Kreisen das Blatt zu empfehlen. Handelt es sich doch um nichts weniger als um die Rettung vieler unsterblicher Seelen und um die Ausbreitung des wahren Glaubens bei den noch heidnischen wilden Kaffern. (Siehe Prämienliste in der Dez.-No.)

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

(Fortsetzung.)

Vom „Plazet“.

Jetzt erweckt in Bayern ein kirchlicher Streit über das Plazet das allgemeine Interesse. Da diese Frage auch für andere katholische Länder brennend werden kann, wollen wir den Lesern des „Bergisch-meinlich“ einiges über das „Plazet“ mitteilen. Wir folgen dabei dem „Modernes ABC“ des Jesuiten Brors. —

Die modernen Staatsrechtslehrer und Knebler der Kirche sagen:

Wie will sich eine Staatsregierung gegen die Uebergrieffe Roms und seiner Priester schützen ohne Plazet? Der Staat ist sich selbst der Nächste.

Darauf ist zu antworten:

Rom hat sich z. B. in Deutschland keine Uebergrieffe erlaubt, wohl aber der Staat gegenüber den Katholiken in Deutschland. Wir drehen also den Spieß um und sagen: Die Kirche ist sich selbst die Nächste, sie muß sich wehren gegen die Uebergrieffe des modernen Staates.

Ein Uebergrieff des Staates ist auch das Placetum regium. (Die königliche Zustimmung).

Die griechischen Kaiser des 4. und 5. Jahrhunderts griffen gewaltig ein in die innere Regierung der Kirche, die deutschen Kaiser namentlich im 12. und 13. Jahrhundert folgten ihrem Beispiele. Damals handelte es sich vor allem um die Ernennung der Bischöfe. Besonders in den neueren Zeiten bildete sich das System des königlichen Plazes in gefährlicher Weise aus. In verschiedenen Ländern darf kein Erlass des Papstes oder der Bischöfe dem Volke mitgeteilt werden ohne landesherrliche Genehmigung. Damit ist die Freiheit der Kirche unterdrückt.

Das Plazet ist ein Eingriff in die kirchlichen Angelegenheiten ebenso schlimm, wie wenn die Kirche eingriffe in die rein weltlichen Angelegenheiten eines Staates. Welch' ein Geschrei würde entstehen, wenn die Kirche beanspruchen würde: kein Erlass des Königs oder eines Ministers darf ohne Genehmigung der kirchlichen Behörde publiziert werden! Genau so aber verhält es sich mit dem Plazet.

Papst Leo XIII. erklärte 29. 6. 1881. „Sie (die Kirche Christi) anerkennt und erklärt, daß die weltlichen Dinge der Staatsgewalt unterstehen und diese auf ihrem Gebiete souverän ist“ (d. h. keine irdische Gewalt über sich hat.) Es ist nicht Sache der Kirche, die Staatsbeamten einzusetzen und abzugeben, Staatsgesetze zu erlassen, Polizeimaßregeln zu treffen, das Militärwesen zu organisieren, sich in rein politische Dinge zu mischen — so lange dadurch Gottes Gebote nicht verletzt werden.

Andererseits ist es durchaus nicht Sache der Staaten, den Papst zu wählen, Bischöfe oder Pfarrer zu ernennen, in rein geistliche Dinge sich zu mischen etwa durch Bestimmungen über das Messelesen, Spendung der Sakramente, Predigt (Kanzelparagraph), kirchliche Vollmachten.

Auf dem rein geistlichen Gebiet ist die Kirche souverän und kein Staat hat das Recht, darein zu reden. Und so ist auch das Plazet ein Uebergrieff des Staates in das rein geistliche Gebiet und darum ein Uebel.

Es gibt ein Grenzgebiet, sogenannte „gemischte“ Angelegenheiten, die kirchlich und weltlich sind (z. B. Schule, Ehe und Begräbniswesen). Hier ist, wie Leo XIII. jagt, der beste Weg das gegenseitige Uebereinkommen. Werden sie nicht einig, so entscheidet die Kirche, weil sie zwar nicht über dem Staate, aber höher als der Staat steht. Sie hat zum Zweck das ewige Heil des Menschen, der Staat nur das irdische Wohl der Gesellschaft. In allen strittigen Sachen geht das ewige Wohl dem zeitlichen voraus.

Insofern hat die Kirche die Macht, diejenigen Verordnungen des Staates als nichtig zu erklären, welche das sittliche und religiöse Interesse der Menschen verletzen. Die Kirche muß sorgen, daß ihre Untergebenen nicht Schaden an der Seele leiden durch die Anordnungen der weltlichen Gewalt.

Wer anerkennt, daß die katholische Kirche die von Christus gestiftete einzig wahre Kirche ist, daß sie von Gott ausgerüstet worden ist mit aller Gewalt für die Heiligung des Menschen, d. h. der Katholik, findet diese Lehre ganz selbstverständlich. Wer keinen Gott oder Christus anerkennt, wer die katholische Kirche nicht als die Kirche Christi ansehen will, wird unsere Lehre verwerfen — aber mit Unrecht. Denn



[An die Kette geschlossene Suaheli-Gefangene in Tanga.

es gibt einen Gott, Christus ist unser Herr, und die katholische Kirche ist seine Kirche. Von katholischen Standpunkt aus ist das Plazet also zu verwerfen. Wenn es von Rom einmal gestattet würde, so könnte das nur sein, wenn Rom dazu gezwungen worden wäre, um größeres Uebel zu verhüten. Dann wäre das Plazet das kleinere Uebel, aber stets ein Uebel, und der Kirche gereicht es immer zum Schaden. Die Katholiken jedoch haben alsdann das Recht, und die Pflicht, auf gesetzmäßigem Wege die Abschaffung des Plazes zu erzwingen.

St. Josephsgärtchen.

Die Hirten bei der Krippe.

Der Sohn Gottes kam gleichsam wie ein Waisenkind zur Welt, er hatte als Mensch keinen Vater. „Wohin ziehst du, der hl. Josef ist da, und will Vater sein an ihm vertreten. Und mit welcher Freude nahm er dieses hohe, heilige Amt! Von dieser Stunde an lebte er nur mehr für Christus, den Herrn, und dessen heilige Mutter.

Während Maria und Josef voll Liebe und Dank in der Krippe ruhende Jesuskind anbeteten, verkündeten Engel der Welt seine gnadenreiche Geburt. Hier sie ließen die Reichen abseits bei ihrem Mammon und wandten sich an die guten, kindlich-frommen Hirten. „Wir verkünden euch eine große Freude“, sagten sie ihnen, „heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden. Und dies soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kindlein finden, das in Windeln eingewickelt ist und in der Krippe liegt.“ — Voll Freuden eilen nun die Hirten der Krippenhöhle zu, das Wunder zu schauen, das ihnen der Herr hatte verkünden lassen.

Der hl. Josef empfing sie am Eingang der Grotte, hatte voll Staunen ihren Bericht und führte sie so zum neugeborenen Heiland der Welt. Wer be-

gebeteten Kinde den gesegneten Nachkommen Abrahams und den Sohn Davids, der mit ruhmreichem Szepter über alle Nationen herrschen sollte ewiglich, und lobten nach dem Ausspruche der hl. Schrift insgesamt den Herrn, der sich gewürdigt hatte, sein Volk heimzusuchen und die größte aller Verheißungen in Erfüllung gehen zu lassen.

Wer wäre wohl besser geeignet gewesen, die Dankbarkeit Israels auszudrücken, als diese Hirten? War



Böhm's Kunstverlag München.

Des Kindleins Weihnachtstraum.



Böhm's Kunstverlag München.

hl. Agnes.

dieses Kind nach dem Ausspruch des Propheten der Gott der Armen und Niedrigen, und der Trost der Betrübten und Verlassenen?

Voll Freude und Bewunderung kehrten die guten Hirten sodann zurück und erzählten überall, was sie gesehen und gehört hatten. Die Kunde davon verbreitete sich rasch in Bethlehem und der ganzen Umgegend. Von allen Seiten kamen einzelne fromme Leute herbei, und Josef mußte sie in den seltsamen Palast des Königs aller Könige einführen. Sie nahmen keinen Anstoß an der Armut, die ihnen da begegnete, denn sie gehörten zu denen, von welchen die Engel in der hl. Christnacht gesungen hatten: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

Die Macht frommer Bilder.

Hildebrand, ein tapferer Rittersmann, war von seinem Genossen, Bruno, schwer beleidigt worden. Da entbrannte der Zorn in seinem Herzen und er konnte den Tag nicht erwarten, blutige Rache an seinem Feinde zu nehmen. Schlaflos brachte er die Nacht zu, bei der Morgendämmerung aber gürtete er sein Schwert an die Seite und begab sich auf dem Weg zu seinem Widersacher.

Freut nun die Freude, das Erstaunen, die Andacht, Liebe und Ehrfurcht dieser frommen Hirten? Mit Maria und Josef waren sie schnell vertraut, denn sie sahen in ihnen arme, schlichte Leute, wie sie selber waren; der Anblick des Jesuskindes aber, den die Engel Christus und Herr genannt hatten, rief ihnen das majestätische Bild des Messias hervor, dessen Größe und Ruhm die Propheten so hoch gepriesen. Sie sahen in dem armen, auf Heu und Stroh

Da es aber noch fröhe war, trat er in eine Kapelle hart am Wege, setzte sich und schaute die Bilder an, die von der Morgenröte beleuchtet, an den Wänden hingen. Es waren der Bilder drei. Das erste stellte den Heiland im Spottgewande vor, und darunter stand geschrieben: „Er schalt nicht, da er gescholten ward.“ Das zweite stellte die Geißelung Jesu vor mit der Inschrift: „Er drohte nicht, da er litt.“ Das dritte Bild aber war die Kreuzigung und führte die Worte: „Vater, vergib ihnen!“

Als der Ritter dieses gelesen hatte, kniete er nieder und betete. —

Da er nun aus der Kapelle trat, begegneten ihm Knechte des Ritters Bruno und sprachen: „Unser Herr begehrt Euer, denn er liegt hart darnieder.“ — Als nun Hildebrand in den Saal trat, wo der Ritter lag, sprach Bruno: „Ach, vergib mir meine Unbild; ich habe dich schwer beleidigt!“

Da sagte der andere mit freundlichen Worten: „Mein Bruder, ich habe dir nichts zu vergeben in meinem Herzen.“ Und sie reichten einander die Hände, umarmten und trösteten sich und schieden in herzlichster Liebe. —

Siehe da die wunderbare Macht, die fromme Bilder auf empfängliche Herzen zu üben wissen.

Das Kind.

Im Kinde liegt der ganze Mensch mit seiner möglichen Zukunft an Glück und an Tugenden. Ich nenne das Kind die in der Blüte stehende Menschheit. Das ganze Leben liegt in der Kindheit wie die Frucht in der Blume. In den Kindern liegt die Hoffnung der großen menschlichen Familie. Die Kinder sind die Menschen der Zukunft.

Manche Blüte bringt allerdings keine Frucht, denn es kann geschehen, daß sie vertrocknet oder verwest, oder vom Gewittersturm zu Boden geweht wird; allein ohne Blüten könnten wir keine Früchte sammeln.

Die Kinder sind einfach und offenherzig; begegnet ihr ihnen mit Zuneigung, so hören sie euch gerne an. Wenn ihr sie liebt, so erwidern sie eure Liebe; erzählt ihr ihnen vom Reiche Gottes, so hören sie voll Begierde zu, und sprecht ihr zu ihnen vom Sohne Gottes, der auf die Erde gekommen, für uns Menschen in der Krippe gelegen und am Kreuze gestorben, so glauben sie euch gerne.

Das Kind ist noch unschuldig und deshalb gut und voll Liebe. Deshalb liebte auch Christus, der Herr, die Kinder, nahm sie auf seinen Schoß, segnete sie und stellte sie uns allen zum Beispiele auf.

Was nicht alles eine Mutter für ihre Kinder ist und tut.

Muttername.

Das Wort „Mutter“ leuchtet Allen so freundlich wie ein golden flimmerndes Sternlein vom blauen, mächtigen Himmelszelt. Der Name Mutter tönt durch das Haus des Friedens inmitten der glücklichen Kinderschar wie freundliches, harmonisches Glockengeläute. Dem Namen Mutter, den das Kindlein auf den Knien der Mutter sammelt, lauschen die Engel mit Entzücken. Der Name Mutter füllt des fernen Kindes Auge in der Fremde mit heißen Zähren und treibt sein heimwehfrankes Herz dem Elternhause zu. Der Name Mutter

ist wohl der letzte Trost des Sohnes, des jungen Helden, der, von tödtlicher Kugel getroffen, sein Haupt auf dem fernen Schlachtfelde zum Todesstätten niederlegt.

Der Name Mutter, aber als letztes Wort, erschallt das Haus mit unsäglichem Trauer, die Herzen der Eltern mit bitterem Weh, die um das Krankenbett bleichen Mutter stehen, deren brechendes Auge die letzten Male auf die Kleinen schaut, und deren Mund zuletzt noch haucht: „Lebt wohl, liebe Kinder!“

Der Name Mutter ist jene unwiderstehliche Kraft, die einzelne entartete, vom Gifte der Zeit in's Verderben geführte Kinder, Söhne und Töchter wieder auf den Weg der Tugend und des Heiles zurückgeführt hat. Man sollte meinen, der bloße Name Mutter sollte schon jeden Sohn und jede Tochter abhalten, den Eltern mit Undank und Trotz, Ungehorsam und rohem Benehmen zu begegnen.

Und doch sehen wir leider in unseren Tagen, denn je die Kinder sich so benehmen gegen ihre Eltern, als wären für sie die Namen Vater und Mutter ein spanisches Dorf. Kinder gibt es so viele, nicht erwachsene, welche den Namen Mutter ganz und vergessen haben, der Mutter nur bittere, kummervolle Tage bereiten, die Mutterhaare vor Kummer und Schmerz vor der Zeit bleichen und das gute Mutterherz zu früh brechen und in's Dunkel des Grabes hinabschaulen. Wer aber hat ihnen nächst Gott das Leben der Welt gegeben? Der Name Mutter sagt es uns. Und wer ist es, der die glücklichen Kinder, die spielen auf dem Schoße der Mutter sitzen und die ersten Worte sammeln, Gott, als den lieben Vater im Himmel, erst kennen lehrt? Schaut die Mutter an, ihr sagt es uns. Wer macht das erste Kreuzzeichen, die blühenden Vorköpfchen der Kinder, wer lehrt sie die ersten und schönsten Gebete, die Licht- und Gnadensterne in allen späteren dunklen Tagen und die tiefsten Trostengel in harten Leiden und Prüfungen? Die Mutter faltet zuerst die Händchen der Kleinen, Gebete, sie lenkt den Kindersinn zum Guten, sie ist die treue Wächterin der Jugend. Und wenn vielleicht oft wie Sirenen gesang die Versuchung die heranwachsende Jugend umschlingt, und die Schlangen der Blumen sie vom Pfad der Unschuld locken, was ruft sie oft noch rechtzeitig zurück? — Das Mutterwort.

Mutterliebe.

Doch nicht nur unzählige geistige, sondern auch leibliche Wohlthaten ohne Zahl ruft der Name Mutter uns ins Gedächtnis zurück; denn die Mutter ist in jeder Beziehung bei Tag und Nacht ein fortwährender Opfer ihres Herzensliebings. Die Mutter steht zehnmal des Nachts vom Bette auf und wacht sich den Schlaf, um den Liebling, der im Bette weint, zur Ruhe zu bringen, und sie wird niemals ungeduldig. Erkrankt eines ihrer Kinder, so bleibt Wochenlang in Kleidern und getraut sich kaum, Minuten zu ruhen, und sie klagt nicht über die schwere Last. Ich hörte vor wenigen Jahren neben mir eine Postwagen eine Mutter erzählen, daß sie in der Nacht jedesmal, wenn sie wegen des kranken Kindes aufstehen mußte, mit Kreide einen Strich an die Wand gemacht. Sie war aufgestanden in einer solchen Nacht — 36 Mal. O Mutterliebe, Mutterjorgen! Grenzen!

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

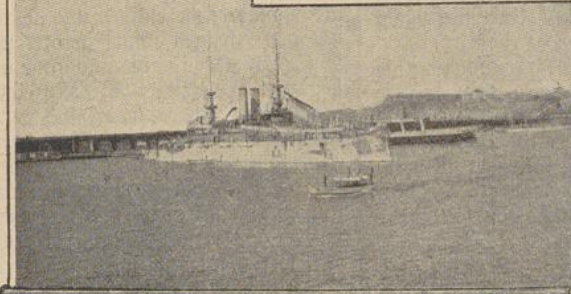
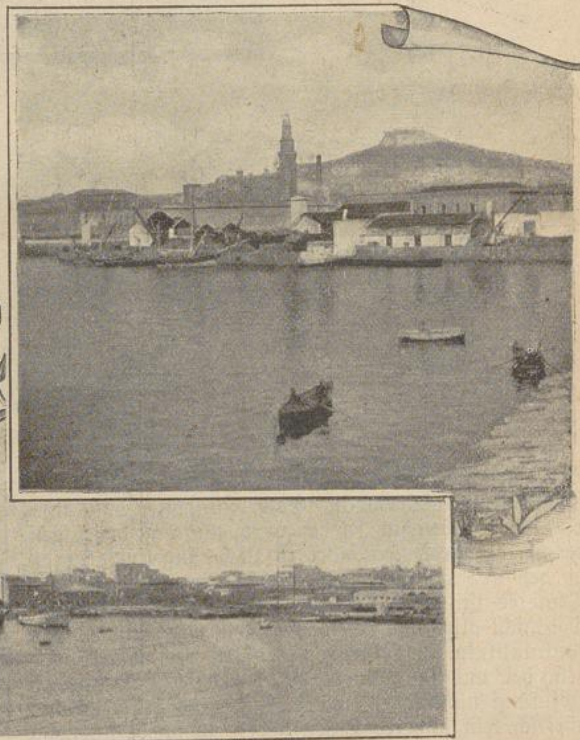
Neue Abonnenten können die bereits im verflossenen Jahre erschienenen Kapitel der Erzählung „Tschaka“ in Separatdruck von der Missionsvertretung gratis beziehen.

Einen vollen Tag hindurch blieben wir noch am gleichen Platze, da wir im stillen immer noch hofften, die Löwin würde wieder nach ihrer Höhle zurückkehren. Doch sie kam nicht. So rollten wir also am nächsten Morgen unsere Decken zusammen und machten uns traurigen Herzens wieder auf den Weg. Nada war so angegriffen, daß sie nur mit Mühe uns folgen konnte; doch nicht ein einziges Mal kam der Name Umschlopogaas über ihre Lippen. Sie schien denselben tief in ihr Herz verschlossen zu haben und ging schweigend mit. Auch ich schwieg, nur kam mir zuweilen unwillkürlich die Frage: Wie sollte ich einst den trefflichen Jungen nur deshalb vor dem Rachen des Löwen der Sulus gerettet haben, daß ihn jetzt eine wilde Löwin in die Berge trage und daselbst verschlinge? —

Endlich kamen wir bei dem Kraale an, wo mir die vom König befohlene Viehzählung vornehmen sollte. Hier mußte ich mich also von Nada und meinem Weibe trennen. Wir hatten einander, solange wir beobachtet wurden, nur feindliche Blicke zugeworfen, jetzt aber nahm ich sie beiseite, um von ihnen in herzlicher Weise Abschied zu nehmen, denn eine geheime Stimme sagte mir, daß ich sie nie mehr sehen würde, wie es in der Tat auch der Fall war. Nada hatte ich noch verschiedenes im Geheimen zu sagen. „Mein Kind“, sagte ich unter anderm zu ihr, „wir müssen jetzt scheiden und es ist ungewiß, ob wir uns jemals wieder sehen werden. Doch es muß nun einmal sein; das erfordert deine und deiner Mutter Sicherheit. Nada, du wirst nun bald im heiratsfähigen Alter stehen und wirst schöner sein als irgend eine Frau in unserm ganzen Volk. Viele angesehenen Männer werden wohl um deine Hand anhalten, und für mich wird es wohl kaum möglich sein, der Sitte unseres Landes gemäß die Wahl für dich zu treffen. Mein Rat ist nun der: Heirate, wenn nur irgendwie möglich, nur einen solchen Mann, den du auch lieben kannst. Ihn aber bleibe treu, denn nur so allein findet eine Frau ihr Glück.“

Bei diesen Worten ergriff das Mädchen meine Hand, blickte mir treuherzig ins Gesicht und sagte dann: „Vater, rede mir nicht vom Heiraten! Es gab nur einen, den ich liebte, und das war Umschlopogaas. Nachdem ich nun aber ihn infolge eines törichten Verlangens für immer verloren habe, will ich an keinen andern Mann mehr denken. Ich will allein sein im Leben und im Sterben. O könnte ich nur bald sterben; vielleicht könnte ich dann drüben jenen wieder finden, den ich allein liebe!“

„Nein, nein, mein Kind“, rief ich aus, „Umschlopogaas war ja dein Bruder, wie kannst du also



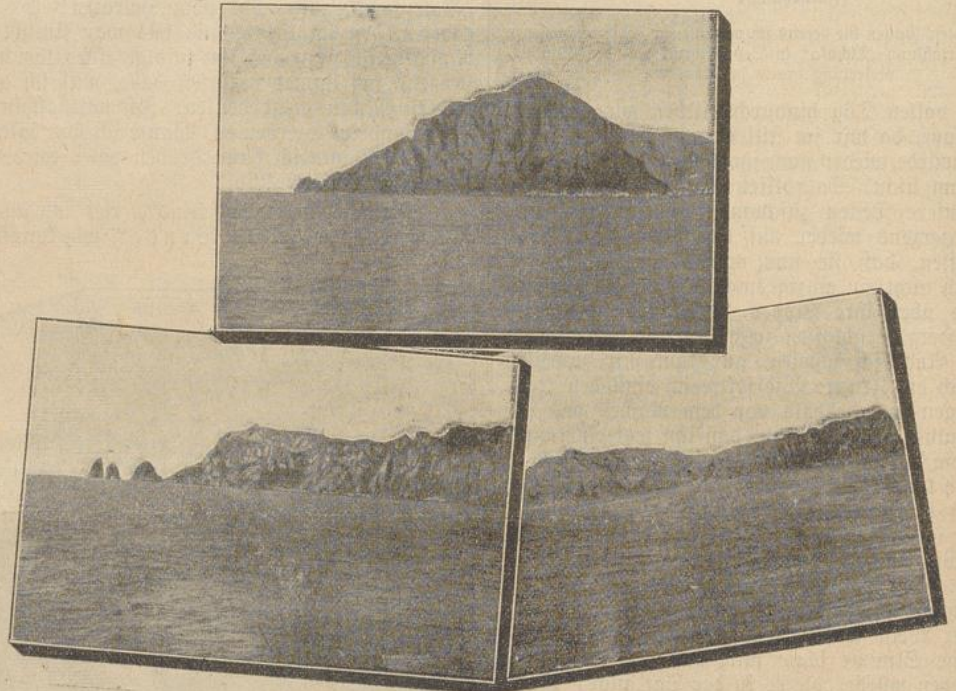
Ansichten des Hafens von Neapel und amerikanisches Kriegsschiff im Hafen von Neapel.

in dieser Weise von ihm reden?“ „Vater“, entgegnete sie, „ich weiß nichts davon. Ich sprach nur offen aus, was mir tief drinnen im Herzen eine geheime, aber untrügliche Stimme sagte. Ich habe Umschlopogaas bei Lebzeiten geliebt, ich werde ihn lieben für immer; und diese Liebe ist erlaubt.“

Ich konnte nicht umhin, mich höchlichst über diese Rede zu verwundern, denn ich allein wußte, daß Umschlopogaas nicht ihr Bruder war. Es ist doch etwas Sonderbares um die Sprache des Herzens. „Nun gut“, sagte ich, „Umschlopogaas ist tot, bewahre ihm immerhin ein dankbares Andenken, aber vergiß dabei auch nicht deines Vaters, der dich allezeit so sehr liebte. Sieh, Kind, die Welt ist wie eine dornenvolle Wüste; die Dornen sind begossen mit Blut, und wir gleichen Wanderern, die sich in einem dichten Nebel verirrt haben. Zuletzt aber wird alles ein Ende haben, der

Erstlingsfrüchte vorüber war. Es war damit eine große Jagomboco oder Herenjagd verbunden, doch wurden diesmal nur verhältnismäßig wenige getötet. In jenen Tagen zitterte ganz Sululand vor den Wahrsagern. Kein Mensch vermochte mehr in Frieden zu schlafen, denn keiner wußte, ob ihn nicht am nächsten Morgen schon ein Tsanusi „ausziehen“ und als angeblicher Zauberer zum sicheren Tode führen würde.

Eine Weile schwieg Tschaka zu diesem Treiben, ja solange die Doktoren nur jene „ausrochen“, die er gerne aus dem Wege schaffen wollte, war er voll-



Insel Capri bei Neapel, auf welcher Schefel seinen Trompeter dichtete.

Tod wird uns von hinnen abrufen, wir müssen fort und wissen nicht wohin. Doch, ich hoffe, daß unser Los dort drüben sich bessern wird, und daß diejenigen, welche auf Erden einander in Liebe zugetan gewesen, in der andern Welt sich noch mehr lieben werden. Denn es ist meine feste Ueberzeugung, daß mit dem Tod nicht alles aus ist, sondern daß wir vielmehr zum Umkuluntulu, dem Großen-Großen, versammelt werden, der uns ins Dasein gerufen hat. Laß also die Hoffnung nicht fahren mein Kind, und sollte es auch wirklich kein anderes Leben geben, so bleibt uns doch der ewige Schlaf, und dieser ist so süß. Und nun, mein Kind, lebe wohl!”

Wir gaben einander den Abschiedskuß und trennten uns sodann auf immer. Ach noch lange, lange sah ich Nada und Matrophia nach, bis ihre Gestalten endlich am fernen Horizont verschwanden, dann kehrte ich zu meinen Leuten zurück mit schneidend-bitterem Weh im Herzen; hatte ich doch während der letzten Tage drei der liebsten Personen verloren; doch ach, es sollte noch schlimmer kommen.

* * *

Eine Zeitlang war nun alles still und niemand redete mehr von der Angelegenheit, bis das Fest der

kommen damit einverstanden. Als aber die Wahrsager anfangen, nach eigenen Plänen zu handeln und auch Leute zum Tode bestimmten, deren Leben er erhalten wissen wollte, wurde er böse. Denn es war ein uraltes Gesetz im ganzen Lande, daß jeder, den der Wahrsager mit seiner Rute berührt hatte, sofort sterben mußte, nicht nur er, sondern auch sein ganzes Haus.

Einmal nun wurde ich zur Nachtzeit zum König befohlen. Tschaka war in hohem Grade verstimmt, denn die Wahrsager hatten fünf seiner besten Offiziere als Zauberer bezeichnet und letztere mußten also samt all' den Ihrigen sofort getötet werden. Da öffnete er sein Herz gegen mich und fing an, etwa folgendermaßen zu reden: „Wer ist denn eigentlich Herr im Zululand? Bin ich es, oder sind es die Wahrsager? Und wohin soll es denn überhaupt mit der Geschichte da noch kommen? Schließlich werde ich selbst noch als Zauberer ausgerochen und ermordet! Diese Insaunen sind mir zu mächtig, und das ganze Land seufzt unter ihnen, wie unter einem nächtlichen Schatten. Worauf sag' mir, wie kann ich denn ihrer los werden?“

„Wer über die Lanzenbrücke geht, fällt hinab in's Nichts“, erwiderte ich dunkel. „Das gilt auch für dich

Wahriager. Man kann machen, daß auch ihr Blut fließt und ihre Herzen aufhören zu schlagen.“
Tschaka sah mich befremdet an. „Du hast ein kühnes Wort gesprochen, Mopo“, sagte er dann. „Weißt Du nicht, daß es ein gottloser Frevel ist, sich an einen Tsanusi zu wagen?“
„Ich sprach nur Deinen eigenen Gedanken aus, mein Herr und König. Ja, es ist ein Frevel, einen wahren Tsanusi zu töten; wie aber, wenn er ein bloßer Lügner ist? Wie, wenn er fälschlicher-

Bald darauf ereignete sich etwas ganz Unerhörtes. Der König selbst rannte in aller Frühe aus seinem Kraale heraus und rief mit lauter Stimme das Volk zusammen, sie möchten kommen und den Frevel sehen, den ein Zauberer an ihm, dem König, verübt habe! Alles Volk rannte nun zusammen und sah mit Entsetzen die Türpfeiler des Intunkulu, des unnahbaren, dem ganzen Volke heiligen Königspalastes, mit Blut beschmiert. Das war Zauberei, verübt an des Königs hl. Majestät! Selbst die Knie alter Krieger, die in



Auf dem Reichspostdampfer Kronprinz.

weise Leute, die ganz unschuldig sind, ausrichtet, und sie so dem Tode überliefert? Soll es ein Verbrechen sein, einen solchen Menschen zu töten? Sprich, o König!“

„Gut gesprochen, gut“, antwortete Tschaka. „Doch sag' mir, Sohn des Makedama, wie kommen wir in dieser heißen Sache zu einem unanfechtbaren Beweis?“

Da neigte ich mich etwas vor und flüsterte dem schwarzen Fürsten einige Worte ins Ohr, wobei er mehrmals eifrig zustimmend nickte. Ich handelte damals also, weil ich bereits für mein eigenes Leben und das all' meiner Angehörigen zitterte. Denn die Wahriager haßten mich als einen Fremden und Günstling des Königs, auch weil ich ihnen überlegen war in der schwarzen Kunst, ein sehendes Auge hatte und ein geöffnetes Ohr.

keiner Schlacht gezittert, sah man bei diesem Anblick schlotternd aneinander schlagen, die Weiber aber schrien laut auf, als gälte es eine Totenklage anzustimmen, denn der Frevel war zu groß, zu entsetzlich und bedeutete ein schreckliches Uebel, ein unerhörtes, allgemeines Unheil.

Tschaka aber rief mit fürchterlicher Stimme: „Wer hat das getan? Wer hat es gewagt, mich, den König selber, zu beheren und Blut an meinen Königspalast zu schmieren?“

Allgemeines Schweigen ringsum; doch Tschaka fuhr nun fort: „Diese Freveltat ist viel zu groß, als daß sie mit dem Blute einiger weniger gesühnt werden könnte. Der Glende, der es gewagt, soll nicht alleinig sterben oder bloß mit einigen wenigen zum Reich der Geister gehen. Nein, sein ganzer Stamm

soll mit ihm verderben, samt dem Säugling in der Hütte und dem letzten Stüde Vieh in seinem Stall! Schnell schickt mir Boten aus nach Ost und West, nach Süd und Nord, um von allen Himmelsstrichen die Wahrjager herbeizurufen. Laßt mir auch kommen die Hauptleute von jedem Regiment und die Familienväter von jedem Kraal. Zehn Tage, von heute an gerechnet, gebe ich Frist, und soll mir ein Ingombocio stattfinden, ein Auszieher von jedem Zauberer und jeder Heze, wie es noch nie erhört worden im Zululand!" —

Die Boten gingen aus, des Königs Gebot zu erfüllen, und Tag für Tag strömten ganze Scharen des Volkes herbei, versammelten sich vor den Toren des Königskraals und priesen auf den Knien liegend laut ihres Fürsten Weisheit und Macht. Er aber würdigte sie keines Wortes. Nur einen der Ange-



Suaheli-Weiber mit ihren Kindern in Tanga.

sehensten von ihnen ließ er töten, weil er es wagte, einen aus dem roten Königsholz geschnittenen Stod zu tragen.

Während der Nacht, die der großen Hezenjagd vorherging, betraten die Wahrjager, Männer und Frauen, 150 an der Zahl, den Königskraal. Sie waren schrecklich anzusehen, denn ihre hageren Leiber waren mit Hezenfett eingerieben und um den Nacken, Lenden und Handgelenke hingen graufige Ketten von gebleichten Menschengebeinen, von Fischblättern, Ochsenblasen und Schlangenhäuten. Nun kamen sie daher, bis sie dem Intunkulu, dem großen Königshause, gegenüberstanden. Hier machten sie Halt und sangen nun dem König zu Gehör folgendes Lied:

„Wir sind da, wir sind da, o Fürst,
Aus den Felsenhöhlen kommen wir, aus den
Klüften und Sümpfen,
Uns zu waschen im Blute der Erschlagenen!
Wie die Geier sich versammeln im Krieg, wenn
die Erde rauchet vom Blut,
So versammelten unsere Scharen sich, gewärtig
Deines Wortes!“

Wir kommen nicht allein, o Fürst,
An der Seite jedes einzelnen von uns schreitet
ein Geist,
Geheime Namen flüstert er ihm ins Ohr, die
Namen der Schuldigen.
Wir kommen nicht allein, denn wir sind die
Söhne und Boten des Todes,
Der unsere Schritte lenkt auf der Schuldigen Spur.

Rot erhebt sich der Mond über das düstere
Gelände,
Rot versinkt die Sonne im Westen.
Zauberer, schauet sie an und sagt ihnen Lebewohl!
Nach Hunderten zählen wir euch, die ihr euch
erfrecht,
Den Fluch zu schleudern gegen den König selbst.
Hah, ihr Glenden, wenige Stunden noch, und
wir entbieten euch
Das letzte, letzte Lebewohl!“ —

Ein unwillkürlicher Schauer ergriff alle Umstehenden bei diesem Lied, denn allen war klar, daß man im Lauf des nächsten Tages gar vielen von ihnen den Hezenischweif ins Gesicht schlagen würde. Ich selbst war voll der bangsten Furcht. O, mein Vater, es waren böse Zeiten damals, als Tschaka König war, und der Tod bedrohte uns bei jedem Schritt.

Endlich brach der Morgen an; es war ein trauriger, nebeliger Tag. Schon in aller Frühe boten Herolde das ganze Volk auf zum großen Ingombocio des Königs. Da erschienen die Geladenen zu vielen Hunderten; sie hatten nichts als kurze Stöcke in der Hand, denn das Tragen von Waffen war unter Todesstrafe verboten. In weitem Halbkreis legten sie sich vor dem Eingangstore nieder. Ihre Blicke waren in Furcht und Trauer niedergeschlagen, und jedem von ihnen war aller Appetit vergangen, fühlten sie sich doch alle als eine sichere Speise des Todes. Raum hatten sie Platz genommen, so erschienen starke Abteilungen von Kriegern und stellten sich in deren Rücken auf. Es waren lauter auserlesene Männer von großem Mut und seltener Körperkraft; als einzige Waffe trugen sie schwere Knüttel. Das waren die Schlichter des wehrlosen Hausens.

Sogleich nach ihnen erschien der König, gefolgt von seinen Indunas und auch von mir. Er trug einen Mantel aus Tigerfellen und ragte um volle Haupteshöhe über das ganze zahlreiche Volk empor. Bei seinem Erscheinen warfen sich alle auf die Erde nieder, und scharf und präzise ertönte von aller Lippen der königliche Gruß: „Bayete inkosi!“ Doch Tschaka nahm keine Notiz davon; eine finstere Wolke lagerte auf seinem Angesicht wie um eine Bergesspitze im Hochgebirge. Einen Blick warf er auf das Volk und einen auf die Krieger; und alle, die sein Blick traf, wurden aschgrau in banger Todesfurcht. Er schritt die langen Reihen durch und nahm sodann auf einem Ehrensitz Platz, der in ziemlicher Distanz dem großen Halbkreis gegenüber aufgestellt war.

Eine Weile herrschte peinliches Schweigen ringsum. Da öffnete sich plötzlich das Tor der Frauenabteilung, und es erschienen in langer Reihe junge Mädchen; sie trugen ihre reich mit Perlen geschmückten Tanzkleider und hielten grüne Zweige in der Hand. Bei ihrem Nahen klatschten sie in die Hände und sangen mit lieblicher Stimme folgendes Lied:

„Gerolbe sind wir und Künden des Königs seltenes Fest: Hi, ai! Auf reichlichen Schmaus warten die Geier heut'. Ah, Ah! Doch es ist gut, es ist gut, zu sterben für den König!“ —

Raum hatten sie ihren Gesang beendet und im Rücken der Versammlung Platz genommen, als Tschaka seine Hand erhob. Sofort vernahm man nahende Schritte. Und nun erschienen vom Hintergebäude her die schrecklichen Haufen der Abangoma, der Wahrsager, zur Rechten die Männer, zur Linken die Weiber. In der einen Hand trugen sie den Schweiß irgend einer toten Bestie, in der andern ein Bündel Assegai und einen kleinen Schild. Sie waren alle im Gesichte mit Hexenritzen eingemüht und boten einen schenßlichen Anblick dar, bei jeder Bewegung rasselten die Ketten von Menschenknochen, die sie am Leibe trugen, die Ochsenblasen und Schlangenhäute blähten sich in der Luft, und während sie den dem Tode verfallenen Halbkreis umgingen, starrten ihre Augen wie Tischeaugen, und ihre häßlichen Mäuler schnappten gierig auf und zu.

So kamen sie heran, grauen-erregend, als kämen sie aus Höllern. Man hörte nichts als das Stampfen ihrer Füße und das hohle Rasseln der Knochenkettchen, die um ihre dürr-ten, runzeligen Hälse hingen. Vor Tschaka machten sie in langer Reihe Halt, schwiegen zuerst eine Weile, stießen sodann mit dem kleinen Schild noch vorne und schrien endlich wie aus einem Mund: „Heil Dir, Vater!“

„Seid gegrüßt, meine Kinder!“ antwortete Tschaka.

Chor: „Was suchst Du, Vater? Willst Du Blut?“

Tschaka: „Nur das der Schuldigen.“

Nun wandte sich der Chor der Männer zu jenem der Frauen und zischelte demselben zu: „Der Zulu-Löwe lechzt nach Blut!“

Weiberchor: „Er soll es haben!“

„Der Zulu-Löwe riecht Blut!“

Weiberchor: „Er soll es schauen!“

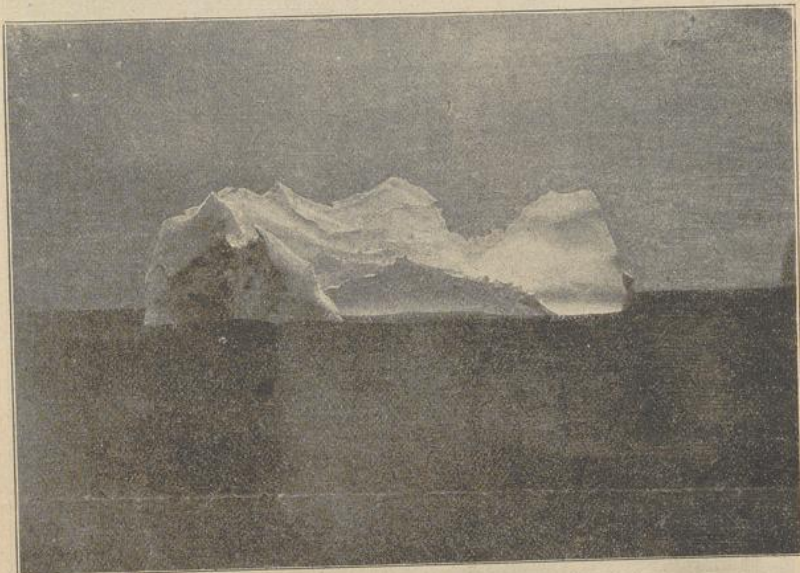
„Sein Auge suchet die Zauberer!“

Weiberchor: „Hautenweis soll er in Bälde ihre Leichen zählen!“

„Ruhig!“ rief nun Tschaka. „Verschwendet nicht die Zeit mit leerem Geschwätz, sondern gehet rasch an's Werk! Höret, Zauberer wagten es, mich zu bezagen! Blut schmieren die Verwunden an die Pfosten meines Königspalastes! Wo sind nun die Elenden? Haben sie sich in die Erde verkrochen, so suchet sie wie die Ratten! Fliegen sie in der Luft umher, so folget ihnen wie die Geier! Riechet sie mir aus an jeder Tür und nennt mir ihre Namen, ihr Schatz, ihr wackeren Jäger der Nacht! Sind sie in tiefen Höhlen, so zieht sie mir heraus, bringt mir sie herbei, falls sie sich geflüchtet, und öffnet mir ihre Gräber,

falls sie bereits gestorben! An's Werk, an's Werk! Wohlan, zeigt sie mir klar und deutlich, und ich will euch königlich belohnen! Sie, die Elenden aber, sollen erbarmungslos zusammengehauen werden und wären sie eine ganze Nation. Beginnt in Abteilungen zu je zehn, denn euer sind viele, und bevor die Sonne untergeht, muß alles fertig sein!“

„Bald soll alles fertig sein“, entgegneten sie; und nun traten zuerst zehn Weiber vor. An ihrer Spitze war die hochbetagte Nobela, die berühmteste Wahrsagerin jener Tage. Sie sah in der Nacht fast so hell wie am Tag, hatte einen Geruchssinn so scharf wie ein Hund, sie hörte die Toten reden zur Nachtzeit und kündete deutlich, was sie gehört. Die andern Wahr-



Schwimmender Eisberg.

sager hatten sich inzwischen dem König gegenüber in einem Halbkreis niedergesetzt, Nobela aber kam nun mit ihren neun Schwestern näher und näher. Sie drehten sich nach Ost und West, nach Süd und Nord, und suchten den Himmel ab, sie wandten sich nach Ost und West und schnüffelten in der Erde, nach Süd und Nord, und laßen in den Herzen der Menschen. Wie Ragen schlichen sie sich um die ganze große Versammlung, warfen sich dann nieder und rochen an der Erde. Und wie sie so taten, war alles mäuschenstille ringsum wie zur Zeit der Mitternacht, und mancher starke Mann hörte dabei den eigenen Herzschlag; nur zuweilen wurde die Stille unterbrochen durch das Krächzen der Raben auf den nahen Bäumen.

Endlich begann Nobela zu flüstern: „Riecht ihr ihn, Schwestern?“

„Wir riechen ihn!“

„Sitzt er nicht gegen Osten zu?“

„Ja, gegen Ost.“

„Mir dünkt, es ist der Sohn eines Ausländers.“

„Es ist ein Ausländer!“

Und nun krochen sie auf Händen und Füßen näher, bis sie nur noch zehn Schritt von dem Platz entfernt waren, wo ich mit den Indunas in der Nähe des Königs saß. Entsetzt starrten die Indunas einander an, mir aber, Vater, lösten sich die Banden der Lenden und das Mark in den Knochen zerrann zu Wasser. Ich

wußte gar wohl, wer der „Ausländer“ sei, von dem sie sprachen. Mit einem Schlage ward es mir zur entsetzlichen Gewißheit, ich sollte heute mit all' den Meinigen ausgerochen und sofort getötet werden!

Inzwischen krochen die Schrecklichen wie Schlangen näher und näher. „Schwestern, haben wir falsch geträumt?“ fragte die alte Nobela.

„Was wir träumen in der Nacht, das sehen wir am hellen Tag.“

„Soll ich euch seinen Namen leise in die Ohren flüstern?“

auf mich, als den einzig Schuldigen. Nobela schlug mich mit dem Schwanz einer Wildkatze Gesicht und schrie mich höhnisch an: „Sei gegn' Mopo, Sohn des Matebama, du bist der Mann, sich erschrecke, Blut an die Türpfosten des Königs streichen, um ihn zu bezaubern! Sterben sollst und dein Haus soll flach gestampft werden!“

Es wirbelten die Gedanken und Gefühle in mir und die Zunge klemmte mir am Gaumen, sodaß ich kein Wort zu meiner Rechtfertigung hervorbrachte. Ich wagte einen Blick zum Könige hinüber. Der aber

melte: „Nahe dem Ziel, nicht ganz getroffen! Er hob sodann seinen Speer, und sofort herrschte lautlose Ringsum. „Halt!“ gebot er den Kriegern, die schon mit den Keulen auf mich zukamen. „Dort hinüber, Sohn des Matebama, der du der Zauberschuldige bist, und du, Nobela, deine Anklägerin, samt deinen Schwestern ebenfalls! Aber glaubt ihr denn, daß ich zufrieden sei, wenn dieser Hund heute stirbt? Noch eine Schuldige gibt es hier; sie sind noch alle ausgerochen worden. Drum auf, ihr Wahrsager, frisch ans Werk!“

Sprachlos starrte alles zum König an; denn so etwas war unerhört im Sululand. Es war doch bislang unverbrüchliches Gesetz gewesen, daß wer den der Hexenschweif berührt, sofort dem Tod verurteilt falle, doch Tschaka gegenwärtig wagte niemand eine Rede.

So wahrte also die große Hexenriechei fort den ganzen Tag. Als die Weiber die Reihe kamen, kamen die Männer die Reihe. Diesen war offenbar bange und sie schienen bereit zu ahnen, daß man ihnen eine Falle gestellt habe. Fragen blickten sie zum Könige auf, doch auf der eisernen Stirne eines Tschaka war nichts zu sehen. So machten sich denn auch sie ans Werk mit immer neuen

Zeremonien, denn jeder Wahrsager geht seinen eigenen Weg, und rochen diese und jene als Schuldige an, darunter viele aus der nächsten Umgebung des Königs. Zum Schlusse aber mußten alle, Ankläger wie Angeklagte, zusammen auf einer Seite stehen.

So kam der Abend heran. Es war nur noch ein Wahrsager am Werk, ein junger, hochgewachsener Mann, der sich den übrigen seiner Genossen nicht angeschlossen hatte. Er hatte einen weiten Kreis um sich gezogen, und blickte starr zum Himmel auf. Der König ihn fragte, wer er sei und zu welchem Stamme er gehöre, antwortete er:

„Ich bin Indabazimbi, der Sohn des Arpi“



In höheren Sphären.

(Union Stuttgart)

Da hoben sie wie die Schlangen ihre Köpfe empor und nickten, und dabei rasselten gar unheimlich die Knochenketten, die um ihre hageren Hälse hingen. All' diese häßlichen Weiberköpfe bildeten einen magischen Kreis und aus seiner Mitte ragte mit teuflischem Grinsen der Kopf Nobelas.

„Hah, hah!“ lachten die boshaften Weiber, „wir hören dich! Ja, das ist sein Name. Doch wir wollen ihn offen aussprechen im Angesichte des Himmels seinen Namen und den seines ganzen Hauses, und einen anderen Namen soll er fortan nicht mehr hören!“

Und bei diesen Worten sprangen sie auf, rannten auf mich zu und wiesen mit ihren Hexenschwänzen

dem Stamme der Maquilijini. Schon haben mir die Himmel den Namen dessen genannt, der in Wahrheit das Werk vollbracht. Willst Du, o König, daß ich seinen Namen nenne?"

"Nenne ihn", sprach Tschaka.

Da ging Indabazimbi gelassen auf den König zu und schlug ihm mit der Rechten seine Hegenrute ins Gesicht.

Das ganze Volk ringsum war starr vor Entsetzen bei dieser Tat. Tschaka aber stand lachend auf und sagte: „Du hast recht, und du allein! Denn höret, mein Volk, ich selbst habe mit eigener Hand Blut an die Pfosten meines Hauses gestrichen, und das tat ich, um zu erfahren, welches die wahren Doktoren in meinem Lande seien, und welches die falschen. Und nun sehe ich zu meinem Erstaunen, daß dieser junge Mann hier die Wahrheit gesagt hat, und daß der ganze große Haufen dort nichts anderes ist, als eine elende Sippe von Lügnern! Denn durchaus fälschlicherweise haben sie meine besten Leute als Zauberer bezeichnet. Sagt mir nun, welche Strafe haben sie dafür verdient?"

Da kam es wie die Brandung des Meeres aus dem Volke zurück: „Töte sie, o König!" Die Insanusi aber fing nun an zu heulen und um Erlarmen zu schreien, die Weiber zerkrachten sich das Angesicht und benahmen sich wie rasend, doch Tschaka lachte nur darüber und rief uns, den Verurteilten, zu: „Ihr wurdet heute von diesen falschen Propheten zum Tode verurteilt. Nun sage ich euch: Fallet über sie her, meine Kinder, erschlagt, erwürgt, vernichtet sie! Stampfet sie nieder, sie alle miteinander, mit Ausnahme dieses jungen Mannes hier!"

Bei, mit welcher Wollust erfüllten wir diesen Auftrag! Das ganze Volk aber schrie uns dabei jubelnd zu, denn mit dem Tode dieser Wahrsager fiel eine schwere Last von den Herzen aller.

Bald war das graue Werk getan, und die Leichname lagen zu ganzen Haufen aufgeschichtet. Es war still geworden; man hörte nichts mehr, weder Schreien noch Bitten, noch Verwünschungen.

Ich näherte mich mit Tschaka einem dieser Leichenhaufen; da sprach der König: „Du hast einen guten Gedanken gehabt, Moyo, als du mir den Rat gabst, diesen Lügner eine Falle zu stellen. Nun sind sie tot, und das ganze Land atmet wieder frei auf!"

Doch, wie er so sprach, fing es plötzlich an, in dem großen Leichenhaufen lebendig zu werden. Leiche um Leiche wurde beiseite geschoben, und zuletzt stand einer der Toten auf und wankte auf uns zu! Ich sah ein mit Blut überströmtes Weib, dessen Kleider in Fetzen niederhingen. Jetzt erkannte ich sie, es war N o b e l a, die mich der Zauberei geziehen, und die ich kurz zuvor

mit eigener Hand erwürgt hatte. Ich sah, sie war dem Tode nahe, noch aber flackerte ein Lebensfunke in ihr, und ihre Augen leuchteten wie die einer Schlange.

„Heil Dir, o König!" freischte sie.



Tippu Tip, der berühmte Sklavenjäger und Händler aus Deutsch Ostafrika.

„Schweige, Lügnerin!" erwiderte Tschaka. „Du bist tot!"

„Noch nicht ganz, o König! Ich hörte in dem Haufen drinn Deine Stimme und jene dieses Lügners da, den die Schakale einst fressen mögen, und bevor ich sterbe, muß ich Dir noch etwas sagen. Ich habe diesen Menschen da heute frühe ausgerochen und tue es nun im Angesichte des Todes noch einmal! Höre, Tschaka, er wird in Wahrheit einmal Blut über Dich bringen,

er und Uandi, Deine Mutter, und Baleka, Dein Weib! Denk' an meine Worte, o König, wenn die Assegais vor Deinen Augen sich röten werden zum letztenmale! Und nun lebe wohl!" Sprach's, stieß einen wilden Schrei aus und brach sodann tot zusammen. —

„Wie schwer so eine Hexe stirbt!" sagte Tschaka und drehte sich verächtlich um. Doch leider haften diese Worte Nobelas in seinem argwöhnischen Herzen nur allzu tief. Wie Samenkörner schliefen sie jetzt in ihm, doch sie sollten erwachen und Frucht bringen zu ihrer Zeit.

Also endete das von Tschaka so schlauer Weise eingeleitete Ingomboco, das größte Hexengericht, das jemals stattgefunden im Zululand.

(Fortsetzung folgt.)

Im Luftballon.

„Ist dieser Platz besetzt, mein Herr?"

Es war ein kleiner, untersehter Mann von recht freundlich einnehmendem Aussehen, der diese Worte an mich richtete, und als ich verneinend antwortete, neben mir an dem Wirtshausische Platz nahm. Nachdem wir die Tagesereignisse besprochen, blickte ich in eine Zeitung, und nachdem ich den Inhalt überflogen hatte, wurde mein Interesse durch einen Bericht über die Todesgefahr gefesselt, in welcher ein Luftschiffer beim Landen nach einer seiner Luftfahrten schwebte. Ich machte meinen Tischgenossen darauf aufmerksam und er erwiderte:

„Ich war früher selbst ein wenig Aeronaut (Luftschiffer), und vielleicht dürfte Sie eines meiner kleinen Erlebnisse interessieren."

Ich gab die Versicherung, daß das gewiß der Fall sein würde, und er fuhr fort:

„Kurz, nachdem ich meine Studien beendet hatte, und auf der Heimreise von der Schule war, traf ich zufällig mit einem berühmten Aeronauten, Professor R., zusammen. Im Laufe unserer Unterredung ließ ich durchblicken, daß ich eine leidenschaftliche Vorliebe für meinen Beruf empfände, und zu meinem Erstaunen drückte er den Wunsch aus, daß ich ihn auf seiner Ausstellungstour begleiten sollte."

Ich versichere Sie, daß ich mich nicht lange über die Annahme des Vorschlages besann, und der Sommer wurde mit Reisen und Ausfahrten, die wir in jedem größeren Orte machten, zugebracht. Gegen Ende der Saison erhielten wir von dem Landwirtschaftlichen Verein in G. die Einladung, uns bei seiner diesjährigen Ausstellung einzufinden und wir begaben uns dorthin. Am festgesetzten Tage war Professor R. ziemlich unwohl, und da ein Aufschub der Fahrt nicht gut möglich war, beschloß ich sie allein zu unternehmen. Zur festgesetzten Stunde begann ich mit dem Füllen des Ballons und wollte gerade den Strick durchschneiden, als ein Herr vortrat und fragte, ob ich ihm und einer Dame nicht gestatten wolle, mich zu begleiten, da sie sich wirklich sehnten, eine Luftfahrt zu machen. Unter den Jubelrufen der Menge traten wir unsere Reise an, die meinen Gefährten großes Vergnügen zu bereiten schien. In kurzer Zeit erschien uns die Erde als eine unbestimmte Masse und wir trieben mit dem Luftstrom dahin.

„Wozu dienen die Säcke?" fragte mein Begleiter.

„Sie enthalten den Ballast, der ausgeworfen wird, wenn wir aussteigen wünschen," erwiderte ich.

„Und wie lange wird es dauern, bis wir die ersten Planeten erreichen? Venus, glaube ich, kommt zuerst, und dann Merkur und die Sonne..."

Ich sah den Mann erstaunt an, denn sein Ton war nichts weniger als scherzhaft, während die Dame ausrief: „Ei, ei, Onkel, wie absurd Du sprichst, mein Herr wird glauben, Du seiest irrsinnig."

Ein Blick in seine Augen überzeugte mich, daß ihre Worte zu wahr waren. Obwohl er ganz ruhig zu sein schien, wußte ich doch, daß der geringste Widerspruch in rasend machen konnte, und wünschte, wir wären wieder glücklich an der Stelle zurück, von der wir abgefahren waren.

„Wie schnell steigen wir nun?" fragte er.

„Wir haben aufgehört zu steigen und segeln nur mit dem Luftstrom," erwiderte ich.

„O, aufgehört zu steigen; dann müssen wir ein Teil des Ballastes entledigen," und während er sprach, ergriff er einen Sack, als ob es ein Spielzeug wäre und warf ihn zur Gondel hinaus.

Der Ballon fing wieder zu steigen an. Bald begannen wir die Veränderung in der Atmosphäre zu empfinden, und es bedurfte meinerseits beträchtlicher Mühe, um mich warm zu erhalten, während meine schöne Begleiterin ihren Mantel enger um sich zog, aber keines sprach ein Wort. Ich überlegte, was zu tun sei. Widerstand würde ihn wahrscheinlich rasend machen, und ich befürchtete die Folgen. Der Wahnsinnige sah da; auf seinen Zügen spielte ein teuflisches Lächeln. „Friedt Dich, Anna?" bemerkte er, „wir werden bald dort sein," und während er so sprach, griff er nach einem anderen Sacke. —

Ich legte meine Hand auf seinen Arm und sagte: „Mein Herr, begreifen Sie auch, was Sie tun wollen?"

Aber mit einer plötzlichen Bewegung warf er mich auf meinen Sitz zurück, als ob ich ein Kind wäre. Er wurde erfahren, daß mit mir nicht zu spaßen ist, und unterstehen Sie sich noch einmal, mich zu stören, und Sie werden mit dem Sacke hinabstiegen."

Ich sah, daß Widerstand gefährlich war; denn er besaß die Kraft eines Hercules. Da ich keinen anderen Ausweg fand, zog ich meinen Revolver und befahl ihm, sich niederzusetzen und ruhig zu bleiben. Dabei sah ich ihm fortwährend fest in die Augen. Er zögerte einen Augenblick und nahm dann wider mein Erwarten seinen Sitz wieder ein, während ich, ihn immer noch fixierend, das Ventilseil ergriff und der Ballon zu sinken begann. Als wir uns der Erde näherten und er keine ferneren Anzeichen von Widerstand zeigte, ließ ich allmählich in meiner Wachsamkeit nach, legte meinen Revolver auf den Sitz und begann mich mit der jungen Dame über den eigenartigen Anblick zu unterhalten, den die Landschaft unter uns darbot. Es wurden beide durch die Stimme des Wahnsinnigen aufgeschreckt, welcher ausrief: „Was ziehen Sie vor, zu steigen oder zu sinken?"

Als ich mich nach ihm umwandte, gewahrte ich, daß er ein Messer in der Hand hielt und dessen scharfe Schneide gegen einen der Stricke drückte, an denen die Gondel befestigt war. „Wagen Sie sich zu rühren," rief er, „und ich werde diesen Strick durchschneiden."

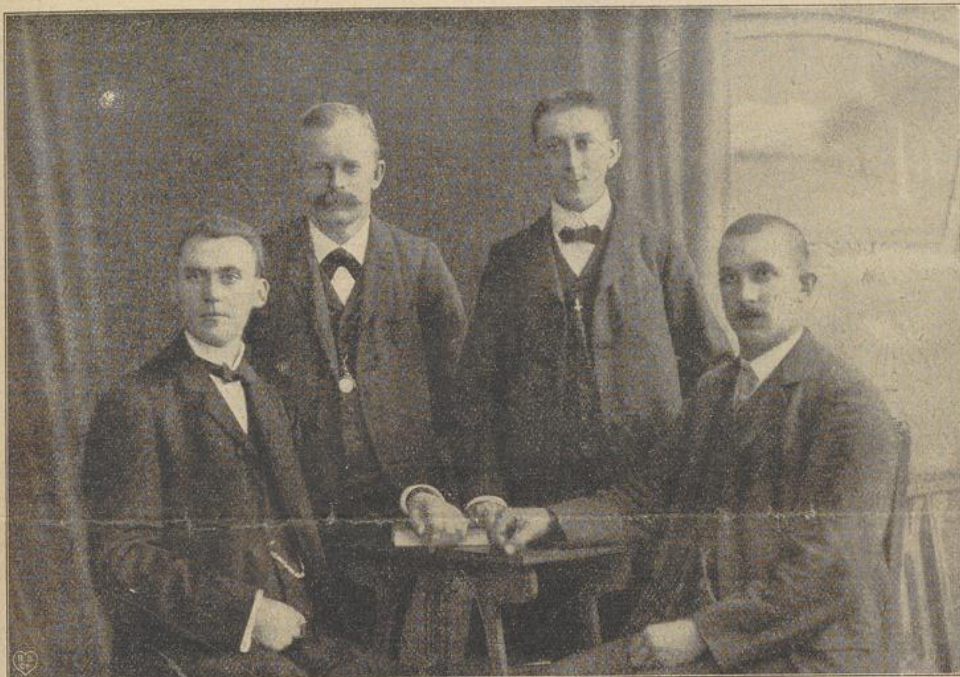
Einen Augenblick erstarrte das Blut in meinen Adern und eine Art Betäubung erfaßte mich. Es schien nur ein Moment zwischen Zeit und Ewigkeit zu sein. „Warum zögern Sie?" fuhr er fort. „Sie haben nur zu wählen — entweder erlauben Sie mir, meine

Reise fortzusetzen, oder Sie gehen rascher nieder als
Ihrem Wohlbefinden zuträglich ist."

Tausend Gedanken schwirrten mir in einem Augen-
blicke durch den Kopf. Mein Leben, die Sicherheit
des blauen, zitternden Wesens an meiner Seite —
alles hing von dem Resultate ab. Plötzlich fiel mir
ein glücklicher Gedanke ein, und sehr ruhig sprechend,
sagte ich: „Würden Sie nicht vorziehen, uns landen
zu lassen und dann Ihre Reise allein auszuführen?
Der Ballon steht zu Ihrer Verfügung."

„Ja, das ist eine gute Idee. Und sind Sie wirk-
lich gewillt, mir den Ballon zu überlassen?"

einem alten deutschen Geschlechte, nämlich J. Konrad
von Gemmingen. Die Königin fand an der Unschuld
und blühenden Gestalt des deutschen Knaben besonders
Gefallen. Als sie einstens bei einem Hofeste im ganzen
Reichtum ihres königlichen Schmuckes erschien, über-
schüttet mit Edelsteinen und Diamanten, schien der
Edelknabe ganz geblendet und betäubt, ob der hier
strahlenden Herrlichkeit. Dieses bemerkend, lächelte die
Königin und fragte den Pagen: „Ob sie ihm also ge-
falle." Auf seine bejahende Antwort sprach sie weiter:
„Möchtest du wohl diesen Schmuck selbst besitzen?" Da
er auch hierauf mit einem „Ja!" antwortete, sagte sie



Die am 9. Oktober 1907 in die Trappistenmission nach Südafrika abgereisten Postulanten.

„Gewiß“, sagte ich, „nur muß ich Sie bitten, ihn
bei Ihrer Rückkehr dem Professor R. in G. zurück-
zugeben.“

„Abgemacht!“ rief er aus und steckte das Messer
wieder in die Scheide, während ich nach einem Bauern-
hause in der Ferne blickte, das in unserer Richtung
lag und in dessen Nähe ich niederzugesetzen wünschte.
Wir kamen glücklich auf der festen Erde an, und indem
ich meiner schönen Begleiterin aus der Gondel half,
wünschte ich dem Wahnsinnigen glückliche Reise und
fügte hinzu, daß es gut wäre, wenn er den Ballon
wieder füllte, ehe er seine Reise antrete. Er sah
sich um, daß er überflüssig war, und nur mein Revolver
führte ich, seine Wut an meiner Person auszulassen.
Von seiner Richte erfuhr ich, daß er mehrere Jahre
geisteskrank war und erst kürzlich aus der Irrenanstalt
entlassen wurde, weil man ihn für geheilt hielt.

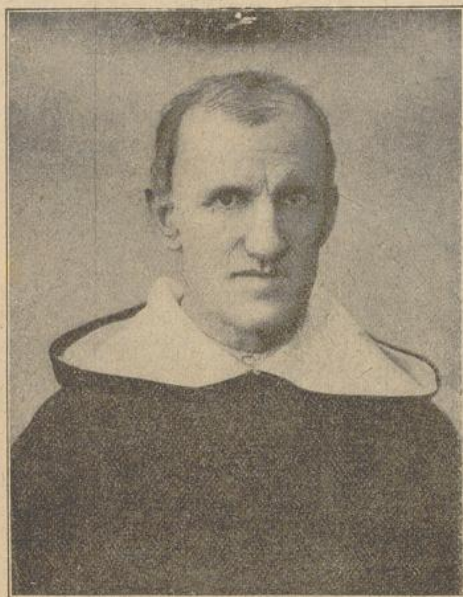
Wie ein Frauenschmuck die edelste Verwendung gefunden hat.

An dem glanzstrahlenden Hofe der Königin Elisa-
beth von England befand sich auch ein Edelknabe aus

lächelnd: „Nun, Konrad, wenn du einmal ein Fürst
bist, so will ich dir diesen Schmuck zur Beglückwünschung
schenken!“

Viele Jahren waren unterdessen verflossen. Die
Königin gedachte wohl nicht mehr des deutschen Pagen
und ihres Versprechens. Konrad von Gemmingen war
in sein Vaterland zurückgekehrt, war in den geistlichen
Stand eingetreten und unter die Domherren des Ka-
pitels Eichstätt aufgenommen worden. Da geschah es,
daß er im Jahre 1895 zum Bischof von Eichstätt er-
wählt wurde. Jetzt war die Bedingung der Königin
von England wirklich in Erfüllung gegangen, der zarte
Page war als Bischof von Eichstätt zugleich Fürst
des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ge-
worden. Da gedachte Bischof Konrad jenes Vorfalls
seiner Jugendzeit und beschloß, die stolze Königin, die
bereits in das höhere Alter eingetreten, an ihr Ver-
sprechen zu mahnen. Er zeigte ihr also durch einen
Boten seine Erhebung zum Bischof von Eichstätt und
damit unter die Zahl der Reichsfürsten an und erinnerte
sie an ihr königliches Versprechen. Königin Elisabeth,
zu stolz, um sich der Nichthaltung ihres Wortes be-
schuldigen zu lassen, sandte dem Bischof wirklich den be-
wundernswürdigen reichen Schmuck, in dem zahllose Perlen

und Diamanten glänzten. Hoherfreut über die jaft ungehoffte Schenkung beschloß der Bischof, den kostbaren Schatz dem Herrn der Herren und König der Könige zum Opfer zu bringen. Er ließ daher eine Monstranz anfertigen, in welcher alle diese Perlen und Edelsteine des Königschmuckes angebracht werden



Phot Leopold Eude, Graz.
P. Andreas Frühwirth,
der neue Apostolische Nuntius in München.

mußten. Und so ist die berühmte Eichstätter Monstranz entstanden, welche zwei Jahrhunderte lang die bewundernswürdige Zierde der Kathedrale zu Eichstätt bildete. Die in Eichstätt noch vorhandene Zeichnung und Kostenberechnung lassen die Herrlichkeit dieses heiligsten Gerätes, das zum Sitz der ewigen Weisheit bestimmt war, ahnen. Der Aufwand für dieses köstliche Werk betrug 150 000 fl. Der Wert des Goldes allein war 14 080 fl., jener des größten Diamanten 7000 fl., und die größte Perle war 1500 fl. wert.

Zur gest. Notiz. Ende März oder anfangs April reisen wieder Postulanten nach Mariannhill. Bezügl. Anfragen sind zu richten an die Vertretung der Mission Mariannhill.

Wir bitten unsere lieben Leser, wenn sie uns schreiben oder etwas senden, stets die genaue Adresse (Herr, Frau, Fräulein), Wohnort und nächste Post anzugeben und bei Ortswechsel unbedingt auch die frühere Adresse.

Wir sind unsern geehrten Freunden und Gönnern stets dankbar für gütige Zusendung von genauen Adressen wohlthätiger Personen, an die wir das Vergißmeinnicht versenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.

Vergißmeinnicht Jahrg. 1907 ist noch vollständig zu haben bei der Missionsvertretung.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Dankjagungen

sind eingegangen aus: Nib, Bischofegg, Salzburg, St. Leopold, Kärnten, Rigist, Aichaffenburg, Roth Ammerzweiler, Köln.

Gebetsempfehlungen.

Mehrere Anliegen einige Novener L. N. — In einem schmerzlichen Anliegen. — Ein dem Trunke ergebener Familienvater. — Ein Anliegen zur Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe. — Ein Fallsucht leidender Sohn. — Eine neuntägige Andacht für das Bestehen einer Prüfung. — Ein Anliegen in besonderer Meinung. — Eine kranke Person. — Daß ein Mann zum Katholizismus überetrete. — Um günstigen Hausverkauf. — Ein schwerer Prozess. — Ein krankes Mädchen. — Um eine gute Lebensstellung zu erlangen. — Um glückselige Sterbestunde. — Um glückliche Heirat. — Eine Wohltäterin um Befreiung von Rheumatismus. — Ein jährlicher Familienvater. — Um gute Kindererziehung. — Eine Mutter um Gesundheit und Geduld. — Befreiung von Geldnot. — Um glückliche Heirat. — Mehrere Anliegen. — Eine Wohltäterin in ihren Anliegen. — Ein Fräulein nach seiner Meinung. — Eine Wohltäterin um glückliche Niederkunft. — Ein Wohltäter in schwerem Anliegen für seinen Sohn. — Um guten Hausverkauf. — Eine Wohltäterin und ihre kranken Brüder. — Eine Mutter mit Krebsartigem Leiden. — Ein krankes Kind. — Um Befreiung von Rheumatismus. — Ein sehr wichtiges Anliegen. — Ein Familienvater. — Verkauf eines Hauses einer Witwe. — Ein glaubensloser Sohn. — Eine kranke Mutter. — Mehrere Anliegen. — Daß der einzige Sohn vom Vater frei werde. — Um Kindersegen. — Eine Wohltäterin in schwerem Anliegen. — Um Befreiung eines Gatten. — Um Frömmigkeit und Gesundheit einer Tochter. — Ein ausgeartetes Kind. — Ein kranken ergebener Vater. — Drei dem Trunke ergebene Männer. — Eine kranke Frau. — Mehrere wichtige Anliegen für mich und Angehörige. — Ein Mann der einer von der Kirche verbotenen Gesellschaft beigetreten ist. — Eine kranke Jungfrau um Genesung. — Zwei kranke Geschwister um Genesung. — Ein kranker Ehegatte. — Ein besonders wichtiges Anliegen einer Pfarrei. — Eine Forderung in schweren Anliegen. — Eine alte Frau um die Gnade der Erlösung. — Um Erleichterung bei der Ständeswahl. — Ein guter Hausverkauf. — Eine Nervenranke.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäterbundes sind gestanden und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Frau Elisabeth Veit, Ehingen, Elisabeth Scheller, Anna in Pierenz, Pauline Bruder in Gengenbach, Lothar Seuffert Würzburg, Frau Karolina Etienne in Rippenheim, Luise Reif von M. Barnaba Schiebel Oberin, Rait, Hochw. Herr Pfarrer Freiburg i. Br., großer Wohltäter unserer Mission, Frau Walter Kaller Hülzingen, Frau J. Hermann-Martin Brengarten, Konrad Konrad Neunkirchen, Vertha Küster Heilig Blut, Johann Bepf, ler Bab Oberdorf, Rosa Kirchner Leutershausen, Karl Zint in achern, Eva Härtl in Großenfees, Susanna Blaumeiser in dalheim, Andreas Haas Oberlauda, Herr Wolpert Nagelsberg, Theresia Obert Offenbrugg, Hochw. Pfarrer Döfmer in Schaf, Fr. Schaff in Grefeld, Hubert Jansen und Sohn in Gangel, tob Münster in Eupen, Theodor Klein in Schmittshoff.

Zahlung rückständiger Abonnements des Vergißmeinnicht pro 1907 und Vorauszahlung des Vergißmeinnicht 1908 geschieht in Deutschland am einfachsten per Postanweisung, in Oesterreich-Ungarn und der Schweiz durch Postcheck.

Jubiläums-Festschrift.

Wir machen auf die im Verlage von B. Herder Freiburg i. Br., erschienene Festschrift zum 25jährigen Jubiläum der Gründung des Trappisten-Missionsklosters Mariannhill, welches Ende Dezember erschienen wird, aufmerksam. Das Buch ist auf das prächtigste ausgestattet, sehr reich illustriert, und eignet sich besonders zu Weihnachtsgeschenken, ist auch von unseren Missionsvertretungen zu beziehen zum Preise von Mk. 4.50 = Fr. 5.40 = Fr. 6.—

NB. Der Reinertrag ist für die Mission bestimmt.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Geseget von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper O. C. R.

Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.



26. Jahrgang.
Nr. 2.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.
Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohlthätern wird
das Vergißmeinnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Grotte in Mariathal.

Köln a. Rh.
Februar 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergiftmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

O wüßtest du!

O wüßtest du, wie schön dich macht
Das Lächeln mild im Blick, dem klaren,
Du gäb'st gewiß gar treulich acht
Ein freundliches Gesicht zu wahren.

O wüßtest du, wie hold es klingt
Das milde Wort aus wahren Munde
Wie sprächst du eins, das kalt durchdringt
Des Nächsten Herz zu böser Stunde.

O wüßtest du, wie wohl es tut,
Ein liebewarmes Herz zu finden,
Du schätztest es als höchstes Gut
Des Nächsten Wunden zu verbinden.

O wüßtest du, wie bald die Welt
Zum Paradiese müßte werden,
Wär sie vom Licht der Lieb' erhellt, —
Du übest Liebe stets auf Erden!

Herr, gib mir Menschenseelen!

Von P. Florian, O. C. R.

(Fortsetzung.)

M.-Ratschig. — Eine andere Seele schenkte mir Gott auf folgende Weise: Eines Tages — es war schon spät am Abend, und ich war soeben von einer Krankenprovisur zurückgekommen — klopfen Kaffern an meiner Türe und meldeten, ein schwerkranker, dem Tode naher Mann verlange nach der hl. Taufe. Wohl hätten sie schon nach einem protestantischen Missionär geschickt — der Kranke hatte früher die presbyterianische Kirche besucht — doch dieser weigerte sich, ihn zu taufen, da er nicht europäisch bekleidet sei.

Ich versprach zu kommen, und zwar diesen Abend noch. Tatsächlich begab ich mich eine Stunde später in Begleitung eines Kaffernjungen auf den Weg. Wir waren beide zu Pferde. Nähere Erkundigungen, die ich mir in einem Kaffernkraal über den Kranken einzog, lauteten allerdings wenig Vertrauen erweckend. „Baba“, hieß es, „der Mensch hat zwei Weiber und wohnt auf der Farm eines weißen, protestantischen Missionärs in unmittelbarer Nähe von dessen Schule.“ Trotz alledem wollte ich den Mann einmal sehen.

Gegen 10 Uhr nachts kam ich bei ihm an. Es war eine Menge Kaffern in dem betreffenden Kraal versammelt, die alle nicht wenig erstaunten, mich in so später Stunde hier eintreffen zu sehen. Die nächsten Angehörigen des Kranken waren alle getauft, doch protestantisch, und sie waren in halber Verzweiflung darüber, daß der Ärmste ohne Taufe sterben müsse, bloß weil er keine europäischen Kleider habe.

Ich sagte, Gott schaue nicht auf das Kleid, zumal bei einem Mann, der dem Tod so nahe stehe, sondern auf die Seele. Wollte der Kranke getauft werden, so müsse er vor allem auf sein zweites Weib verzichten. Es ist dies in der Regel das schwerste Opfer, das man vom Kaffern verlangen kann; hier jedoch ging es verhältnismäßig leicht. Sowohl der Kranke, wie das betreffende Weib gaben ihre Zustimmung. Ich verband damit noch einen kurzen Unterricht über die katholische Religion und die hl. Taufe und spendete ihm das hl. Sakrament. Nun war seine Seele mit dem Kleid der heiligmachenden Gnade geschmückt,

ein überreicher Ersatz für den Mangel moderner, förmlicher Bekleidung.

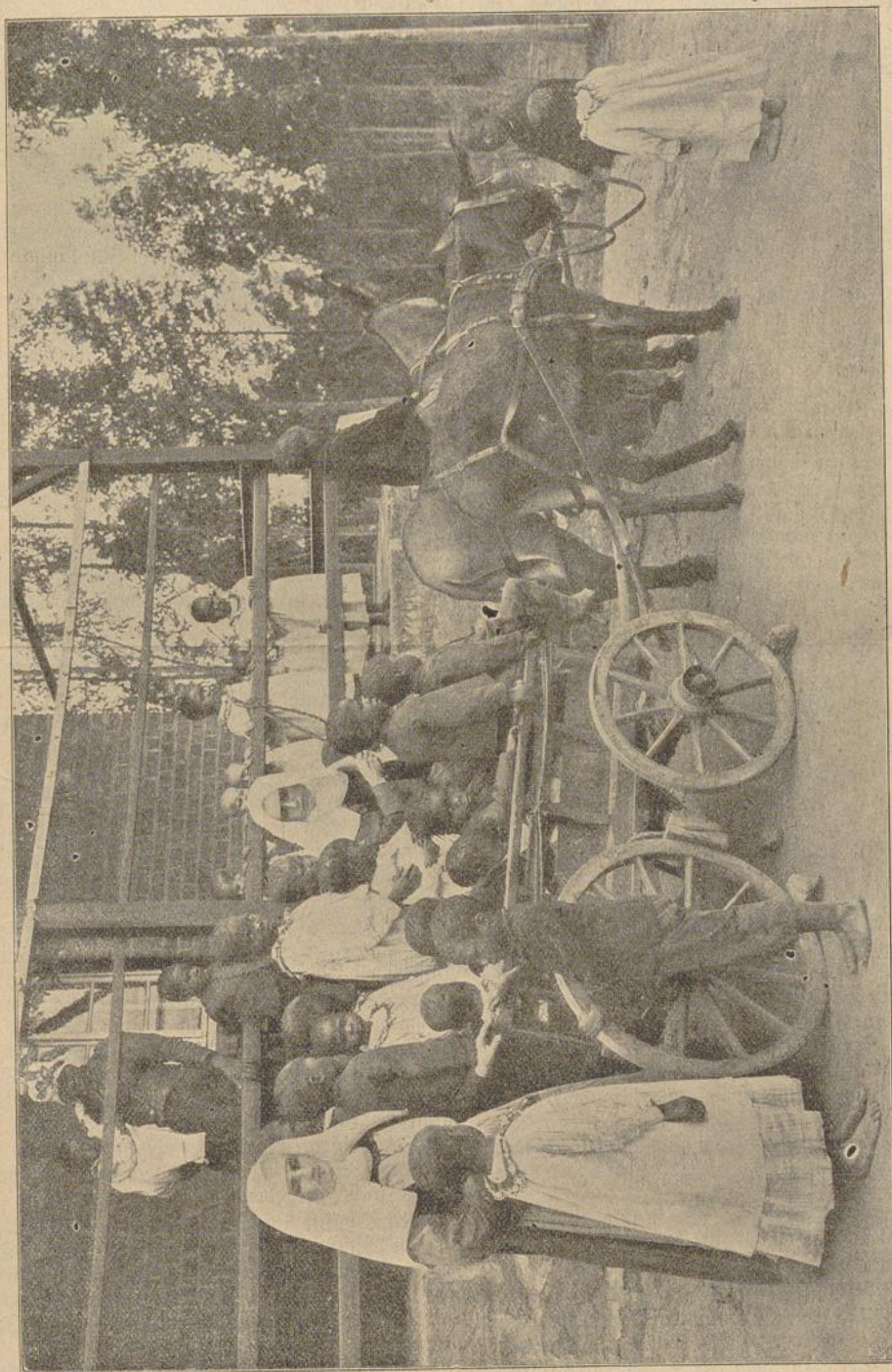
Um 1/23 Uhr morgens war ich wieder daheim in Maria-Stella, und wenige Tage später holte der Missionär seinen neuen Schützling, dem ich bei der Taufe absichtlich den Namen Joseph gegeben hatte, heim ins ewige Vaterland.

Bald darauf kam ich von Maria-Stella als Missionär nach dem etwa 25 englische Meilen davon entfernten Mariatrost. Auch hier gab es in den vielen Schluchten und Tälern noch Heiden genug, und mehr als eine Seele konnte ich mit Gottes Hilfe in letzter Stunde noch retten. Hier ein paar Beispiele.

Es war Gründonnerstag 1905. Der Gottesdienst in der Kirche war eben beendet, da kam die Meldung, eine kranke, heidnische Frau verlange nach der Missionstation gebracht zu werden, und hoffe hier Hilfe zu finden. Ich möchte also einige Leute dorthin schicken, sie zu holen, denn ihr selber sei es unmöglich, den weiten Weg zu Fuß zu machen. — Offenbar hatte die gute Frau davon gehört, daß wir schon andere Personen in gleicher Weise denselben Liebesdienst erwiesen hatten. Ich hatte bloß ein Bedenken: der Weg war so weit, und die Frau, wie ich hörte, schon recht bedenklich krank. Wie, wenn sie mitten auf dem Weg ohne die hl. Taufe stirbt? Dem mußte ich vorbeugen. Ich ließ daher sofort das Pferd satteln, packte meine Taufutensilien zusammen und ritt trotz der vielen sonstigen Arbeiten, die es in der Karwoche gab, dem betreffenden Kraal zu.

Eine Stunde mochte ich etwa unter Wegs sein, da fing es heftig zu regnen an. Bald war ich nun bis auf die Haut, und der an sich schon schlechte Weg über die vielen Berge und tiefen Schluchten wurde in geradezu halbsbrecherischer Weise glatt und gefährlich. Doch dies alles konnte mich in meinem Vorhaben nicht irre machen. Es galt eine unsterbliche Seele zu retten, und da hieß es einfach mutig und unverdrossen voran!

Nach dreistündigem Ritt kam ich endlich bei der Hütte der Kranken an. Das arme Weib war wirklich schwer krank, ja dem Tode nahe. Sie war so erfreut über mein Kommen und verlangte so dringend nach der geistigen Wiedergeburt, daß ich ihr nach kurzem



Kleinkinderbewahranstalt in Mariamhill. (Aus der Subiänmgesellschaft.)

Unterricht die hl. Taufe spendete, wobei ich ihr den Namen Maria gab.

Nun hatte sie nur noch einen Wunsch, nämlich nach der Missionsstation gebracht zu werden. Dort wollte sie unter der treuen Pflege der braven Schwestern in Frieden ihre Tage beschließen. Ich versprach, ihr zu helfen und schickte am hl. Karfreitag eine Anzahl starker Mädchen ab, um sie auf einer Tragbahre zu holen. Am Abend trafen dieselben mit der Leiche in Mariatrost ein. Die arme Kranke war mitten auf dem Weg gestorben und hatte so am hl. Karfreitag ihre Himmelfahrt gefeiert. Wie froh war ich jetzt, daß ich Tags zuvor trotz der Ungunst der Verhältnisse den weiten Weg zu dem kranken Weibchen gemacht und sie sofort getauft hatte! —

Ein anderesmal kam Bernard, mein schwarzer Katechet zu mir und meldete: „Drunten im Umsinkul-Tal wohnt tief im Walde ein schwerkranker Kaffer; ich war bereits bei ihm und redete mit ihm über Gott und Ewigkeit, doch er will von einer Bekehrung nichts wissen. Auch eine Missionschwester hat ihm einmal ernst ins Gewissen geredet, umsonst; er hängt zu sehr an seinen zwei Weibern.“ —

Was nun? War unter solchen Umständen überhaupt noch etwas zu hoffen? Schon wollte ich an der Rettung dieser Seele verzweifeln, da kam eines Sonntags nach dem hl. Segen ein etwa siebenjähriges Mädchen zu mir mit der Erklärung: „Mfundisi, mein Vater verlangt nach dir und will mit dir reden.“ Sie war das Töchterchen jenes kranken Mannes.

Sogleich ließ ich alles, selbst das Mittagessen, im Stich und eilte dem Umsinkulu zu. Einige Kinder wiesen mir den Weg zur Hütte des Kranken, die, wie gesagt, mitten im Walde war. Nach der üblichen Begrüßung fragte ich den Mann, wie es ihm gehe und weshalb er mich habe rufen lassen. Die finstere Antwort war: „Ich habe dich nicht rufen lassen und will mit dir überhaupt nichts zu schaffen haben. Geh nur wieder weiter!“ — Nicht übel! „Wie, hast du mich nicht durch dein eigenes kleines Töchterchen rufen lassen?“ — „Ich habe dir nicht gerufen; mach, daß du weiter kommst!“ —

Nun, so rasch wollte ich mich doch nicht abspesen lassen. Ich blieb und begann dem alten, hartberzigen Kunden ins Gewissen zu reden. Wohl eine halbe Stunde lang sprach ich zu ihm über den Tod, der ihm unmittelbar bevorstehe, über das Gericht und die darauf folgende schreckliche Ewigkeit. Ich stellte ihm Himmel und Hölle vor Augen und beschwor ihn, doch seine arme Seele zu retten. Das Mittel sei so leicht, er brauche seine Sünden nicht zu bekennen, sondern bloß von Herzen zu bereuen. Das hl. Taufwasser werde alle Sünde und Sündenschuld von ihm abwaschen und werde ihn zum Kinde Gottes und Erben des Himmels machen. . . .

Umsonst, er blieb verstockt. Er mußte ein steinhartes Herz haben. Der eigentliche Grund seiner Weigerung waren seine Weiber, deren er, wie ich erfuhr, nicht bloß zwei, sondern drei hatte.

Nun nahm ich meine Zuflucht zum Gebete. Aus ganzem Herzen rief ich den hl. Joseph an, mir doch diese unsterbliche Seele zu schenken! — Und siehe, plötzlich war der Mann wie umgewandelt. „Mfundisi,“ rief er aus, „ich will getauft werden! Ich will in den Himmel kommen, will alles tun, was du von mir verlangst, sogar meine zwei jüngeren Weiber will ich entlassen!“ —

Ich hätte laut aufjubeln können vor Freude und danke aus innerstem Herzensgrunde dem hl. Joseph für solch' unerhörte Gnade! Bald war nun alles geregelt; ich spendete dem Kranken die hl. Taufe und wenige Tage darauf verschied er eines ruhigen, seligen Todes. R. I. P.

M. Ratschig. — Unweit Mariatrost lebte auf eigener Farm ein heidnischer Kaffer, namens Gegan. Er hatte vier Weiber, einen beträchtlichen Viehstand und genoß unter den hiesigen Eingeborenen ein ziemlich gutes Ansehen. Um Gott und Religion kümmerte er sich wenig; was fragte er nach dem Himmel, solange ihm die Erde alles in Fülle und Fülle bot?

Da hieß es plötzlich: „Gegan ist krank, schwer krank!“ Das kam unerwartet, denn bisher erkrankte er sich der besten Gesundheit. Ich säumte nicht, ihm einen Besuch abzustatten und ihm, da ich die Gefährlichkeit seines Zustandes kannte, die Pflicht nahe zu legen, seine Seele zu retten. „Schon viele Jahre“, sagte ich zu ihm, „hast du in heidnischem Wohlleben zugebracht und dich wenig um Gott bekümmert, obgleich dir das Heil so nahe war. Jetzt hat dich Gott heimgesucht, benütze nun Zeit und Gnade, solange du sie hast. Deine Tage sind gezählt, drum wende dich ab von den eiteln Gütern der Welt, entlasse deine drei Weiber und empfang die hl. Taufe, das ist der beste Paß für die Ewigkeit!“

Die Antwort war: „Mfundisi, ich habe schon meinen Herrgott und diene ihm wie viele andere. Will der Taufe aber will ich noch warten; wenn's einmal Zeit ist, werde ich es dir schon sagen!“ Mehr konnte ich bei ihm für diesmal nicht erreichen.

Nach einigen Tagen kommt eines seiner Weiber mit einem Bund Bretter auf dem Kopf zur Missionsstation und meldet: „Gegan ist krank und dem Tode nahe und bittet daher um einen Sarg!“

Ich ließ ihm sagen, die Taufe sei ihm nötiger als der Sarg. Solange er aber von Bekehrung und Taufe nichts wissen wolle, hätte ich auch keine Lust, ihm einen Sarg machen zu lassen. — Auf dieses hin nahm das Weib ihre Bretter wieder mit nach Haus.

Eine Woche darauf saß ich abends — es war Mittwoch, also der dem hl. Joseph geweihte Tag — mit meinem schwarzen Katecheten beisammen, als plötzlich ein heidnischer Kaffer bei uns eintrat. Auf die Frage, woher er komme, antwortete er: „Von Gegan. Es geht ihm schlecht, er ist dem Tode nahe und hat sich bereits bei einem Storekeeper einen Sarg machen lassen. Er wollte auch einen Ochsen zu Ehren der amatongas (Geister der Vorfahren) schlachten lassen damit sie ihn da drüben gnädig empfangen und ihm einen gnädigen Eintritt erwirken möchten, seine erwachsenen Söhne aber sind dagegen und wollen den Ochsen nicht hergeben.“ —

Nun wußte ich genug! Sollte ich den sterbenden Mann noch zum Empfang der hl. Taufe bewegen, so durfte ich keine Minute mehr verlieren. Ich ging also sofort zu ihm. Auf dem Wege empfahl ich den Kranken in inbrünstigem Gebete dem Schutz des hl. Joseph.

Ich fand den Kraal buchstäblich vollgepfropft von Männern und Weibern, — sogar der Häuptling war erschienen — die alle Zeuge sein wollten, wie der alte Gegan von ihnen scheide. Mein Kommen wurde ungern gesehen; das sagten mir sofort die unwirschigen Gesichter; auch mußte ich manche unfreundliche Rede

„Wie z. B. „Was will denn dieser Römeling mit uns? Wir haben ihn nicht gerufen!“

Ich ließ mich jedoch durch solch' ein Gebahren keineswegs irre machen, sondern wandte mich direkt an den Kranken mit der Frage: „Gegan, wie steht's? Du hast mir versprochen, mich im Falle der Not rufen zu lassen und ich bin nun selbst gekommen, deine Antwort zu hören.“

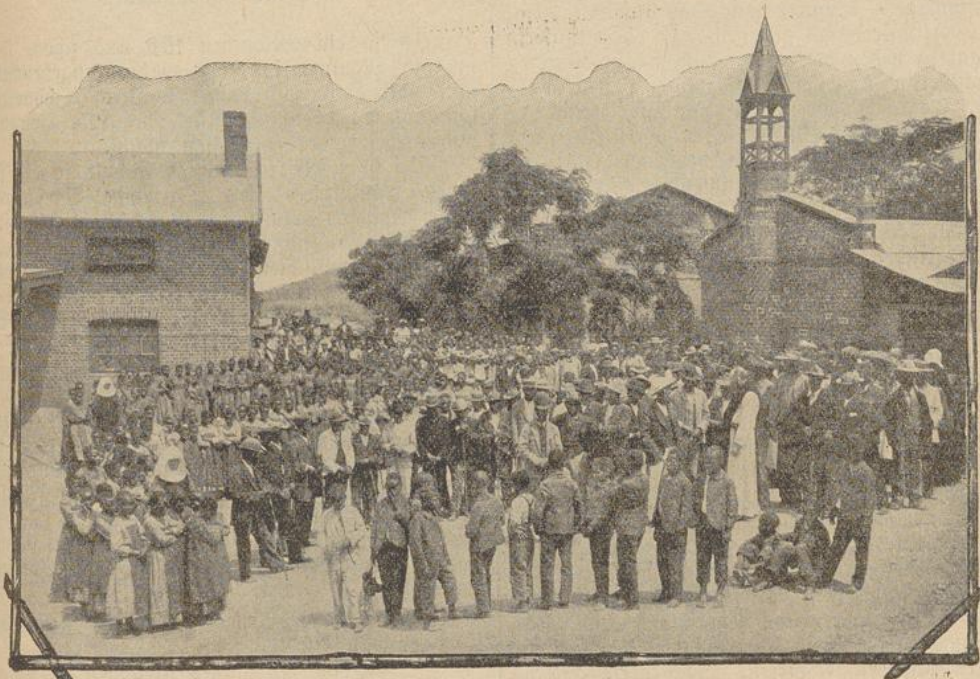
Der Alte war, wie ich bald merkte, an sich gerne bereit, die Taufe zu empfangen, doch das Haupthindernis bildeten seine vier Weiber, von denen er nicht drei entlassen mußte. Das fiel ihm schwer, zumal in Gegenwart so vieler heidnischer Zeugen, die, wie er wohl wußte, absolut gegen solch' eine Trennung waren.

Es begann ein heißer Kampf. Gegan fühlte, wie der Tod ihm näher und näher kam, und mit ganz anderen Gefühlen schaute er jetzt der Ewigkeit entgegen

anerkenne. Dabei bleibt es! Ich will ein Christ werden, will getauft werden und in den Himmel kommen. Mehr habe ich nicht mehr zu sagen!“ —

Nun ging aber ein wahrer Heidenlärm los! Die Weiber heulten und benahmen sich wie besessen, und die Männer schimpften über die unerhörte Tat, wegen so eines Römings da die Weiber davonzujagen und einfach ins Freie zu setzen. . . . Vergebens versuchte ich, den Rasenden nahe zu legen, daß die Weiber ja ruhig bleiben und das Ende des Mannes abwarten könnten; umsonst, sie wollten einfach nichts mehr von mir hören.

Das Tröstlichste für mich war, daß Gegan sich um das Treiben dieser Rasenden gar nicht kümmerte. Er sprach mit mir über Sachen der Religion und hatte zum Schluß nur noch eine Bitte: „Schide mir,“ sagte er, „zwei von deinen Missionschwwestern mit dem roten Kleid und dem weißen Tuch auf dem



Sonntagsversammlung in Mariannhill vor der Kaffernbasilika.

als in seinen gesunden Tagen. Dazu drangen meine klugen und nachhaltigen Worte an sein Ohr, die letzte Gnade zu benützen, die ihm geboten werde und freiwillig das zu verlassen, was er mit dem nahen, unvermeidlichen Tod doch verlieren würde. . . . Da endlich, nach etwa einer Stunde hatte ich gewonnenes Spiel:

Gegan ließ Ruhe gebieten und ließ seine Weiber gehen, die in der Vorahnung dessen, was kommen würde, mit großem Geheul nahen. Alles schwieg, und nun begann der Kranke: „Ihr Männer und Weiber, ihr Frauen und alle, die ihr hier zugegen seid, wisset: Dieser Römeling hat inhaltschwere Worte zu mir gesprochen, ich kann ihm nicht widerstehen. Mein Auge schaut große, kommende Dinge und mein Herz ist wie umgewandelt. Deshalb erkläre ich nun vor dem Volk, daß ich meine drei Nebenweiber aufgeben und nur meine erste Frau als rechtmäßige Gattin

Kopf! Ich habe immer großen Respekt vor ihnen gehabt und möchte nun, daß sie mir beim Sterben beistehen.“

Willkommener konnte mir gar keine Bitte sein als diese! Sofort schickte ich meinen schwarzen Katecheten heim, Schw. Oberin und die Krankenwärterin zu holen. Nach einem halben Stündchen trafen sie zur großen Freude des alten Mannes ein. Er hieß sie willkommen und begehrt nun die hl. Taufe. Ich glaubte nicht länger zögern zu dürfen und taufte ihn auf den Namen Joseph. Da ich ihn in so guten Händen wußte, und sein Ende noch nicht nahe schien, schied ich von ihm nach einigen tröstenden Worten. Es war fast 1/29 Uhr abends.

Am nächsten Morgen brachte mir Schwester Oberin die Kunde: „Gegan ist tot. Er bewahrte das Bewußtsein bis zum letzten Augenblick und ist gegen 1/212 Uhr still und ruhig verschieden.“ —

Am nächsten Vormittag fand die Beerdigung statt. Es stellte sich dabei eine Menge Volkes und zwar meistens Heiden ein, denn Gegan war unter ihnen eine berühmte Persönlichkeit gewesen. Mir aber war das ein hochwillkommener Anlaß, diesen Leuten in einer kräftigen Leichenrede einmal recht ins Gewissen zu reden und ihnen die Eitelkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen und die Schönheit des christlichen Glaubens klar vor Augen zu stellen.

Schweigend und ernst gingen sie alle heim, und wie ich nachträglich erfuhr, haben meine Worte doch beim einen und andern ihre gute Frucht getragen.

Aus der Blumen- und Kinderwelt.

Von Schw. Engelberta.

(Fortsetzung.)

Gegenstichau. — Wollen wir ganz aufrichtig sein, so müssen wir allerdings gestehen, daß es in unserm Missionsgarten neben den vielen Blüten und Blumen auch manches Unkraut-Pflänzchen gibt. Ein gewöhnlicher Gärtner tut sich da allerdings leicht, er duldet einfach solche Disteln und Brennesseln in seinem Garten nicht, kaum in einer verborgenen Ecke, geschweige denn mitten in einem Blumenbeet. Anders der Missionär; er denkt an das biblische Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen, an das Netz mit den guten und faulen Fischen, an das königliche Gastmahl, zu dem auch Lahme, Blinde und Brethafte aller Art geladen worden. Ja gerade solchen Kindern bringt er doppelte Liebe entgegen, wie auch einer Mutter ein krankes und brethafte Kind doppelt und dreifach ans Herz gewachsen ist.

Uebrigens muß man sich hüten, in der Beurteilung eines Kindes rein menschlichen Maßstab in Anwendung zu bringen. Der Allwissende im Himmel oben urteilt sicherlich oftmals ganz anders als wir; der Mensch sieht auf das Äußere, Gott aber sieht in das Herz. Da ist ein troziger, wilder Knabe, dort ein geschwäbiges, launenhaftes Mädchen, beide sind schwer zu leiten, kommen leicht mit andern in Streit, zeigen wenig Anhänglichkeit an ihre Obern und Lehrerinnen und gelten deshalb allgemein als „böse“. Es sind die Brennesseln und Disteln im Blumengarten. Doch gerade solche Kinder zeigen nicht selten einen Mut, eine Arbeitsliebe und einen Opfer Sinn, den man bei andern, sogenannten „braven“ Kindern vergebens sucht. Sie bergen oft in rauher Schale einen gesunden Kern, und recht verstanden und gut geleitet entwickeln sich gerade solche Kinder zu starken, treuen Charakteren. Das weiß der Missionär, drum duldet er nicht nur solch vermeintliches Unkraut in seinem Garten, sondern schenkt diesen Seelen seine volle, ungeteilte Liebe.

Uebrigens wollen wir auf unserer Wanderung wieder weitergehen und uns heute vor allem ans „Veilchen suchen“ machen. Wohl hat meine liebe Kollegin schon vor Jahren ein recht hübsches Sträußchen von diesen Erstlingen des Frühlings gepflückt und den verehrten Lesern angeboten. (Vergleiche „Veilchen im Missionsgarten“, Bergißm. - Jahrgang 1903.) Doch es wachsen gottlob immer wieder neue nach, und entzücken ob ihres süßen, lieben Duftes Herz und Gemüt stets aufs neue. Wie sagt doch der Dichter so schön:

Veilchen lieb, Veilchen klein,
Grüß' dich Gott, Blauäugelein!
Willst du nach der Winternacht
Künden uns des Lenzes Bracht?
Sollst uns willkommen sein,
Frühlingsäugelein!

Veilchen klein, Veilchen süß,
Stammst wohl aus dem Paradies!
Wo des Himmels tiefes Blau
Spiegelt sich im Perleнтаu
Bist du in der Frühlingsnacht
Leise aufgewacht!

Veilchen süß, Veilchen zart,
Blümlein sünnig-sanfter Art,
Am bescheid'nen Wiesenrand
Pflückt dich glücklich meine Hand
Duftend aus dem Sonnenschein,
Frühlingsäugelein!

Ist so ein Blümchen lieb und schön, so ist um ein Menschenkind, das wahre, ungeheuchelte Mut übt, doch noch etwas ungleich Schöneres. Bescheidenheit ist ein Schlüssel, der alle Herzen und vieles andere vergessen macht.

Da ist z. B. in unserer Schule so ein schüchternes, kränkliches Kind, Sophia-Rosa mit Namen. Ihr schwarzbraunes Gesichtchen weist ein Stumpfnäschen auf, sodaß sie darob sogar von Mitschülerinnen, die doch, was den Gesichtsvorhang anbelangt, von Mutter Natur alle miteinander etwas stiefmütterlich bedacht wurden, manch' neckische Bemerkung hören muß. Dennoch aber haben das gute sie alle von Herzen lieb eben wegen seiner wahren ungekünstelten Demut und Bescheidenheit.

Wird gelegentlich etwas ausgeteilt, seien Früchte, oder Kleidchen, oder Schulsachen u. dgl., stellt sich unsere Sophia Rosa gewiß ins äußerste Fellehen und wartet da ganz geduldig und friedlich, endlich die Reihe auch an sie kommt. Jede auch die kleinste und unscheinbarste, nimmt sie mit den freundlichsten Lächeln und der vollsten Zufriedenheit entgegen.

Sie kann in Wahrheit mit dem Veilchen jagen:

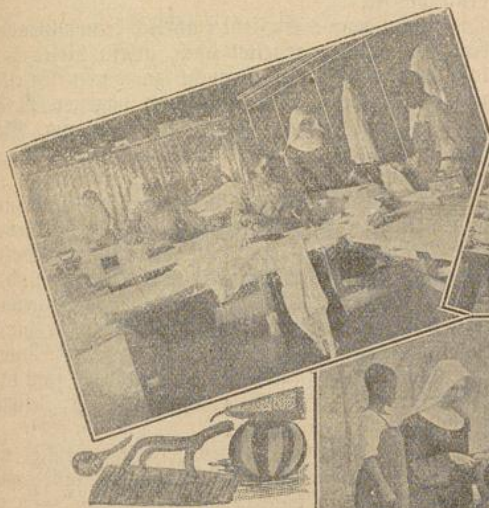
„Ich hab' ein blaues Kleidchen an,
Das hat nicht Schmuck noch Falten,
Auch möcht' ich mich, wo ich nur kann,
Gar gern verborgen halten.
Und unter meinem grünen Dach,
Entfernt vom Weltgewühle,
Da schlaf ich ein, da werd' ich wach,
Erquick' mich in der Kühle.
Nur gute Menschen suchen mich
Mit freundlich-trauten Mienen.
„D seid bescheiden, so wie ich!“
Das sag' ich liebend ihnen.“

Sophia Rosa wurde erst am 20. August 1903 getauft und hieß früher Romagogosi. Seit jenem ist sie, wo möglich, noch stiller und eingezogener worden, und das innere Glück, das sie im vollen Gebirgt, strahlt gleichsam aus ihren Augen wieder. Die Genügsamkeit ist staunenswert. Darf sie selber was len, so nimmt sie gewiß das kleinste Stückchen mit sich, und geht es irgendwo knapp her, so ist sie bereit zu weichen.

bereit, zu Gunsten ihrer Mitschülerinnen ganz darauf zu verzichten.

Legitim kam von europäischen Wohltätern eine Kiste abgetragener Kleider, worunter sich auch einige schwarze Jachetts befanden. Die Schwester, welche dieselben austeilte, gab unserer stillen Sophia Rosa das Beste, einerseits ihrer Kränklichkeit wegen und anderseits, weil sie wußte, daß sie dasselbe schonend be-

das „starke“ Geschlecht will auch einmal an die Reihe kommen, nicht immer bloß die verwöhnten Mädchen. Dieses zehnjährige Bürschchen, gemeinlich nur „Po“ genannt, ist unter seinesgleichen in der Tat das Meisterlein. Ein gutes Stück dazu mag schon der Umstand beitragen, daß sein Vater (ein Schwarzer) sich in England zum praktischen Arzt ausgebildet hatte und viele Jahre hindurch unter den hiesigen Eingeborenen seine



Bügelzimmer



Schneidererei



und Strohflechterei im Schwesternhaus zu Mariannhill.

handeln würde. Da war nun das gute Kind in arger Verlegenheit; sie hätte ja schließlich ganz darauf verzichtet, und nun bekam sie das Beste von allen! Schüchtern nahte sie der Schwester und wagte die schüchterne Anfrage, ob sie nicht ihre Jacke mit der Nokomas vertauschen dürfte? Nokoma brauche ein gutes warmes Kleid, denn sie müsse auch bei rauher Witterung viel zur Feldarbeit hinaus, während sie selbst meist nur zu Hausarbeiten angehalten wurde.

Ähnliche Züge ließen sich noch gar viele aus dem Leben Sophias anführen, doch wir wollen das gute, stille Weibchen ruhig in seiner Bescheidenheit weiter blühen lassen; denn ungestörte Einsamkeit ist ihr doch das Liebste.

Schauen wir uns dagegen einmal den kleinen „Waldmeister“ an. Wie, das kleine Pflänzchen mit seinen winzigen Blüten soll Meister sein im Wald? Das sieht ihm wahrlich niemand an. Und dennoch ist er's. An Wohlgeruch tut's ihm kein Nachbarpflänzchen gleich, zur vollen Geltung kommt er aber erst, wenn er mit seiner Heilskraft als Doktor auftritt im Reich der Medizin.

Der kleine Silas, mit seinen übergroßen, immer wie staunend in die Welt hinausschauenden Augen, ist das Waldmeisterlein unter unseren Knaben — denn

dann mit Wissen und Zustimmung des Lehrers irgend etwas kaufen. Auch Silas hat sich im Garten schon ein paar Mark verdient. Da hörte er eines Sonntags in der Predigt, wie verdienstlich es sei, wenn man den armen Seelen zuliebe ein kleines Opfer bringe und ihrer bei der hl. Messe gedanke. Dieser Gedanke senkte sich wie ein Samenkörnlein ins Herz des guten Knaben und brachte auch seine Frucht. Denn einige Woche später gab er auf die Frage seiner Tante, was er sich denn mit seinem Gelde Schönes kaufen wolle, die Antwort: „Ich habe keinen Pfennig mehr.“ — Wie, hast du es verloren, oder gar vernascht? — „O nein, ich hab' es gut angewendet, denn ich habe es den armen Seelen geschenkt, für welche ich vom P. Missionär eine hl. Messe lesen ließ.“ — An wen hast du dabei besonders gedacht? — „An jene arme Seele, welche auf Erden keine Freunde mehr hat und deren also niemand im Gebete gedenkt.“ (Fortf. folgt.)

Ein Blitzschlag.

Von Rev. P. Arsenius, O. C. R.

Maria-Linden. — Am 18. September v. J. sammelte sich über den nahen Drafsenbergen ein Gewitter, das von Mariazell herkommend sich gegen Matthele zu wälzte. Es war dies eine auffallende Erscheinung, denn in dieser Gegend ist der Monat September und größtenteils auch noch der Oktober stets trocken und regenlos.

Schreiber dieser Zeilen befand sich mit zwei Brüdern eben in der Kirche bei der auf das frugale Mittagsmahl folgenden Dankagung. Es war ungefähr 1/2 1 Uhr Nachmittags. Beim Austritt aus der Sakristei bemerkte ich, wie ein heftiger Sturmwind einzelne schwere Regentropfen dahertrieb, die prasselnd auf dem Blechdach und an den Fenstern aufschlugen. Ich ging daher in die Kirche zurück, zu sehen, ob auch alle Fenster geschlossen seien und war eben im Begriff, mit den zwei genannten Brüdern durch die an den Turm angebaute Sakristei die Kirche zu verlassen, als plötzlich ein Blitzstrahl unter furchtbarem Krachen und Donnern in den überm Turm angebrachten Blitzableiter fuhr. Letzterer muß leider nicht richtig funktioniert haben, den der Blitz fuhr vom Turm in die Sakristei und streifte hier unsern Bruder Redemptus. Er war im ersten Schrecken wie außer sich, denn er fühlte einen heftig zuckenden Schmerz vom Rückgrat bis zur Ferse, und war einen Augenblick ganz von Feuer und Rauch umgeben. Einen eigentlichen Schaden hat er gottlob nicht genommen und Bruder Cornelius und ich kamen gleichfalls mit dem großen Schrecken davon.

Wir eilten ins Freie, und sahen nun den Blitzableiter, der aus 36 Kupferdrähten mit einem in die Mitte eingeflochtenen Hanfseil besteht, auf 6—8 Meter total geschmolzen und abgebrannt. Desgleichen war auf dem Kirchendach eine Wellblech-Tafel halb zer schlagen, halb geschmolzen, so daß man in der Kirche gerade über der Statue des hl. Joseph den blauen Himmel sehen kann. An zwei Stellen fuhr der elektrische Strahl durch einen Drahthacken in ein Fenstergebinde, riß den Verputz heraus und streute ihn weit auf den Bänken und am Boden umher. Auch die aus solidem Sandstein aufgeführten Kirchenwände zeigen ein paar Risse oder Sprünge. Endlich hatte der unheimliche Gast über der Türe des zweiten, der Sakristei gegenüber liegenden Anbaues kleinere Steine ausgehoben und umhergeschleudert. Einen ähnlichen Schaden bemerkten wir an der Außenseite des Turmes und zwar an zwei einander ganz entgegengesetzten Stellen.

Das alles war das Werk eines Augenblickes. Bald darnach klärte sich der Himmel wieder auf und zeigte das denkbar freundlichste Gesicht, als wäre nichts geschehen.

Nun wir müssen Gott danken, daß wir noch verhältnismäßig leichten Kaufs davon gekommen sind; immerhin bleibt uns die Erinnerung daran ein gewaltiges, tiefergreifendes „Memento mori.“ —

„Bedürfnislosigkeit der Schwarzen,“ ihre Fleischgier u.

Von Dr. Gereklin O. C. R.

Mariahilf. — Man macht der schwarzen Rasse vielfach ihre Arbeitscheue und Trägheit zum Vorwurf, und dieser Tadel ist keineswegs unbegründet.

Denn tatsächlich ist es wirklich eine Seltenheit, wenn man einen Neger findet, der sich aus innerem Antrieb mit Liebe, Lust und Ausdauer der Handarbeit hingibt. Andererseits muß man aber auch bedenken, daß dem Schwarzen an sich die Arbeit fremd ist. Viele Jahrhunderte hindurch verbrachten diese Völker in trägem Müßiggang und nun kommen plötzlich die raschen, immer tätigen Europäer daher, und verlangen von ihnen, sie sollten arbeiten, so frisch, so gewandt und ausdauernd wie sie.

Wozu denn? Er sieht wahrlich keinen Grund hierzu ein. Der Weiße arbeitet auch, allein dieser hat zahlreiche Bedürfnisse und braucht zu deren Befriedigung vor allem Geld. Der Schwarze dagegen ist beinahe bedürfnislos. Jener spricht von Nahrung, Kleidung, und Wohnung. Dieser baut sich seine armselige Hütte selbst, eine einfache Lendenschürze, und wenn es hoch hergeht, eine Wolldecke bildet sein Kleid, und für Essen und Trinken sorgt größtenteils die liebe Mutter Natur. Ein kleines Mais- und Amabelesfeld und dazwischen etwas Gartenland mit ein wenig Amadumbi und Amaschlubi (einer Art Kartoffeln und Bohnen) genügt ihm und den Seinen vollständig, und dazu ist die Arbeit in erster Linie Sache der Weiber. Der Mann fühlt sich als Herr des Hauses; er verbringt die Zeit in süßem Nichtstun. Arbeit erscheint ihm nicht nur beschwerlich, sondern auch verächtlich.

Also zur Arbeit ist der heidnische Kaffer nicht zu haben, es sei denn, die Not zwingt ihn dazu. Wo so mehr stellt er dagegen seinen Mann beim Essen und Trinken. Da kann er wahrlich etwas leisten, d. h., wenn gerade eine günstige Gelegenheit sich findet. Denn im allgemeinen ist der Schwarze gerade kein Vielfraß; gewöhnlich ist er nur zweimal im Tag Mittags und Abends; auch kann er unter Umständen Hunger leiden, daß sein Weib dabei existieren könnte. Kommt er aber gerade zu einem Festessen, so stellt er auch seinen Mann. Schon das bloße Wort „innama“, Fleisch, vermag ihn buchstäblich zu elektrifizieren.

Einmal traf ich in Deutsch-Ostafrika mehrere Wochenschambaras gerade beim Fleischessen an. In ihrer bekannten Gastfreundschaft luden sie mich sofort ein, herzufragen und mitzuspiesen. Ich lehnte dankend ab, doch das hätte sie beinahe arg beleidigt. Erst als ich ihnen sagte, daß uns Trappisten, Krankheitsfälle angenommen, Fleischgenuß unterjagt sei, gaben sie sich zufrieden, und fuhren fort, ihren Vorrat aufzuzehren. Anfangs ging alles still und friedlich ab. Zum Reden hatte keiner mehr Zeit, denn seine Bauwerkzeuge waren mehr als billig in Anspruch genommen. Als aber das Fleisch allmählich zur Reize ging, wurden ihre Blicke immer wilder und drohender. Endlich sprang einer auf und schrie: „Wer ist denn der Älteste in unserer Mitte?“ — „Ich“, erwiderte ein altes, kleines Männlein. „Gut, so ist es deine Sache, das Fleisch redlich und gerecht unter uns zu teilen!“ Der Mann tat so, nahm ein Messer und begann das Fleisch in lauter kleine Teile zu schneiden. Dabei fuhren aber die Uebrigen mit ihren schwarzen Händen in grauem Durcheinander so wild darüber her, daß es mich ordentlich Wunder nahm, daß nicht auch ein paar Fingerspitzen mit abgeschnitten wurden. Dem redlichen Zuschneider ging aber plötzlich in seiner liebevollen Beschäftigung ein großes Licht auf: Alles, was er aufschnitt, verzehrten mit Hast die andern. Ihm selbst blieb einfach nichts! Schnell packte er also das noch nicht aufgeschnittene Stück Fleisch und rannte mit demselben

davon, von Zeit zu Zeit hastig einbeißend und be- ständig mit beiden Backen kauend.

„Was mögt Ihr Euch doch einer vergänglichen Speise wegen so heftig streiten?“ sagte ich in gelindem Unwillen. — „Streiten, streiten?“ fragten sie mich in hellem Staunen. „Vater, haben wir denn miteinander gestritten? Haben wir nicht ganz friedlich wie kleine Kinder den letzten Bissen untereinander geteilt? Etwas eifrig, ja, das wurden wir zuletzt, doch bedenke, es handelte sich eben um Fleisch!“

„Auch wenn es Fleisch war, so solltet Ihr doch nicht so gierig essen. Männer, sagt mir, wozu ist denn der Mensch auf Erden?“

Sumali, einer der Rüstigsten der Anwesenden, mußte es. „Der Mensch ist auf Erden“, antwortete er, „um zu essen und zu leben.“

hatte utshwala (Kaffernbier), in derselben, und glaubte, es komme der Baba“. (P. Missionär.)

„So?“ sagte ich, „den Baba fürchtest Du; Gott aber, der alles sieht, und der nichts Böses ungestraft läßt, fürchtest Du nicht!“

„Das ist so“, erwiderte der kleine Schlauburger, „wenn mich der Baba beim Biertrinken erwischt, gibt er mir Hiebe; jehe ich aber, daß ich eine Sünde begangen habe, dann gehe ich in die Kirche und bete, und dann ist alles wieder gut!“ — Ich hatte viele Mühe, den leichtfertigen Jungen, der so freventlich auf Gottes Barmherzigkeit sündigte, eines Besseren zu belehren. —

Ein anderesmal nahte sich mir ein altes Mütterchen mit der Frage: „Bitte, sag' mir, kommen im Himmel oben die Schwarzen auch mit den Weißen zu-



Zuckerrohrfeld in Deutsch-Ostafrika: Indische Kulis Zuckerrohr schneidend.

„Ach nein“, entgegnete ich, „wie magst Du doch eine solch' törichte Antwort geben? Santuku, sag' Du mir: Wozu ist der Mensch auf Erden?“

„Ach Vater“, erwiderte er, wenn ich nur noch das Stück Fleisch bekommen hätte, das mir dieser da weggeknabbert hat; ich bin noch lang' nicht satt!“ — Nun frug ich nicht mehr weiter, sondern dachte: Neben ist Silber, doch Schweigen ist Gold.

Uebrigens gestatten solch' harmlose Aeußerungen oft einen tiefen Einblick in die Denk- und Lebensweise dieser Leute:

Eines Tages saßen mehrere unserer Kaffernknaben in munterm Gespräch beisammen. Einer derselben, der kleine Kiward, machte sich in der Nähe der Türe viel mit einer Flasche zu schaffen. Plötzlich ging infolge eines heftigen Windstoßes die Türe auf; schnell wie der Blitz warf nun der Junge seine Flasche in die nächste Ecke. Auf die Frage, weshalb er denn plötzlich die Flasche wegwerfe, entgegnete er treuherzig: „Ich

sammen? Hier auf Erden seid ihr oma Roma es allein, die uns lieben. Die andern Weißen wollen nichts von uns wissen, wir sind ihnen zu gering und schlecht.“

„O Mütterchen“, sagte ich, „da kannst Du ruhig sein! Gott sieht nicht auf das Aeußere, sondern auf das Herz. Bestrebe Dich nur immer, ein weißes Herz zu haben, und Du kannst sicherer in den Himmel kommen, als mancher Weiße.“

Da faltete die gute Alte ihre schwarzen, abgemagerten Hände zusammen, blickte voll Liebe und Sehnsucht zum Himmel auf und betete: „O Gott, mein lieber Himmelsvater, gib mir ein weißes Herz!“

Am nächsten Sonntag sah ich sie im Beichtstuhl knien. „Sieh', das kluge Mütterchen“, dachte ich mir, „wie tief hat sie mein Wort erfasst. Da kniet sie schon wieder und verschafft sich ein weißes Herz!“

Ein Ferienausflug.

Von Schw. Innozentia.

St. Peter. — Das hochheilige Pfingstfest mit seinem ganzen Gefolge herrlicher Feste war vorüber. Unsere schwarzen Schulkinder hatten durch ihre schönen, vierstimmigen Lieder wesentlich zu deren Erhöhung beigetragen, und da sie außerdem seit Ostern zu ernstester Schultätigkeit waren angehalten worden, sollte jetzt eine wohlverdiente Ruhepause eintreten in Gestalt einer zweiwöchentlichen Vakanz.

Es ist doch merkwürdig, was das kleine Wörtchen „Vakanz“ Zauberhaftes an sich hat, und zwar bei den wolköpfigen Kindern des schwarzen Weltteils nicht weniger, wie bei blondlockigen Söhnen des Nordens. Munter und lustig sind unsere schwarzen Kleinen ja immer, doch selten herrschte unter ihnen ein solcher Jubel und solch maßlose Freude, als an dem Morgen, an dem sie im Schulhof ihr Reisebündelchen schnürten, um nun wieder auf einige Tage zurückzukehren in den elterlichen Kraal.

Und hier ist ein zweites Wort von gar zauberhaftem Klang, das Wörtchen „Heimat“. Diese Schwarzen dürfen heim. Wohin? In ein stattliches Elternhaus mit kostbar ausgestatteten Zimmern? Erwarten sie zu Hause feine, erquischte Speisen, vornehme Geschenke, reizende Ausflüge in romantisch-schöner Gegend? Nichts von alledem. Ihr Heim ist eine alte, rauchige Lehmhütte, in der sich kaum die notdürftigste Einrichtung findet. Vater und Mutter sind arm, die Geschwister gehen halbnackt, als Bett dient ihnen der nackte Boden und das Essen nehmen sie mit den bloßen Händen. Und dennoch rennen heute unsere Kinder, die doch jahrelang in der Missionschule an Besseres gewöhnt waren, lachend dieser Hütte zu und begrüßen voll Jubel die armen Eltern und die Geschwister mit den schwarzen Gesichtern und den schmutzigen Händchen. Es ist eben ihre Heimat, und sie sind nun wieder bei den lieben Angehörigen und den nächsten Verwandten.

Beim Abschied baten sie den P. Missionär um den priesterlichen Segen, und die nicht allzu ferne Wohnenden versprachen hoch und teuer, am nächsten Sonntag zum Gottesdienst zu kommen und einige ihrer Angehörigen mitzubringen. Desgleichen wollten sie nach der Vakanz nicht nur alle wiederkommen, sondern auch aus der Reihe ihrer Bekannten neue Schüler auszuführen. Gruppenweise, je nach ihrem Heimatsorte geordnet, schlossen sie sich zusammen, ein älterer Schüler übernahm die Führung, noch ein herzliches „Haiko, lebe wohl!“ — und flugs ging es nun nach allen Himmelsgegenden auseinander.

Bald sind die teuren Schüler in einem Bananenwald oder hinter einem Berge verschwunden. Vor dem Schullokale aber steht noch lange die Lehrerin. Wie einsam und verlassen fühlt sie sich einmal, und wie oft wiederholt sie die Fragen: Werden wohl alle meine Kinder ihr Versprechen halten und wiederkommen? Gewiß sind sie jetzt alle vom besten Willen befeelt, doch wird nicht manches von ihnen mitten in den Gefahren des heidnischen Kraallebens wandelnd werden? Die Liebe zu den teuren Angehörigen, der Drang nach der Freiheit, das Beispiel lockerer Kameraden, die List und Bosheit übelgesinnter Heiden haben schon manchen Katechumenen, der recht gut angefangen, wieder zu Fall gebracht.

Wie die Schwester hier so einsam steht und in ernsten Gedanken nachhängt, gesellt sich ihr eine liebe Kollegin zu; es ist Schwester Rosalina, der auch zu still und einsam geworden in dem sonst so belebten Schullokal. Bald beratschlagen nun die beiden Schwestern, wie sie die kurze Ferienzeit zubringen sollten und einigen sich zuletzt in dem Entschlusse, Ngua, die ziemlich weit von St. Peter entfernte Missionschule zu besuchen. Viele Schulkinder waren ohnehin aus jener Gegend; diese konnte man mitten in den Ferien überraschen, gegen manche Gefahr schützen, und vielleicht neue Zöglinge für die Missionschule gewinnen.

Also auf nach Ngua! Ein kleines Wohnhaus ist bereits dort, etwas Proviant nimmt man mit auf den Weg, und das Uebrige wird sich schon finden. In drei Tagen sind wir wieder zurück in St. Peter, denn ein guter Tagmarsch genügt, für die Hin- und Herreise. Als Begleiter und Wegweiser sollen uns zwei Banhamwesi-Burschen dienen. Sie waren zwar auch noch nie in Ngua gewesen, doch die Sprache kennen wir, und mit Fragen kommt man weit.

Doch lassen wir fortan Schwester Innozentia erzählen: „Donnerstags früh um 8 Uhr brachen wir auf. Bald sind wir an den Kornfeldern und den weißblühenden Kaffeeplantagen der Missionsstation vorbei, und nun geht es hinein in die dunklen Bananenwälder und in die mit verschiedenartigem Gesträuch sowie mit Palmen, Cedern, Euphorbien und sonstigen südländischen Bäumen reich bedeckte Wildnis. Es ist Winterszeit; das sieht jedoch nur der Eingeweihte ein Neuling würde glauben, die ganze Landschaft trage ihr Sommerkleid; denn die Natur legt hierzulande das ganze Jahr hindurch den grünen Schmuck nicht ab, und viele Pflanzen stehen gerade jetzt in ihrer schönsten Blütezeit.“

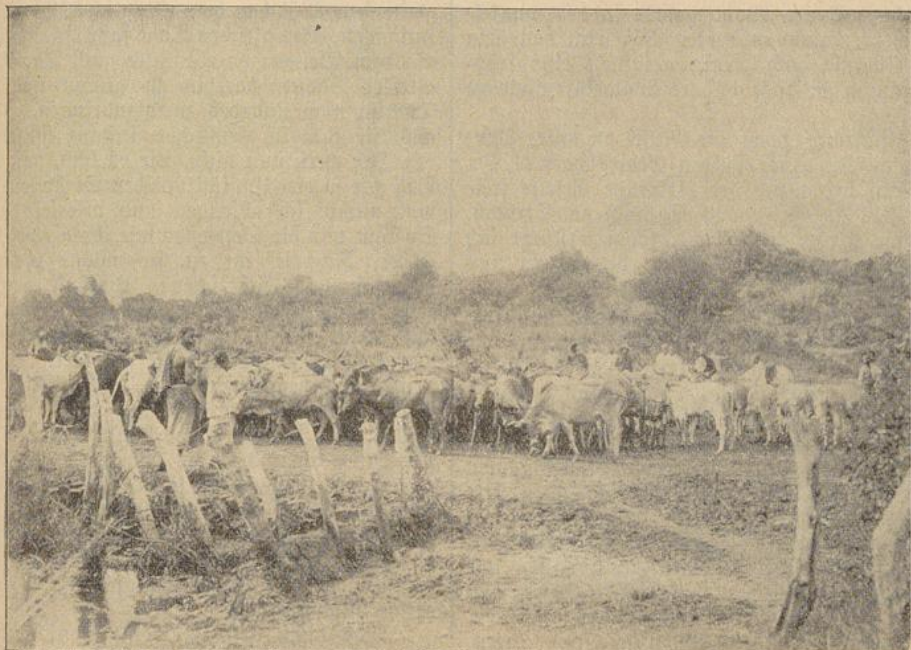
Nach halbstündigem Wandern streckt uns plötzlich ein mächtiges hölzernes Kreuz seine beiden Arme entgegen. Mitten in eine große Felsplatte ist von frommen Trappistenhänden mitten im Heidenland dieses Wahrzeichen des Friedens und des christlichen Glaubens aufgestellt, und darunter gähnt ein schrecklicher Abgrund 1000 Fuß tiefer Abgrund. Wir nennen den Hügel „Kalvarienberg“, denn viele unserer Neuchristen wandern den Kreuzweg betend hieher und blicken dann hinauf in die weite, weite Steppe, die man von hier aus mehrere Tagereisen weit übersehen kann.

Da stehen wir nun gleichsam an den Grenzen der Erde; denn vor uns ist nichts als Luft, unter uns aber geht es über einen hohen, steilen Felsrücken gähnt hinab in eine Tiefe von vollen 3000 Metern, und am Fuße des Berges beginnt dann die endlose Steppe. Und da sollten wir jetzt hinuntersteigen! Zagend blickten wir hier eine Weile stehen und schauten traumverloren hinab und hinaus in die endlose mit silberweißen Nebelwolken bedeckte Ebene. Das Bild erinnerte mich lebhaft an eine weite, mit kuckstiefem Schnee bedeckte Landschaft und kam mir um so entzückender vor, als ich mich hier, nachdem ich beinahe zwei Jahrzehnte lang keine Schneelandschaft mehr gesehen, urplötzlich in den Winter der lieben, trauten Heimat zurückversetzt wähnte. Meine Begleiterin aber glaubte das große Weltmeer mit seinen schäumenden Wogen vor sich zu haben, und bekam schon vom bloßen Gedanken daran einen gelinden Anfall von Seekrankheit. —

„Haya, haya, vorwärts, vorwärts!“ mahnten unsere Führer. „Mit dem bloßen Stauden kommt man

nicht hinab! Da heißt es klettern! Aber haltet immer gut an den Felsen fest, oder am Gesträuch, schaut nicht in die Tiefe hinab, sonst erfäßt euch Schwindel und ihr rollt hinab wie ein angestoßener Felsblock!" Dies war natürlich sehr ermutigend

Eine mit Moos gepolsterte Felsbank ladet zur Ruhe ein; ein paar grüne Maisfelder und etliche Ziegen, welche zwischen dem Buschwerk des sonnigen Geländes weiden, verraten uns, daß auf dieser einsamen Höhe auch Menschen wohnen. Unwillkürlich wenden wir den



Rinderherde bei Bagamoyo, Hafenstadt an der Küste von Deutsch-Ostafrika.

uns gesprochen und so machten wir uns denn ans Werk.

Der Pfad an sich war gut ausgetreten, denn Tag um Tag steigen und klettern da seit vielen Jahrhunderten die leichtfüßigen Schwarzen auf und ab, doch rings umher gähnten uns furchtbare Abgründe entgegen; gleich um's Halbes geht es über 1000 Fuß tief fast senkrecht hinab. Mühsam steigt man von einem nackten Fels zum andern hinab, im allgemeinen wird mehr leicht, als gegangen, und die Handrücken müssen dabei ordentlich herhalten, denn der Weg ist felsig und teilweise aber auch gefährlich. Zum Glück hatten wir Bergsteiger bei uns, mit deren Spitzen wir uns einstimmen konnten.

Dazwischen kamen auch einige Grasflächen, und an manchen Stellen wuchsen und dufteten zwischen dem Zwingeröll nützliche Heilpflanzen. Dem Ringkraut, das sich so vielfach als in Nutzen verwerten läßt, nahmen wir gleich einige Büschelchen mit.

Nach zweistündigem Klettern, mühen und Wandern kommen wir auf einer kleinen Ebene an. Wir sind noch lange nicht in der Steppe, Gegenteil, da geht es noch in eine schauerhafte Tiefe hinab. Doch wenigstens wollten wir hier ein wenig

Blick zurück nach den stolzen Felsenmauern, über die wir herabgekommen. Riesenhafte Schlingpflanzen umkleiden reizend die ungeheuren Wände, stellenweise wachsen kräftige Blattpflanzen in strogenden Bündeln aus den Fugen und Ritzen hervor, ja sogar mächtige Bäume ragen von diesen Felsblöcken aus gespensterhaft zum Himmel auf, und es ist mir das reinste Rätsel, woher denn dieser ganze tropische Pflanzenreichtum sein Leben und seine Kraft bekommt.



Liberia-Kaffee-Pflanzung Schöller in Deutsch-Ostafrika.

Nach kurzer Rast wird die Wanderung wieder fortgesetzt, denn wir haben noch einen weiten Weg vor uns. Neuerdings geht es abwärts und abwärts in einem Gefälle von 1:4. Da, plötzlich befinden wir uns in der Schattennacht einer dichtbewaldeten Schlucht. Kein Sonnenstrahl dringt durch die von riesigen Baumkronen gewobene Decke. Wohl wohnt in dem dunkelgrünen Gezweig manch' munteres Vögelein, doch sein Gesang ist eintönig und wenig geeignet, eine fröhlichere Stimmung in diese düstere Waldeinsamkeit zu bringen.

Da plötzlich tönt etwas wie Musik an unser Ohr: Es ist das Rauischen eines wilden Gebirgsbaches! In reißendem Lauf bricht sich der lärmende Geselle freie Bahn von Fels zu Fels, von Strauch zu Strauch. Er kennt keine Ruhe, keine Rast, sondern stürzt sich schäumend hinab ins ebene Land, das allein ihn bändigen wird.

Hier, am grünen Ufer des silberhellen Wassers, macht jedermann kurze Rast. Zeuge davon sind die mancherlei Speiseabfälle, die rings herum liegen. Denn der „Wirt zum klaren Bach“ ladet jedermann zu einem frischen Trunk ein. Auch wir folgen willig der freundlichen Einladung, zumal da die Mittagszeit schon längst vorüber ist. Eine Felsplatte unter einem dichtbelaubten Baum dient uns als Sitz und Tisch zugleich. Viele Ansprüche ans Leben darf man unter solchen Umständen allerdings nicht machen, doch nimmt man hier gern mit allem vorklieb. Einen kleinen Zmbiß hatten wir bei uns, als Tafelgerät diente die bloße Hand, aus Bananenblättern ließen sich niedliche Schalen formen, und als kühlenden Trank schlürften wir den klaren, ungefälschten „Weißheimer“.

Wiederholt mahnte ich unsere schwarzen Führer, auch ihren Reiseproviand auszu packen und Mittag zu halten. Doch sie gingen nicht darauf ein. „Es ist hier kein Ort zum Feuer machen“, sagten sie, und das bedeutet beim Schwarzen viel. Wenn er bei seiner Mahlzeit keinen Rauch aufsteigen sieht, schmeckt's ihm nicht.

Schwester Roselina aber wollte, bevor sie sich wieder auf den Weg machte, ihre Kräfte durch eine „Aneipkur“ stärken. Das klare Wasserlein lud auch zu verführerisch zum „Wasserreten“ ein. Sie steigt also mutig hinein ins kühle Naß und beginnt: Eins, zwei, drei! Da — beim vierten Schritt gerät der Fuß auf einen glatten Stein, und im nächsten Moment nimmt mein gutes Schwesterchen ein unfreiwilliges Sitzbad. Das kam so unerwartet und flöste ihr einen derartigen Schrecken ein, daß sie sprachlos sitzen blieb und ich ihr hilfsreich die Hand entgegenstrecken mußte. — Nun, die afrikanische Sonne hat den kleinen Schaden bald wieder gut gemacht. Ein lustiges Intermezzo aber war es doch, und bot uns Stoff genug zum Lachen.

(Schluß folgt.)

Gefährliche Fahrten.

Von Schm. Edeltrudis.

Lourdes. — Das Sprichwort sagt: Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen. Nun ich kann den Weg, von der Missionsstation Lourdes nach meiner Tageschule Dumisa wohl keine Reise nennen, vermag doch ein rüstiger Fußgänger denselben in 1½ Stunden zurückzulegen. Von Erlebnissen auf die-

sem Schulweg kann ich aber doch erzählen, ja — mal hätte ich dabei fast das Leben verloren.

Es war am Dienstag vor dem Feste der Himmelfahrt, als ich wieder meinen Chalie, einen was störrischen und scheuen Gaul, vor ein zweirädriges Wägelchen spannte und wohlgenut mit dem mich gleitenden Mädchen den alltäglichen Weg nach Dumisa machte. Am gleichen Tage fuhr eine zweite Schiene mit dem Egelswagen ebenfalls nach Dumisa. Sie fuhr allerlei Sachen dorthin zu fahren und andere von Dumisa nach Lourdes zurückzubringen. Ich fuhr aus, sie kam in ziemlicher Distanz hintendrin.

Ich weiß nun nicht, wie es kam, daß ich an jenem Tag gar so viel Unglück mit den Strängen hatte. Ich mußte mich absteigen und allerlei daran richten. So kam mir die Schwester mit ihren zwei Egeln näher. Ich rief ihr zu, sie möchte zurückbleiben, mein Gaul so leicht scheue. Umsonst, gerade an der recht abschüssigen Stelle kam der leidige Egelwagen auf meine Trap zugerannt, im nächsten Augenblick war er hart neben mir, die gegenseitigen Wagenräder griffen kreischend ineinander, und plötzlich machte der Chalie einen Satz und sprang im Nu über einen der beiden Egel, der sich etwas bückte, hinüber. „O Schwester“, rief ich aus, „was haben Sie getan!“

Ich hielt die Zügel so straff an, als ich nur konnte, denn der scheue Gaul wollte mit Gewalt durchgehen. Mittlerweile sprang die Schwester vom Wagen und hielt das Pferd, während die Mädchen, die bei uns waren, steif und stumm dastanden und der Geschehnisse ratlos zuschauten.

Was dann geschah, weiß ich nicht mehr. Ich wurde gar unsanft aus der Trap geschleudert und lag einige Zeit bewußtlos am Boden. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich einen heftigen Schmerz im Kopf, denn ich war auf den Kopf hinuntergestürzt, dies merkte ich auch an meinem weißen Schleier, der deutlich von diesem Sturz aufwies. So hätte ich an jenem Tag beinahe etwas vorzeitig Himmelfahrt gefeiert. Doch, es scheint, ich war noch nicht reif dazu.

Allmählich gelang es, den Gaul wieder frei zu kommen und zu beruhigen. Ich stieg auf und fuhr nun allein Lourdes zu, da keines der drei Mädchen die bei uns waren, Lust hatte, mitzufahren.

Nach achtsündiger Pause nahm ich die Fahrt mit dem Chalie wieder auf. Da er mir aber dreimal hintereinander durchgehen wollte, will ich nichts mehr von ihm wissen und fahre jetzt mit einem kleinen Egel. Hoffentlich fällt er mit der Zeit nicht ebenfalls die Rücken seines berüchtigten Vorgängers.

Ein pastoreller Ausflug nach Durban.

Von Rev. P. Eucharis, O. C. R.

Da die Hochw. P. P. Oblaten Ende Juni ihre jährlichen Exerzitien machten, erluchte der würdigste Bischof Dr. Delasse O. M. I. unsern Vater Abt, am 5. Sonntag nach Pfingsten einen Priester nach Durban zu schicken. Das Los traf mich und so begab ich mich also auf den Wunsch meines Obern Samstag, den 22. Juni per Bahn nach Durban.

Der Zug durchfuhr von Durban aus eine reizende Gegend, man könnte sie mit Recht einen stundenlangen Garten nennen, in dem die herrlichsten Südpflanzen reifen. Gerade jetzt glänzte das Rotgelb der Orangen allüberall hervor aus dem frischen Grün.

Daneben sehen wir Ananas-, Bananen- und Teepflanzungen, soweit das Auge nur reicht, abwechselnd mit den spärlichen Ueberresten der Urwälder, die ehemals diese Gegend bedeckten.

Mitten in diesen Pflanzungen sehen wir meist einstöckige, aber äußerst schmutze und reinliche Häuser, die vielfach den Kaufleuten von Durban gehören. Auf besonders schönem Punkte steht eine stolze, in der Regel mit einer prächtigen Veranda umgebene Villa, rings von einem herrlichen Park umschlossen. Denn der Engländer liebt es, nach getaner Arbeit in einem stillen, trauten Heim zu leben, und deshalb macht er sich, soviel er kann, außerhalb der Städte fest. Sein Haus ist ihm dann seine „Burg“, in der er frei ist wie ein König.

Um 4 Uhr 40 Min. brauste der Zug in die Station Vereas-Road ein. Ich war froh, ihn verlassen zu können, denn Eisenbahnfahren ist mein Vergnügen nicht. Also munter die Treppe hinauf, die vom Bahnsteig zur West-Street führt. Es ist das die schönste Straße Durbars. Rechts und links stehen in langer, langer Reihe Paläste und Handelshäuser, wie man sie schöner und großartiger selbst in europäischen Großstädten nicht findet. Dabei herrscht vom Morgen bis zum Abend eine ewige Bewegung in dieser Hauptverkehrsader der Stadt, hervorgerufen durch die dahinhastende Menschenmenge aller Zungen und Zonen, das Säusen der elektrischen Straßenbahn, die ungezählten Fuhrwerke, das Heulen der Motorwagen und das Schreien und Gellen der Ritsch-Zungen, die mit ihren leichten Wägelchen im schnellsten Tempo ihre Fahrgäste weiter befördern. Diese Kaffernburschen mit ihrem heidnischen Schmuck und den beiden Ohrenhörnern am Kopf sind geradezu charakteristisch geworden für die rasch aufblühende Hafenstadt.

Ich begab mich zu Fuß in das nahegelegene Haus der Oblatenväter, woselbst ich einen jungen, lebenswürdigen Geistlichen von Port-Eliabeth, Dr. O'Byrne, und einen alten Bekannten, den immer muntern und freundlichen Father O'Donnell O. M. J. fand. So waren wir also zusammen ein geistliches „Kleeblatt“, wie ich mit Anspielung auf den Schamrock, das Kleeblatt, das jeder Irländer am St. Patrickstag mit Stolz trägt, scherzhaft bemerkte. Die beiden Herrn waren nämlich Irländer. — Erst gegen Abend wurde der Dienst für den kommenden Tag bestimmt. Für mich hieß es: „Sie lesen morgen 5 Uhr 45 Min. im Nazareth-Haus Ihre erste und 6 Uhr 45 Min. im Sanatorium die zweite hl. Messe.“

Hier ein Wort über die Entwicklung der christlichen Verhältnisse Durbars: Die Mission für die dortigen Katholiken wurde gegründet durch den Hochw. Dr. Allard, O. M. J., ersten apostol. Vikar von Natal im Jahre 1852. P. Sabon, O. M. J. errichtete in der West-Street die erste, armselige Kapelle. Im Jahre 1881 benedizierte der zweite apostol. Vikar, Dr. Jolivet, an derselben Stelle eine geräumige Kirche, zu deren Bau auch die Erbkaiserin Eugenia, deren Sohn Zulu einige Jahre zuvor im Zulufrieg gefallen war, reichlich beigetragen hatte. Am 1. Januar 1902 endlich legte Monsignor Jolivet den Grundstein zur jetzigen Kathedrale, die sein Nachfolger Monsignor Dr. Delalle am 13. November 1904 benedizierte. Es ist das ein herrlicher Bau, in dem auch der um die katholische Sache

Südafrikas so hochverdiente Bischof Jolivet seine letzte Ruhestätte gefunden.

Die Zahl der Katholiken in Durban beträgt ungefähr 4000 aus den verschiedensten Ländern stammend; auch deutsche Katholiken sind darunter, deren sich ein deutscher Oblaten-Vater besonders annimmt.

Die Schwestern von der hl. Familie haben zwei große Konvente, den einen in Durban selbst, den andern auf der die Stadt gegen Norden umschließenden Höhenzug, die auch von den Töchtern Andersgläubiger



Krankenspflegerinnen in Deutsch-Ostafrika vor einem Affenbroddbaum.

zahlreich besucht werden. Die Nazareth-Schwestern widmen ihre Dienste verlassenem Kindern und alten Leuten beiderlei Geschlechtes. Ihr Haus befindet sich auf der höchsten Höhe der Vereas und bietet gegen alle Himmelsrichtungen hin, namentlich aber gegen die Stadt und den Indischen Ozean zu eine herrliche Aussicht. Ein paar hundert Schritte davon entfernt unterhalten die Augustinerinnen ein großes, stark besuchtes Sanatorium.

Im letzteren sollte ich heute übernachten und dann, wie oben bemerkt, am nächsten Morgen die zweite hl. Messe lesen. Es war schon 8 Uhr vorbei, als ich das Haus der Oblaten verließ. Ich suchte zunächst die elektrische Straßenbahn zu erreichen, die mich bis in die Nähe des Sanatoriums bringen sollte. Doch ich wartete und wartete überall vergebens; die überfüllten Wagen sausten einer nach dem andern an mir vorbei. Endlich entschloß ich mich, auf den taghell erleuchteten Straßen zu Fuß nach dem eine gute halbe Stunde entfernten Sanatorium zu gehen. Leider wußte ich aber den Namen der Straße nicht, in der es liegt. Ein junger Engländer, den ich darnach befragte, erwiderte gelassen: „Ich glaube, Sie müssen dieser Straße entlang und dann links.“ Ich ging und ging, doch das Sanatorium wollte nicht kommen. Auf eine zweite Erkundigung nach dem rechten Weg erhielt ich die Antwort: „Zwei Straßen höher.“ Schließlich kam ich doch

ans Ziel. Was mich für die längere Wanderung überreich entschädigte, war die einzige schöne Aussicht, die sich mir von der stolzen Höhe aus auf die von hunderten elektrischer Lampen erhellte Hafenstadt bot. Es war, als sei der funkelnde afrikanische Sternenhimmel auf die Erde herabgestiegen. Drüben auf dem Bluff, dem zweiten Höhenzug, der Durban südlich seiner schönen



Suchen von Bansteinen am Meeresstrande in Tanga.

Bucht umgibt, sandte der Leuchtturm jede Minute seine mächtigen elektrischen Lichtgarben weit hinaus in den Indischen Ozean. Beim Anblick all dieser Herrlichkeit hielt ich meine Abendbetrachtung. Es war so ruhig und still um mich her, nur von der See drang zuweilen die Brandung wie ferner Donner an mein Ohr.

Am nächsten Morgen las ich zur festgesetzten Stunde die erste hl. Messe im Nazareth-Haus, wobei mir zwei Baisenkneben am Altare dienten. Die übrigen Kinder beteten mit sichtlichster Andacht in dem geräumigen Oratorium, das sie bis zum letzten Plätzchen füllten. Darauf folgte die zweite Messe im Sanatorium. Die Kapelle ist nicht groß, aber recht zum Beten einladend. Die Schwestern haben strenge Klausur und befinden sich in einem eigenen Oratorium, das an die Epistelfeite angebaut und durch ein großes eisernes Gitter davon getrennt ist.

In Durban selbst wurde um 9 Uhr eine stille Messe mit Predigt gehalten, der viele Leute beiwohnten. Um 11 Uhr war eine zweite Messe, ebenfalls mit Predigt, und auch sie war recht gut besucht. Prächtige Stimmen sangen dabei unter Musikbegleitung einzelne Teile der hl. Messe.

Abends hielt ich den sakramentalen Segen im Sanatorium und las am folgenden Tage daselbst nochmals die hl. Messe. Dann kehrte ich nach herzlichster Verabschiedung von meinen beiden Konfratres wieder in mein liebes Kloster zurück mit der frohen Ueberzeugung: auch in Afrika ist die katholische Kirche jene einzigartige Institution, die dem Menschen auf all seinen Wegen als gute Mutter zur Seite steht, die seine Seele heiligt, seinen Geist bildet und ihm auch ihn jeder leiblichen Not tröstend und helfend entgegenkommt.

St. Emanuel.

Von Fr. Joseph, O. C. R.

Reichenau. — Unter den verschiedenen Katechetischen Reichenaus ist die wichtigste St. Emanuel. Sie befindet sich im Gebiet der Amakuzas, eines sehr bedeutenden Kaffernstammes, ist $4\frac{1}{2}$ Wegstunden von Reichenau entfernt und besitzt seit 1904 eine eigene Kapelle nebst einer kleinen Wohnung für den Missionär. Jeden Sonntag findet daselbst ein Gottesdienst statt und einmal in der Woche ein religiöser Unterricht für die Katechumenen der ganzen weiten Umgegend.

Zeitweilig werden kleinere und größere Gruppen derselben durch die hl. Taufe der Kirche eingegliedert; am Fest der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus aber gingen elf dieser Neuchristen — drei Männer und acht Frauen — zum erstenmale zum Tische des Herrn. Es war dies die erste Kommunionfeier, die in St. Emanuel stattfand, begreiflich also, daß ganz Reichenau alles aufbot, diesen Tag zu einem hochfest-täglichen zu gestalten. Der Schwarze hängt eben am Neußern, ein würdig gefeiertes Fest gibt ihm vielfach erst den rechten Begriff von der Größe und Schönheit der katholischen Religion, und schon viele Heiden wurden gerade dadurch bewogen, sich ebenfalls dem Christentum anzuschließen.

Schon am Vorabend wurde es in dem sonst so stillen St. Emanuel recht lebendig, als singend und jubelnd Reichenaus muntere Schulkjugend, Knaben und Mädchen, soviel ihrer nur den weiten Weg machen konnten, dort einzog. Ein Ochsenfuhrwerk brachte noch einige Schwestern mit, bald darauf kam auch P. Arsenius, der damalige Hilfspriester von Reichenau, und am nächsten Morgen verstärkten noch zwei Brüder die festliche Versammlung.

Leider war es am Morgen des hohen Festtages bitter kalt. Peter und Paul fällt in Südafrika mitten in den Winter hinein, und gerade am Polela herrscht um diese Zeit oft eine Kälte, die man in Afrika gar nicht für möglich halten sollte. Das war nun wenig geeignet, viele Festgäste herbeizuloden, zumal dürftig gekleidete Heiden. Man sah sich also genötigt, die ganze Festlichkeit um $1\frac{1}{2}$ Stunden zu verschieben. Unsere Schulkinder sandten inzwischen einen kräftigen Rosenkranz zum Himmel hinauf um gutes, warmes



Negerknaben beim Mittagsspeise in Tanga, Deutsch-Ostafrika.

Wetter. Tatsächlich sahen sie ihr kindliches Vertrauen bald erhört. Denn je höher die Sonne am wolkenlosen Himmel heraufstieg, desto mehr siegten auch ihre warmen, albelebenden Strahlen, sodaß sich gegen 9 Uhr vormittags schon eine bedeutende Anzahl schwarzer Heiden und Katechumenen eingefunden hatte. Eine halbe Stunde darauf waren ihrer weit über zweihundert.

Nun wurde eine Prozession veranstaltet, die erste, die St. Emanuel seit seinem Bestehen geschaut. Das Zentrum bildeten natürlich die elf Erstkommunikanten, umgeben von einer Schar weißgekleideter Mädchen. Einer der Ausgewählten, ein Großpapa von wenigstens 70 Jahren, war glücklicher Besitzer eines alten Zylinderhutes von riesigen Dimensionen. Er trug die schreckliche Angststange halb im Nacken, um noch einigermaßen die Augen frei zu behalten, doch nahm er sie willig ab, als man ihm bedeutete, daß es sich nicht schickte, während einer kirchlichen Prozession eine Kopfbedeckung zu tragen. Unter Psalmengefang zogen wir in die schönge schmückte, für die zahlreichen Gäste leider viel zu kleine Kapelle ein. Es war ein herrlicher Anblick, und ich bedauere nur, unseren geehrten Lesern keine photographische



Ambulantes Kaffee.

Abbildung davon geben zu können. Rechts und links von dem schmucken Altären standen die beiden Statuen des hl. Antonius und Kaverius, Antonius mit dem freundlichen Jesuskinde auf dem Arm, Kaverius gerade einem Negerknaben die hl. Taufe spendend. Ueber dem Altar war das göttliche Herz-Jesu angebracht und vor demselben knieten die schwarzen Erstkommunikanten. Das Kirchlein selbst schimmerte und leuchtete im vollen Glanz der afrikanischen Winter Sonne, aus den Augen aller aber glänzte eine bisher unbekannte, reine und volle Seelenfreude, die diesen schwarzbraunen Kindern Afrikas ein ganz eigenartiges Gepräge gab. In solchen Augenblicken hören alle Rassenunterschiede auf; Weiße und Schwarze fühlen sich nur mehr als Kinder Gottes und Söhne der einen großen katholischen Kirche.

Nach einer herzlichen Ansprache des hochwürdigen P. Missionärs erneuerten die Erstkommunikanten mit brennender Kerze in der Hand ihr Taufgelübde. Daraus reichte sich die hl. Messe. Eine der anwesenden Lehrschwestern las in kassischer Sprache die Kommuniongebete vor, dann gingen die elf Erstkommunikanten mit großer Andacht zum Tische des Herrn. Mit ihnen kommunizierten zwei Brüder und fünf Schwestern von Reichenau. „Emanuel, Gott mit uns!“ konnten sie alle in diesem seligen Augenblicke ausrufen. —

Die Dankgebete betete P. Rektor nach beendeter hl. Messe selber vor, dann folgte noch ein feierliches Hochamt, wobei der Reichenauer Chor eine dreistimmige Messe mit großer Präzision vortrug. Wohl endete die schöne Feier erst nach ein Uhr Mittags, doch die Missionäre haben auch, was die Zeit der hl. Messe anbelangt, weitgehende Privilegien.

Nun wurde die „Festtafel“ aufgeschlagen. In Ermangelung von Tischen wurden zwei lange Bänke neben einander gestellt und zwar, um willkommenen Schutz gegen die nun ziemlich heißen Sonnenstrahlen zu haben, im Schatten des Kirchleins. Doch da hatten wir's bei den alten Afrikanern schlecht getroffen: „Siyaka amakaza, die Kälte bringt uns um“, schrien sie, und so mußten wir schleunigst das Festbankett nach der Sonnenseite verlegen. Die Gefeierten nahmen mit Dank am Boden Platz, denn der Schwarze sitzt doch zehnmal bequemer auf dem ebenen Boden, als auf dem hohen, steifen Stuhl, auf dem er sich kaum zu rühren getraut.

Im Laufe des Nachmittags fand in der Kapelle noch eine kleine Katechese statt. P. Rektor wollte eben die schöne Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen, denn wann durfte er hoffen, wieder so viele



Suahelimädchen in Tanga

Heiden und zwar in solch guter Stimmung beieinander zu sehen, wie heute? Wir glauben auch mit Grund annehmen zu dürfen, daß der jeeleneifrige Missionär an diesem dem hl. Petrus geweihten Tag einen guten Fischfang gemacht hat.

Der ganze Tag verlief überhaupt in der denkbar schönsten und gemütlichsten Weise. Gesang und muntere Spiele seitens unserer Schulkinder wechselten mit geselliger Unterhaltung ab. Daß auch für die leiblichen Bedürfnisse hinreichend gesorgt war, versteht sich von selbst. Ein Fest ohne utshwala und inyama (Kaffernbier und Fleisch) wäre dem hiesigen Schwarzen wie eine ungesalzene Suppe.

Auch Mr. Hauften, der Eigentümer der Farm, auf dem die Missionskapelle erbaut ist, nahm, ob schon

St. Josephsgärtchen.

Die Beschneidung Jesu.

Acht Tage nach seiner Geburt wurde das Kind dem Gesetze gemäß beschnitten. Der Herr hatte jenes Zeichen dem Abraham und seinen Nachkommen als ein Siegel seines Bundes aufgelegt und als ein Symbol der Verzeihung der Erbsünde.

Selbstverständlich war Jesus zu dieser schmerzhaften und demütigen Zeremonie nicht verpflichtet, weder als Gott, denn als solcher war er der Gesetzgeber, noch als Mensch, denn er war frei von aller Sünde. Aber er wollte für die Sünder sich opfern, wollte für sie leiden und sein Blut vergießen.

Die Beschneidung wurde von einigen frommen Bethlehemitischen Priestern in der Krippenhöhle vorgenommen. Sie gingen zu Maria und erhielten von ihr das Kind auf die Arme. Mit Joseph sprachen sie über den Namen, welchen dasselbe erhalten sollte. Ich sah, daß zu gleicher Zeit ein leuchtender Engel vor dem Priester stand und ihm den Namen Jesu auf einer Art Tafel vorhielt und wie der Priester in großer Rührung den hl. Namen auf ein Pergament schrieb. Nach der Handlung empfing Joseph das



Böhm's Kunstverlag München.

Christkind geht durch den Wald.

Kind zurück und übergab es der allerseligsten Jungfrau, welche mit zwei Frauen im Hintergrund der Krippenhöhle gestanden war. Sie nahm das Kind, welches rot und darüber weiß eingewickelt war, weinend auf ihre Arme und beruhigte es.

Vor dem Eingang der Höhle hatten auch einige Hirten gestanden. Es brannten Lampen und wurde verschiedenes gebetet und gesungen. Bevor die Priester weggingen, ward noch ein Inbiss genommen und Almosen an arme Leute ausgeteilt, wie das bei solchen Anlässen üblich war.

Am Abend des folgenden Tages sah ich Elisabeth mit einem alten Knecht bei der Höhle ankommen. Joseph empfing sie sehr freundlich. Ihre und Marias Freude war ungemein groß, als sie sich umarmten.

Maria erzählte Elisabeth alles, wie es ihr ergangen. Als sie ihre Not um ein Unterkommen bei der Ankunft in Bethlehem erzählte, weinte Elisabeth herzlich. Sie erzählte ihr auch umständlich, wie es ihr bei der Geburt Jesu gewesen sei, sie sei dabei in Verzückung gewesen und es sei ihr vorgekommen, als verdopple sich ihr Herz und als sei sie mit unaussprechlichem Heil erfüllt. Zehn Minuten sei sie



Böhm's Kunstverlag München.

St. Walburga.

so entzückt gewesen und habe einen Glanz vor sich erblickt und als wachse die Gestalt ihres Kindes vor ihren Augen. Anfangs habe sie gezögert, es anzufassen, weil es so mit Glanz umgeben war, als sie es aber weinen hörte, habe sie das Kind von der Decke aufgehoben und an ihre Brust genommen.

Elisabeth sagte: „Du hast nicht geboren wie andere Mütter. Die Geburt Johannes war auch süß, aber sie war nicht wie die Deinige“.

Ein Name ist gegeben
Zu aller Ewigkeit —
Ein Name hehr und heilig,
Ein Name groß und weit.

Ein Name, glänzend, leuchtend,
Wie stiller Mondenschein;
Ein Name, mild und lieblich,
Wie Blumenpracht im Mai'n.

O Jesus, heil'ger Name,
O Jesus, süßes Wort!
Was Odem hat, lobpreise
Dich fort und immerfort!

Die Macht der Gnade.

Von Schw. Margaretha.

Emaus. — Mancelane, von dem wir in der März-Nummer vor. Jrs. berichteten, kommt noch immer regelmäßig zum sonntäglichen Gottesdienste. Sein Kraal ist acht Wegstunden von hier entfernt. In der Regel reitet er schon Samstag nachmittags fort, übernachtet auf dem Weg in einem bekannten Kafferkraal und trifft Sonntag früh als einer der ersten Kirchenbesucher in Emaus ein. Oft kniet er eine Stunde und darüber vor Beginn des Gottesdienstes in stiller Andacht vor dem Tabernakel.

Eines Tages sah ich ihn um die Mittagszeit vor der Kirche stehen. Er grüßte mich freundlich und deutete mit der Hand nach dem Tore zu, wo ich zwei wohlgekleidete Kaffern neben ihren Pferden im Graze sitzen sah. „Das sind meine zwei ältern Brüder, Wilhelm und David“, sagte er, „sie sind protestantisch getauft, wollen nun aber ebenfalls katholisch werden.“

Die Kunde überraschte mich sehr. Ich näherte mich den beiden und erfuhr nun, sie kämen im Auftrage ihres Chieſ, Lenzane mit Namen. „Unser Häuptling“, erklärten sie, „will den römischen Glauben in seinem Lande einführen; er wäre gern selbst hieher gekommen, um den Gottesdienst und alles aus persönlicher Anschauung kennen zu lernen, ist aber gegenwärtig durch ein Fußleiden daran verhindert. Er wohnt in seinem eigenen Land, hat 9 Weiber und eine große Zahl von Kindern. Seit Jahren befindet sich daselbst eine protestantische Kirche, sein Herz aber neigt sich jetzt dem katholischen Glauben zu. Er will demnächst eine Volksversammlung berufen, und diesen seinen Wunsch öffentlich all seinen Leuten kund tun. Uns drei aber schickte er als seine Boten; wir sollen mit dem P. Missionär reden, ihn fragen, ob er ihm einen Umfundisi (Lehrer) schicken könne und sollen ihm heute noch die Antwort bringen.“

Schw. Vater Franz, welcher auch herbeikam, stellte noch manche Ergänzungsfrage und schickte sie dann nach Lourdes, zu Rev. P. Apollinaris. Hier wurden sie aufs liebevollste empfangen und auch bezüglich eines Umfundisi wurden dem Chieſ die günstigsten Aussichten eröffnet. Nur allzugerne wäre P. Apollinaris sofort persönlich zum Chieſ Lenzane geritten, doch das schien nicht ratsam. Der Häuptling sollte durchaus freie Hand haben, sowie die nötige Muße, um alles ruhig zu überlegen und die nötigen vorbereitenden Maßregeln zu treffen. Uebrigens standen dem P. Missionar Mittel genug zur Verfügung, um sich über Land und Leute daselbst genügend zu informieren; alle Nachrichten hierüber lauteten ungemein günstig.

Chieſ Lenzane seinerseits berief, nachdem die drei Boten zurückgekehrt waren und ihm nur Gutes und Schönes über die ama Roma (Trappisten) berichtet hatten, eine Volksversammlung und setzte seinen Räten kurz und bündig auseinander, daß er katholische Missionäre in seinem Bezirk haben wolle. Die protestantischen Lehrer und Katecheten erhoben dagegen energischen Widerspruch, doch der Chieſ ließ sich dadurch nicht irre machen. Als sie es aber am Abend wagten, trotz des ausdrücklichen Verbotes in einzelnen Hütten zu gehen und die Leute zu unterrichten, trieb er die Ungehorsamen eigenhändig mit Peitschenhieben auseinander.

Seitdem geht unser Magnus, ein schwarzer Katechet und Verwandter des Chieſ, jeden Samstag von

Lourdes nach Lenzane und hält am darauffolgenden Sonntag catechetischen Unterricht. Sobald die Umstände es erlauben, solle er durch einen Priester ersetzt werden. Ein Bruder Menckanes, der schon lange protestantisch getauft war, überließ sein Haus für den Gottesdienst, während ein dritter Bruder, namens Joseph, der zuvor protestantischer Prediger gewesen war, sich ebenfalls sofort der katholischen Kirche anschloß. Das wirkte natürlich auch auf viele andere. Gegenwärtig befinden sich daselbst bereits 20 Katechumenen und ist ihre Zahl noch immer im Wachsen begriffen.

An hohen Feiertagen gehen sie zum Gottesdienst nach Lourdes; auch Kinder gehen vielfach mit, manche Mutter trägt ihr jüngstes dabei auf dem Rücken. Zum hl. Ostersfest trafen sie heuer schon am Gründonnerstag in Emaus ein; sie wollten eben im benachbarten Lourdes Zeugen der ganzen schönen Feier, der Charwoche, sowohl wie der Ostersage, sein. Ich konnte fürwahr diesem Volk meine aufrichtigste Hochachtung nicht versagen; hatten doch manche von ihnen einen Weg von vollen zehn Stunden zu machen. Unter Tags war es glühend heiß und während der Nacht bitter kalt; dazu hatten sie nur leichte, ärmliche Kleidung, die ihnen wenig Schutz gewährte. Sie aber schienen dies alles kaum zu achten und schritten am nächsten Morgen unverbrochen mit bloßen Füßen durch das hohe, starckbereifte Gras.

Als sie am Ostermontag zurückkamen, konnten sie kaum Worte finden, um all die Herrlichkeiten zu schildern, die sie während dieser Gnabentage in der kleinen, großen Missionskirche zu Lourdes geschaunt hatten. Ihre Liebe zur hl. katholischen Kirche war dadurch mächtig gewachsen, für immer wollten sie ihr fortan treu bleiben und bedauerten nur, daß sie dieselbe nicht vom Anfange an kennen gelernt hatten.

Der Schw. Vater Franz hatte eine herzlichste Freude an den braven Leuten; er gab ihnen manche gute Lehre mit auf den Weg und sagte zum Schluß anknüpfend an die Worte des ägyptischen Joseph, er wünsche nur, daß alle hieher kommen möchten, der greise Vater sowohl, wie der jüngste Bruder. Zu Hause litten sie geistiger Hungersnot, hier, auf der Missionsstation, aber würde ihnen das Brot des Lebens angeboten in reichlicher Fülle.

Der Segen des Almofens.

Eine alte Großmutter, die sich noch aus ihrer Dienstzeit ein paar hundert Gulden mühsam erspart hatte, lebte mit ihren beiden gänzlich verwaisten Enkelkindern, einem Mädchen von acht Jahren und einem von zehn Jahren, in einem kleinen, ebenerdigen Stübchen und brachte sich mit gelegentlicher Aushilfe in bekannten Familien durch; da auch die beiden Mädchen hie und da von wohlthätigen Frauen zu leichten Arbeiten verwendet wurden, so brauchten die drei wenigstens nicht der Gemeinde zur Last zu fallen und zu betteln.

Die gute Großmutter spaltete nun eines Tages gerade vor ihrer Hütte Holz, da kam ein armes, und dazu auch noch verkrüppeltes Bürschchen von etwa acht Jahren in ganz zerrissenem Anzuge die straßige Straße daher, näherte sich ganz schüchtern der Frau und bat sie weinend und mit aufgehobenen Händen um ein kleines Almofen; man konnte ihm wohl die bitterste Not vom Gesicht ablesen. Auf die gutmütige Frage der Alten, von wo er denn her sei, nannte

er ein von dort drei Stunden entferntes Dorf; weiter erzählte er, daß ihm bereits beide Eltern gestorben seien, daß er jetzt bald bei dem einen, bald bei dem anderen Dorfbewohner notdürftigen Unterhalt finde, dabei aber, um den Leuten doch nicht ganz zur Last zu fallen, genötigt sei, von Zeit zu Zeit edelgesinnte Menschen um Hilfe und Erbarmen anzusuchen. Ueber die Erzählung aufs tiefste gerührt, rief die gute Frau ihm in ihr Stübchen, hieß ihn am Tische Platz nehmen, kochte ihm eine warme Speise, und als er damit fertig geworden war, drückte sie ihm auch noch ein Geldstück in die Hand; die beiden Mädchen brachten ihm Obst und zwei ausgiebige Stücke Brot; zuletzt schenken sie ihm auch noch einen alten Rockstoff aus dem Nachlasse ihres seligen Vaters zu einem für ihn noch ganz brauchbaren Winteranzuge. Der arme Knabe kamte sich im ersten Moment vor lauter Freude über so viel Glück gar nicht aus; er mag sich da wohl gedacht haben: „Ich weiß nicht, ist dies alles nur ein schöner Traum oder ist es Wirklichkeit?“ — Gerade in dem

Augenblicke aber, als er im Fortgehen begriffen war und sich für das ihm erwiesene viele Gute nochmals laut und recht von Herzen bedankte, ging eine wohlhabende Nachbarnsfrau vorüber; die Szene fiel ihr ungewohnlich auf, sie trat zur Alten in das Stübchen und fragte, was es denn eigentlich mit dem ihr ganz unbekannten Knaben, der das Häuschen mit so vielen innigen Danksgungen verlassen wolle, für eine Verwandtnis habe. Die Großmutter, sowie ihre soeben ins Haus getretenen Enkelkinder gaben ihr die gewünschte Auskunft. Die so schöne und edle Handlungsweise der armen Leute gefiel der reichen Nachbarin so sehr, daß sie die beiden Mädchen mit freudiger Zustimmung der Großmutter sofort auf ihren schönen Hof mitnahm, ihnen bald diese, bald jene Beschäftigung zuwies und sie mit allem Notwendigen versorgte. Als nach vier Monaten deren Großmutter in die Ewigkeit abberufen wurde, nahm sie dieselben sogar an Kindesstatt an, wodurch ihr Glück für das ganze Leben dauernd begründet wurde.

○ Zur Unterhaltung und Belehrung. ○

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

10. Kapitel.

Mopos schwerste Prüfung.

Vier Tage lang blieb ich in den Hütten jenes Stammes, zu dem mich Tschaka gesandt hatte, und

tat daselbst nach seinem Gebot. Am Morgen des fünften Tages brach ich mit meinen Begleitern auf und wanderte wieder zurück, dem Königsstraale zu. Wir waren noch nicht weit gegangen, als uns eine Abteilung Soldaten begegnete, die uns unterhielt.

„Wie lautet des Königs Befehl?“ fragte ich sie unerschrocken.



Landweg in Sansibar.

„Also, Sohn des Makedama“, sprach ihr Anführer: „Gib uns dein Weib Makropha und deine Kinder Nada und Umschlopogaas heraus, damit wir an ihnen des Königs Befehls vollziehen!“

„Umschlopogaas“, entgegnete ich, „ist dorthin gegangen, wo ihn kein menschlicher Arm mehr erreichen kann, denn er ist tot. Makropha und Nada sind jetzt in den Höhlen des Swasilandes; dort mag der König sie mit einer Kriegsheere suchen. Es soll mich freuen, wenn er Makropha findet, denn ich habe sie entlassen, weil sie mir zuwider war. Was aber das Mädchen anbelangt, nun so liegt auch nicht viel daran, wenn

„Auch recht, ganz wie der König will. Die Sonne brennt so heiß hernieder und ich bin der langen Wanderung nun müde. Wer des Königs Assegai geküßt, schläft einen tiefen Schlaf.“ So sprach ich, mein Vater und ich wäre damals in der Tat gerne gestorben. Die Welt hatte mir nichts mehr zu bieten. Makropha und Nada waren fort, meine übrigen Frauen und Kinder aber tot, und ich hatte keine Lust, eine neue Familie zu gründen. Drum, was gab es für mich Besseres, als den Tod?

Nun fragten die Soldaten meine Begleiter, ob das wahr sei, was ich über den Tod des Umschlo-



Korallenküste in Sansibar.

sie sterben muß, denn es gibt noch genug andere. Immerhin möchte ich jedoch den König bitten lassen, ihrer zu schonen.“

„Du tust wohl daran, um das Leben des Mädchens zu bitten“, erwiderte lachend der Kriegsmann, „denn alle die Kinder, welche dir bisher geboren wurden, sind tot nach des Königs Befehl.“

Bei diesen Worten wankten meine Kniee und klebte mir die Zunge am Gaumen, dennoch erwiderte ich kalt und gelassen: „Wirklich? Nun ja, der Wille des Königs geht jederzeit über alles. Uebrigens schlägt ein abgehauener Baum oft wieder aus, und so hoffe auch ich auf neue Kinder.“

„Schon recht, Mopo; aber da müßtest du vor allem neue Weiber haben; denn auch die fünf Weiber, welche du bisher hattest, sind alle tot.“

„Sind sie tot? Nun gut, der König wollte es so haben; übrigens hatte ich diese ewig zankenden Weiber schon längst satt.“

„Du hoffest also, andere Weiber zu bekommen, doch da müßtest du vor allem selber leben. Ein Toter aber heiratet nicht mehr. Mopo, Tschaka hat einen Assegai bereit, den du küssen darfst.“

gaas und die Entfernung Nadas und Makrophas gesagt hatte. Als diese meine Aussage bestätigten, erklärten die Krieger, sie hätten den Befehl, mich zum König zurückzuführen. Das wunderte mich einigermaßen, denn ich hatte schon geglaubt, sie würden mich an Ort und Stelle niederstoßen. So wanderten wir also zusammen zum Königskraale zurück und auf dem Wege erfuhr ich Punkt für Punkt, was sich inzwischen daselbst zugetragen hatte. Ich bekam Gräßliches zu hören:

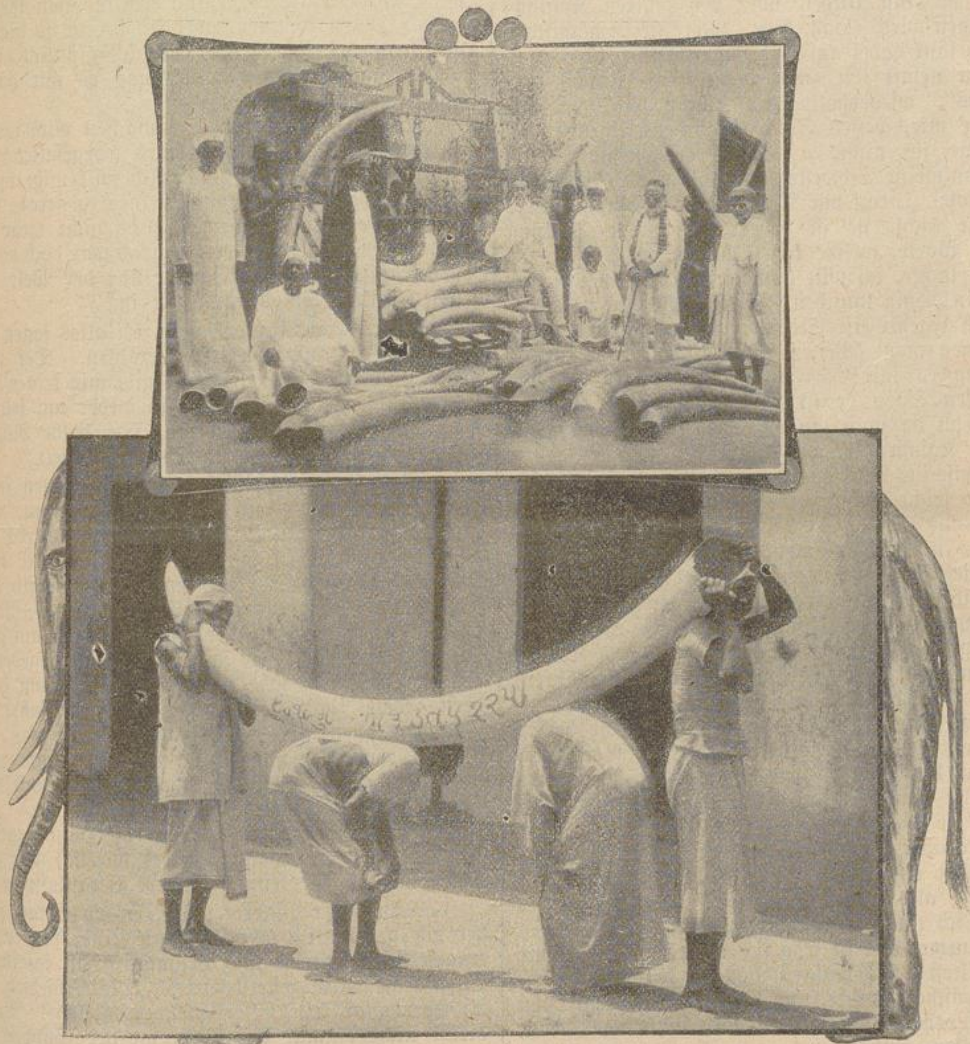
Einen Tag nach meiner Abreise kam es Tschaka durch Spione zu Ohren, Anadi, mein zweites Weib sei geisteskrank und spreche in ihrem wirren Sinn gar auffallende Worte. Da nahm nun der König drei Krieger mit sich und begab sich gegen Abend zu meinem Kraal. Er ließ dieselben vor der Umzäunung Aufstellung nehmen mit dem gemessenen Befehl, weder einen Menschen heraus, noch herein zu lassen. Dann kroch er selbst in die Hütte, wo Anadi krank lag; er hatte dabei seinen Assegai mit dem bekannten Stab aus rotem Königsholze in der Rechten.

Wie es nun aber das Unglück wollte, waren zur selben Zeit auch Unandi, die Mutter des Königs, und Baleka, meine Schwester, in der Hütte. Die beiden

...nicht, daß ich mit Umschlopogaas verreist war, und so waren sie gekommen, um nach törichter Weiber den geliebten Jungen wieder zu Herzen und zu ziehen. Da sie ihn jedoch nicht antrafen, Herzten sie für, um allen Verdacht zu vermeiden, meinen Sohn Anja, der, wie gesagt, nur um 8 Tage älter war als Umschlopogaas. Sie gaben ihm auch Imse, eine Zunderrohr, und hatten alle Kinder und Frauen, die sonst noch anwesend waren, die Hütte zu verlassen.

Nun wohl, ich bin der erste Doktor im ganzen Land und bin gekommen, sie zu kurieren. Versteht ihr mich wohl, Unandi, meine Mutter, und Baleka, meine Schwester?"

Bei diesen Worten legte er etwas Tabak auf die Spitze seines kurzen Speeres und nahm eine Prise. Er hatte überaus freundlich gesprochen, doch eben deshalb wurden die beiden Frauen erschauert vor tödlicher Furcht, denn wenn Tschaka in solcher Weise sprach, so bedeutete das immer den Tod vieler. „Es ist gut,



Elfenbeinmarkt in Bagamono, Deutsch-Ostafrika.

Raum war dies geschehen, da kam Tschaka selbst zum Schlupfloch der Hütte hereingetrochen. Die beiden Frauen warfen sich sofort zur Erde nieder, als sie ihn erkannten, und boten ihm den königlichen Gruß. Er jedoch lachte grimmig wie ein Wolf und bat sie, sich zu legen. Dann begann er seine Ansprache mit den Worten: „Ihr wundert euch wohl, Unandi, meine Mutter, und Baleka, meine Schwester, daß ich selbst in die Hütte Mopo's komme, des Sohnes des Makedama. Ich will euch sagen, weshalb: Mopo ist in Geschäften verreist, sein Weib Anadi aber ist, wie ich höre, krank. Ist es wohl das Weib, das dort in der Ecke liegt?

daß du kommst“, sagte Unandi, die Sonnenmutter, „sicherlich wird ihr die Medizin des Königs Frieden und Ruhe bringen.“

„Ja“, erwiderte Tschaka, „es ist gut, es ist auch herzerfreuend, zu sehen, wie meine Mutter und meine Schwester einen fremden Jungen küssen. Ich glaube, wenn er von ihrem eigenen Blute wäre, könnten sie das nicht herzlicher tun.“

Die armen Frauen zitterten und beteten in ihren Herzen, es möchte doch Anadi, die schlafend auf ihrer Matte lag, nicht aufwachen und in ihrem wirren Sinn keine gefährlichen Worte reden. Doch es war, als

hätte die Hölle ihr Gebet erhört und nicht der Himmel, denn in demselben Augenblicke wachte Anadi auf und hörte die Stimme des Königs. Sie aber glaubte in ihrer geistigen Umnachtung, Umschlopogaas, der Sohn Tschakas, sei da. Von ihrer Lagerstätte sich hastig aufrichtend, zeigte sie auf ihren Sohn Musa, der vor Schrecken ganz gebrochen an der Mauer lehnte.

„O“, rief sie aus, „küß' ihn nur, Sonnenmutter, küß' ihn! Man nennt ihn zwar den Sohn Mopos und Matrophas, und manche heißen ihn nur den Jungen, der einst Unheil über den ganzen Königs-
kraal bringen wird. Hah, hah“, lachte sie in hämischer Weise und sank dabei auf ihre Lagerstätte zurück.

„Man nennt ihn zwar den Sohn Mopos und Matrophas“, wiederholte der König leise, „Weib, komm, sag' mir, wessen Sohn ist er denn eigentlich?“

„Frage sie nicht, o König“, riefen nun seine Mutter und meine Schwester aus und warfen sich dabei in namenloser Furcht vor Tschaka auf die Erde nieder.

„Frage sie nicht, sie ist behegt, hat wilde Träume und redet Worte, welche kein Ohr nicht hören darf.“

„Nur lachte, ich will doch einmal auf diese irren Träume ein wenig lauschen. Vielleicht scheint in dieser Nacht doch irgend ein Sternlein, das mir als Weg-
weiser dienen mag. Wessen Sohn ist er denn, Weib? Komm, sag es mir!“

„Wessen Sohn er ist? Hah, hah, bist du ver-
rückt, daß du da noch lange fragst? Er ist, — doch still, still! Komm her, ganz nahe her zu mir, damit ich es dir leise ins Ohr sage; denn die Wände haben hier Ohren und leicht könnte der König davon hören. Er ist, — merkst du wohl auf? — er ist der Sohn Tschakas und Baleskas, der Schwester Mopos. Anandi, die Sonnenmutter, hat ihn heimlich unter-
schoben und hier aufgezogen, damit er einmal den Fluch bringe über das königliche Haus. Wenn ein-
mal das ganze Volk der Schlechtigkeit des Königs satt ist, dann will sie dieses ihr Enkelkind herbeiführen, und dieses soll dann König sein an Tschakas statt.“

„Es ist nicht wahr, o König“, riefen die beiden Frauen, „es ist absolut unwahr! Höre doch nicht auf sie! Musa, der Junge dort, ist ihr eigenes Kind; sie kennt ihn bloß nicht mehr in ihrer geistigen Um-
nachtung!“

Tschaka aber richtete sich nun mitten in der Hütte auf und stieß ein fürchterliches Gelächter aus. „So hast du mir also wahr prophezeit, Nobela“, rief er aus, „und ich tat unrecht, daß ich dich töten ließ. — So, so, Mutter, das ist also der Streich, den du mir spielen wolltest! Du wußtest, daß ich keine männliche Nachkommenschaft wollte, und hast du mir einen Sohn gegeben. Weshalb? Damit er mich umbringe! Gut, Sonnenmutter, empfangen nun dafür den Fluch des Himmels! Ich will die Sache nun etwas anders wen-
den: Du wolltest mir einen Sohn geben, ich aber will fortan auf eine solche Mutter verzichten. Da stirb, Anandi, stirb von der Hand dessen, den du einst geboren!“ Und bei diesen Worten erhob er seinen kurzen Affegai und stieß ihn denselben in die Seite.

Eine Weile stand Anandi, die Sonnenmutter, das Weib des Senzangacona, schweigend da; dann riß sie den Affegai aus ihrer Seite und schrie: „So sollst auch du sterben, Tschaka, du Ausbund aller Schlech-
tigkeit!“ Sprach's und brach leblos in der Hütte zu-
sammen.

Also wurde Tschaka der Mörder seiner Mutter Anandi.
(Fortsetzung folgt.)

Was ihn besserte.

Der Pfarrer von D. war eben mit der Ver-
reitung für eine Predigt fertig. Ermüdet ließ er sich auf seinen Sessel nieder, zündete seine Pfeife an und wollte ein Viertelstündchen rasten. In diesem Augen-
blick wurde zaghaft an die Türe geklopft. Auf so ich!

„Herein!“ des Geistlichen erschien eine erregt aus-
sehende Bauersfrau.
„Nun, Frau Halm, was führt Sie denn hierher?“
„Ach, Herr Pfarrer, ich wollte schon längst zu
mal zu Ihnen kommen, aber ich konnte es nicht über
Herz bringen! Heute aber bin ich glücklich hier, und
nun soll auch alles heraus, mag es mir auch nur
so schwer fallen.“

„Aber, Frau Halm, Sie machen mich neugierig.
Ist denn etwas Unangenehmes vorgefallen?“

„Sehr Unangenehmes! Ich will nicht lange von
die Sache herumreden, sondern sage es gerade heraus.
Ich kann es mit meinem Manne nicht mehr länger
aushalten.“ So! Aber der Konrad war doch vor seiner
Verheiratung der beste Bursche von der Welt. Welche
Klagen haben Sie denn gegen ihn?“

„Ach, Herr Pfarrer, wenn ich alles sagen wollte
könnte ich bis morgen früh erzählen. Der ist gegen
mich wie ein Holzhafer, gibt mir keinen freund-
lichen Blick mehr, kümmert sich weder um seine
der noch um das Hauswesen, sitzt halbe Nächte im
Wirtshaus und spielt Karten und kegelt.“

„Das sind allerdings schwere Anklagen in we-
gen Worten, und wenn das alles so stimmt, wie Sie
mir da sagen, dann ist und bleibt es mir ein Rätsel,
wie der Konrad in so kurzer Zeit so weit kommen
konnte. Können Sie sich denn keine Schuld beime-
sen?“ „Ich, Herr Pfarrer? O, wenn Sie wüßten, wie
ich mich schon bemüht habe, daß er wieder auf geradem
Weg kommt! Ich habe ihm gute Worte gegeben, habe
mit ihm gezankt, habe einen Rosenkranz um den Hals
genommen, aber alles war umsonst; statt daß er sich
besserte, wurde er noch schlimmer; heute morgen“
hat er sogar — „Nun, nur heraus damit!“

„Nun, nur heraus damit!“
„Heute morgen hat er sogar die Hand gegen mich
erhoben.“ „Ei, ei, dann muß es wirklich weit ge-
kommen sein. Sag hier eine besondere Veranlassung vor!“

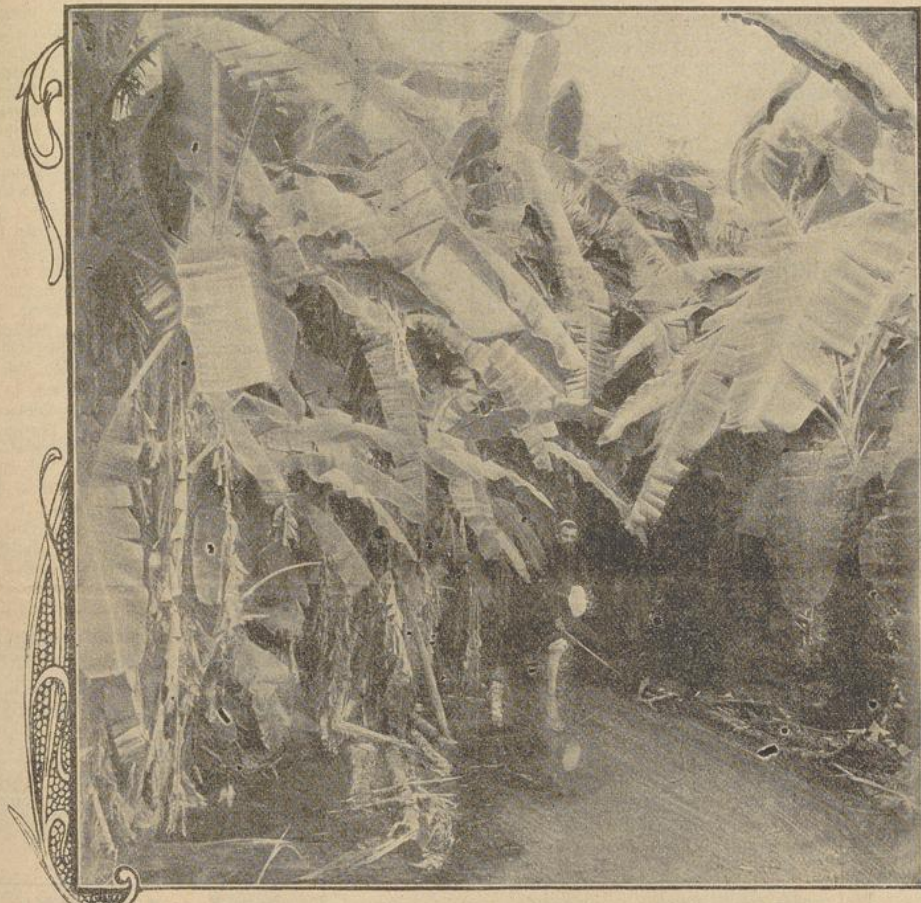
„Nein, Herr Pfarrer. Gestern Abend kam er zu-
der wie gewöhnlich sehr spät von seiner sauberen
Knechtsgesellschaft zurück und brummte, daß ich ihm das
Essen nicht warm gestellt hatte. „Dir, Tagelieb, mach
ich überhaupt kein Essen mehr hinstellen! Du
dienst nicht einmal das Salz an der Suppe.“
Ich das gesagt hatte, fing er wie gewöhnlich in der ge-
meinsten Weise zu schimpfen an und ging noch ein-
fort. Wann er dann zurückgekommen ist, weiß ich
nicht. Heute morgen war alles schon auf den Kopf ge-
nen, er allein steckte noch in den Federn. Da fragte
ich ihn: „Nun, du sauberer Hausherr, willst du den
nein Kindern schon in aller Frühe wieder Aergernisse
geben? Steh' auf und sieh nach deinen Dienstboten
Lange wirst du das wohl nicht mehr können, denn der
Bettelstab steht vor der Tür.“ Er stand auf, sprach
allerhand von unwürdiger Behandlung; ich antwor-
tete ihm, wie er es verdiente, und da geriet er endlich
in solchen Zorn, daß er sich an mich vergriff.“

„Geschah das alles vor den Dienstboten und
dem?“ „Leider!“

„O, das ist tief beklagenswert! Aber, wie ich schon vorhin vermutete, so ist es. Sie, Frau Halm, tragen die Hauptschuld an dem traurigen Zustand!“
 „Ach? Herr Pfarrer, Sie reden doch wohl nur in Scherz?“

„Beleibe nicht; im vollen Ernst rede ich. Wann gaben Sie denn Ihrem Manne das letzte freundliche Wort?“ „Ja, das mag lange her sein; ich habe immer das Sprichwort befolgt: Wie es in den Wald schallt, so schallt es wieder zurück.“

„Liebenswürdig sollen Sie gegen Ihren Mann sein, wie sie es als Braut waren, wie sich das als christliche Frau schickt. Seinen Grobheiten müssen Sie Freundlichkeit entgegensetzen, und je mehr er sich der Familie entfremdet, desto mehr müssen Sie bemüht sein, das zu tun, was Sie ihm an den Augen absehen können.“ „Herr Pfarrer, das ist zu viel verlangt! Das kann ich nicht, das leidet mein Charakter nicht.“
 „Ihr Hochmut wollen Sie sagen; dann hätten Sie bei mir auch keinen Rat suchen sollen. Ich als



Bischof Allgeyer auf einem durch Regengüsse überschwemmten Pfade am Kulumbi-Flusse in der Nähe von Tanga.

„Und da verlangen Sie noch, ihr Mann soll nicht grob gegen Sie sein? Wann gaben Sie ihm den letzten freundlichen Blick?“

„Ja, das mag lange her sein; wie kann ich denn gegen den Grobian, den Brummbar, freundlich sein?“

„Sehen Sie, da ist Ihre zweite Anklage von vorn auch hinfällig! Wie können Sie nur verlangen, daß Ihr Mann Sie freundlich ansehen soll, und wie kann er Freude und Lust am Hauswesen, an den Kindern haben, wenn Sie sein Ansehen sowohl vor den Dienstboten als auch vor den Kindern in rücksichtsloser Weise untergraben? Sie müssen von jetzt ab Ihren Mann ganz anders behandeln. Wenn ich in seiner Lage wäre, ich würde auch lieber am Kartentisch und bei den Kegelbrüdern als zu Hause kamieren.“ „Aber, Herr Pfarrer, das ist hart! Um Gottes willen, was soll ich denn tun?“

Seelsorger werde Ihnen doch wohl das Beste raten. Versprechen Sie mir, meinen Vorschlag bloß vier Wochen lang zu befolgen! Wollen Sie das?“

„Ach, Herr Pfarrer, ich weiß, daß Sie es gut meinen! Deshalb will ich's versuchen, so sauer es mir auch werden mag.“ Sie verabschiedete sich.

Als sie nach Hause kam, trug ihr Mann gerade Bretter in die Scheune. Der älteste Sohn saß auf einem Steine und schaute zu.

„Gottfried“, rief sie, „wie kannst du denn so müßig sitzen? Geschwind deinem Vater geholfen!“

Der Junge gehorchte und Konrad verwunderte sich über diese Zuvorkommenheit seiner Frau; noch mehr war er verwundert, als am Mittag sein Leibgericht, Schweinefleisch und Sauerbraten, das er seit unendlichen Zeiten nicht mehr bekommen hatte, wieder

einmal aufgetischt wurde. Auch sah er bald darauf seine Frau eifrig um seine Kleider bemüht, die er sich seither immer notdürftig hatte reinigen müssen. Es verging ein Tag um den andern. Jeder neue Morgen brachte etwas mehr Sonnenschein in den verdüsterten Ehefrieden. Schimpfworte gab es nicht mehr; den zarten Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten seiner Frau begegnete Konrad, der ein gutes Herz hatte, mit gleich edlen Rücksichten. Bald warteten die Karten und Regelbrüder vergebens auf ihn; zu Hause gefiel es ihm besser. Eines Tages — die vier Wochen waren noch nicht vorüber — begegnete der Pfarrer dem Ehepaare. Die Frau erötete: „Gott sei Dank, Herr Pfarrer, Ihr Rat war gut! Ich kann es wieder mit ihm aushalten.“

„So ist's recht“, sagte der Seelsorger, und drückte beiden die Hand; „sorgt aber, daß das Glück auch Stand hält! Der Ehefrieden ist wie ein Spiegel, der vom leichtesten Hauch getrübt wird. Nur christliche Liebe hält ihn blank.“

Danksgagen

sind eingegangen und war Veröffentlichung versprochen aus: Neubrunn, Rüfen, Kartisch, Nagen, Köln, Rheidt, Monsberg, Rematen, Winn, Nied, Bischofegg, Salzburg, St. Leonhardt (Kärnten), Rigi, Aschaffenburg, Roth, Ammerzweiler, Köln.

Gebets-Empfehlungen.

Eine Wohltäterin, die um eine beträchtliche Summe Geldes gekommen ist. — Um Ergebung in Gottes Willen und Empfang der hl. Begehrung. — Eine vom Glauben abgefallene Tochter, West-Dover, N.-Amerika. — Ein besonders wichtiges Anliegen einer Pfarrei. — Mehrere Anliegen. — Einige Novizen L. N. — Ein Anliegen zur Mutter Gottes von der immernährenden Hilfe. — Daß ein Mann zum Katholizismus überrete. — Um eine gute Lebensstellung zu erlangen. — Ein Wohltäter in schwerem Anliegen für seinen Sohn. — Daß der einzige Sohn vom Militär frei werde. — Ein ausgeartetes Kind. — Ein Mann, der einer von der Kirche verbotenen Gesellschaft beigetreten ist. — Zwei Jünglinge in einem besonderen Anliegen in West-Point-Gowa, Amerika. — Ein Mann, damit er ein Gott wohlgefälliges Testament macht. — Eine Jungfrau in zeitlichen und geistigen Anliegen. — Ein Soldat um Festigkeit in der Religion. — Zwei Verwandte eines Pfarrers. — Um den guten Ruf eines Priesters. — 16 schwere Anliegen; 9 Befreiung von Sünden; 8 schwergeprüfte Familien und deren Anliegen; 2 um glückselige Sterbestunde; 4 glückliche Standeswahl; 20 wegen Krankheit; 2 Fortschritt im Studium; 4 Befreiung der Prüfung; 1 gute Beichte; 1 Geisteskranker; 6 Trunksüchtige; 2 Streitsüchtige; 2 Eheleute, welche ihre Pflicht vernachlässigen; 1 dem Fluchen ergeben; 2 Glaubenslose; 6 um guten Haus- und Geschäftserfolg; 3 Anliegen in besonderer Meinung; 2 neuntägige Andachten; 1 um glücklichen Ausgang eines Prozesses; 4 kranke Mütter; 2 kranke Väter; 6 kranke Söhne und Töchter; 1 Erlangung guter Lebensstellung; Glück und Segen im Hause; 2 glückliche Heirat; 2 gute Kindererziehung; Gelübden; 2 glückliche Niederkunft; 2 um Kindererfolg; glücklichen Geschäftserfolg; 3 um glückliche Operation; 3 Studenten; in Feindschaft lebende; um Befreiung von Skrupeln; 1 Soldat; 1 in großer Seelennot.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionschwestern, der schwarzen Kinder, der Neuberechneten und aller Leser des Vergißmeinnicht.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Bundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Mr. Hummer aus Worthington-Zowa, N.-Amerika. Joh. Berger, Herndon, Kansas. Elisabeth Bosler, Herndon, Kansas. Elisabeth Fuß, Herndon, Kansas. Frau Elisabeth Leicht, Ebingen. Elisabeth Scheller, Ebingen. Luise Reif von Wallburg. M. Barnaba Schiebel, Oberin, Rain. Hochw. Herr Pfarrer Ebert, Freiburg i. Br., großer

Wohltäter unserer Mission. Frau Viktoria Kaller, Hisingen. J. Herrmann-Martin, Bremgarten. Konstantin Konrad, Remigen. Bertha Küster, Hellig-Blut. Joh. Bapt. Bessler, Bad Oberdorf. Kirchner, Benteshausen. Karl Zink in Oberachern. Eva Großes. Susanna Blaumeier in Gedenbalheim. Andr. Oberlauda, Herr Wolpert, Nagelsberg. Theresia Ober, Remigen. Josef Bäck, D. Landsberg. Barbara Steinrath, Rematen. Kreuzberger, Kengenfeld. Barbara Stierand, Parshnis. Pfarrer Böhmer in Waldborf. Fr. Schaaf in Grefeld. Hubert u. Sohn in Gangelt. Jakob Münster in Eupen. Theodor Schmittsoff. Hochw. Herr geistl. Rat Emil Schmeja in Fr. Maria Kretschmer in Posen. Maria Gstrein, Meran. Sepp, Kallern. Frau Fremeter, Masen (Ungarn). Anna Leibnitz, Gäßlia Troper, St. Peter a. Diersbach. Oberin der Schwestern in Innsbruck. Genovefa Kovarik, Götting. Franz Hartberg. Josefa Gruber, Deblarn. Juliana Willamig, St. a. d. Glan. Hochw. P. Josef Ferdinand Benda, Varenburg. Kurjäger, Linz. Maria Weisinger, Feuerbach. Rosina Rematen. Sophie Lohn, Grafenhausen. Frau Magdalena Schürzburg. Hochw. Herr Pfr. Christ. Ulrich in Auissteten. Keller, Gedenbach. Jungfr. Theresia Krinner, Landau a. d. Ignaz Hessner, Göttingen. Math. Bodmaier, Kinnig. Jopst, Neuditting. Josef Dörfler, Eggolsheim. Marianna Eggolsheim. Jungfrau Elsa Kieder, Schwarzenfeld. Jungfr. Margaretha Braun, Schwarzenfeld. Philipp Weller, Erstein. Fr. ian in Mariannhill. Fr. Bonifazius in Mariannhill. Fr. Abele, Terziar in Mariannhill. Margaretha Seibert, Gedenbach. Maria Schmitz, Mittelberbach. Hochw. Herr Spiritual Trichler, Notgersegg. Franz Dom. Schmidig, Unterhönenbuch. Josefa Abend, Engelberg. Johann Giller, Inzigkofen. Schwester Ebingen. Schwester Berin M. Gdeltrudis in Eifel. Maria Berger, Raaba (Graz). Theres Kronberger, Hausmenning. Dorothea Stradner, Graz. Josefa Hofner, St. Johann i. Saganitz. Theresia Feichtinger, Raab (Osterr.). Josef Höglinger, Alois Schelch, Altmühl. Friedrich Schweiger, Pfarrer, Kupfer. Fr. Maria Schmitz in Eller. Hochw. Pfarrer Friedr. Hermann, Hopfen. Fr. Agnes Kauland in Eicherfeld. Frau Wwe. Berdine Probst in Köln-Deus. Eheleute Quabsteg in N. R. Clementine Wahn in Köln-Nippes. Frau Weppelmann in Sappern. Frau Wwe. Gertrud Hall in Schweiler. Theodor Niebach in Ebingen. Wilhelm Berger in Essen. Jakob B. Kusch in Ebingen. Frau Kath. Sunfel in Lutter. Frau Maria Schäfer in Ebingen. Maria Albertine Reiner, Rumberg.

Zahlung rückständiger Abonnements des Vergißmeinnicht pro 1907 und Voransbezahlung des Vergißmeinnicht pro 1908 geschieht in Deutschland am einfachsten per Postanweisung, in Oesterreich-Ungarn und der Schweiz per Postcheck.

Zur gest. Notiz. Ende März oder Anfang April reisen wieder Postulanten nach Mariannhill. Bezügl. Anfragen sind zu richten an die Vertreter der Mission Mariannhill.

Jubiläums-Festschrift.

Wir machen auf die im Verlage von B. Herder Freiburg i. Br., erschienene Festschrift zum 25jährigen Jubiläum der Gründung des Trappisten-Missionsklosters Mariannhill, welches Ende Dezember herauskommt, aufmerksam. Das Buch ist auf das prächtigste ausgestattet, sehr reich illustriert, und eignet sich besonders zu Geschenken, ist auch von unseren Missionsvertretungen zu beziehen zum Preise von M. 4. — = Kr. 5.40 = Fr. 6. —.

NB. Der Reinertrag ist für die Mission bestimmt.

Wir bitten unsere lieben Leser, wenn sie uns schreiben oder etwas senden, stets die genaue Adresse (Post-Frau, Fräulein), Wohnort und nächste Post anzuweisen und bei Ortswechsel unbedingt auch die frühere Adresse.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.
N. 3.

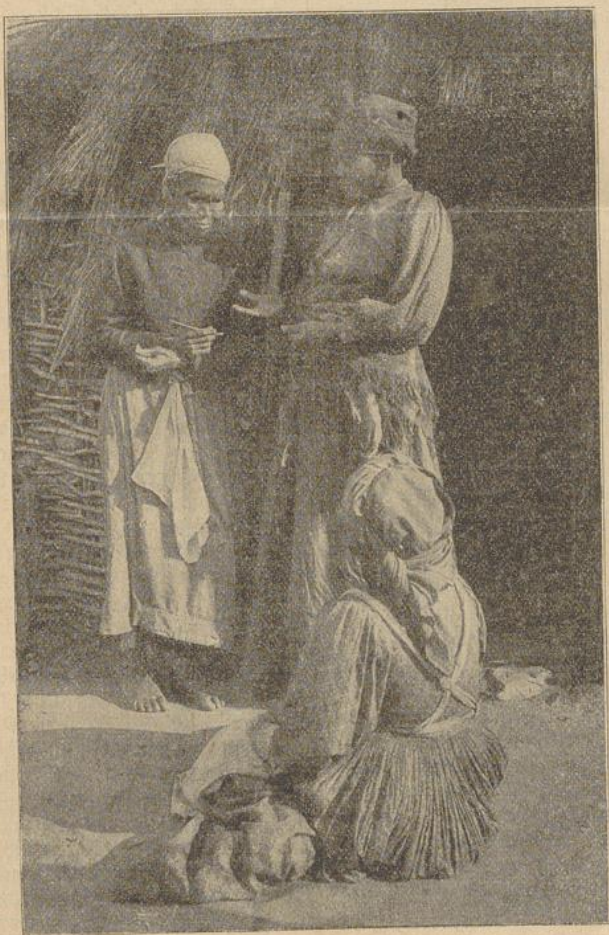
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
geschickt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohlthätern wird
das Vergißmeinnicht
gratis zugeandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Schnupfende Kaffernweiber.

Köln a. Rh.
März 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergiftmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Schneeglöcklein.

Nach langer Winternacht:
„Zum Fest euch nun bereitet,
Ihr Herzen, auf! erwacht!“
Das Schneeglöcklein steht und läutet

Es läutet lieb und leise
Im März bei Tag und Nacht:
Wohl zu Maria's Preise
Ihr Herzen, auf! erwacht!“

Es ist Maria's Blume,
Wie sie so licht und rein,
Und läutet ihr zum Ruhme
Den Gnadenfrühling ein.

Wenn nichts das Auge ahnet
Von Lenz und Blütenpracht,
Schneeglöcklein steht und mahnet:
Ihr Herzen, auf! erwacht!“

Den Frühling, dessen Leben
Durch alle Lande ging,
Da sie mit Wonnebeben
Das ew'ge Wort empfing.

Und immer noch bis heute
Bricht wahrer Lenz uns an:
Schneeglöckleins hold' Geläute
Hat's weithin kund getan.

E. Peregrina.

Aus der Blumen- und Kinderwelt.

Von Schw. Engelberta.
(Fortsetzung.)

Ezenhochau. — Da wir soeben vom kleinen „Walbmeisterlein“ gesprochen, dürfen wir auch die grüne Ephenranke nicht übersehen, die sich da um den Gartenzaun schlingt und sodann am benachbarten Baum emporklettern. Der Ephen mit seinem immergrünen Blätterfarn ist das Sinnbild treuer Anhänglichkeit und willenslosen Gehorsams. Was er nur immer mit seinen kleinen Fangarmen erreicht, hält er in Liebe und Treue fest, man kann ihn die Mauer emporklettern, den Fensterstock umrahmen, die Kreuzblume überwuchern lassen, alles ganz nach Belieben.

So ein treuer, williger Knabe ist unser Stephan. Er ist weder ein Schmeichler, noch ein Kopfhänger, im Gegenteil voll Ehrlichkeit, Frohsinn und Jugendmut. Dabei die Treue selbst. Es ist, als wollte er es seinen Lehrern und Vorgesetzten vom Auge ablesen, was sie von ihm wollten. In der Schule entgeht ihm vom ganzen Unterricht kein Wort, und gilt es irgendwo, einen Liebesdienst zu erweisen, so ist unser braver Stephan gewiß als der erste zur Hand. Möge er nur immer so bleiben.

Nicht weit von dem mit dunkelgrünem Ephen dicht überwachsenen Zaun blüht und duftet ein Rosmarinstrauch. Der Rosmarin ist seines köstlichen Wohlgeruches wegen überall beliebt. Man gönnt ihm einen Ehrenplatz im schönsten Blumenbouquet, im Empfangsalon nicht weniger, wie in der Krankenstube; nicht selten schmückt er auch den Brautkranz, um vielleicht schon tags darauf ein Sterbekreuzlein zu zieren, und einen Grabeshügel.

So ein guter, allbeliebter Junge war unser unvergeßlicher Vitalis; ich sage, er war es, denn seit kurzem ist er nicht mehr; ein frischer Grabeshügel wölbt sich vielmehr über seiner Leiche und das schlichte

Kreuzlein zielt ein Kranz aus Rosmarin. Unerwartet schnell hat ihn der Tod ereilt; nur fünf Tage war er krank, da ward er von Gott in einen schöneren Garten verpflanzt.

Vitalis war im Jahre 1892 mit seinem Zwillingbruder Pazifitus als kleines Bübchen zur Missionsstation gekommen und wurde zunächst in den Kindergarten aufgenommen. Mehr als einmal ging der Tod mit drohend erhobenem Finger am Krankenbett der beiden Knaben vorüber, doch jedesmal erholten sie sich wieder. In den letzten Jahren war Vitalis ein großer, hochausgeschossener Knabe, sodaß in dem kleinen gebliebenen Pazifitus niemand dessen Zwillingbruder vermutet hätte. Er war immer still und ruhig gewesen, und wenn irgend etwas an ihm auffiel, so war es sein Auge. Er hatte nicht die glänzenden, tiefschwarzen Augen, die gewöhnlich die echten Eulus auszeichnen, sondern überaus sanfte, braune Augen, die mich unwillkürlich an ein Reh im Walde erinnerten.

Besonderer Talente konnte er sich nicht rühmen, doch Fleiß und guter Wille ersetzten bei seinem Unterrichte viel. Mit großer Freude diente er am Altar als Ministrant, und auch in der freien Zeit kam er Tag für Tag unaufgefordert in die Kirche und hielt da seine Andacht vor dem Allerheiligsten. An Sonntagen sah man ihn oft allein lange in der Kirche weilen und gar erbaulich in seinem Gebetbuche lesen. Es ist, als hätte er eine Ahnung seines baldigen Todes gehabt. Nun weiß er nicht mehr unter uns, doch sein Andenken bleibt in Ehren. —

Sind unsere geehrten Leser und Leserinnen wohl schon müde, oder wollen sie vielmehr noch ein paar Blümchen in unserem Missionsgarten eines freundlichen Blickes würdigen? Ich dachte, der prächtige Geraniestrauch dort wäre schon noch liebender Aufmerksamkeit wert. Man nennt ihn seiner vollen, feurigen Blüten wegen auch „brennende Liebe“.

Diesen Ehrennamen möchte ich aber einem unserer Schulfrauen geben und zwar der seltenen Stand-



Mariannhill von Südwesten gesehen. (Aus unserer Jubiläumsschrift.)

hastigkeit wegen, mit der sie mitten im heidnischen Kraalleben viele Jahre hindurch dem christlichen Glauben treu geblieben. Sie heißt jetzt Willibalda und wurde erst am 20. August 1906 getauft. Früher hieß sie Fihlwaze. Schon im Jahre 1893 war sie das erste Mal zu uns gekommen, hatte drei Jahre lang mit Eifer und Fleiß gelernt und war schon daran, durch die hl. Taufe ein Kind Gottes zu werden, da kam der heidnische Vater und nahm sie mit sich fort, bis in die Nähe des Pondolandes. Fern von der Schule und mitten in der heidnischen Umgebung, so hoffte er, sollte ihr die Lust, eine Christin zu werden, schon vergehen.

Sechs Jahre später hat die in der Dronkolei wohnende hochbetagte Großmutter um das Kind. Sie fühlte sich so einsam und verlassen und wollte in ihren alten Tagen ein junges, dienstbefähigtes Mädchen um sich haben. Fihlwaze kam, doch wie das Mädchen von ferne unsere Missionsstation sah mit der trauten Schule, dem schmucken Kirchlein und den anderen Gebäuden, die alle tausend Erinnerungen in ihm weckten, da litt es das junge Wesen nicht mehr in dem rauchgeschwärzten, heidnischen Kraal, sondern schnurstracks eilte es der christlichen Schule zu und hat gar innig und treu mit Tränen in den Augen um abermalige Aufnahme.

Sechs Jahre sind ein wichtiger Abschnitt im Leben eines Kindes, so kam es, daß wir das Mädchen, das inzwischen zur halben Jungfrau herangereift war, gar nicht mehr erkannten. Erst als es ganz beschämt den heidnischen Namen Fihlwaze flüsterte, tauchte uns mit einem Schlag die alte Erinnerung wieder auf. Welch eine Freude! Wir hatten lange um sie getrauert und sie längst für verloren gehalten, und da war sie nun wieder, die gute, eifrige Fihlwaze. Trotz aller Gefahren des heidnischen Kraallebens und trotz ihres zarten Alters war sie sittlich rein und dem christlichen Glauben treu geblieben!

Als wir wegen ihres Vaters Bedenken äußerten, sagte sie entschlossen: „Ich bin jetzt älter und werde mich zu wehren wissen. Nichts in der Welt soll mich vom lieben Gott mehr trennen!“

Wirklich, der Vater kam und forderte gebieterisch sein Kind zurück. Fihlwaze blieb fest und erklärte, nichts werde imstande sein, sie von hier fortzubringen. Sie sei jetzt schon im Herzen Christin und verlange mit größter Sehnsucht nach der hl. Taufe.

„Gut“, sagte darauf der Vater, „so bleibe! Von einer solchen Tochter will ich nichts mehr wissen; von heute an hast du keinen Vater mehr!“ — Sprach's und wandte sich von dannen.

Das schnitt dem guten Kinde tief ins Herz; denn die Bande der Natur sind gar zart und Fihlwaze liebte ihren Vater sehr. Dennoch hielt sie bei uns aus. Nach Hause darf sie nicht mehr kommen und ihren Vater hat sie seit jenem Tage nicht mehr gesehen. Nur die Großmutter und einige inzwischen katholisch gewordene Verwandte darf sie zuweilen besuchen.

Ähnliche Opfer haben übrigens schon viele unserer schwarzen Kinder gebracht. Um des hl. Glaubens willen haben sie Vater und Mutter, Geschwister und Heimat und alles, was ihnen hinieden lieb und teuer war, verlassen und sind in einem Leben voll Arbeit und Opfer dem Herrn nachgefolgt. Solche Seelen sind die schönsten Blüten in unserem Missionsgarten, und wecken im Herzen des Missionärs stets neu die Liebe und Lust zu seinem großen, hl. Beruf.

Leider gibt es auch andere, die seiner Hirtens Liebe nur wenig entsprechen. Da ist z. B. unsere . . .

doch ich will ihren Namen lieber gar nicht nennen. Schon als kleines Kind kam diese „Herbstzeitlose“ in die christliche Schule, genoss denselben Unterricht wie die übrigen alle, und ist dennoch ein eitles, flatterhaftes Ding voll Laune und trügerischer Weltlust geblieben. Es war ihr immer etwas zu enge in der dumpfen Schule, sie verlangte nach Freiheit und hatte die beständige Aussicht. Eines Tages schnürte sie daher ihr Bündelchen und ging: eine ifiliti (Mundharmonika) spielend, tänzelnden Schrittes der Dorfstraße entlang. Ihre Mitschülerinnen hatten gerade Beichttag, doch dies war für das leichtsinnige Ding nur ein Grund mehr, das Weite zu suchen.

Wie erschraf ihre gute Mutter, eine arme, ihres Glaubens wegen vom heidnischen Mann verlassene Frau, als sie ihre jüngste Tochter in solchem Aufzuge daherkommen sah. „Wie?“ rief sie aus, „hast du die Schule verlassen und willst du nun zu mir, in meine arme Wohnung kommen, um da nach dem eigenen Kopf zu leben?“

Die trostige Antwort war: „Ich hab' nun dieses ewige Lernen, Arbeiten, Beten und Kommandieren satt. Ich will endlich einmal frei sein und auch das Leben genießen, wie so viele andere junge Leute in der Welt.“

Da traten der guten Mutter ein paar schwere Tränen in die Augen. Sie sprach kein Wort, wandte sich um, ging in ihre Hütte hinein und begann ihre wenigen Habseligkeiten in einen Korb einzupacken.

„Mutter, was hast du denn im Sinn?“

„Fort will ich von hier, weit fort! Mit einem solch ungeratenen Kinde, wie du bist, will ich nicht unter demselben Dache wohnen. Wohin ich gehe, weiß ich selbst noch nicht; Gott wird einer armen heimatlosen Mutter schon helfen. Aber auch dich wird seine Hand erreichen und ich fürchte, sie trifft dich einmal schwer.“

„Mutter, liebe Mutter, bleibe da! Ich will dich nicht aus deinem stillen Heim vertreiben, und wenn du wirklich nicht mit mir zusammenleben kannst, gar, so will ich in Gottes Namen wieder zur Schule zurückkehren.“

Weinend verließ das Mädchen die Hütte und kehrte gesenkten Hauptes wieder zur Missionsstation zurück.

Das war eine strenge Lektion gewesen, ob jedoch ihre heilsame Wirkung eine dauernde sein wird, das muß die Zukunft lehren. Bis zur Stunde hat sich übrigens das sonst so leichtsinnige Mädchen recht gut gehalten. (Fortsetzung folgt.)

Ein Ferienausflug.

Von Schw. Innozentia.

(Schluß.)

St. Peter. — Wir brechen abermals auf, steigen nochmals eine gute halbe Stunde über Felsblöcke, Steingeröll und Baumwurzeln steil bergab, wandern dann noch eine Strecke durch mannshohes Gras und kommen endlich auf die schöne, breite Landstraße, welche von der Bahnstation Momo durch die Steppe nach dem Kilima-Ndscharo führt.

Der gefährliche Abstieg war also glücklich gelungen. Wir befanden uns in der Steppe, die in der Nähe gesehen, ein ganz anderes Bild bot, als von dem Usambara-Bergen aus. An interessanter Abwechslung fehlte es übrigens auch da nicht; am besten gefallen uns die wohlgeordneten Reihen von Hautschuhen und

Baumwollpflanzungen, welche europäische Kolonisten hier angelegt hatten.

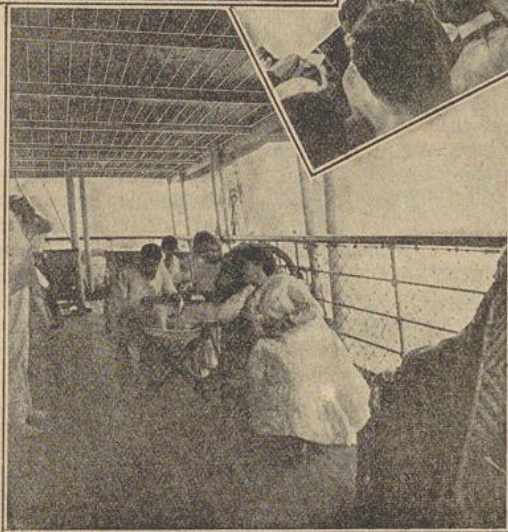
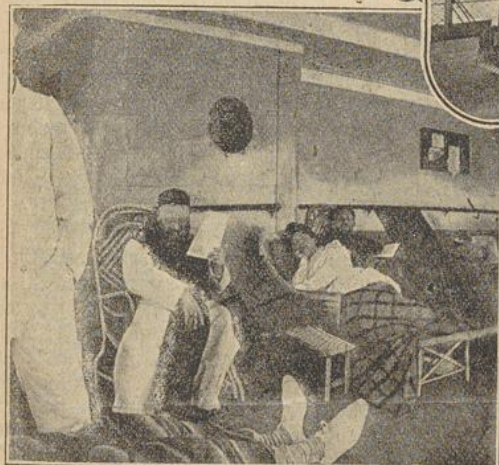
Nach kurzer Wanderung zeigten unsere Führer nach dem Ausläufer einer fernen Bergkette mit dem Namen: „Dort oben liegt Ngua, unser Reiseziel!“ — Da hieß es also von der Landstraße abbiegen und über Felsen, Buschwerk und Gehölz mühsam aufwärts klettern. Zu vor jedoch wollten die beiden Burjchen ihre Mahlzeit halten. Dürres Holz war nun genug zu haben. Also machten wir zum drittenmale Rast.

Kaum hatten wir zwei Schwestern unter einem seitwärts stehenden Baume niedergelassen, um das Ende der umständ-

gen auch nicht ganz lokalkundig. Jetzt können wir nicht mehr irren. Wir gehen mit dir voraus, die rüstigen Burjchen werden uns bald einholen!“

„Gut, Kinderchen, kommt nur mit!“

So wanderten wir denn wohlgemut mit dem



Leben auf dem R.-P.-D. Kronprinz auf der Fahrt nach Südafrika.

den Fleischräucherei unserer Führer abzuwarten, als das Wachambala-Weib des Weges kam.

„Woher, wohin, gutes Mütterchen?“

„Ich bin von Ngua und befinde mich eben auf dem Heimweg.“

„A, das ist schön! Da können wir gleich mit dir gehen. Unsere beiden Führer sind hier in diesen Ber-

freundlichen Weibchen eine gute Strecke Weges, als sie plötzlich, nach einer alten Hütte deutend, erklärte: „Hier bin ich zu Hause; ihr aber habt noch ziemlich weit zu gehen. Geht nur ruhig auf diesem Pfade weiter, er wird euch schnurgerade zur Nguaschule führen.“

„Wie? Hast du nicht gesagt, du seiest von Ngua?“

„Das bin ich auch; die ganze Gegend hier umher heißt Ngua. Natürlich haben die einzelnen Ortschaften noch alle ihren eigenen Namen; doch das ist von keinem Belang. Geht nur ruhig fort, ihr könnt nicht irren. Salamu sana kwa Zumbé, meldet dem dortigen Bürgermeister meinen friedlichen Gruß!“

Das war nun allerdings sehr freundlich gesprochen, doch wir saßen jetzt gleichsam zwischen zwei Stühlen. Die gute Alte war fort, und von unseren Führern war keine Spur zu sehen. Nach kurzer Wanderung setzten wir uns abermals nieder, um zu warten, denn es war doch nicht ratsam, in so einsamer, wildfremder Gegend allein zu gehen. Wir beteten zunächst unser Offizium und fügten dann noch ein Rosenkränzlein hinzu, doch die beiden Burjchen wollten immer noch nicht kommen. So ist eben der Schwarze: wenn er beim lodernen Feuerchen sitzt, ein Stück Fleisch riecht oder gar noch sein Pfeißen anzündet, da sitzt er wie angenagelt und vergißt auf seine heiligsten Pflichten.

„Ewig können wir hier doch nicht warten,“ meinte zuletzt Schw. Roselina, „gehen wir also langsam ein Stück weiter.“ Da kommt ein Kreuzweg! „Ihr könnt nicht irren,“ hatte das Weiblein gesagt. Was aber jetzt? Sollen wir rechts oder links? Beide Wege sind gleich gut oder vielmehr gleich schlecht betreten. Wir wenden uns auf gut Glück nach rechts.

Es ist eine wildromantische Gegend, in der wir uns befinden: zwischen dichtem Buschwerk und wildem, hohem Gras stehen vereinzelt Mimosen und sonstige krüppelhafte Bäume. In solchen Revieren halten sich die größeren Raubtiere mit besonderer Vorliebe auf.

„Was würden wir jetzt tun,“ begann Schw. Roselina, „wenn plötzlich ein Schui (Leopard) auf uns zukäme?“

„O, der würde wahrscheinlich vor uns Reißaus nehmen; denn solch schwarz-weiß-rote Geschöpfe wie wir sind, hat der doch noch nie gesehen!“

Siehe, da steht eine Schambala-Hütte! Laßt uns einmal hineingehen, um uns nach dem Weg zu erkundigen. Die gute schwarze Hausfrau sitzt eben vor der Türe, doch kaum wird sie unser anichtig, da ruft sie in namenlosem Schrecken aus: „Inane—ee! Tateee! Naka! Mütterchen, Väterchen! Weh!, weh! Ich bin des Todes!“

Das arme Weibchen! Wie mag man doch aber vor ein paar Missionschwestern so erschrecken? — Nun, ich denke, manches Weibchen in Europa würde nicht weniger erschrecken, wenn auf ihr abgelegenes Häuschen ganz unerwartet zwei rabenschwarze Neger in ihrem Nationalkostüm zugehritten kämen.

Wir taten zwar alles, die gute Schambala-Frau zu beruhigen; vergebens, ihr Schrecken begann erst dann sich allmählich zu legen, als auf ihr Geschrei einige Burjchen herbeigeeilt kamen, die uns schon von früher her kannten. Sie erklärten der vor Angst und Schrecken noch immer zitternden Frau, daß wir keine Geister seien, sondern Menschen und dazu noch recht gute, die keinem Menschen ein Leid zufügten, sondern überall umhergingen, um andere im Guten zu unterrichten . . .

Freudig boten sich uns sodann die genannten Burjchen zu Führern an. Bald kam das heißersehnte Schulhäuschen, das uns für die kommende Nacht beherbergen sollte, in Sicht. Einsam steht es droben auf einem sonnigen Bergrücken, mitten in einer üppigen Pflanzenwelt, und dahinter erheben sich wahre Bergriesen mit ihren mächtigen, zackigen Gipfeln.

Unten in tiefer Schlucht rauscht der reißende Mzimbafluß, und ihn sollten wir jetzt passieren. Da wo ist die Brücke? Ja, so etwas ist eben eine Seltenheit in Zentralafrika! Ein Baum, der vom Ufer zum Ufer in den Fluß gefallen, muß hier die gleichen Dienste leisten. Der Schwarze steigt mit bewundernswürdiger Sicherheit aufrecht und gerade über so eine Brücke, der Weiße kriecht darüber auf allen Vieren, es sei denn, er habe einen verlässigen Führer, der ihm die Hand reicht. Uns standen gottlob solch' schwache Schützengel zur Seite.

Nun ging es noch steil bergauf über langes, glattes Gras, wobei man bei jedem Schritt wieder um die Hälfte rückwärts rutschte. Endlich sind wir glücklich oben und begrüßen zunächst mit Freuden den mächtigen Kreuzesbalken, der auch von hier aus majestätisch ins Ausragt in die wildromantische, leider zum größten Teil noch heidnische Gegend.

Welch entzückende Aussicht gab es auf dieser hohen Höhe, und welch' reine, frische Luft im Gegenjag zu heißen, schwülen Steppe! Ein rein gehaltenes Schulhäuschen führte zur Schule, rechts und links standen Pflanzbäume und rings um das Häuschen war ein blühendes Kartoffelfeld, lauter Zeugen von dem Fleiß und Schöpfungssinn des schwarzen christlichen Lehrers.

Siehe, da kommt er schon, Christian, mein ehemaliger Schüler! Mit freudestrahelndem Gesicht reißt er die Schultüre sperrangelweit auf und eilt uns dem zum freudigen Willkommen entgegen. In aller Eile werden sodann die Lesesibeln und Schiefertafeln in die Kiste geschafft und letztere zum Sitze für die unermüdeten Gäste näher gerückt. Diese Kiste bildet nebst einem Kreuzstisch das ganze Mobiliar der christlichen Schule und fungiert als Tisch, Schrank und Stuhl zugleich. Die gelehrigen Schüler sitzen natürlich auf dem blanken Boden.

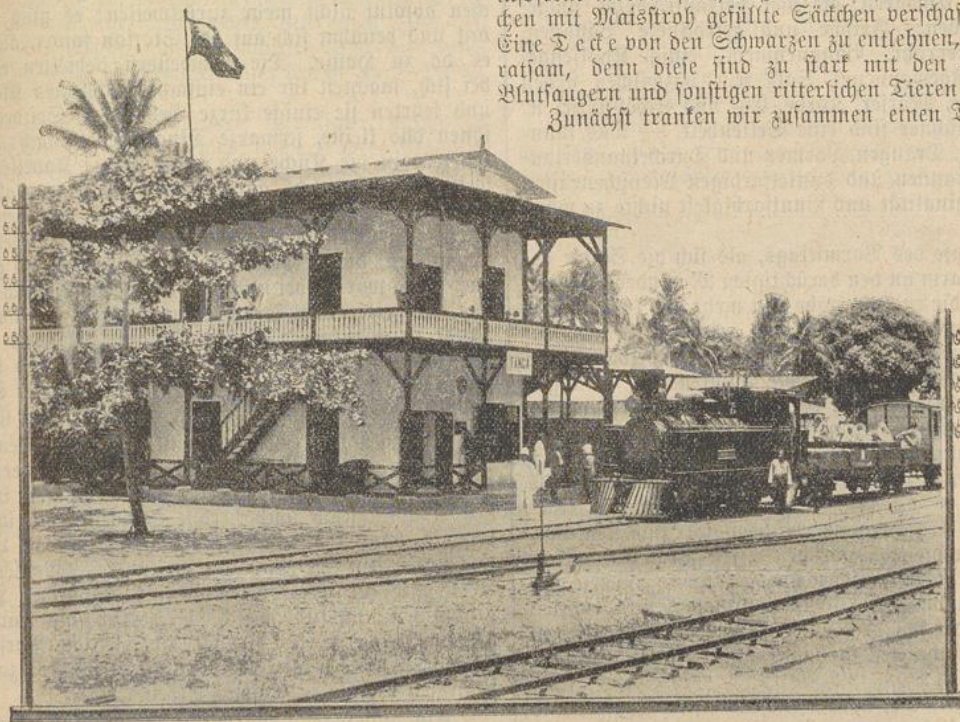
Der Lehrer wohnt nicht hier, sondern etwas außerhalb bei seinen Verwandten; hier wird nur Schul gehalten und somit stand das Häuschen, so wie es war, zu unserer einzigen und ausschließlichen Verfügung. Es war schon 5 Uhr abends und wir waren durch den langen, anstrengenden Marsch ordentlich müde und hungrig geworden. Für das Abendessen mußten wir natürlich selbst sorgen. Eine Nachbarin ließ uns ihren großen irdenen Topf, den wir mit Wasser füllten und über ein paar Steine stellten. Bald brannte ein lustiges Feuerchen darunter. Stephan, der kleine, flinke Hilfslehrer, hatte einen mächtigen Windkessel herbeigeschleppt und besorgte auch das Feuer, weil die weißen Schwestern so schnell „weinen“, wenn ihnen der Rauch in die Augen kommt. Bald stand eine kräftige Kartoffelsuppe und später auch noch ein Töpfchen Tee auf dem „Tisch“.

Vor Einbruch der Nacht brachte Christian noch zwei „Bettstellen“, d. h. mit Stricken überzogene Stangen und zwei Klöschchen als Kopfkissen herbei, auf denen wir uns zeitig zur Ruhe niederlegten. Das Ganze war so fein, so idyllisch, daß wir auf diesen Stangen und Klöschchen geschlafen hätten wie zwei Prinzessinnen, wenn nicht eine Gefeht hätte: eine genügende Anzahl von Decken. So aber hatte jede von uns nur ein einziges Wolldecke. Nun waren wir den ganzen Tag über scharf gegangen, zum Teil durch die mit Fieberdünsten gesättigte Steppe, waren in Schweiß gebadet, hier angekommen und zogen uns nun in der armen Lehmhütte, in der weder Türe noch Fenster ge-

schlossen, und auf ärmlichem Lager, das uns gegen Zugluft und Kälte wenig schützte, ein ziemlich starkes Fieber zu.

Müde und krank standen wir am nächsten Morgen auf, als uns die liebe Sonne das finstere Gemach, in dem wir natürlich weder Lampe noch Kerzen hatten, wieder erhellte. Doch zum Kranksein war heute keine Zeit, denn dies war ja der eine Tag, an dem wir mit anderen Schulkindern und den umwohnenden Schwarzen verkehren wollten. Tatsächlich kamen auch bald die

So rückte der Abend heran; nun war es aber Zeit, daß wir uns selbst kurieren, denn die Fieberhize stieg immer höher. Wir mußten während der Nacht um jeden Preis in Schweiß kommen und benutzten dazu in Ermangelung eines besseren den Schwigapparat der Schwarzen, d. h. wir machten einfach im Zimmer ein mächtiges Feuer. Zu verderben war dabei nichts, nur mußten wir acht geben, daß uns die Hütte nicht überm Kopf abbrannte. Holz hatte uns der flinke Stephan genug herbeigeschafft, und unsere Lagerstätte hatte sich insoferne modernisiert, daß wir uns statt der Holzklöbchen mit Maisstroh gefüllte Säcke verschafft hatten. Eine Decke von den Schwarzen zu entlehnen, war nicht ratsam, denn diese sind zu stark mit den bekannten Blutsaugern und sonstigen ritterlichen Tieren bevölkert. Zunächst tranken wir zusammen einen Topf Pfef-



Eisenbahnstation Tanga der Usambarabahn.

Leute: Männer, Frauen und Kinder, von allen Himmelsgegenden herbei, um uns zu sehen und zu begrüßen. Ihre Zahl wuchs, als vollends unser Christian sein Kuh-Horn hervorholte und demselben schauerhafte Töne entlockte. Kinder sahen wir verhältnismäßig wenig; wahrscheinlich wurden sie von den Eltern zurückgehalten, damit sie uns nicht bis St. Peter in die Missionschule nachliefen. Die Alten zeigten sich sehr freundlich, doch wenn man von Taufe und Bekehrung sprach, war die ausweichende Antwort: „Gewiß, Schwester, ich bekehre mich sicherlich, doch so ein Schritt will gehörig überlegt sein. Also später!“ Beim Schambala erfordert es überhaupt die Wohlstandigkeit, nie eine abschlägige Antwort zu geben; die ausweichende versteht ein Eingeweiheter ebenso gut.

Das Kochen blieb uns für heute erspart; denn die guten Leute brachten uns im Ueberfluß von ihren einheimischen Gerichten: gekochten und am Feuer gerösteten Mais, sowie verschieden zubereitete Bananen. Im Laufe des Tages kamen auch noch allerlei Kranke, die uns mit großer Umständlichkeit ihre Leiden erzählten. Wir halfen, soweit wir konnten, und kam uns dabei das tags zuvor gesammelte Pfefferminzkraut sehr zu

ferminztee aus, und dann ging die großartige Kur los. Schwester Roseline legte mitten im Schulzimmer einen Holzstoß übereinander, als gelte es, einen Hochofen zu heizen, und bald knisterte und loderte es bis zu den Dachsparren hinauf. Ich selbst wickelte mich in die mitgebrachte Decke ein, besand mich bald im wohlthuenden Schweiß und schlief dann den Schlaf des Gerechten. Mitten in der Nacht weckte mich ein fröstelndes Gefühl, denn die anfangs so große Hize war durch die vielen Löcher und Ritzen schnell wieder verschwunden. Ich wollte meine verehrte Kollegin wecken, doch diese ließ sich in ihrem süßen Schlummer einfach durch nichts stören. So stand ich also alleinig auf, blies das glimmende Feuer wieder an und legte neuerdings einen Stoß Holz darauf, daß man hätte einen Ochsen damit braten können. Das half; die angenehme Wärme hielt sich bis zum Morgen und in der Frühe standen wir beide vollkommen frisch und gesund wieder auf. Das Fieber war mit der Hize spurlos verschwunden!

Nun hieß es Abschied nehmen. Um 7 Uhr waren wir reisefertig. Unsere Kinder und eine Menge anderer Leute schlossen sich uns als Begleiter an; dabei konnten sie, da es gerade Samstag war, zugleich den Markt in der Steppe besuchen. Singend und jubelnd ging es

den Aguaberg linker Hand hinunter, während wir auf dem Herweg von der rechten Seite gekommen waren. Beim Kreuzweg fanden wir erst, wie recht die Alte gehabt hatte, daß wir nicht irre gehen könnten, denn jeder der beiden Wege führte zur Missionschule.

Drunten in der Steppe, nahe bei einem deutschen Farmer, befindet sich der Marktplatz. Die Leute kommen da allwöchentlich aus einem Umkreis von vielen Stunden zusammen. Die Waren tragen sie in Körben auf dem Kopfe. Neben etwas Baumwollzeug, das meist von Indiern feilgeboten wird, sind es namentlich verschiedene Schwären, die hier verkauft, bezw. umgetauscht werden: Frische und getrocknete Bananen, Mais, Zuckerrohr, Bananennmehl, einige Knollengewächse, selbstgewonnenes Salz &c., dazwischen stehen Töpfe, Siebe, Mörser, Körbe, Eß- und Schöpflöffel &c. Eier und Hühner sind eine Seltenheit. — Das muntere Treiben, Drängen, Lärmen und Durcheinandertauschen dieser braunen und dunkelfarbigen Menschenrassen läßt an Originalität und Buntfarbigkeit nichts zu wünschen übrig.

Im Laufe des Vormittags, als sich die Sonne gerade recht warm an den berühmten Mazindeberg legte, mußten wir die endlose Höhe von mehr als 1000 Meter wieder hinaufklettern. Vor mir trieb ein Knabe ein Ziegenböcklein vor sich her. Bei diesen beiden ging's allerdings rasch aufwärts; die hüpfen und sprangen so flink und munter von einem Felsblock zum andern, daß es eine wahre Lust war, ihnen zuzusehen. Weniger leicht und lustig ging es bei uns, die wir ohnehin noch die Strapazen der früheren Märsche in allen Gliedern fühlten.

Da gab es manche Ruhepause; zuweilen verlängerten wir dieselbe, um den Affen zuzusehen, welche in ganzen Rudeln zwischen diesen Felsen, Büschen und Wäldern haufen. Bald lärmten, spielten und rauchten sie miteinander wie böse Duben, dann schimpften sie zu uns herüber, schnitten Grimassen und trieben sonstigen Unfug.

Endlich, endlich, nach manchem stillen Seufzer und kläglichem Gell kamen wir schweißtriefend mit vor Müdigkeit wankenden Knien oben an. Bald wird auch unser liebes, trautes St. Peter, das so still und anmutig auf lustiger Bergeshöhe liegt, sichtbar.

Indem wir uns der Station nähern, läuten die Glocken eben den Sonntag ein. Der geweihte Glockenton stimmt uns zur Andacht und ruft in unseren Herzen unwillkürlich die alte Lehre wach, daß wir alle miteinander nur arme Erdenpilger sind. Steil und rauh sind oft die Pfade, auf denen wir uns mühsam weiter schleppen, doch alles nehmen wir mit Freuden in den Kauf, wenn nur unsere Erdenpilgerschaft zuletzt endet droben in der Höhe, in der wahren, ewigen Heimat! —

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Rev. P. Joseph. O. C. R.

Emaus. — Vor einiger Zeit machte eine unserer Missionschwester in verschiedenen Kaffernkraals einen Besuch; denn hier liegt ein Kranker, der Pflege und Medizin bedarf, dort ein Katechumene, der auf christlichen Unterricht wartet, kurz, hier ist dies, dort jenes, wo Hilfe not tut.

Bei diesem Anlaß nun ließ ihr ein kleines Mädchen nach und bat dringend, mit ihr zur Missionsstation

gehen zu dürfen. Sie wolle auch so ein schönes rotes Kleid und so einen weißen Schleier haben, wie die Schwestern, und dann immer bei ihnen bleiben. Natürlich schlug die Schwester dem armen Kind, das nur in eine kleine, dünne Decke eingehüllt war, die sonderbare Bitte ab. Es besteht zurzeit in Emaus noch keine Schule; was sollte man also mit dem kleinen Mädchen das auch noch zu keiner Arbeit zu verwenden war, anfangen?

Einige Wochen später kam die Schwester wieder in die Nähe jenes Kraals, und diesmal ließ sich das Mädchen absolut nicht mehr zurückweisen; es ging einjaß mit und benahm sich auf der Station sofort, als wäre es da zu Hause. Die Schwestern behielten es also bei sich, machten ihr ein einfaches, schlichtes Kleidchen und lehrten sie einige kurze Gebeten. Seitdem läuft ihnen das kleine, schwarze Ding überall nach: in den Garten, in die Küche und selbst in die Kapelle. Hier weiß man sie nicht anders zu beschäftigen, als daß man ihr kleine farbige Bildchen gibt, mit denen sie spielt. Zuweilen fängt sie auch an, laut die Gebeten auszusagen, die sie von den Schwestern bereits gelernt hat. Bald war sie bei uns so heimisch, daß sie sich durchaus weigerte, mit ihrer Mutter in den heidnischen Kraal zurückzukehren, als diese kam, ihr Kind wieder heimzuholen. Die Kleine ist äußerst klug und lebhaft und macht nun die ständige Begleiterin unserer Schwester bei deren Besuchen in den heidnischen Kraals.

Jüngst hat sie in einem kleinen Waisenknaaben einen Spieltameraden gefunden. Der arme Junge, der Vater und Mutter verloren hat, lief halbverhungert im reinen Adamskostüm umher. Die Schwester, die ihm begegnete, band ihm die eigene Schürze um die Lenden und nahm den Kleinen, um den sich kein Mensch kümmerte mit zur Station. Nun sind die beiden Helden beisammen und fühlen sich so glücklich, als wären sie im Paradies. Vielleicht fügt die göttliche Vorsehung es noch, daß die beiden Kleinen, den Grundstock zu einer künftigen Schule in Emaus bilden.

Ein andermal wurde ich in einem Kaffernkraal gerufen, um daselbst einem kranken, etwa 9 Monate alten Knaben die Nottaufe zu spenden. In der Hütte saßen zwei Weiber um ein Feuer, über dem ein Kessel mit Maisbrei stand. Ich stellte mich der ganzen Länge nach auf, konnte es aber vor Rauch und Qualm nicht lange aushalten und mußte mich niederlegen. Eines der Weiber riet mir, mich in die Nähe des Eingangs zu setzen; dann folgte sie mir mit dem kranken Knaben und ließ sich an meiner Seite nieder. Wohl war es auch hier noch unbequem genug, doch es war doch zum aushalten.

Die beiden Frauen schienen von sanftem, ruhigem Charakter zu sein; sie saßen so still und friedlich beisammen und waren mit Staunen Zeugen der heiligen Taufzeremonien, die ich nun an dem kranken Kinde vornahm. Auch herrschte in dem Kraal die größte Reinlichkeit und Ordnung, alles stand an seinem Platz und jedes Gefäß; die Maistörbe, die großen und kleinen Utschwala-Töpfe und sonstigen Utensilien waren proper und reinlich.

Auch der Name „Franz“, den der Kleine bei der Taufe bekam, fand bei ihnen Anklang. Nur konnten sie den Buchstaben „r“ nicht aussprechen, und so wurde denn aus dem Franz ein „Flang“.

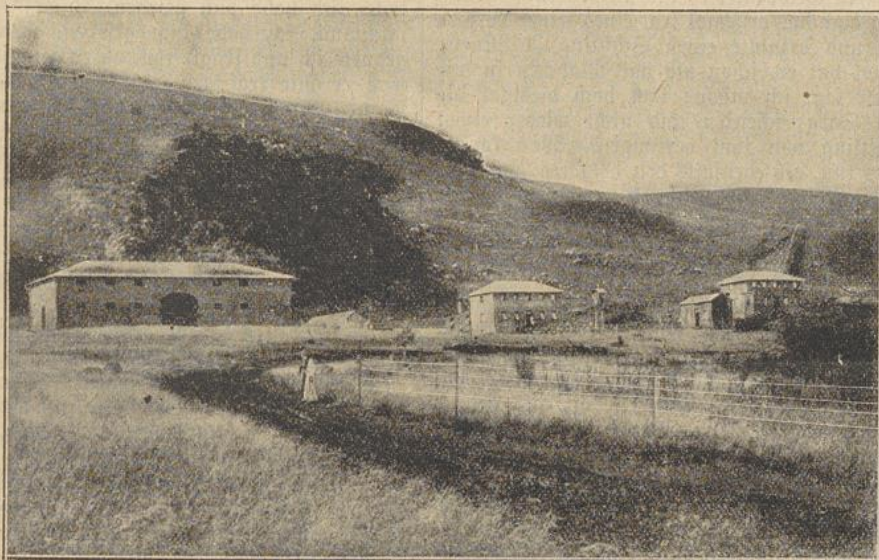
Getauft war nun das Kind, aber noch nicht bekleidet. Die Weiber hatten kaum ein paar Fäden,

um es anständig einzuhüllen und baten daher um ein Hemd. Sie fühlten selbst, daß man ein getauftes Kind nicht unbekleidet lassen könne. In solchen Fällen müssen dann immer unsere Schwestern helfend eintreten und den armen Neubekehrten die nötigen Kleider machen. Wohl hat uns neulich ein Bäcker 45 alte Mehljäckle als Kaffernkleider geschenkt. Doch die Art der Bekleidung scheint uns doch zu primitiv, obgleich man tatsächlich hierzulande viele Kaffern sieht, die, solange sie bei einem Weißen im Dienste stehen, nichts anderes am Leib haben, als einen Sack, an dem sie den Boden durchgeschnitten und an dessen Seiten sie zwei Oeffnungen angebracht zum Durchstecken der Arme.

Ein anderesmal kam ein heidnischer Kaffer zu mir, mit der Bitte, sein kleines, schwerkrankes Mädchen zu taufen. Es war das etwas sehr Auffallendes, denn

So war es auch hier. Die Mutter saß mit dem kranken Kind, in eine schmutzige Decke eingewickelt, beim Feuer, daneben hockten zwei größere Mädchen, ebenfalls in ihre Decken eingehüllt, sonst aber im Kostüm der Mutter Eva. Hinter mir kroch der Hund, der mich vor der Hütte wütend angebellt hatte, durch das Schlupfloch, im Hintergrund gewahrte ich noch ein Rudel junger Ziegen und ein paar Bruthennen, die auf einander loshackten. Endlich sah ich auch noch die alte Großmutter in einem Winkel der Hütte sitzen, und zu allem Ueberfluß kamen auch noch ein paar Nachbarinnen herbei, die auch wissen wollten, was es denn hier Neues gebe.

Beim Taufakte selbst gab sich die Frau, welche ihr Kind noch immer auf dem Arme hielt, nicht die geringste Mühe, mir die Sache etwas bequemer zu machen. Sie schien mich einfach zu ignorieren und



Station Emaus, Sitz des resignierten Abtes P. Franz.

der Heide willigt nur sehr ungern in die Taufe eines Mädchens. Der Hauptgrund dabei ist das sogenannte „Lobola“, der Kaufpreis, den der künftige Bräutigam des Mädchens, ihm, dem Vater, zu zahlen hat, und der in der Regel in zehn Ochsen besteht, in neuester Zeit, seit der Rinderpest, auch in einem Äquivalent an Ziegen, Pferden, oder an barem Geld. Nun kann er aber ein getauftes, christliches Mädchen doch nicht so ohne weiteres an den nächsten besten Heiden verschachern; daher seine Ehen, eines seiner Mädchen aufzu lassen.

Der Mann hatte früher in Johannesburg und anderen großen Städten gearbeitet und war anständig bekleidet, sonst aber schien er recht arm zu sein. Das bekundete mir schon das Äußere seines Kraals. Das Dach war vernachlässigt, von Wind und Wetter übel zugerichtet, und auch der Viehkraal und die sonstige Umgebung der Hütte trug den Stempel der Armut und des Schlendrians. Uebrigens ist es bei den Kaffern Sitte, alles in buntem Durcheinander liegen und stehen zu lassen, teils zum Zeichen der Trauer, teils aus übertriebener Sorge für den Kranken, dessen Pflege sie ganz und voll in Anspruch nimmt.

reinigte in aller Gemütsruhe ihren Gesichtsvorsprung mit einem heinernen Löffel. Es ist das bei den Kaffern eine sehr umständliche Prozedur und gilt bei ihnen als ebenso anständig, wie wenn sich der Weiße zu gleichem Zweck eines Taschentuches bedient.

Nach der Taufe gab ich dem kranken Kind, das mit verzerrten Gesichtszügen ganz abgezehrt dalag, eine Medizin. Doch weder der Vater, noch die Mutter desselben hatten zum Schluß ein Wort des Dankes. Gewisse Heiden nehmen überhaupt jeden Liebesdienst als etwas Selbstverständliches hin. In seinen Augen ist der Weiße, auch der Trappist, ein reicher Mann, der alles in Hülle und Fülle hat, und eigentlich nur dazu da ist, ihm, dem Schwarzen, zu helfen. Sogar Kinder stellen zuweilen an einen Weißen, der gerade des Weges kommt, die keineswegs bescheidene Bitte: „Gib mir Geld, gib mir einen Schilling (eine Mark); einen Schilling möchte ich haben!“

Nun vorläufig helfen wir den armen Schwarzen aus Liebe zu Gott, und mit der Zeit wird auch eine andere Gesinnung mit besseren Sitten unter ihnen Platz greifen.

* * *

Em aus. — Jakazi, ein benachbarter Kaffer, möchte sich gerne taufen lassen, d. h. nicht gerade jetzt, — solche Eile hat's nach seiner Ansicht nicht, — sondern erst, wenn er einmal sterben muß. Vielleicht ist er übrigens dem Tode näher, als er glaubt, denn es hat sich bei ihm ein Husten angelegt, der ganz bedenklich auf die Lungen schwind sucht hinzeigt.

Das Haupthindernis zur Taufe bildet bei Jakazi, wie überhaupt bei den meisten Kaffern, die Vielweiberei. Er hat zwei Weiber, und davon will er eben nicht lassen, solange es nicht gerade sein muß. Um so bereitwilliger dagegen ist er, seine Kinder taufen zu lassen. Zwei Mädchen ließ er auf dem Sterbebette taufen; beide sind auch auf unserm Gottesacker begraben. Als „nobler“ Mann bestand er dabei auch auf einem Sarg. Weniger nobel zeigte er sich allerdings, als es ans Bezahlen ging. Wohl leidet sein Geldbeutel ebenso an der Auszehrung wie er selbst; doch das erstemal trat eines seiner Weiber für ihn ein und bezahlte einen Schilling (1 Mark), das zweitemal hat er, schon als das Mädchen in den letzten Zügen lag, ich möchte ihm doch diesmal die Bokisi (den Sarg) schenken und nicht wieder einen ganzen Schilling von ihm verlangen. Was konnte ich da anders tun, als ebenfalls den „Nobeln“ spielen? Der Sarg ward ihm also geschenkt, wodurch ich mir sein Vertrauen in so hohem Grade erwarb, daß er mich, als sein zweijähriger Knabe schwer erkrankte, sofort rufen ließ mit dem Ersuchen, ihn zu taufen.

Ich kam und fand den Zustand des Knaben wirklich ganz bedenklich. Er hatte einen schrecklichen Keuchhusten und erbrach unter argem Würgen eine große Menge Schleim, weshalb ich kein Bedenken trug, ihn zu taufen. Doch das war bälber gesagt, als getan; denn der zweijährige Schelm wehrte sich mit Händen und Füßen. Vielleicht war es die Furcht, die er vor mir, als einem Weißen, hatte, vielleicht hatte er auch gesehen, daß seine beiden Schwesterchen bald nach der Taufe sterben mußten, kurz, er wollte nun einmal von der Taufe absolut nichts wissen, und ichrie und tobte jedesmal, so oft ich ihm nahte, wie besessen. Um sein Vertrauen zu gewinnen, hielt ich ihm zwei rotwangige Nespel entgegen. Vergebliche Liebesmühe: er würdigte mich und meine Nespel keines Blickes.

Ich hätte nun gern die Sache auf sich bewenden lassen, hätte ich nicht fürchten müssen, der Kleine, dessen Taufe sowohl Vater wie Mutter ausdrücklich wünschten, würde ohne Taufe sterben. Da hieß es also: „Geßt du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ Doch zuvor mußte ich mich mit den Eltern über den Namen einigen. Ich schlug „Franz“ vor. Nein, sie wollten keinen „Klanz“; der Name sei so schwer auszusprechen, und überdies gebe es so Klänzen genug. Auch „Otto“ war nicht genehm. Vielleicht „Felix“, so heißt der Onkel.“ — Ja Felix, das ist ein schöner Name, so soll er heißen!“ Nachdem wir soweit einig waren, packte die Mutter ihren widerwilligen Jungen und hielt ihn fest, während ich ihm das ganze Fläschchen Taufwasser über den Schädel goß. Da war es nun aber vollends mit aller Freundschaft aus; denn als ihn die Mutter etwas losließ und ihm die brennende Kerze in die Hand geben wollte, wälzte er sich vor Aerger und Troß auf dem Boden. So gibts auch in Afrika böse Jungen, und ich dachte, wenn er stirbt, muß er trotz seiner Taufe noch eine

Weile ins Fegfeuer, denn so böse Schlingel kann man doch nicht ohne weiteres im Himmel brauchen.

Nachdem Felix glücklich getauft war, führte mich Jakazi auch noch zwei Mädchen, recht ruhige Kinder im Alter von 4—5 Jahren zu, um sie ebenfalls zu taufen, worauf ich aber nicht einging. Zuerst waren die Kinder nicht krank, und zweitens waren sie schon so groß, daß man ruhig die Abwarten konnte, in der sie zu dem wichtigen, hochheiligen Akt gebührend unterrichtet und vorbereitet werden konnten.

Viel stiller und friedlicher als bei der Taufe des kleinen Felix ging es bei der unseres vierjährigen „Andreas“ her. Auch er war am Keuchhusten schwer erkrankt und sollte auf den ausdrücklichen Wunsch seines Vaters getauft werden. Der liebe Kleine kam mir freudig entgegen, bot mir lächelnd sein schwaches braunes Händchen zum Gruß und sagte: „Sakubaba, ich habe dich gesehen, Vater!“ — „Sakubabamtanami, ich habe dich gesehen, mein Kind“, ergegnete ich und fragte ihn, ob er getauft werden wollte, was er mit kräftigem Kopfnicken bejahte. Auch sein Name „Andreas“ war sowohl ihm, wie dem Vater recht. Beim hl. Taufakt selbst reichte er ganz ruhig und gelassen sein Köpfchen her, damit ich ihm das Lebenswasser daraufgieße und ihn zum Kinde Gottes mache.

Auch Vater und Mutter waren, obgleich mit Heiden, alle anständig bekleidet und freuten sich herzlich über das Glück ihres Kindes. Eine erwachsene Tochter war mit der Bereitung des Mittagessens beschäftigt. In einem großen, muschelförmig ausgehöhlten Stein zerrieb sie Maiskörner. Das gewonnene Mehl fiel auf der andern Seite auf eine von Rauch geschwärzte Strohmatte und daneben stand die Tabakdose der Großmutter. Doch, wer wird in solchen Kleinigkeiten Anstoß nehmen?

Zu guter Letzt seien auch noch 5 Hunde erwähnt, die den Kraal und seine ganze Umgebung bewachen. In der Hütte selbst waren zwei Kälber. Es war eben Winterzeit, und sie sorgten bei dem herrschenden Holzmangel für die nötige Wärme. Die Tiere hatten dabei ein schützendes Obdach, und so war Vieh und Vieh in gleicher Weise geholfen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Rachen des Löwen.

Von Dr. Joseph, O. C. R.

Reichenau. — Die südafrikanische Gebirgslandschaft kann sich zwar an Großartigkeit und Harmonie der Formen bei weitem nicht mit den Bergriesen des Jura oder des Schweizerlandes messen, dennoch bietet auch sie ihre ganz eigentümlichen Schönheiten dar. Natal speziell mit seinen 200, zwischen isolierten Hügelketten sich durchwindenden kleineren und größeren Wasserläufen, trägt unter anderm den Ehrentitel: das Land der Hügel und der Täler. Vom portugiesischen „Bluff“ seiner Hafenstadt Durban bis auf zu den stolzen Höhen der Drakensberge im Westen, und von Port-Shepstone bis zu den 12000 Fuß aufsteigenden Gipfeln des Cathkin-Peak reißt sich in bunter Abwechslung ein Berg und Höhenzug den andern.

So liegt auch die Mehrzahl unserer Missionen entweder auf lustiger Anhöhe oder doch

nächster Nähe eines namhaften Gebirgsstockes. Mariannhill selbst kam allerdings nicht auf den Mariannhill-Hügel, wie es sein Gründer Abt Franz ursprünglich geplant hatte, zu liegen, dennoch aber liegt es, obwohl es bloß 4—5 Stunden von der Küste entfernt ist, fast 1100 Fuß über dem Meerespiegel. Am höchsten unter unseren Stationen thront wohl Mariannhill am Fuße der Draakensberge; auch Himmelberg, St. Michael, Mariatrost, Emaus und Hardenberg, sind reine Bergkinder. Hochinteressante Bergpartien weist auch das 3800 Fuß überm Meerespiegel gelegene Maria-Ratsch auf, so wohl auf der eigenen Farm wie auf dem in nächster Nähe gelegenen Biggarsberg. Mariathal, zur Zeit seiner Gründung Nitzberg genannt, ist ebenfalls so hoch gelegen, daß ein von Südost kommender Besucher dessen Schule und Bräuerhaus schon eine volle Tagereise zuvor erblickt. Revelaer, 4500 Fuß über der See und hart an der neuen Natal-Caplinie gelegen, muß man selbst gesehen haben, um sich ein klares Bild seiner idyllischen, Herz und Gemüt ungemein anheimelnden Lage machen zu können. Unser südafrikanisches Citeaux besitzt den zweifelhaften Vorzug, kaum eine einzige größere Fläche aufzuweisen, ich sage nicht für Wiese oder Ackerland, sondern um darauf auch nur ein anständiges Haus aufzuführen. Bauten zählt es allerdings schon mehrere, doch jedes steht auf seinem eigenen Hügelchen. Dabei ist es herrlich an den steil abfallenden Ausläufern eines gewaltigen Bergstockes gelegen und bietet eine prachtvolle Aussicht über das Umkomazi-Tal und den gegenüberliegenden Impendhle. Zwischen den Abhängen und Schluchten des nahen Urwaldes entzückt auch noch ein prächtiger Wasserfall das Auge des staunenden Besuchers. Das bewundernswürdige Clairvaux wetteifert an wildromantischen Naturschönheiten mit Citeaux. In früherer Zeit wählten zahlreiche Touristen den Impendhle-Berg als Ziel ihrer Ausflüge; namentlich die Mariburger zeigten große Vorliebe für diese hochromantischen Bergpartien.

Czenstochow, terrassenförmig am rechten Ufer des Umzimkulu emporsteigend, ist zwar verhältnismäßig tief in der Dronkolei gelegen, hat dagegen, selbst ringsum von Bergketten umgeben, als respektabler Nachbar den Umschlani-Berg, von dessen Felsenriffen aus der berühmte Tschaka einst ganze Scharen dem Tode Geweihten in die Tiefe stürzen ließ.

Dettings Hochwall, der Inholosi, ebenso reizend für den routinierten Bergfreund wie mühevoll für den gewöhnlichen Fußgänger, mußte sich jüngst eine bedeutende Namensänderung gefallen lassen: Kommt da eines Tages ein wohlbeleibter Felsänder angerückt. Seiner enormen Corpulenz wegen, die ihm das Befahren eines Pferdes zur Unmöglichkeit macht, mußte er wohl oder übel den schrecklichen Berg per pedes Apostolorum passieren. Keuchend und schweißtriefend kommt er nach mehrstündigem Marsch endlich in Detting an, den dortigen Missionsvorstand in gebrochener Deutsch folgendermaßen apostrophierend: „Euer Vater, — dieser Berg da! — O dieser Berg da! — Das ist ein — Teufel! — — Zweihundertmal mußte ich rasten — — und wäre fast mitten auf dem Weg liegen geblieben! — Das ist ein — Teufelsberg!“ — Seit jener Zeit heißen manche den steilen Inholosi „Teufelsberg“.

Alle die genannten Stationen sind natürlich auch „steinreich“, denn der eisenhaltige Inyangane-Stein bedeckt in verschwenderischer Fülle fast alle Höhenzüge Natals. Seine Bearbeitung ist zwar überaus mühsam, lohnt sich aber auch durch die fast unverwundliche Steinart, die in Europa wohl kaum ihresgleichen hat. Sie liefert für sämtliche Bauzwecke äußerst solide Fundamente und gibt den Bauten infolge ihrer schwarzblauen Färbung ein festes, monumentales Aussehen. Wirft man Inyangane-Steine zu Haufen aufeinander, so hört man ein Klingeln fast wie von lautem Erz.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf Reichenau. Die Station selbst liegt an der linken Uferseite des Polela auf ziemlich ebenem Terrain. Doch die fruchtbare, von zahllosen Krümmungen des Flusses durchschnittene Talebene abgerechnet, reiht sich auch hier Hügel an Hügel, und nach Osten zu liegt, kaum eine Wegstunde davon entfernt, die hohe, steile Bergkette des Mofaqua, weshalb den Injassen der Polela-Station die Sonne im Winter viel später aufgeht, als den auf der gegenüber liegenden Seite wohnenden Farmern.

Schon der Mofaqua, einer der höchsten Berge Natals, dessen südliche Felsenspitze in weitem, weitem Umkreis beinahe die halbe Kolonie überschaut, bietet des Schönen in Fülle und Fülle. Aus den zahlreichen Bergschluchten quellen und rinnen silberhelle Wasserläufe, die einen östlich dem Flußgebiet des Umkomazi, die andern westlich dem Polela und Umzimkulu zu-



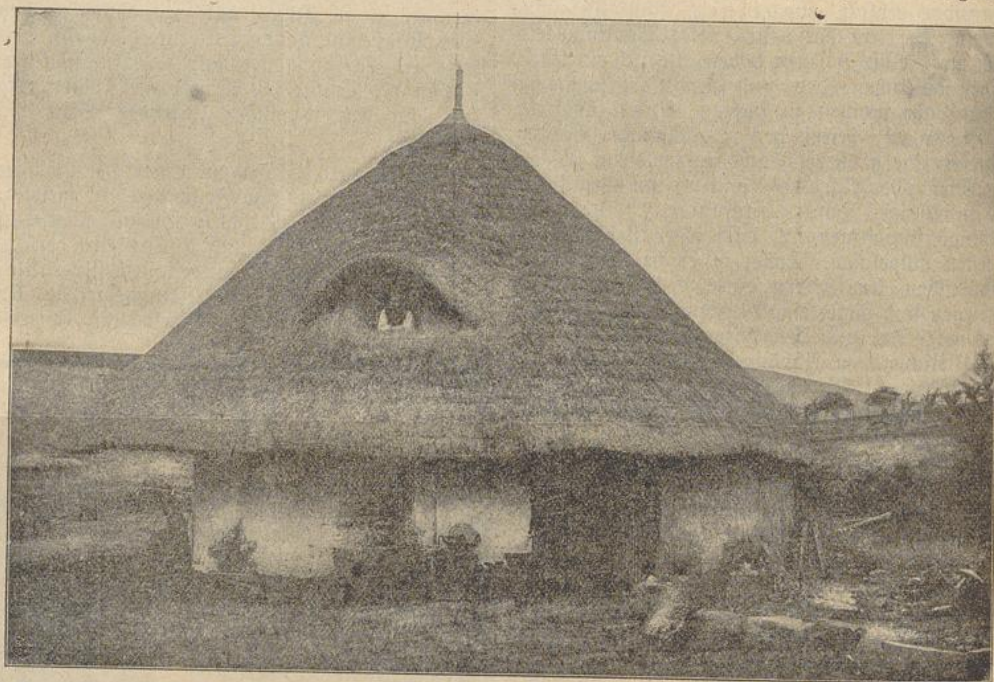
Bei der Feldarbeit in Sanibar. Sammeln und Trocknen der Gewürznelken.

eilend. Dazwischen aber beleben Affen, Steinhafen, behendes Rotwild und seltsame, buntgefiederte Vogelarten die einsame Wildnis. Nach Norden in der Richtung gegen Clairvaux und Loteni zu wird die wechselvolle Szenerie von steilen Bergrücken und plötzlichen Talsenkungen noch kontrastreicher. Es ist ein wahres Kunstwerk für den Reiter, diese Kämme auf schmalen krummen Pfaden über die endlosen Felsentrümmer hinweg ohne Unfall zu passieren. Solche Wege nehmen oft die zehnfache Zeit ihrer Luftlinie in Anspruch.

Ungleich großartiger noch ist der nördlich von Reichenau gelegene Giants-Castle. Er gehört schon den eigentlichen Drafsbergen an, mißt gegen 11 000 Fuß und bildet in einem vielgewundenen Tälern-Labyrinth mit dem nicht allzu weit davon entfernten Cathkin-Beak und Mont aux Sources das Quellengebiet großer Flüsse wie des Moi-River, Buschmanns-River, Tugela

seitdem ein gangbarer Aufstieg gefunden worden, werden nicht selten ganze Partien diese Höhen zum Zeitpunkt einer Bergtour.

Abt Franz wollte schon vor zwei Jahrzehnten die Begleitung eines Bruders die steile Höhe erklimmen, sie mußten jedoch auf halbem Wege wieder umkehren, denn bittere Kälte durchschauerte all ihre Glieder und benahm ihnen die zum Bergsteigen doppelt nötige Gelehrigkeit. Ein anderer Umstand, der sie zu rascher Rückkehr bewog, war der, daß sie, die Waffensysteme auf einzelnen Felsenvorsprüngen frische Tiger-Tierknochen fanden. Im allgemeinen sind die großen Raubtiere in Südafrika ziemlich selten geworden; man hört wenig mehr von Tigern und Löwen. Einerseits haben die Buren und Engländer gewaltig unter ihnen ausgeräumt und andererseits finden diese großen Raubtiere hierzulande auch nicht mehr das nötige Wild, von



St. Isidor Missionshütte. (Aus unserer Jubiläumsschrift.)

und Orange-River. An kalten Wintertagen, wann in dieser Gegend das Thermometer bis zu 10 Grad R. unter Null sinkt, und noch mehr nach einem Gewitterregen zur Sommerszeit, scheint, von Reichenau aus gesehen, jener Gebirgsstock greifbar nahe zu liegen, während in Wirklichkeit kaum 30 Stunden genügen, den Horst zu ersteigen. Ähnlich verhält es sich mit zwei gegen Nordwest zu äußerst steil aufsteigenden Bergspitzen, welche der dortigen Gebirgskette ein ganz charakteristisches Gepräge verleihen. Hier herrscht das ganze Jahr hindurch eine empfindliche Kälte, und es ist schon vorgekommen, daß zum 25. Dezember, also mitten im afrikanischen Hochsommer, beide Jacken im blendendweißen Festgewande nordischer Weihnachtsfarbe prangten.

Bis vor wenigen Jahren war ihr Scheitel kaum jemals von eines Menschen Fuß betreten worden. Der Schwarze hat für landschaftliche Schönheiten weder Sinn noch Lust, um so mehr der stolze Sohn Albions;

dem sie leben könnten.

Nur ein gewaltiger Leu existiert noch heute, ja er behauptet sogar sein Lager direkt auf dem Reichenauer Missionsgebiete. Schreiber dieser Zeilen machte schon zu dreimalen nähere Bekanntschaft mit seinem weiten Rachen. Kein Tapferer wird diesen Löwen verschrecken, denn er hat sich für immer hier gelagert, hält Tag und Nacht seinen ungeheuren Schlund weit aufgesperrt, starrt hinaus ins weite Land und erhebt voll Majestät sein stolzes Haupt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kassendiebstahl.

Von Br. Maximilian. O. C. R.

Mariathal. — Daß auch hier in Südafrika das saubere Handwerk des Einbruchdiebstahles blüht, erfuhren wir in St. Isidor, der zu Mariathal ge-

hörenden Farm, in der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober v. J.

Als ich nämlich in der Frühe des genannten Tages nach Schluß der Matutin gegen 4 Uhr morgens aus der Kapelle ging, da sah ich auf den ersten Blick, daß die Türe der Schaffnerei offen stand. Die Sache fiel mir auf; ich schaue also näher nach und finde zu meinem Schrecken in dem kleinen Zimmer alles in größter Unordnung, die Kasse aber war fort! —

Ich rufe schnell Bruder Abellin, unsern Schaffner, herbei. Verschiedene Gegenstände, die auf dem Kassenschrank gelegen hatten, finden wir auf den nebenan stehenden Schreibtisch; außer der Kasse fehlte eine Meißeltasche, zwei Pakete Kerzen und mehrere Schlüssel. Als inzwischen auch Br. Sabinus herbeigekommen war, machten wir uns zusammen auf die Suche. Es galt, die Spur der Diebe ausfindig zu machen; vor allem aber hofften wir, den ziemlich schweren Kassenschrank wieder zu finden, den sie unmöglich allzu weit fortgeschafft haben konnten.

Vor allem senkten wir unsere Schritte nach dem etwa 400 Schritte von der Farm entfernten Wald des Mr. Peel; hier trennten wir uns, um den Forst nach verschiedenen Richtungen zu durchstreifen. Kaum war ich 100 Schritte weit gegangen, als ich am Saume des Waldes die Kasse in einem tiefen Graben liegen sah. Sie war natürlich zertrümmert und ihres Inhaltes (L 20 = 400 Mark) beraubt. Verschiedene Werkzeuge, die am Boden umherlagen, erkannten wir sofort als die unsrigen. Die Ganner hatten sie offenbar in unserer Schmiede geholt. Ferner war das Vordergestell eines Pfluges da, das sie aus unserm Wagenschuppen genommen hatten, um den schweren Kassenschrank leichter transportieren zu können. Die Helden hatten offenbar schon die nötige Übung in ihrem Handwerk. Zuerst hatten sie die Brechungen am Schlosse angeseht, um die Riegel zurückzutreiben, was ihnen jedoch nicht gelang. Dann mußten sie unter großer Anstrengung die ganze Seitenwand mit einem Meißel herauszauen.

Zu Hause fanden wir, daß die untere Schublade, in der sich noch 30 Schilling befanden, nicht aufgebrochen war. Entweder hatten sie dieselbe gar nicht bemerkt, oder es war inzwischen Tag geworden, und sie hatten Grund, sich rechtzeitig aus dem Staub zu machen.

Die gestohlenen Kerzen hatten ihnen ebenfalls gute Dienste geleistet, denn überall sah man Spuren von abgeträufeltem Stearin, z. B. in der Schmiede, wo sie die Brechwerkzeuge und im Wagenschuppen, wo sie das Pfluggestell gestohlen hatten.

Obwohl dem Magistrat in Tzopo sofort Anzeige erstattet wurde, so hat man doch bis zur Stunde keine Spur von den Dieben gefunden. Daß es Weiber waren, steht außer allem Zweifel. Es läuft eben heutzutage bei der allgemeinen Geschäftsstörung viel gefährliches Volk herum in Südafrika, und von allen Seiten werden die raffiniertesten Diebstähle berichtet. In Durban z. B. stahl man im Postgebäude L 2500 (50 000 Mark). Das meiste davon gehörte zu der in jenen Tagen nach Europa abgehenden Weihnachtspost, und in der Pinetowner Post bedeckten die Schlämmen den Versicherungsschrank, den sie mit Dynamit auseinanderprengen wollten, zuvor mit Erde, um den Knall zu dämpfen. Als ihnen ihr Vorhaben nicht ge-

lang, stahlen sie in einem benachbarten Store einen Haufen Kleider und in einer James-Factory eine große Anzahl eingemachter Früchte.

Der wahren Heimat zu.

Von P. Prudentius, O. C. R.

Lourdes. — Mafukula Didi kam als junger Bursche von etwa 17—18 Jahren nach unserer Missionsstation Lourdes zur Arbeit. Er war, wie schon sein Name besagt, noch Heide, wie alle seine Angehörigen zu Hause. Nur einer seiner Brüder hatte sich taufen lassen, war aber kurz nach Empfang der hl. Kommunion gestorben.

Mafukula war ein heiterer, fleißiger Junge und wegen seines gutmütigen Naturells allgemein beliebt. Unter Tags arbeitete er fleißig auf dem Felde, am Abend wohnte er dem christlichen Unterrichte bei, der den schwarzen Arbeitern von einem größeren Schuljungen erteilt wird, und wobei in erster Linie die täglichen Gebete eingeübt und kurz erklärt werden. An Sonn- und Festtagen wohnte er auch der Predigt und dem Hochamte bei, sonst aber ließ er sich selten in der Kirche sehen. Es fehlte ihm fürs Christentum noch das rechte Verständnis.

Ein Vierteljahr war er bei uns gewesen, da holte ihn der Vater wieder heim. Es war eben die Zeit der Aussaat, und da gehen alljährlich viele unserer schwarzen Arbeiter nach Hause, die eigenen Felder zu bestellen. Unsere Missionäre finden das billig und recht und kommen den Eltern, falls sie in solchen Fällen um ihre Kinder bitten, bereitwilligst entgegen, soweit es nur immer sein kann. Mafukula half also dem Vater bei der Arbeit, doch nachdem alles fertig war, wollte er weder nach Missionsstation zurück, noch im heimatischen Kraale bleiben. Die Wanderlust hatte sein junges, unerfahrenes Herz ergriffen. Er fühlte sich jetzt groß und stark und wollte, wie so viele seiner Altersgenossen, nach Johannesburg, der berühmten südafrikanischen Goldstadt, gehen, wollte dort die große, schöne Welt kennen lernen, viel Geld verdienen, um dann als gemachter Mann wieder in die Heimat zurückzukehren.

Der arme Junge! Auf der benachbarten Missionsstation lag ihm das wahre Glück so nahe, doch er erkannte es nicht und suchte es daher in nebelhafter Ferne, bis ihn der Herr in die Leidenschule nahm und so in seinem Herzen das Verlangen nach der hl. Taufe und den übrigen Segnungen des katholischen Glaubens weckte.

Tausende von Kaffern wandern alljährlich den Goldfeldern Transvaals zu, mit der Gefahr, nach wenigen Monaten sittlich verborben und leiblich aebrochen wieder in die Heimat zurückzukehren. Viele kommen überhaupt nicht mehr oder sterben auf dem Wege. So war auch unser Mafukula gesund und kräftig fortgezogen mit frohen Hoffnungen im Herzen: krank und elend, mit der Lungenschwindsucht behaftet kam er wieder. Es war ein trauriges Wiedersehen in dem armen Kafferkraal, denn hier war in der Zwischenzeit überdies noch der Tod eingekehrt und hatte dem armen kranken Jungen die liebende Mutter genommen.

Wer sollte ihn nun in der Krankheit pflegen? Die Mutter war tot, der einzige Bruder befand sich in der Missionsstation zu Lourdes, der Vater aber, ein roher finsterner Heide, kümmerte sich wenig um ihn,

sondern ging Tag für Tag heute dahin, morgen dort- hin zu einem Trinkgelage, um erst am späten Abend halb oder ganz betrunken zurückzukehren. So lag nun der Vermiste ohne Hilfe und Pflege in der halbzerfallenen Hütte, in die es bei schlechter Witterung von allen Seiten hereinregnete. Masufula wurde immer schwächer und elender und fühlte, wie ihm der Tod näher und näher kam. Da gedachte er seines jüngeren Bruders in der Missionschule zu Lourdes, dachte an die glücklichen Tage, da er selbst auf den dortigen Feldern gearbeitet und in der Kirche das Wort Gottes gehört und gebetet hatte und es erwachte in ihm leb- haft das Verlangen nach der heiligen Taufe. Er wollte nicht als Heide, sondern als Christ sterben, so wie vor zwei Jahren sein älterer Bru- der. Einer liebevollen Aufnahme bei den ama-Romas (Trappisten) war er ohnehin sicher.

So machte er sich also eines Tages — der Vater wie gewöhnlich abwesend — auf den Weg nach der Missionsstation, die etwa zwei Gehstunden von seinem Kraal ent- fernt liegt. Für den todkranken aber war dies ein schrecklicher Weg. Am Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, hatte er seine Hütte ver- lassen, und erst am späten Abend, als es schon voll- ständig dunkel war, kam er als ein wahres Jammer- bild in Lourdes an. Was er auf dem Wege alles gelitten und wie oft er aus Schwäche und Mattigkeit zusammengebrochen, weiß Gott allein.

Selbstverständlich wurde ihm auf der Station so- fort die denkbar beste Pflege zu teil. Bruder Jodok, unser Katechet, beeilte sich, ihn auf den Empfang der hl. Taufe vorzubereiten. So schwach Masufula in leiblicher Beziehung war, so frisch und hell war er

im Geiste. Er faßte die Wahrheiten unseres hl. Glau- bens leicht und schnell und zeigte überhaupt in allem die denkbar günstigste Disposition. Weil Gefahr im Verzug war, taufte ihn der P. Missionär schon am zweiten Abend auf den Namen „Dominikus“.



Landschaft in Deutsch-Ostafrika. Bambusgebüsch.

war in der Tat hohe Zeit gewesen, denn schon in der kommenden Nacht ging Dominikus mit dem be- besetzten Kleide der Taufschuld geschmückt hinüber in die wahre, ewige Heimat. —

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

Von Schw. Antonie.

M. Katschig. — Es war im Jahre 1890, als ich von meinen verehrten Obern mit mehreren andern Schwestern nach Reichenau am Polesla geschickt wurde, um mich hier unter der Leitung unserer Schwester Philippine aufs Lehrfach vorzubereiten. Die Reise wurde auf einem großen, schweren Ose- nswagen gemacht und bot für uns Neulinge das Interessante in Hülle und Fülle. Da jedoch eine solche Fahrt schon wiederholt in unseren Blättchen geschildert wurde, will ich von je- weiteren Bemerkung hierüber Abstand nehmen.

Am Feste Christi Himmelfahrt kamen wir in Reichenau an. Doch so groß einerseits die Freude der dortigen Schwestern über unsere An- kunft war, so groß war andererseits ihre Berle- genheit, da man kaum wußte, wie und wo man uns unterbringen sollte. Schon bisher war der Platz äußerst beschränkt gewesen, und nun kamen nochmals sieben Schwestern daher! — Man für die erste Nacht wurden wir einfach auf den Deuschobier eingartiert. Da hatten wir ge- nigstens ein weiches, trockenes Lager, und für den Schlaf sorgte die Ermüdung, mit der wir nach viertägiger, beschwerlicher Reise ankamen. Am nächsten Tag wies man uns einen kleinen Raum in der Mühle als Schlafstätte an. Es war leider noch nicht ausgebaut, und zu aller- Unglück fing es bald an grimmig kalt zu werden.



Garten der Mambara-Eisenbahnverwaltung zu Tanga (D. O. A.).

wozu der nahe Fluß mit dem tosenden Wasserfall nicht wenig beitrug.

Doch es sollte noch schlimmer kommen. Es fielen kalte Regentage ein. Auf den Dratensbergen, und sogar auf dem benachbarten Mahagwa lag Schnee, in unser Schlafkammerlein aber drang das Wasser von unten und oben so stark ein, daß es zuletzt in einer Höhe von zwei Fuß am Boden stand. Wir holten nun vom nahen Fluß große Steine und Felsblöcke herein; sie dienten uns als Brücke, um zu unseren Lagerstätten zu gelangen. Doch hieß es da vorsichtig sein, denn die meisten Steine waren rund und glatt, so daß man leicht ausgleiten und ein unfreiwilliges Bad nehmen konnte. Das Bett selbst mußte uns zugleich als Lagerstätte und als Toilettenzimmer dienen. Das war alles recht hübsch und interessant und bot unserem unverwundlichen Humor endlosen Stoff zum Lachen und Scherzen; doch weniger angenehm war es, daß es nicht selten in unsere Betten hinein regnete! Als meine gute Nachbarin einmal hörte, wie gar so heftige Tropfen auf meine Bettdecke niedergingen, wollte sie mir ihren Regenschirm anbieten, glitt aber dabei auf den runden Steinen aus und fiel samt dem Schirm ins Wasser.

Ich hatte mir vor meinem Eintritt ins Kloster die hl. Armut als etwas so Großes und Schönes vorgestellt. Nun, ganz arm wollte ich sein, so wie der liebe Heiland, der nicht einmal soviel hatte, wo er sein Haupt hätte hinlegen können. Doch als ich hier im Kaffernlande in rabenschwarzer, eisigkalter Nacht als Lagerstätte ein verregnetes Bett und als Schlummerrolle nichts als ein nasses Heufässchen hatte, da war es mit meinem Heroismus vorbei und ich dachte und fühlte wieder wie die gewöhnlichen Menschenkinder. Auch kam mir das Sprüchlein wieder in den Sinn, das wir als Kinder in der Schule rezitieren mußten:

„Ja mit dem M u n d ist man ein Christ geschwind,
Doch in der T a t, mein Kind, da fällt es schwer!“

Unsere verehrten Obern hätten unserem Elend nur allzugern abgeholfen; doch niemand wußte Rat. Endlich wurde für uns Lehramts-Kandidatinnen doch noch ein Winkelnähen ausfindig gemacht. Es war auch nicht groß und fein, doch wenigstens trocken. Es hatte ein einziges Fensterchen, war mit Blech gedeckt und lag unmittelbar neben dem Hühnerstall. Fürs Becken brauchte da niemand zu sorgen, denn schon in aller Frühe ließen etliche sieben Hähne ohne Unterlaß ihren kräftigen Ruf erschallen und mahnten uns zu zeitigem Aufstehen. Von denn Hennen aber hatte sich eine die Freiheit genommen, in mein Bett ihr Nest zu machen. Anfangs schien mir diese Vertrautheit fast zu groß. Doch, was konnte ich machen? Hätte ich das Fensterchen geschlossen, so wären wir in dem kleinen, schwülen Blechhäuschen vollends ganz erstickt. So hausten wir also schön friedlich zusammen, und als Quartiergeld hinterließ mir die Henne jeden Tag ein Ei.

Viel Freude erlebten wir an den Reichenauer Schulkindern, mit denen wir Präparandinnen auch schon zeitweilig verkehren durften. Am meisten wunderte mich ihr Eifer für die Religion. In der freien Zeit sprachen sie in der Regel von dem, was sie morgens beim Religionsunterrichte gehört hatten. Dazwischen fehlte es auch an komischen Vorfällen nicht. So kam eines Tages ein Knabe mit seiner Schreibtafel daher und sagte: „Bitte, Schwester, lies das, was ich hier geschrieben habe.“ Nun hatte er aber nichts geschrieben, sondern nur nach Art der kleinen

Kinder, in wirrem Durcheinander ein paar Duzend Striche und Hacken gemacht. Als ich ihn verwundert anschaute, meinte er naiv: „Wie, du kannst das nicht lesen? Und ich schrieb doch deutsch!“ Zur Erklärung muß ich folgendes beifügen: Wenn die Kinder ein Kleidungsstück oder etwas dergleichen bedurften, so gingen sie mit ihrer Tafel zur Lehrerin, welche ihnen dann in Deutsch darauf schrieb, was sie vom Vestiarium z. bekommen sollten. Da nun unser Held diese Schrift nicht lesen konnte, glaubte er, im Deutschen dürfe man bloß einige Striche und Hacken machen, um sich zu verständigen.

Als ich mich eben recht heimisch im lieben Reichenau fühlte, kam plötzlich vom Mutterhaus her eine Order, schnell nach Mariannhill zu kommen, um die Unterklasse der dortigen Mädchenschule zu übernehmen. Die Reise ging diesmal nicht mit dem langsam, holperigen Ochsenwagen, sondern mit einer leichteren mit zwei feurigen Rößlein bespannten Carriage. In scharfem Trab rollte das schwanke Gefährt bergauf und bergab; über Stock und Stein, hier über einen Acker und dort über ein Grasfeld, denn die Straße war nur streckenweit in gutem, d. h. fahrbarem Zustand, so daß ich jedesmal leichter aufatmete, wenn ein größerer Berg kam, wo die Pferde nur langsam vorankamen. Einmal ging es so haarscharf an einer großen, tiefen Wasserpfütze vorüber, daß ich schon fürchtete, es würden Roß und Wagen darin versinken. Uebrigens kamen wir ohne Unfall am ersten Tag nach Mariathal und am dritten nach Mariannhill.

Hier im Mutterhaus begann nun meine erste Praxis in der Kaffernschule. Die Schule war mir an sich nicht fremd, doch an wie viele Eigentümlichkeiten im Ausdruck, und an welch' sonderbare Ideen und Ansichten hatte ich mich bei meinen neuen Zöglingen zu gewöhnen! Auch waren damals die Kaffern noch viel wilder und ungezügelter als jetzt. Nicht selten kamen die Eltern und verlangten unter beständigem Schreien und Toben, vermisch mit schrecklichen Drohungen, die Kinder zurück, die ihnen heimlich aus dem Kraal entlaufen waren. Andere, namentlich die Mütter, verlegten sich aufs Klagen, Bitten und Jammern, um so die Kinder zur Rückkehr zu bewegen. So ist mir noch lebhaft ein Kaffernweib in Erinnerung, das ihr Mädchen folgendermaßen anredete: „Wie, mein Kind, mein Liebling, du willst mich also wirklich für immer verlassen, mich, deine Mutter, die dich so zärtlich liebt? Soll ich nun fortan allein in meinem Kraal sitzen und weinen und klagen, weil mein geliebtes Kind nicht mehr bei mir ist! Und wer soll mir künftig bei der Arbeit helfen, wer Wasser holen, wer den Mais mahlen und das Utsch-wala (Kaffernbier) kochen?“

Gewiß gingen dem guten Kind, das seine Mutter aufrichtig liebte, solche Reden gar sehr zu Herzen und schmerzten es viel tiefer, als die heftigen Vorwürfe des Vaters, doch es blieb in seinem Vorsatz fest. „Mutter“, sagte es gelassen, „ich bin in die Schule gegangen, um Gbtt kennen zu lernen und Christ zu werden. Ich habe dich nicht vergessen, Mutter, sondern bete jeden Tag für dich und den Vater, damit auch ihr zum Unterricht in die Kirche kommt und zugleich mit mir einmal die hl. Taufe erhaltet. Ich kann jetzt nicht mit dir gehen, sondern muß in der Schule bleiben und lernen. Später aber will ich wieder zu dir kommen und dir bei der Arbeit helfen!“

Getroßt ging die Mutter von dannen. Die schönen Worte ihres Kindes hatten einen tiefen Eindruck auf sie gemacht und brachten mit der Zeit auch die ersehnte Frucht; wie überhaupt in unserer Mission schon viele Eltern durch die in unserer Missionschule unterrichteten Kinder für den christlichen Glauben gewonnen wurden.

(Schluß folgt.)

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

(Fortsetzung.)

Ueber das Fasten.

Am 4. März, mit dem Aschermittwoch dieses Jahres, beginnen die 40tägigen Fasten. Unser verweichlichtes Geschlecht, das sich keinerlei Entbehrung und Entsagung auferlegen will, sieht im Fasten immer mehr eine Forderung, der man sich auf alle Weise entziehen müsse. Da hat man allerlei Einwände zur Hand, so z. B. sagen die Weltkinder:

Das Fasten paßt nicht für unsere Zeit. Heutzutage heißt es arbeiten; wer arbeitet soll auch essen. Wer kann mir denn verbieten zu essen, was ich will und so viel ich will?

Darauf antworten wir mit dem Pater Brors in seinem „Modernes ABC“ Folgendes:

„Man sollte meinen, Christus, der Gottmensch, passe für alle Zeiten; seine Vorschriften und sein Beispiel sei für alle Zeiten ein Muster. Nun hat aber Christus, unser Heiland, sehr nachdrücklich durch sein Beispiel und durch seine Belehrung auf das Fasten hingewiesen als ein höchst wirksames gutes Werk. Es stärkt den Menschen gegen die Sünde und erhöht die Kraft des Gebetes.“

Schon die Schriften des A. B. (z. B. Tobias) sind in dieser Hinsicht voll von Lobsprüchen über das Fasten. Da nun auch unsere Zeit noch des Gebetes und des Kampfes gegen die Sünde bedarf, ist das Fasten auch für unsere Zeit noch ganz angemessen. Was Christus selbst nicht ausdrücklich befohlen hat, das hat die Kirche ihren Kindern von Zeit zu Zeit zur strengen Pflicht gemacht. Wohl nimmt sie Rücksicht auf die Reumstände und auf die größere Schwächlichkeit des Menschengeschlechtes — deshalb hat sie die ursprüngliche Strenge des Fastens bedeutend gemildert, nimmt auch Kranke und Schwache ganz davon aus; aber im allgemeinen hebt sie das Fastengebot dennoch nicht auf.

„Heutzutage heißt es arbeiten“. Ja, aber wie viel geschäftige Nichtstuererei gibt es nicht gerade heutzutage, und auch wie vielen faulen Müßiggang? Wer aber wirklich in seiner Stellung und in seinem Berufe mit anstrengender Arbeit belastet ist, die das kirchliche Fasten — ich will nicht einmal sagen, unmöglich, nein, die es zu beschwerlich machen, diejenigen nimmt die Kirche gar leicht vom Fastengebot aus; ja alle, die einen wichtigen Grund haben, können vom kirchlichen Fasten, häufig schon durch den Beichtvater, entbunden werden.

Wenn es aber bloß auf Laune ankommt, oder wenn es bloße Eitelkeit ist, sich irgend ein Opfer aufzulegen, so ist das freilich kein Grund, der vom kirchlichen Gebot entschuldigend. So gesetlos und unbeenigt von allen Schranken ist denn der Mensch, auch der Katholik

nicht. Den Anspruch zu essen, was einer will, und viel er will, ist eher eine Regel für das liebe Volk als für einen vernünftigen Menschen: — ein vernünftiger Mensch weiß seine sinnlichen Lüste und Triebe des sinnlichen Wollens zu regeln und dem göttlichen und kirchlichen Gebote Folge zu leisten.

Das Kreuz am Wege.

Ein Kreuzifix sah ich am Wege ragen,
So einsam stand es am grünen Rain,
Ich mußt' vor ihm die Augen niederschlagen,
Sein Anblick ging mir tief ins Herz hinein.

Wie mild hab' ich in heißen Jugendtagen
Mich gegen mein Geschick einst aufgebaut,
Und wollte nicht dem Freudenkranz entsagen,
Von dessen Rosen mir so süß geträumt!...

Indessen hat mein Gott für mich getragen
Die Dornenkrone, wortlos, ohne Klagen.

Anna von Kram.

Ein Friedenspreis.

Vor 400 Jahren stiftete ein Vorfahre des Grafen von Essex in England einen Preis, der allen jungen Ehepaaren der Grafschaft zuertheilt werden mußte, die nach Ablauf eines Jahres beschwören konnten, daß während dieser Zeit nicht ein einziges Mal auf nur der geringste Zwist oder Wortwechsel zwischen ihnen entstanden sei. Man wäre versucht, anzunehmen, daß dieser „Friedenspreis“ schon des öfteren erkannt worden wäre. Dem ist jedoch nicht so. Der Preis wurde erst zum vierten Male verteilt. Sie hätten also innerhalb vier Jahrhunderte nur vier Ehepaare der Grafschaft Essex unter Eid aussagen können, daß während 365 Tagen ihr Ehehimmel durch kein Wölkchen getrübt wurde. Zum ersten Male wurde der Preis im Jahre 1510, zum zweiten Male im Jahre 1777 und zum dritten Male im Jahre 1880 verteilt. In diesem Jahre fiel der Preis auf Maria zu; er besteht aus — einem fetten Schwein und einem Faß Bier.



Indische Gaukler in Tanga (D. O. A.).

St. Josephsgärtchen.

Die hl. Mutter Anna in der Krippenhöhle zu Bethlehem.

Anna sandte mehrmals Knechte mit Gaben, Nahrungsmitteln und Gerätschaften in die Krippenhöhle nach Bethlehem. Sie hatte Gesichte und Offenbarungen über die Geburt Jesu gehabt. Was sie schickte, wurde aber von Maria und Josef größtenteils wieder an Arme verteilt.

Einmal schickte Anna ein schönes Körbchen mit Früchten und frischen, großen Rosen, welche in die Krippe eingesteckt waren. Diese Rosen waren blässer, als die übrigen, schier fleischfarbig, auch gelbe und weiße waren darunter. Maria freute sich sehr darüber und stellte das Körbchen neben sich.

Später kam Anna in Begleitung eines Knechtes selber zur Krippenhöhle. O, wie groß war ihre Freude und Rührung, als sie das Jesukind, das ihr freudig die Arme entgegenstreckte, auf die Arme nahm. Maria erzählte ihr alles wie der Elisabeth. Anna weinte mit Maria, und dies alles ward von Liebesjungen des Jesukindes unterbrochen.



Böhm's Kunstverlag München.
Hl. Joseph.

Anna hatte für Maria und das Jesukind wieder allerlei mitgebracht, namentlich Decken und Binden; aber es blieb doch alles ärmlich in der Krippenhöhle, weil Maria alles, was irgendwie entbehrlich war, gleich selber hergeschenkte.

Sie erzählte auch der hl. Mutter Anna, daß die drei Könige aus dem Morgenland nahe seien, daß sie reiche Geschenke bringen und dies ein großes Aufsehen machen würde. Anna will daher, so lange die Könige da sein werden, zu ihrer Schwester gehen, welche einige Stunden von hier entfernt wohnt, und wird erst nach der Abreise der Könige wieder zurückkommen.

Ich sah auch, daß der hl. Josef anfang, die Krippenhöhle und die daranstoßenden Grotten auszuräumen, um sich auf die Ankunft der Könige vorzubereiten.

Auf, laßt die hl. Anna uns ehren,
Durch sie wurde Heil uns und Segen zuteil,
War sie ja die Mutter der Jungfrau, der hehren,
Die allen gar wunderbar brachte das Heil.

O hl. Anna, wie soll ich dich loben,
Du vom Allerhöchsten so herrlich geehrt,
Zur Großmutter Christi bist du erhoben,
Die Tochter dein uns den Erlöser beschert.

O hl. Mutter, die jene erzogen,
Die glorreich nun herrschet auf himmlischem Thron,
Die Tochter auch mache uns gnädig gewogen,
Führ' mit ihr uns alle zum göttlichen Sohn!



Böhm's Kunstverlag München.
Hl. Benedikt.

Ein Brief an die Mutter Gottes.

Der kleine Johannes zählte 6 Jahre. Er trug ein altes dünnes Röckchen und eine auf beiden Seiten zerrissene Hose. Sein blondes, lockiges Haar hing in solcher Fülle auf die Schultern herab, daß es fast ausgereicht hätte, zwei Mädchenköpfe damit zu schmücken. Er besaß ein paar große, blaue Augen, welche zuweilen zu lächeln versuchten, obgleich sie, ach, schon so viel geweint hatten! Der kleine Kittel war ursprünglich elegant gewesen, nun aber ganz zerfetzt und zerrissen. Am rechten Fuß trug er einen Frauenschuh, am linken einen Knabentiefel, beide viel zu lang und zu weit für ihn, dazu voller Löcher und vorn wie Schnabelschuhe aufstehend, während hinten die Absätze fehlten.

Es fror und hungerte den kleinen Schelm, denn es war ein kalter Winterabend, und er hatte seit gestern

nichts mehr genossen. Wer aber sollte ihm etwas geben, wen hätte er in der großen Seinestadt, wo einer an dem andern kalt und fremd vorüberzugehen pflegt, um Brot und Obdach ansprechen können? Ein Weilchen dachte der arme Kleine nach; dann kam er plötzlich auf einen glücklichen Einfall. Er wollte sich an die Mutter Gottes wenden, von deren hilfsreicher Güte er schon soviel gehört hatte; er wollte einen Brief an sie schreiben. Aber wie sollte er, der weder schreiben noch lesen konnte, das anfangen? Wir müssen also der Geschichte dieses Briefes nachspüren.

Einige Straßen weiter, in dem Viertel, welches man Gros-Caillou nennt, am Eingang einer Allee und nicht weit von der Esplanade, befand sich die Bude eines sogenannten „öffentlichen Schreibers.“ Dieser Schreiber war ein alter, brummiger Soldat, der zwar nicht gerade viel Religion hatte, aber doch ein gutmütiger Kerl war. Auch war er nicht reich und zu seinem Unglück nicht gebrechlich genug, um ins Invalidenhaus aufgenommen werden zu können. Deshalb suchte er sich seinen Lebensunterhalt auf sonstige Weise zu verdienen.

Der kleine Johannes erblickte den Mann durch die Scheiben seiner Bude, wie er, auf Kundtschaft wartend, da saß, sich an seinem Deschen wärmte und sein Pfeifchen dazu rauchte.

Ohne sich lange zu besinnen, trat er bei ihm ein und begrüßte ihn freundlich: „Guten Tag, mein Herr! Ich wollte mir einen Brief schreiben lassen.“

„Das kostet zehn Sous (Kreuzer),“ erwiderte der alte Soldat, den wir Vater Bouin nennen wollen. Denn so hieß dieser Brave, der ehemals vielleicht den hunderttausendsten Teil zu dem Ruhme irgend eines Feldmarschalls von Frankreich beigetragen hatte. Der Knabe besaß keine Kopfbedeckung, sonst hätte er sie abgenommen. So sagte er denn höflich: „O, dann entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe.“ Mit diesen Worten öffnete er die Türe, um sich zu entfernen. Der Invalide aber, dem der artige Kleine gefiel, hielt ihn mit der Frage zurück: „Bist du das Kind eines Soldaten?“ — „Nein,“ antwortete der kleine Johannes, „ich bin das Kind meiner Mutter.“ Der alte Soldat lächelte. „Schön,“ sagte er, „und du hast keine zehn Sous in deinem Besitz?“ — „Ach, nein, ich habe kein Geld.“ — „Deine Mutter auch nicht? Dann wollen wir sehen, was sich tun läßt. Es soll wohl ein Bittschreiben um Unterstützung sein, damit Ihr Euch wieder einmal eine Suppe kochen könnt, he, Kleiner?“ — „Jawohl,“ antwortete der Knabe. — „So komm her, ich will dir den Brief umsonst schreiben. Um der paar Zeilen und des halben Blattes Papier willen werde ich nicht gerade ärmer.“

Der Kleine trat freudig näher. Vater Bouin legte sein Papier zurecht, tauchte die Feder ins Tintenfaß und schrieb mit mächtigen, groben Zügen die Worte nieder: „Paris, den 17. Januar 1857.“ Darunter in eine neue Zeile: „Geehrter Herr . . .“

„Wie heißt der Herr, Kleiner?“ — „Welcher Herr?“ fragte das Kind erstaunt. — „Zum Ruckuck! Welcher Herr!“ polterte der Soldat. „Der Herr, an den du schreiben willst.“ — Diesmal verstand das Kind den Alten sofort und antwortete: „Es ist kein Herr.“ — „Nun denn, eine Dame!“ — „Ja . . . nein . . . das heißt . . .“ „Donnerwetter!“ rief der alte Soldat ärgerlich. „Du weißt nicht einmal, an wen du schreiben willst?“ — „O doch!“ erwiderte der Knabe zaghaft.

— „So sage es mir und das schnell!“ — Der kleine Johannes erröte tief. Es war gerade nichts unangenehmes, sich in einer so delikaten Angelegenheit an einen öffentlichen Schreiber wenden zu müssen. Aber er faßte sein Herzchen in beide Hände und sagte entschlossen: „Ich will an die Mutter Gottes schreiben.“

Der alte Soldat fing bei dieser Rede des Kindes nicht an zu lachen. Er legte nur seine Feder nieder, nahm die Pfeife aus dem Munde, und sagte ernst: „Du Knirps, ich will nicht hoffen, daß du die Absicht hast, einen alten Mann zum besten zu halten. Du bist mir zu klein, um dich zu ohrfeigen. Aber rechthamst du dich, mach, daß du hinauskommst!“

Der arme Johannes gehorchte und wandte sich auf dem Absatz um, ich meine, auf den Fersen seinen Füßchen, denn seine Schuhe hatten ja keine Absätze mehr. Als der Invalide zum zweitenmal sah, wie sanft und folgsam das Kind sich benahm, betrachtete er es ein Weilchen genauer.

„Alle Wetter,“ brummte er, „was für bittere Armut gibt es doch in diesem großen Paris! Du heißest du denn, Kerlchen?“ wandte er sich etwas freundlicher an den Kleinen. — „Ich heiße Johannes.“ — „Johannes? Und wie noch mehr?“ — „Nur Johannes.“

Vater Bouin fühlte in diesem Augenblick ein verdächtigtes Brennen in seinen Augen, aber er unterdrückte die aufsteigende Gemütsbewegung schnell, indem er fragte: „Und was willst du der Mutter Gottes denn schreiben?“

„Ich will ihr sagen, daß meine Mutter seit gestern nachmittag vier Uhr schläft, und die Jungfrau Maria bitten, sie doch aufzuwecken, wenn sie so gar nicht will. Denn ich kann sie gar nicht mehr bekommen.“ — Die Brust des alten Soldaten hob und senkte sich heftig. Er schien das Gehörte aber nicht fassen zu wollen, sondern fragte weiter: „Was sagst du vorhin doch von der Suppe?“ — „Daß wir sie sehr nötig haben,“ antwortete das Kind. „Ehe die Mutter einschlief, gab sie mir das letzte Stück Brot, das wir noch besaßen.“ — „Und was hatte sie selbst gegessen?“ — „Sie sagte schon seit zwei Tagen, sie habe keinen Hunger.“ — „Was tatest du denn, um sie aufzuwecken?“ — „O, ich machte es wie alle Tage morgens, ich bin zu ihr gegangen und habe ihr einen Kuss gegeben.“ — „Atmete sie da noch?“ — Der kleine Johannes lächelte, und dieses Lächeln verschönerte sein feines, blaßes Gesichtchen ungemein. „Ich weiß es nicht,“ gab er zur Antwort. „Atmet man denn nicht immer?“

Der alte Invalide wandte den Kopf auf die Seite, weil ihm die dicken Tränen jetzt über die Wangen liefen, und beantwortete diese Frage nicht, sondern sagte mit leise bebender Stimme: „Ist dir nichts aufgefallen, als du deine Mutter küßtest?“ — „Nein, sie war so kalt! Aber es ist immer kalt bei uns.“ — „Und deine Mutter zitterte vor Kälte, nicht wahr?“ — „Nein, nicht im geringsten. Aber sie sah so schön aus, so schön! Ihre beiden Hände, die sich gar nicht bewegten, lagen auf der Brust gekreuzt und waren schneeweiß. Ihr Kopf lag weit nach hinten über den Rücken hinaus, und ihre Augen waren halb geschlossen, so daß es fast aussah, als ob sie nach dem Himmel blickte.“ — Während der Kleine also sprach, dachte Vater Bouin: „Und ich Undankbarer habe die Kleinen beneidet, ich, der ich doch immer noch reichlich

essen und zu trinken habe, während dieses arme Weib vor Hunger umgekommen ist!"

Er rief das Kind näher herbei, hob es auf seine Arme und sagte in sanftem Tone zu ihm: „Kleiner, dein Brief ist fertig, schon abgeschickt und auch gut angekommen. Führe mich jetzt zu deiner Mutter.“ — „Gern. Aber warum weinst du?“ fragte Johannes erschauert. — „Ich weine nicht“, antwortete der alte Soldat, zog den Knaben zu sich und küßte ihn, während die heißen Tränen, welche auf das Kind niederfielen, ihn Lügen strafen. „Armer Schelm, du selbst wirst bald weinen. Doch sei ruhig, ich liebe dich schon, als ob du mein Söhnchen wärest. Siehst du, ich hatte auch einmal eine Mutter. Das ist freilich schon lange her, aber jetzt sehe ich sie über deine Gestalt hinweg wieder vor mir, wie sie auf ihrem Sterbebette liegt und zu mir spricht: „Mein Sohn, bleibe immer ein rechtschaffener Mensch und ein guter Christ!“ Ein Bild der allerheiligsten Jungfrau hing damals über ihrem Lager und die Mutter Gottes auf diesem Bilde, das ich so lieb hatte, lächelte auf mich herab. Ach, es fällt mir jetzt schwer auf die Seele! Ich bin wohl ein braver Kerl geblieben, aber kein guter Christ!“

Dann stand der alte Soldat auf, wobei er das Kind noch immer auf seinen Armen hielt. Wiederholt drückte er es ans Herz und, als ob er mit einem unsichtbaren Wesen spräche, fügte er hinzu: „Hier, gute, alte Mutter! Jetzt sollst du mit mir zufrieden sein.“

Mögen die Menschen über mich lachen und spotten, wenn sie wollen. Wo du nun bist, da will auch ich hinkommen, und ich gedenke, diesen armen Kleinen mitzunehmen. Er soll mich nie mehr verlassen, weil sein merkwürdiger Brief, der nicht einmal geschrieben worden ist, einen doppelten Erfolg gehabt, indem er ihm einen Vater und mir den Glauben zurückgegeben hat.“

Das ist die Geschichte des Briefes, den der kleine Johannes an die Mutter Gottes schreiben wollte. Seine arme, im tiefsten Elend gestorbene Mutter wurde allerdings nicht wieder zum Leben erweckt. Ich weiß auch nicht, wer sie war, noch kenne ich die Geschichte ihres Lebens.

In einer gewissen Straße von Paris lebt jedoch heute ein noch junger Mann, auch ein „öffentlicher Schreiber“, aber nicht in einer armseligen Bude wie sein Vater Bouin. Er gibt vielmehr selbst Bücher und Schriften heraus, und sein Name hat einen guten Klang. Vater Bouin ist nun ein hochbetagter, glücklicher Greis, immer noch ein rechtschaffener Mensch und jetzt dazu auch ein guter Christ. Er sonnt sich in dem Ruhme seines „Kleinen“, wie er seinen berühmten Pflegejohn manchmal noch nennt, und er ist es, der mir diese Geschichte erzählt hat, indem er dabei bemerkte: „Ich weiß nicht, welcher Briefträger derartige Briefe bestellst, aber sie gelangen sicher an ihre Adresse im Himmel!“

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

Baleka sprang, als sie sah, was hier vorging, beim Schlupfloch hinaus, und eilte, bevor die außen stehenden Soldaten Zeit fanden, sie aufzuhalten, blickte schnell dem Engrossemi (Harem) zu, wo sie bewußtlos zusammenbrach. Musa aber, mein armer Sohn, blieb wie versteinert an der Mauer stehen, und auch ihn hieß Tschaka, da er ihn für seinen eigenen Sohn hielt, eigenhändig nieder.

Dann ging er hinaus, rief eine Abteilung Soldaten herbei und befahl ihnen, meinen Kraal anzuzünden. Sie taten es. Jeden, der heraustrat, stachen sie erbarmungslos nieder, wer aber drinnen blieb, kam schließlich im Feuer um. So verlor ich in einer Stunde all' meine Weiber und Kinder. Der Baum ward verbrannt und die Birnen in ihm, ich allein blieb übrig, ich und Naba und Makropha, die in weiter Ferne waren.

Doch damit war der Blutdurst des grimmigen Tschaka noch nicht gestillt. Er schickte, wie bereits erwähnt, Boten aus, die auch Makropha, Naba und Umschlopogaas töten sollten. Mich aber sollten sie lebendig zu ihm bringen. Mein Vater, es flogen in jener Stunde schwere Gedanken in mir auf. Ich war des Lebens überdrüssig geworden. In meinem Gürtel trug ich eine geheime Medizin; wer sie nimmt, den brennt keine Sonne mehr auf Erden, und dem

leuchtet kein Stern mehr am nächtlichen Himmel. Schon hatte ich die bittere Wurzel auf der Zunge, da gedachte ich Nadas und Makrophas, sowie meiner Schwester Baleka, welche der König aus mir unbekanntem Grunde nicht hatte töten lassen. Auch kam mir der Gedanke, daß, wenn ich jetzt stirbe, kein Rächer mehr auf Erden wäre für den grausamen Mord all meiner Lieben. So nahm ich also das Gift wieder aus dem Munde und beschloß, in Ruhe und Fassung das Kommende abzuwarten.

Als ich mit den Soldaten beim Königskraal ankam, war es Nacht; die Sonne war eben untergegangen, als wir das große Tor passierten. Dennoch meldete mich der Anführer der Truppe sofort beim Könige an, und dieser befahl, mich vor ihn zu bringen.

„Er war mein Leibarzt“, sagte er, „und ich will ihm sagen, wie ich inzwischen seine Leute in die Kur genommen habe.“

Man führte mich zum Königskraal, band mir die Füße und schob mich durchs Schlupfloch hinein. In der Hütte brannte ein Feuer, denn es war kalt, und Tschaka saß jenseits der Feuerstelle ganz in Rauch gehüllt. Das aufflackernde Feuer beleuchtete seine riesenhafte Gestalt und ich sah, wie seine Augen in unheimlichem Glanze leuchteten. Einige Räte des Königs saßen an beiden Armen und zerrten mich zur Feuerstelle. Ich warf mich zur Erde nieder und bot Tschaka den königlichen Gruß. Die Räte wollten

mir das wehren, doch Tschaka sprach: „Laßt ihn, ich habe mit meinem Sklaven zu reden.“

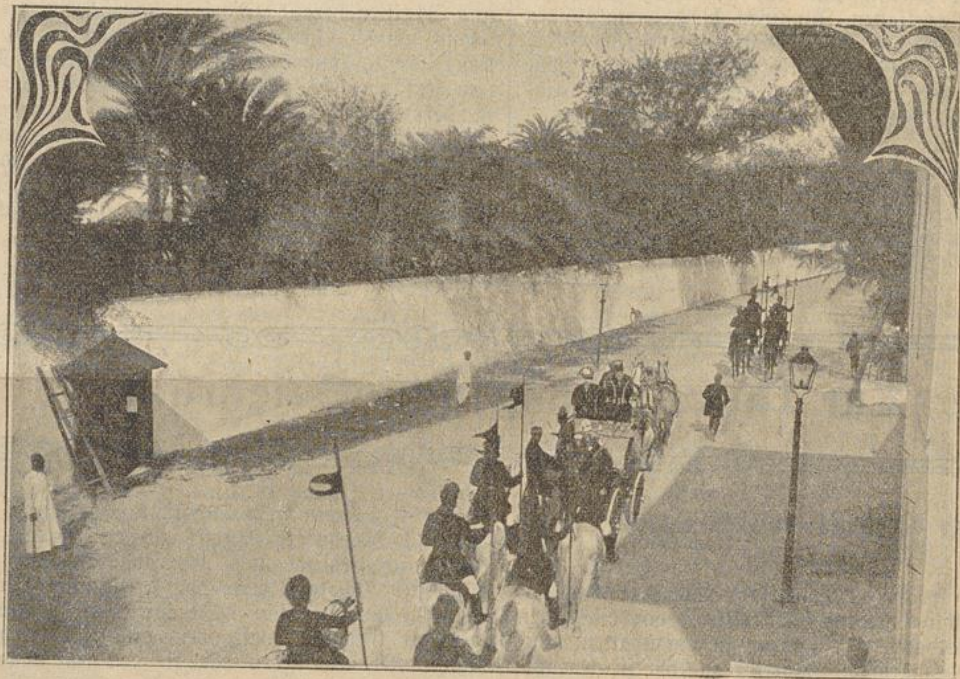
Wie ich nun dem König so gegenüberfaß, nur durch das Feuer von ihm getrennt, begann er mit lauernden Blicken: „Erzähle mir, Mopo, Sohn des Makedama, wie steht es denn mit dem Vieh, zu dessen Zählung ich dich aus sandte. Wieviel Stück sind es, welche Eigenschaften hat jedes einzelne, sag' mir alles genau.“

Ich begann nun die Herde zu schildern, jeden Ochsen, jede Kuh und alles Jungvieh, Stück für Stück und überging dabei auch nicht eines. Tschaka aber saß da und tat, als ob er schlief. In Wahrheit aber beobachtete er mich genau, wie ich aus dem zeitweiligen Blinzeln seiner Augen erkannte. Offenbar wollte er mich nur möglichst lang auf die Folter spannen. Endlich war ich mit meiner Beschreibung fertig.

„So, du hast also davon gehört? Alles scheint du aber doch nicht zu wissen. Weißt du auch, daß unter jenen, die in deinem Kraale umfamen, auch jene war, die mir das Leben gab, und die man allgemal die Sonnenmutter nannte?“

Da gab mir mein guter Geist einen weisen Gedanken ein, denn ich warf mich alsbald zur Erde nieder und rief laut aus wie in übergroßem Schmerz: „Verschone mich mit solcher Kunde, schwarzer Fürst! Ach, was mußte ich hören? Also die Mutter des Löwen der Eulus ist tot! Ach, welch' ein Verlust! An allen übrigen läge ja nichts; sie sind wie ein leerer Windhauch und wie ein Tröpflein Wasser. Doch meine Trauer um die Sonnenmutter ist groß wie das Meer!“

„Schon gut, schon gut, du alter Fuchs“, sprach mit spöttischer Miene Tschaka. „Ich muß offen stehen, das hast du gut gemacht! Fürwahr, hättest



Der Sultan auf der Spazierfahrt in Sansibar.

„Nun gut“, sagte darauf der König, „ich sehe, es gibt doch noch ehrliche Leute im Land. Mopo, weißt du schon, was sich in deinem Haus zugetragen hat, während du in Geschäften abwesend warst?“

„Ich habe davon gehört“, erwiderte ich in einem Tone, als handle es sich um eine Kleinigkeit.

„Ja, Mopo, dein Haus hat schwere Trauer befallen. Des Himmels Fluch kam über dasselbe. Ich hörte, Feuer fiel vom Himmel herab und fraß all' deine Hütten kurzweg auf.“

„Ich hab' auch so gehört, mein Herr und König.“

„Auch sagt man, alle Leute darin seien beim Anblick des Feuers ganz außer sich gewesen, statt an Rettung zu denken, stießen sie einfach einander selber nieder oder sprangen freiwillig in die Flammen.“

„Hab auch davon gehört, o König. Doch, was macht es? Jeder Bach ist tief genug, um einen Narren zu eräufen.“

du anders gehandelt, d. h. hättest du über den Verlust deiner Angehörigen geklagt, über den Tod meiner Mutter aber nicht getrauert, so hättest du heute noch, glaub' es mir, Mopo, blutige Tränen geweint. So aber hast du die Probe nicht übel bestanden.“

Jetzt sah ich erst, wie tief die Grube war, die mir Tschaka gegraben und ich pries innerlich meinen guten Geist, der mir die rechten Worte eingegeben. Ich hoffte, der König würde mich nun gehen lassen, doch da hatte ich mich arg verrechnet, denn all' das Bisherige war erst der Anfang meiner Prüfung.

„Mopo“, sagte der König, „weißt du schon, daß meine Mutter damals, als sie in den Flammen meines brennenden Kraals stand, gar eigentümliche, furchterregende Rufe ausstieß, die mitten aus der prasselnden Flamme zu meinem Ohre drangen? Der Sinn jener Worte war, daß du, Mopo, deine Stiefschwester Balela und deine Frauen sich verschworen hätten, mir, der ich kinderlos sein wollte, einen Sohn aufzuziehen. Sag

mir nun, Mopo, wo sind denn gegenwärtig jene Kinder, welche du aus deinem Kraale führtest, jener Genabe mit den Löwenäugen, den man Umschlopogaas heißt, und Nada, das schöne Mädchen?"

„Umschlopogaas ist tot, o König, gefressen von einer Löwin; Nada aber liegt in einer Höhle des fernen Swasilandes“, sagte ich und erzählte ihm hierauf den Tod des Umschlopogas, meines Vaters, und die Entführung Matrophas, meines Bruders.

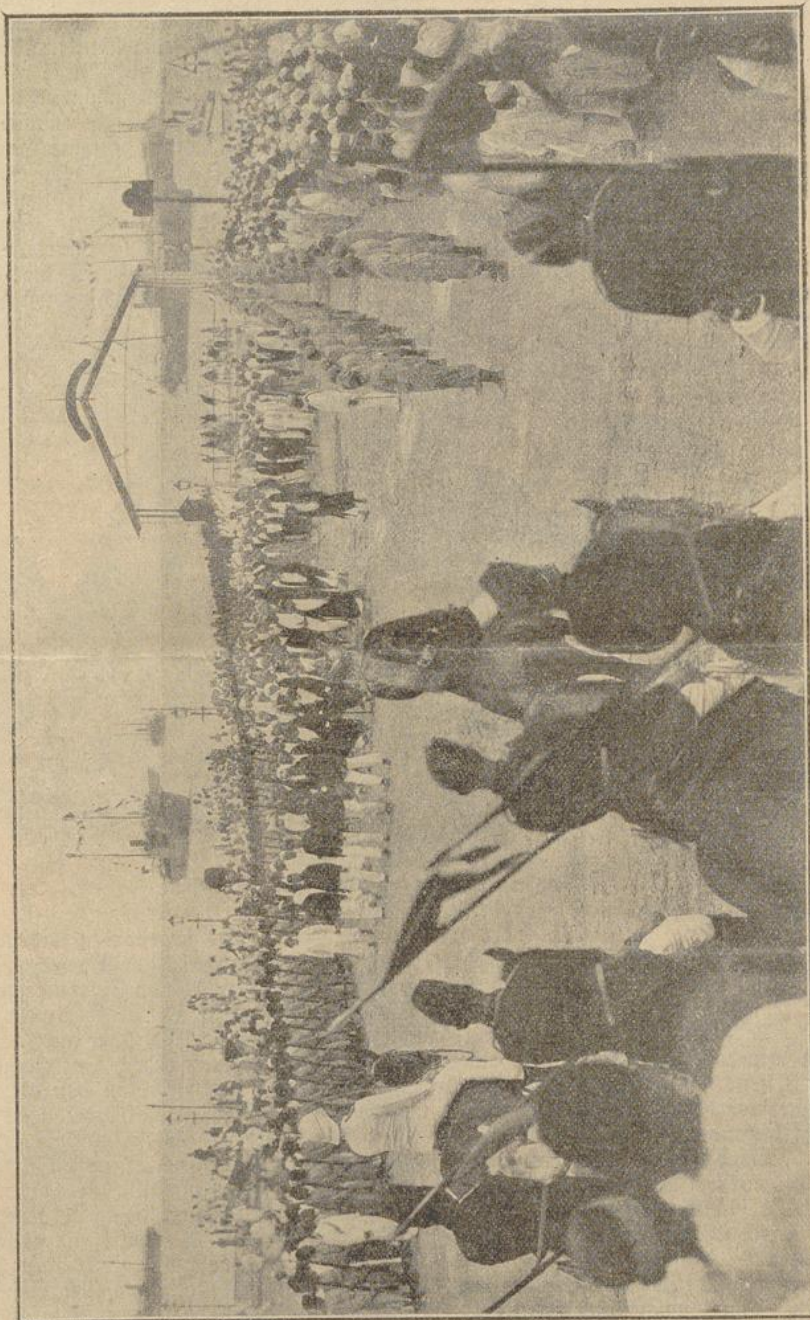
„Merkwürdig, höchst merkwürdig“, erwiderte der König, „also den Löwenäugen Jungen fraß eine Löwin! Doch kein Wort mehr von ihm; die Hauptsache ist, daß er tot ist. Es könnte übrigens nicht schaden, wenn man auch dem Mädchen in dem fernen Swasiland einen Assegai zu küssen gäbe. Das Traurigste bleibt immer, daß meine arme, gute Mutter nun tot ist. Mopo, sag mir aufrichtig, was hältst du von jenen Worten, die sie sterbend mitten in den Feuerflammen ausstieß? Sind sie vielleicht wahr?“

„Nein, mein Herr und König! Gewiß war die Sonnenmutter im Uebermaße ihrer Schmerzen ganz von Sinnen, als sie die sonderbaren Worte sprach. Denn ich, ich weiß nichts, absolut nichts davon!“

„So, du weißt nichts davon?“ entgegnete Tschaka und starrte mich dabei mit seinen furchtbaren Augen durch die Feuerflammen hindurch forschend an. Du weißt nichts davon? Mopo, nicht wahr, dich frieret sehr. Ich sehe es deutlich, deine Hände zittern vor Kälte. Komm, Mopo, tue nicht so schüchtern, komm, wärme dich! Sieh, da stecke deine Hand ein wenig ins Feuerthun herein!“ und damit legte Tschaka mit der Spitze seines Assegais mitten in die rote Feuerflut, wo es am intensivsten brannte.

Da, mein Vater, überließ es mich buchstäblich mit schrecklichen Schauern! Ich erkannte mit Schrecken, der König wollte mich der furchtbaren Feuerprobe aussetzen! Eine Weile saß ich vor Entsetzen sprachlos da; nun begann Tschaka mit teuflischem Hohne wieder:

„Weshalb denn so schüchtern, mein lieber, guter Mopo? Soll denn ich hier am warmen Feuer sitzen, während es dich schüttelt vor Frost? Wie du zögerst noch immer? Kommt, meine getreuen Räte, nehmt die Hand des verschämten Mopo, und haltet sie in die Flammen, damit er deren wohlthuende Wärme fühle,



Ankunft des neuen Sultans Seyid Ali Bin Hamoud in Sansibar.

indessen wir von dem Kinde reden, von dem meine gute Mutter sprach, als sie in den Feuerflammen starb.“

Nun galt es, fest und mutig zu handeln, denn ich sah, wie die Räte sich erhoben, des Königs Befehl zu vollziehen. „Vielen Dank für die königliche

Guld,² rief ich aus, „ja ich will an diesem Feuer mich wärmen! Beginn nur dein Verhör, o König! Ich halte inzwischen die Hand über die Flamme, und du wirst sehen, daß mein Mund die lautere Wahrheit spricht!“

Bei diesen Worten streckte ich meine linke Hand aus und hielt sie über die Flamme, nicht in dieselbe. Sie war feucht vom Angstschweiß, sodaß ich anfangs die züngelnde Flamme nicht sonderlich fühlte; bald aber merkte ich, daß die Pein zu wirken begann.

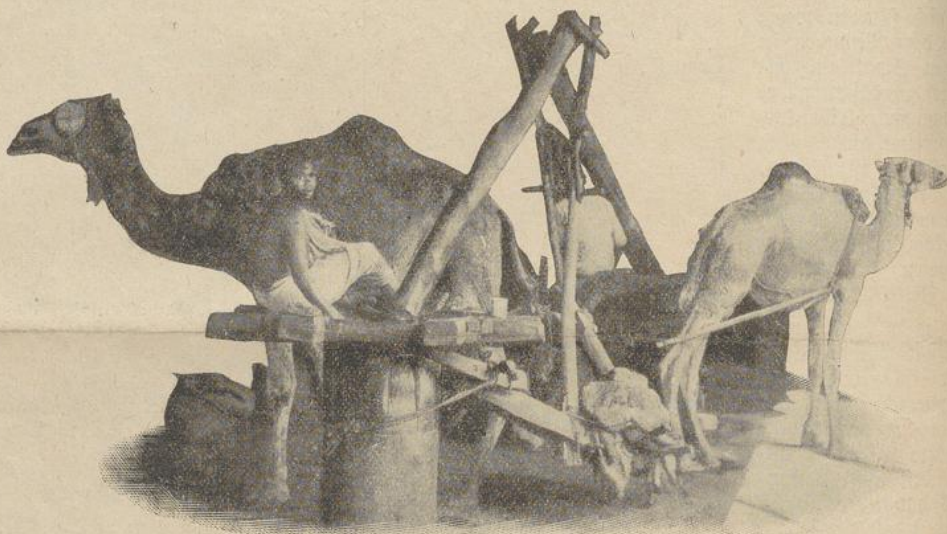
Tschaka sah mich lächelnd an, dann sprach er langsam, langsam, damit ja das Feuer Zeit gewinne, gründlich sein grausames Werk zu tun: „Mopo, wie sag mir, weißt du wirklich nichts von einem Sohne, den Baleka, deine Schwester, mir geboren?“

„Ich weiß nur das Eine, daß Baleka, dein Weib, vor Jahren einmal ein Kind gebar. Dieses aber habe ich deinem Befehle getreu umgebracht, und habe dir auch dessen toten Leib gezeigt.“

Weile, — und ach, die wenigen Augenblicke er-
nen mir so lang, wie alle Jahre meines ganzen
bens zusammen genommen — da begann endlich
König:

„Nun, Mopo, ich sehe, daß es dir allmählich
wird. Zieh nun deine Hand aus der Flamme. Du
hast die Probe bestanden, dein Herz ist rein. Du
wäre eine Lüge in deinem Herzen verborgen ge-
das Feuer hätte sie reden gemacht, und wir hätten
deine letzte Musik gehört, Mopo!“

Nun nahm ich die Hand aus dem Feuer, was
für einige Augenblicke der Schmerz nachließ.
Feuer hatte keine Gewalt über jene, deren Herz
ist“, sagte ich gelassen. Dabei blickte ich nach
linken Hand, und ach, mein Vater, sie war schon
wie ein verkohlter Stöcken, und die Nägel waren
von den verstümmelten Fingerspitzen gefallen. Ich
noch sieht man die Folgen davon. Ich bin
blind, du aber wirst sehen, daß meine Linke weiß



Öelmühle in Sanibar.

Inzwischen hatte nun aber die Flamme den
Schweiß an meiner Hand aufgezehrt und ich fühlte,
wie sich das Feuer einfräß in mein Fleisch und mir
mit wachsender Intensivität unsäglich Peinen berei-
tete. Doch ich verzog keine Miene, wußte ich doch,
daß mir das geringste Zeichen eines Schmerzes und
der leiseste Laut als Beweis meiner Schuld an-
gerechnet wurde; denn ich hätte dann die Feuerprobe
nicht bestanden.

„Mopo“, begann der König nun wieder: „kannst
du bei meinem Haupte schwören, daß in deinem Kraal
niemals ein Sohn von mir aufgezogen wurde?“

„Ich schwöre es, o König, schwöre es bei deinem
Haupte!“

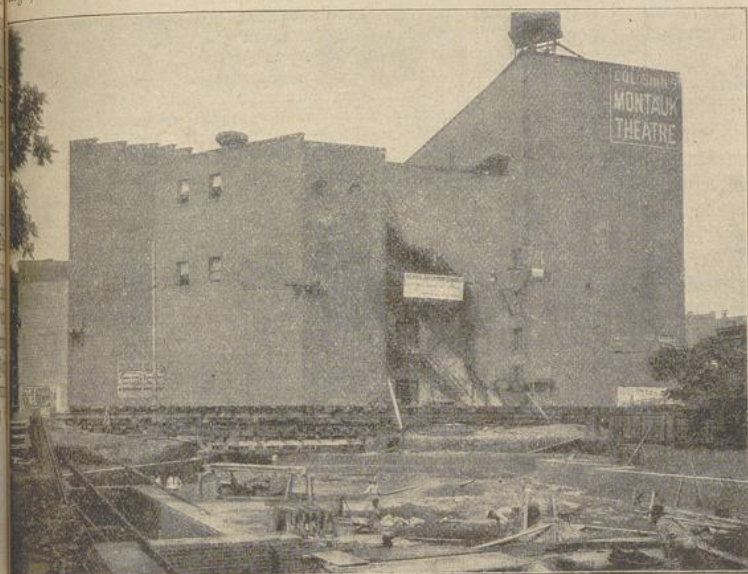
Und nun, mein Vater, waren die Peinen in
meiner Hand namenlos geworden. Die Augen hin-
gen mir aus den Höhlen und es war mir, als brenne
und kochte mir das Blut in den Adern! Siedendheiß
stieg es mir zum Kopfe auf, und über mein Ange-
sicht rannen — zwei blutige Tränen! Dennoch
hielt ich stumm und regungslos die Hand im Feuer.
Der König aber und seine Räte beobachteten mich mit
höchster Neugierde. Noch wartete Tschaka noch eine

und abgestorben und voll Runzeln. Meine Linke
tot, doch die Rechte war mir geblieben, und ich
von ihr noch einen recht ausgiebigen Gebrauch machte.
Und ich tat es in der Folge auch. —

„Nun, wie mir scheint, hat Nobela, die alte
Jagerin, doch Unrecht gehabt, als sie mir prophe-
daß mir einst von dir, Mopo, Böses zustößen sol-
fuhr Tschaka fort. „Es scheint also, daß ihr beide,
und Baleka, unschuldig seid in diesem Stück. Das
übrigens Dein Glück, Mopo, denn ich sage dir,
diesem Falle hätte dir mein früherer Eid nicht genügt.
— Doch meine Mutter, meine arme, gute Mutter
tot, elendiglich im Feuer verbrannt, samt all den
Kindern und Weibern, und zwar durch Zauberei.
Mopo, wir wollen eine Totenklage anstimmen, da
ich, wie man sie noch nie gehört hat im Sulustan,
denn alles Volk im ganzen Land soll mit uns weinen
an jenem Tage. Und mit dieser Totenklage wollen
wir zugleich eine Heerenjagd verbinden, Mopo, da
werden wir keine Wahrsager dazu einladen, sondern
ich und du wollen die Wahrsager machen und wollen
persönlich jene ausrichten, die solches Leid über uns
gebracht haben! Denn fürwahr, nicht ungerächt ist

Mutter bleiben, sie, die mir einst das Leben
und die nun elendiglich ihr Leben einbüßte durch
Magie und Zauberei. Nicht ungerächt sollen auch

der existierenden Ueberlandzentralen darstellen wird.
Die Ausführung dürfte, nach dem bisherigen Verlaufe
der zwischen den deutschen und englischen Interessen-



Ein Meisterwerk amerikanischer Technik: Die Versekung des Montauk-Theaters in Brooklyn.

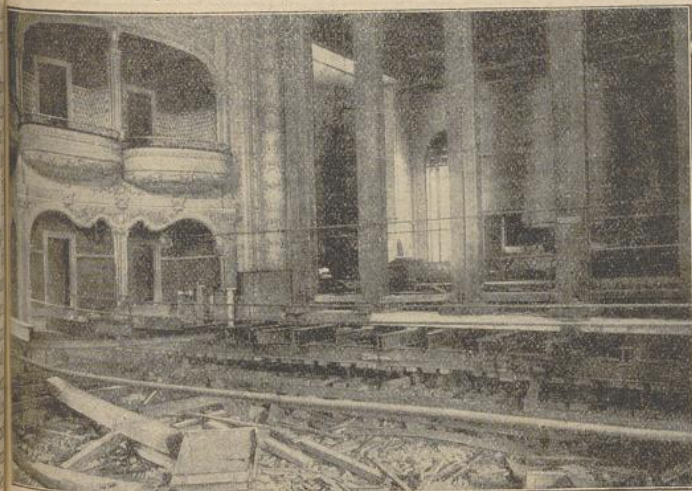
„Weiden deine Weiber und Kinder, denn sie waren un-
glücklich wie du!“

„Und nun geh fort, Mopo, mein getreuer Unter-
tan, geh' fort, der du heute die Ehre meines Herd-
feuers genossen hast!“ Und dabei starrte er mich mit
seinen großen, schwarzen Augen unheimlich durch
den Feuerqualm an und deutete mit seinen Affegai nach
dem Ausgang der Hütte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Elektrizitätswerk in Südafrika.

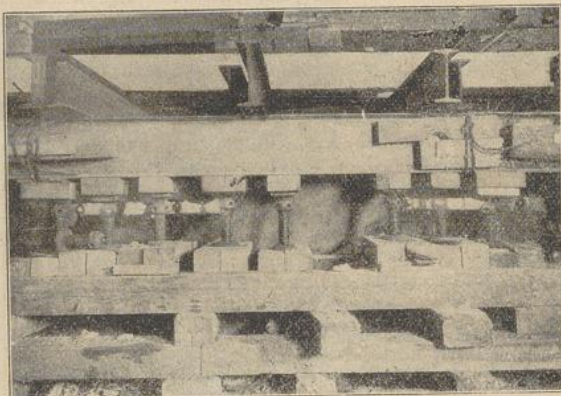
Wie wir in diesen Tagen mitteilten, wird für das
südafrikanische Minengebiet unter Ausnützung der
Wasserkräfte der Vittoria-Fälle die Errichtung eines
Elektrizitätswerkes geplant, welches sich als die größte



Der gefüllte Zuschauerraum des Brooklyn-Montauk-Theater während der Versekung.

ten geführten Verhandlungen zu
schließen, der Allgemeinen Elek-
trizitäts-Gesellschaft übertragen
werden, doch ist eine Beteiligung
der Siemens-Schuckertwerke für
den Fall der Verwirklichung die-
ses großartigen Projektes gleich-
falls nicht unwahrscheinlich.

Der Gedanke, den Bedarf des
südafrikanischen Minengebiets an
Elektrizität unter Benutzung der
gewaltigen Kräfte des Zambesi zu
decken, ist bekanntlich nicht neue-
ren Datums. Das Verdienst, die-
sem Projekt zuerst näher getreten
zu sein, gebührt dem African
Concessions Syndicate, welches
in innigster Verbindung zu der
Chartered Co. steht. In der letz-
ten ausgangs November v. Jz.
abgehaltenen Generalversamm-
lung der Chartered Co. wurden,
wie wir auch damals meldeten,
die ersten Mitteilungen über die
geplante Kraftverwendung des



Das Transportgerüst, auf dem das Brooklyn-Montauk-Theater nach seinem neuen Be-
stimmungsort befördert wird.

Zambesi beziehentlich der Vittoria-
fälle gemacht. Die intellektuellen Ur-
heber des Planes sind danach der Vor-
sitzende der African Concessions Syn-
dicate Mr. W. A. Wills und der Di-
rektor der Chartered Co. Mr. G. Wil-
son Fox, welcher gleichzeitig die In-
teressen dieser Gesellschaft als Mitdi-
rektor beim Syndikat vertritt. Diese
beiden Herren wurden mit der Auf-
gabe betraut, sich mit hervorragenden
Ausführern von ähnlichen Unterneh-
mungen über die Möglichkeit und Art
der Ausführung ins Einvernehmen zu
setzen; als wichtigste Frage nach der
Entscheidung über die Durchführbar-
keit des Planes kam zunächst in Be-
tracht, ob es besser sei, für eine so

weite Uebertragung das System des Wechselstromes oder das des Gleichstromes zur Anwendung zu bringen.

Die beiden Herren machten sich auf den Weg, um in anderen Ländern Unternehmungen gleicher Art zu befechtigen und mit den dieselben ausführenden Ingenieuren zu beraten.

Die damaligen Verhandlungen haben anscheinend nicht zu dem erstrebten Erfolge geführt, da an die Stelle jener hinzugezogenen Persönlichkeiten nunmehr deutsche Fachleute und deutsche Unternehmungen getreten sind. Für die Bedeutung des Unternehmens, dessen Einzelheiten demnächst bekannt gegeben werden sollen, spricht der Umstand, daß die verfügbare Kraft aus den Viktoriasäulen auf 500 000 HP oder unter Mitbenutzung der Siomafälle durch Anlegung eines Kanals etwa 16 Meilen stromabwärts auf 1 000 000 HP festgestellt worden ist. Für den gesamten Betrieb aller Rand-Minen aber würden etwa 150 000 HP genügen.

Das Schwein. Der „Frankfurter Zeitung“ wird folgender Schulaufsatz aus Württemberg zugesandt: Das Schwein. Das Schwein ist ein großes und ein kleines Tier, je nachdem! Es ist auch ein horstiges Tier, und will oft nicht in den Stall hinein; aber es muß heraus, wenn der Metzger kommt. Der packt es am Fuß und am Schwanz und der Vater lüpft es an den Ohren. Und dann tun sie es auf den Wagen. Wenn das Schwein keine Ohren hat, kann man es nicht lüpfen; und deswegen muß die Sau Ohrlappen haben. Die Ohrlappen ist der Vater. Das Schwein ist gar ein gutes Tier und läßt sich mehrgen. Aber dann tut es arg schreien, weil ihm das Stechen nicht gefällt. Den Herrn Brothsieher tut mein Vater zur Mehlsuppe einladen und der Herr Pfarrer kriegt den Saukopf. Den tut ihm meine Mutter bringen und auch Würste. Der Schulmeister braucht nichts; der hat immer Handel mit meinem Vater und tut den Michele so arg verhaßen.

Christian Dengelmaier.

Dank sagungen

sind eingegangen aus: Falkenstein im Taunus, Freising, Bach-Schwyz, Ratibor, Bodum, Billerbeck.

Gebetsempfehlungen.

Mehrere in Familien-Anliegen. Um Erkennen des Verus; um Familienfrieden. Viele in verschiedenen Krankheiten. Viele in schweren Anliegen Leibes und der Seele. Belehrung von Sündern. Schwervergrastete Familien und deren Anliegen; Eltern, Kinder, Geschwister in ihren Anliegen. Jungfrauen in ihren Anliegen. Glückliches Examina. Glückl. Ausgang von Prozessen. Auf Abwege geratene Söhne und Töchter. Glücklicher Ausgang von Unternehmungen. Kranke Ehepaare. Kranke Väter, Mütter, Geschwister und Kinder. Glückselige Sterbestunde. Glückliche Entbindung. Glückliche Operation. Gute Heirat. Gute Kindererziehung. Geistesranke, Schwachsinrige, Trunksüchtige, Streitsüchtige, Glaubenslose, dem Fluchen und Zorn ergebene. Eheleute, welche ihre Pflichten vernachlässigen. Weiteres Fortkommen eines schwachbegabten Jünglings. Gute erste hl. Kommunion. Gute Beicht. Beharrlichkeit. Hausverlauf. Standeswahl. Lehrerin und Schulkinder. Kind, das nicht gehen kann. Erbschafts-freit. Verirrter Jüngling.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Bundes sind gestorben und werden dem frommen Gebets unserer Leser empfohlen:

Karl Roth in Guskirchen. Bernard Föder in Dorsten. Anna Maria Preute in Dilldorf. Frau Agnes Schumacher in Oeloven.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei voransgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg (S. m. b. H.)

Frau Amalie Raaf in Düsseldorf. Wilh. Heinrich Sommer in Köln. Heinrich Schmitz in Köln. Mathias Werbeds in Glinshoven. Alfred Heis in Vörringen. Elise Lombroek in Sepestrate. Johann Gerns in Krefeld. Bernadine Gerdt in Altenbochum. Nikolaus Kauer in Schalkemehren. Josef und Anna Leyer in Binningen bei Bergarten. Johanna Rath. Teloo in Sorsbed. Heinrich Hoesel in Marlubin. Magnus Hafner in Haselstein. Wilhelm Baumgart in Haselstein. Ludwig Fuß in Scherlenheim. Hochw. Herr Pfr. Dr. Käster in Ulltau. Frau Bürgermeisterin Haller in Hüsingen. Herr Herr Benes. Aug. Scherer in Ueberlingen. Johann Hanum in Cawittstadt. Maria Höckinger in Ungmarkt. Veit Flori in Hünz. Sr. Lubovka in Hippach. Sr. Alburitus Schwarz in Linz. Lonia Schrotter in Leibnitz. Herr Markeri in Schönbad. Herr Petiler in St. Georgen, Kärth. Maria Krippel in Krems. Helmut Strobl in Krems. Herr Dobner, Gefängniswärter in Dittoborn. Josephine Ringelstein in Erstein. Maria Schmitz in Mühldorf. Kath. Fuchs in Dörsfeld. Max Red in Schwabmünchen. Bernhard Stengele in Sipplingen. Josef Lechelmayer in Leitzersheim. Schäfer in Porzdorf. Herr Herr in Burglengsfeld. Rosine Kober in Steinau. Hochw. Herr Pfr. Kornel. Thoma in Kitzlegg. Herr Kaiser in Basel. Alexander Bumbler in Herisau. Franz Engel Rörich in Donaumbühl. Hochw. H. Pfr. Oskar Berger in Halm. Witwe Horat in Morischach. Valentin Diegel in Wupfied. Peter Fes in Ballweiler. Maria Endres in Jlimpan. Hermann Rager in Lechhausen. Marzell in Eschbach. Hochw. H. Pfr. Erika in Regau. Hochw. H. Pfr. J. Lindauer in Kulmat. Hochw. H. Pfr. Josef. Edert in Bishwind. Hochw. H. Stadtpfr. u. Dechant W. Schmid in Cham. Hochw. H. Pfr. Andr. Schimpf in Dörsfeld. Elisabeth Volkinger in R. Josef Erhardt in Klingen. Kath. Pfr. in Hestenthal. Jos. Ant. Groß in Frankenhofen. Peregrin Wille in Ullersdorf. Lorenz Jörg in Mörlach. Johann Poppel in Ullersdorf. Barbara Bergermeier in Siegenburg. Magdalena Schmid in Siegenburg. Bernhard Haug in Schwaben. Simon Knoll, Stadtpfr. u. Pfarrer in München-Alu. Kaspar Allenbrand in Mühldorf. Wital in Neuditting. Ludwig Kordowich in Würzburg. Karl Stienne in Kippenheim. Luise Reif in Walburg. Franz L. Zeller in Burmannsquad. Johann Vogel in Singheim. Magdalena Kue in Seebach. Katharina Hils in Seebach. Leonhard Oberle in Seebach. Franz Xaver Scheuer in Seebach. Hermann Kopp in Seebach. Anton Bluz in R. N. Konrad Gluchnik in Rathor. Frau v. Ritz in Freiburg, Baden. Kunigunde Held in Bamberg. Maria Fes in Ravensburg. Stephan Weinlein in Altheim. Louis Sohn, Lehrerin in Grafting. Emil Barth, Stadtpfr. u. Walthaus. Anna Volkstetter in Saulgau.

Zahlung rückständiger Abonnements des Vergiftungsmittels pro 1907 und Voransbezahlung des Vergiftungsmittels pro 1908 geschieht in Deutschland am einfachsten per Postanweisung, in Oesterreich-Ungarn und der Schweiz durch Postcheck.

Wir bitten unsere lieben Leser, wenn sie uns schreiben oder etwas senden, stets die genaue Adresse (Herr, Frau, Fräulein), Wohnort und nächste Post anzugeben und bei Ortswechsel unbedingt auch die frühere Adresse.

Wir sind unsern geehrten Freunden und Gönnern stets dankbar für gütige Zusendung von genauen Adressen wohlthätiger Personen, an die wir das Vergiftungsmittel versenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.

Jubiläums-Festschrift.

Wir machen auf die im Verlage von B. Verden Freiburg i. Br., erschienene Festschrift zum 25-jährigen Jubiläum der Gründung des Trappisten-Missionsklosters Mariannhill, welches Ende Dezember gestiftet wurde, aufmerksam. Das Buch ist auf das prächtigste ausgestattet, sehr reich illustriert, und eignet sich besonders zu Geschenken, ist auch von unseren Missionsvertretungen zu beziehen zum Preise von M. 4. — — Fr. 5.40 — Fr. 6. —.

NB. Der Reinertrag ist für die Mission bestimmt.

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrica.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.
Nr. 4.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
geschickt oder von
unsern Beförderern
bezogen.
Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohltätern wird
das Vergißmichnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
schlichsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Zwei christliche Kaffernkinder in Mariannhill.
(Aus unserer Jubiläumsschrift.)

Köln a. Rh.
April 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnementen
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Heimweh.

Wenn ich abends einsam wandle
Durch die nächtlich stille Flur
Und dort oben Sternlein blicke
Auf die schlafende Natur, —

Nach des Himmels stillem Frieden
Lehnt sich dann der Seele Blick:
Ihre Schwingen, ihre Liebe
Schweben sanft zum ew'gen Glück.

Dort bei Jesus möcht' so gerne
Zubehnd schon die Seele sein,
Möchte frei vom Staubgewande
Ewig Lobeslieder weih'n.

Ach, es will mir nichts gefallen:
Alles ruft mir mahnend zu:
„Nur dort oben, nur dort oben,
Ja, nur dort ist wahre Ruh'!“

Geh' ich einsam stille Pfade
Unter'm nächt'gen Sternenzelt,
In das Herz zieht Heimweh leise
Nach der hehren Friedenswelt.

M. W.

Aus der Blumen- und Kinderwelt.

Von Schm. Engelberta.

(Fortsetzung.)

Gegenstochau. — Königin der Blumenwelt ist die Rose, zumal die Centifolie, die Hundertblättrige. In edler Würde prangt sie im Garten, und jedes ihrer Blätter atmet köstlichen Wohlgeruch. Doch will ich es nicht wagen, einen Vergleich anzustellen zwischen der Centifolie und einem braunen Kaffernmädchen. Ich wähle hierzu lieber das kleine Dornröschen, wie es am Waldestrand und an jeder Hecke blüht. Auch diese Rose ist schön, und gerade in seiner Einsamkeit des süßesten Friedens voll.

Warum stehst du so verborgen
In dem dunklen Waldesgrün?
Warum siehst der junge Morgen
Dich so einsam doch verblüh'n?

Röslein, hegst du nicht Verlangen,
Von des Beifalls Lust umweht,
In dem Garten stolz zu prangen,
Auf dem schmucken Blumenbeet?

„Wand'rer, gönne mir die Sonne,
Ungekannt hier zu verblüh'n. —
Mir auch leuchtet eine Sonne
Durch das dunkle Blättergrün.“

Nicht das Preisen eitler Toren
Ist es, was mein Herz entzündet;
Wer für stilles Glück geboren,
Lest verborgen nur beglückt.“

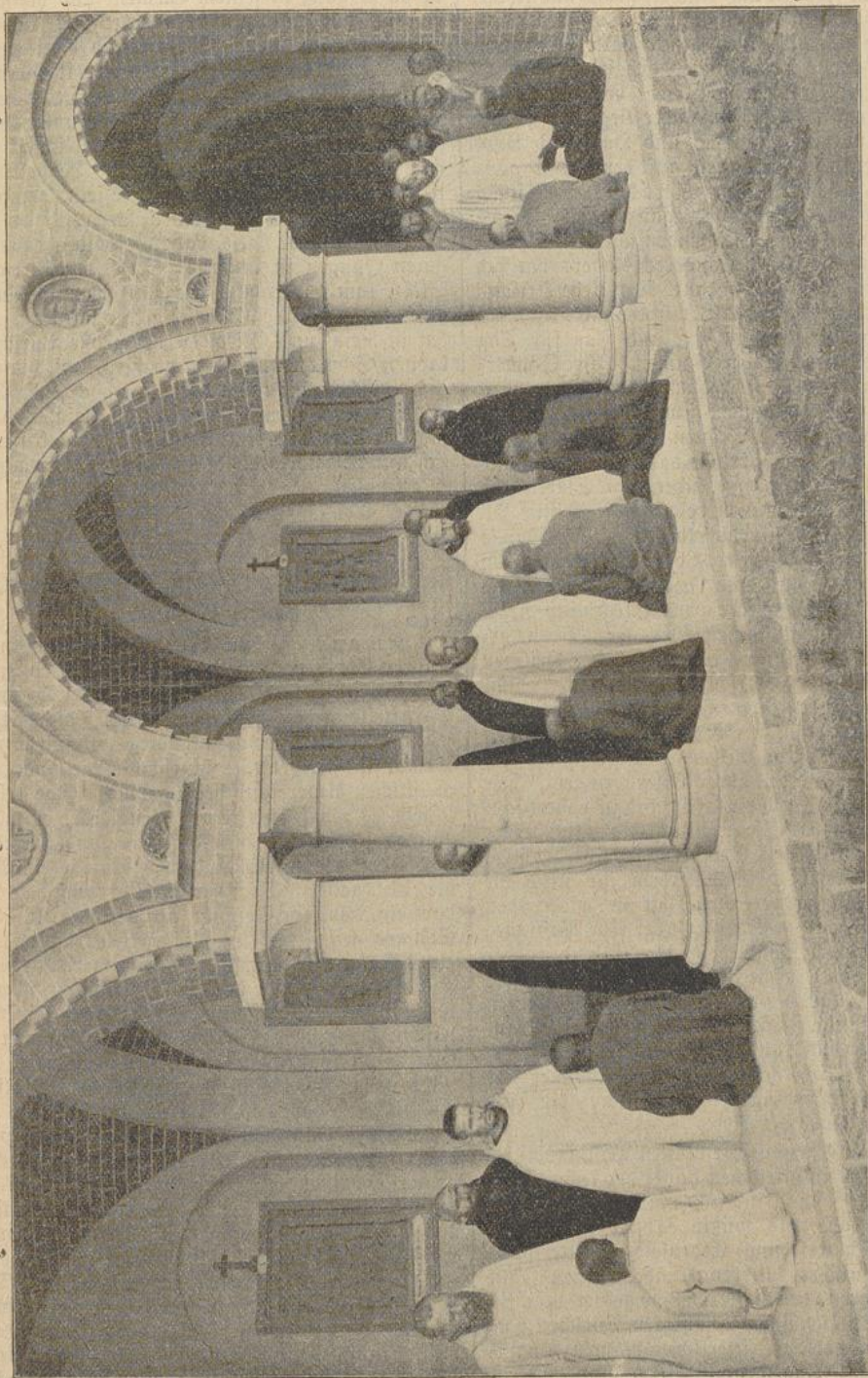
Stilles Glück und volle Zufriedenheit ist es, was aus den Augen unserer M. Elisabetha leuchtet. Sie ist eine brave Jungfrau, ein in jeder Beziehung edles Wesen. Was sie bei jedermann so sehr beliebt macht, ist ihr heiterer Frohsinn, ihre Genügsamkeit und ihr kindlicher Gehorsam. Sie ist mit allem zufrieden, wie es kommt, ist sich immer gleich, frei von jeder ähnen Laune.

Mancher christlicher Kaffernbursche, der ihren hohen sittlichen Wert erkannte, hat sich ihr schon mit

einem ehrenwerten Antrage genahet. Doch davon will sie vorläufig nichts wissen. In solchen Fällen wird sie, trotz ihrer sonstigen Milde, zum Dornröschen und weiß sich schnell Ruhe und Frieden zu verschaffen. Auch ihres hl. Glaubens wegen hatte M. Elisabeth schon manchen Kampf zu bestehen. Ihr großer heidnischer Bruder — die Eltern sind tot — wollte sie zum Geiralt aus der Schule nehmen, um sie möglichst bald an irgend einen Kaffern zu verheiraten; denn dies bringt ihm 10 Dhsen ein und verschafft ihm die Mittel, sich selbst ein Weib zu kaufen. Als M. Elisabeth von dem Plane hörte, flüchtete sie sich mit ihrer Schwester nach Reidenau, bis der größte Zorn des enttäuschten Bruders verwaucht war. Sie ist nun die größte und älteste Schülerin in unserer Mädchenschule, trägt sich mit dem Plane, selbst einmal Lehrerin zu werden und ist jetzt schon eine gute Stütze unserer Lehrschwestern. Desgleichen übt sie auf ihre Mitschülerinnen einen sehr günstigen Einfluß durch ihr geistiges Benehmen und ihre ungeheuchelte Frömmigkeit aus.

Hier wäre eigentlich der Platz, auch etwas zu sagen über die „Klatzkroten“, deren sich auch etliche in unserem Missionsgarten finden. Ich verleihe darunter eitle, zungenfertige Mädchen, die nichts verschweigen können und den zweifelhaften Ehrennamen „lebendiger Zeitungen“ verdienen. Doch ich denke, die Lust unserer geehrten Leserinnen, mit Leuten solcher Art nähere Bekanntschaft zu machen, ist nicht groß. Lassen wir also diese ewig-plaudernden Jungfrauen in Frieden und sehen wir uns lieber die wunderbare Pflanzenblüte dort an, ich meine die „Pazionsblume“. Sie ist hierzulande eine üppig wuchernde Schlingpflanze, wird mit Vorliebe an den Gartenzäunen und den Verandas angepflanzt, giebt einen vortrefflichen Schatten, hat ein dichtes Laubwerk, wunderbare, an die Leidenssymbole des Herrn erinnernde Blüten und höchst erfrischende, säuerlich-süß schmeckende Früchte.

Burgi, unsere arme, franke Burgi, ist so eine Passionsblume im vollsten Sinne des Wortes. Viel aus der Zahl unserer geehrten Leser ist sie schon längst bekannt. Wir haben sie seinerzeit als die „Märchen- Erzählerin“ eingeführt, und dann als die kleine Märthrin, die ob ihrer Brandwunden geradezu Entsetzliches



Mandatum der Armen oder Einführung am Gründonnerstag in Mariannhill. (Aus unserer Jubiläumsschrift.)
Den 12 ältesten und ärmsten Käufern auf der Mission werden an diesem Tage von den Patres die Güte gewaschen.

bulden mußte. (Vergl. „Vergißm.“ 1905. Sept.-Nr.) Drei Jahre sind seitdem verflossen und das arme Kind lebt und leidet noch immer. Wie oft hat inzwischen der Tod Einfuhr gehalten in der dunklen Krankenzube Gzenstochaus, hat Frauen und Kinder, große und kleine, hinreggerafft vor den Augen unserer Dulderin. Ach, wie gerne wäre sie mitgestorben und hätte mit diesen unschuldigen Seelen Himmelfahrt gehalten; doch er ward ihr nicht gegönnt. Sie ist jetzt bald 17 Jahre alt, kann fast nur auf dem Angesichte liegen, denn ihr ganzer Rücken ist voll Wunden, und Hals und Kopf ist von dem beständigen Liegen auf der Brust ganz nach rückwärts gebogen. Nur eines ist noch schön an ihr, ihr großes, seelenvolles, ganz durchgeistigtes Auge, mit dem sie alle Eintretenden wie fragend anblickt. Am Kopfende ihres Schmerzenslagers hat sich Burgi ein kleines Altärchen gebaut. Der liebe Heiland am Kreuz, die schmerzhaft Mutter und die hl. Lidwina nehmen darin den Ehrenplatz ein, und Tag für Tag schmückt sie dasselbe mit frischen Blumen. Ihre Schmerzen erträgt sie mit bewunderungswürdiger Geduld. Nur wenn die vielen, vielen Wunden gewaschen und verbunden werden, quellen heiße Tränen aus ihren Augen. Inniger als sonst umklammert sie dann das Kreuz und flehet, zu ihrem Altärchen gewendet, um Stärke und Geduld. Ihre Mitschülerinnen besuchen sie fleißig. An sonnigen Tagen tragen sie dieselbe auf einer kleinen Tragbahre, die ihr der Ehrw. Vater Gerard machen ließ, ins Freie, an Sonn- und Festtagen sogar in die Kirche. Märchen erzählt unsere arme Burgi nicht mehr, um so mehr aber rühmt sie den Wert der Leiden, erwähnt rührende Beispiele aus dem Leben der Heiligen und schildert in berebten Worten die Freuden des Himmels. Mit einer Art Ehrfurcht lauschen die Kinder auf die Worte des kranken Mädchens und empfehlen sich beim Abschiede ihrem Gebete. Burgi scheint ein Sühnopfer für die Sünden ihrer Eltern zu sein. Der Vater hat sein junges Weib verlassen und ist vom Glauben wieder abgefallen. Die Mutter zeigte sich leider den mannigfachen sittlichen Gefahren, die ihr drohten, auch nicht gewachsen. ... Erst seitdem ihr Kind die schreckliche Heimsuchung getroffen, hat sie wieder den rechten Weg gefunden. — So ist Burgi eine Passionsblume, die am Kreuzestamme emporrankt und an der sich, wie wir hoffen, reiche Früchte zeitigen für die Ewigkeit. — Die jüngsten Nachrichten über Burgi lauten gottlob wieder günstiger. Das Mädchen hat sein Krankenlager verlassen und kann, auf eine Krücke gestützt, nun wieder in die Kirche gehen. Vielleicht kommen wir später einmal in einem eigenen Artikel auf die gute Dulderin zurück. Ann. der Red.

Einen grellen Gegensatz zur blassen Passionsblume mit ihrem violetten Bußkleidchen bildet der kette „Rittersporn“. Sieh, wie frisch und munter dieses stolze Blümchen dreinschaut, als wüßte es gar nichts von Kummer und Schmerz und Erdenleid. Rittersporn nenne ich einen unserer älteren Knaben, einen Fant von etwa 16 Jahren, den man aber ob seiner prächtig entwickelten Gestalt für einen 20jährigen Burschen halten könnte. Er führt den ritterlichen Namen Kunibert, hat bligende Augen und heißes Blut und ist voll von losen Streichen. Wo er dabei ist, geht's selten ohne ein kleines Scharmügel ab. Er ist talentiert, bewältigt mit Leichtigkeit seine Lektion und zeigt auch für jede Handarbeit ein ganz außerordentliches Geschick. Schon seit mehreren Jahren ist er in der hiesigen

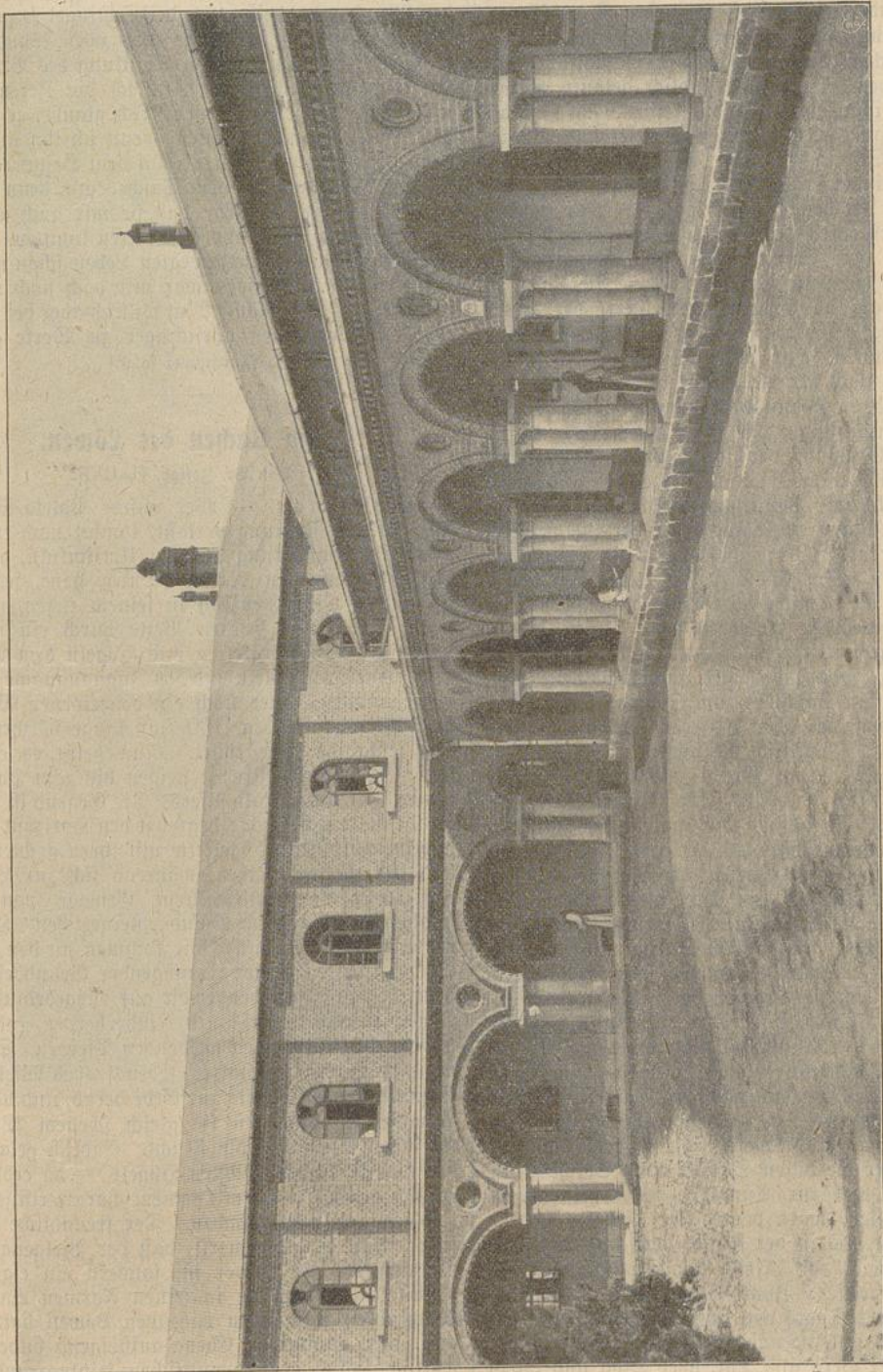
Schreinerei und Wagnerei tätig, schleppt da tänzelnden Schrittes die schwersten Bretter herbei, schwingt Hammer und Art, daß es eine Art hat, und klopft und hobelt wie ein Meister von Fach; kurz, man sieht, er ist da so ganz in seinem Element und die schwere Arbeit ist ihm willkommene Gelegenheit, sich ein wenig auszutoben. Daß die Lehrer und Erzieher mit solch einem Jungen ein gutes Stück Arbeit haben, läßt sich denken, denn er ist vor Uebermut und Lebensfrische kaum zu bändigen. Trotz all dem aber hat unser Kunibert ein gutes Herz, und eine gewisse Ritterlichkeit kann man seinen Streichen nicht absprechen. Deshalb kann man ihm auch auf die Dauer nicht böse sein. Einmal rammte er nach einem etwas derben Verweis, den er jedoch zehnfach verdient hatte, davon. Bald aber reute es den guten Jungen in innerster Seele, er überwand seinen Stolz, kam zurück und bat ganz demüthig um Wiederaufnahme. Seitdem marschirt er wieder wie ein Soldat in Reih' und Glied, er, der große Bursche mit den breiten Schultern und dem großen Kopf, hinter Anaben und Buben, die kaum drei Köse hoch sind. Das schmale Hütchen ist ihm immer etwas zu klein, und stets sitzt ihm der Schalk im Nacken. Und dennoch hoffen wir, daß sich unser Rittersporn dereinst zu einem wackeren, ganz respektablen Mann entwickeln wird.

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Rev. P. Joseph, O. C. R.

E m a n s. — Aus einem heidnischen Kaiser einen wahren Christen zu machen, ist jedesmal ein gutes Stück Arbeit. Oft braucht es schon viel, bis er überhaupt seine Vorurteile gegen das Christentum, die Religion der Weißen, wie er sie nennt, ablegt und sich dazu versteht, einmal in eine Kirche hineinzuschauen oder gar dem christlichen Unterrichte beizuwohnen. Das erstmal geschieht es wohl aus reiner Neugierde, er möchte doch einmal sehen, wie dieses große, sonderbare Gebäude von innen aussieht, und was denn so ein Missionar, der den ganzen Tag herumreitet und bald da, bald dort ein Häuslein Volk um sich versammelt, Neues und Schönes zu sagen weiß. Nicht selten trägt das Drängen eines Bekannten, der schon Christ oder Katechumene ist, auch noch das seinige bei. Also, er kommt, schaut, staunt und fühlt sich vor allem beschämt wegen seiner mangelhaften, heidnischen Kleidung. So kann er sich doch künftig im Gotteshaus und unter ehrbaren Menschen nicht mehr sehen lassen! Er kleidet sich also fortan christlich und damit ist schon ein guter Schritt zu seiner Bekehrung getan. Ist er sein eigener Herr, so hat dies alles keine Schwierigkeit, er kann eben machen, was er will, höchstens, daß der Kostenpunkt dabei in Frage kommt. Anders ist es bei einem verheirateten Weib, das erst die Zustimmung seines Mannes braucht. Am meisten Schwierigkeit, sich christlich zu kleiden, haben in der Regel die erwachsenen Mädchen. Denn der heidnische Vater ist da gleich in Furcht, sein Kind möchte nun weniger kassrische Freier bekommen und er selbst müsse infolgedessen länger warten, bis er seine zehn Ochsen, den bekannten Kaufpreis eines Mädchens, erhält. Doch mit dem bloßen Kleid, und ich füge bei, mit dem bloßen Besuch der Kirche und des christlichen Unterrichtes ist es noch lange nicht getan. Wie schwer hält es, bei einem erwachsenen, in rein heidnischen Ideen und Grundsätzen aufgewachsenen Menschen, bis er an-



Kloster-Neubau in Mariannhill; rechts Kapitellsaal, links Refektorium und Schlaßsaal. (Aus unserer Jubiläumsschrift.)

fängt, wirklich christlich zu denken, seine Leidenschaften zu bekämpfen und alle Christenpflichten zu erfüllen? Kinder finden sich verhältnismäßig leicht hinein, leichter auch solche Erwachsene, die auf einer unserer Stationen oder überhaupt in ganz christlicher Umgebung wohnen, bei anderen aber hält es in der Regel schwer. Einem im Heidentum ergrauten Kaffer sind die einfachsten christlichen Begriffe rein unverständlich. Will er z. B. auf dem Sterbebette endlich getauft werden und sagt man ihm, er solle zuvor seine Sünden bereuen, so entgegnet er nicht selten in tiefer Entrüstung, er habe keine Sünde begangen; nie, weder jetzt, noch überhaupt in seinem Leben hat er gesündigt. Wozu also von ihm einen Akt der Reue verlangen? Ein anderes Mal hat es sonst einen Haken. So wurde ich z. B. einmal in einen zwei Stunden von Emaus entfernten Kraal gerufen, um ein schwindsüchtiges Mädchen zu taufen. Doch als ich hinkam, verweigerte der Vater die Zustimmung. Die Mutter des Mädchens, eine ehemalige Doktorin, war schon längst bekleidet und sehnte sich auch nach der hl. Taufe, allein sie war das zweite Weib und ihr Mann willigte weder in die Taufe, noch in die Entlassung. Die Großmutter endlich wollte jenem Grobian, der ihr einst im Streit die Kinnlade zerschlagen hatte, nicht verzeihen, und somit war auch bei ihr mit Taufe und Bekehrung nichts zu wollen. Bei der Männerwelt sind neben der Vielweiberei ein Haupthindernis für die Bekehrung die zahlreichen Trinkgelage. Im Essen ist der Kaffer im allgemeinen mäßig, d. h. nicht aus Tugend, sondern weil er eben da keine große Auswahl hat. Seine Herden hat die Rinderpest und in jüngster Zeit das Distelfieber dezimiert, sodaß ihm nur ausnahmsweise noch eine Ziege oder ein Schaflein zum Schnabulieren übrig bleibt, für gewöhnlich aber muß er sich mit bloßem Maisbrei, dem sog. Ballitsch, begnügen. So was überläßt er gern den Weibern. Er, als Mann, greift lieber zum Bierkrug, denn das Utshwala (Kaffernbier) enthält so viel Nährstoff, daß es ihm zugleich die Nahrung ersetzt. Ist in einem Jahre das Umabele (eine Hirsenfrucht) gut geraten, so ist Wochen und Monate hindurch der täglichen Trinkgelage kein Ende mehr. Heute versammeln sich die Biedermänner in diesem, morgen in jenem Kraal. Den ganzen lieben Tag und auch die halbe Nacht sitzt man da zusammen und schwätzt und trinkt, so lange noch ein Tropfen Utshwala in der riesigen Umamba ist. Die Weiber sitzen inzwischen nebeneinander auf dem Trockenen. Manchmal geht es bei all dem still und friedlich her, nachts legt man sich nieder und schläft das Räuschen aus, um am nächsten Morgen in einem anderen Kraal wieder neu zu beginnen. Nicht selten aber gibt's Streit, und da werden die Kaffern böse und schlagen einander die dicken Schädel ein. Solche Leute zur Bekehrung und zur Annahme des Christentums bereben zu wollen, wäre vergebliche Liebesmühe.

Von Natur aus ist der Kaffer derb und roh, und auch bei ihm heißt es: „Früh krümmt sich, was ein Haken werden will.“ Zum Beleg diene folgendes: Werb' ich da eines Tages von zwei Kaffernburschen gerufen, einen todkranken Knaben zu taufen. Nach langer Wanderung über Berg und Tal, über Stock und Stein komme ich endlich zum bezeichneten Kraal. Da liegt nun der Knabe, mit dem Angesicht auf dem Boden, steif und regungslos da. Ich wende ihn um; die Augen sind ihm hoch angeschwollen und von Eiter und Blut ganz zugeklebt. Auch der Atem ist so schwach, daß ich

ihm sofort die Kottause spende, aus Furcht, er möchte mir unter den Händen sterben. Doch in dem Augenblicke, da ich ihm das Taufwasser über den Kopf gieße, erholt er sich wieder. Ich beginne die Taufzeremonien nachzuholen und wie ich ihm das geweihte Salz in den Mund gebe, beißt mich der Schlingel so gewaltig in den Finger, daß ich lange aus zwei Wunden heftig blutete. Ich mußte mir zur Stillung des Blutes Wasser reichen lassen, sonst hätte ich die Zeremonie gar nicht mehr fortsetzen können. Ich glaube, er hätte mir den Finger ganz abgebissen, wenn ich ihn nicht schnell genug zurückgezogen hätte. Auf dem Heimweg verband ich mir die Hand mit dem Taschentuch, denn die Leute im Kraal waren so arm, daß sie mir auch nicht einen handbreiten reinen Lappen anbieten konnten. Ich hatte in meinem ganzen vielbewegten Leben schon mancherlei erfahren, aber so etwas war mir doch noch nicht vorgekommen. Das nächste Mal will ich aber bei der Taufe eines Kaffernjungen vorsichtiger zu Werke gehen.

(Fortsetzung folgt.)

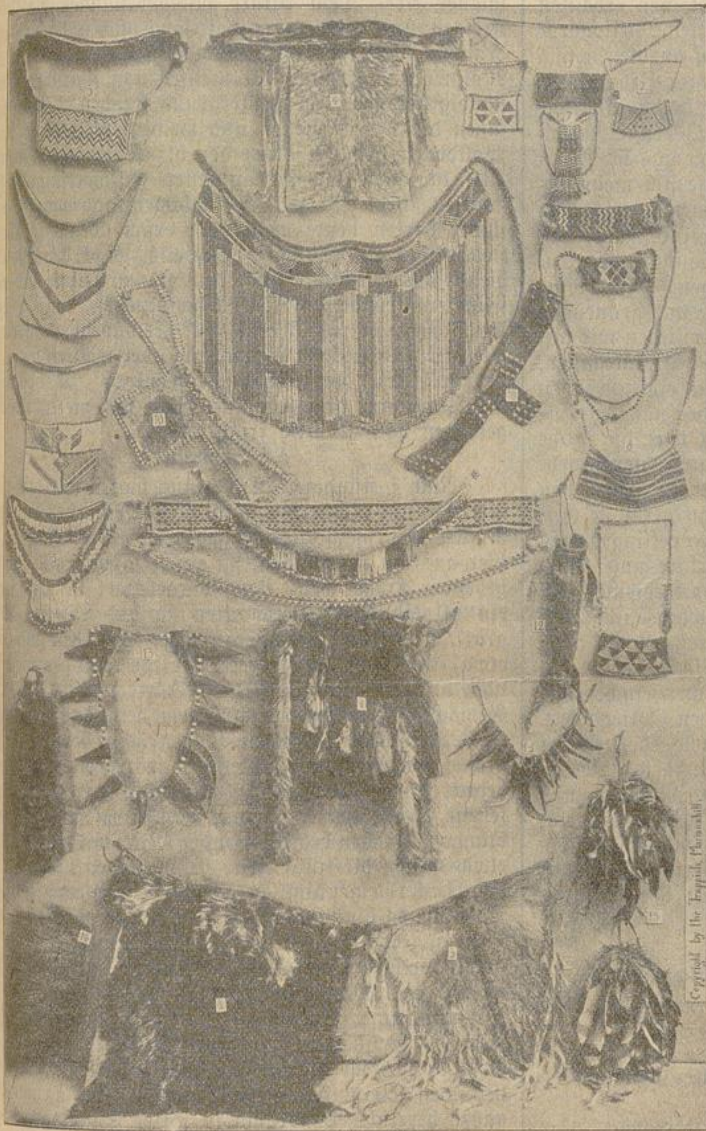
Im Rachen des Löwen.

Von Dr. Joseph, O. C. R.

Reichenau. — Wer unsere Polela-Station in südwestlicher Richtung verläßt, kommt nach etwa zweistündiger Wanderung an den Umzimkulu, den zweitgrößten Fluß von Natal. Durch hohe, felsgekrönte Uferände windet er sich in seinem tiefen, mit mächtigen Felsblöcken besäten Bette durch ein förmliches Labyrinth von Bergketten und Hügeln dem Meere zu. Hier, wo er den Polela und den Inguanguame noch nicht aufgenommen, ist er noch ein bescheidener Wasserlauf, über den uns eine ca. 160 Fuß lange hölzerne Brücke ans jeneseitige Ufer führt. Nun heißt es eine volle halbe Stunde angestrengt steigen bis zum Hochplateau des rechten Umzimkulu-Ufers. Die Gegend ist in hohem Grade malerisch: rechts begrenzt den Horizont eine vielfach durchbrochene Hügelkette mit ihren grünen Matten und silberhellen Bächen, während sich zur Linken die Kaffern-Lokation mit ihrem Gewoge von Tälern, Schluchten, Bergkuppen und „Steinreichen“ Halben in weite Ferne ausdehnt. Wir kommen an den villalähnlichen Gehöften zweier vermöglicher Grundbesitzer vorbei, bewundern nebenbei die auf ausgedehnter Weidetrift grasenden Schaf- und Rinderherden und ergötzen uns an den im Freien weidenden Pferden. Schon von ferne hören wir ihr stolzes, lebensfrohes Wiehern, ihre Schweife reichen oft bis zur Erde herab, und bei unserer Annäherung ergreifen sie gleich scheuem Wild unter nedischen Sprüngen die Flucht. Endlich gelangen wir auf die Spitze des nächsten Hügels — da erblicken wir endlich den Löwen mit seinem charakteristischen Kopf und weitgeöffneten Rachen. Der freundliche Leser hat sicher schon längst gemerkt, daß der Vielgenannte kein blutdürstiges Ungeheuer ist, sondern ein eigentümlich gestalteter Berg, der in seinen Formen eine gewisse Ähnlichkeit mit einem ruhenden Löwen hat. Schroff aus einer anmutigen Ebene aufsteigend bildet der gewaltige Koloss den romantischen Hintergrund unserer jüngsten Missionsstation St. Emanuel.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die kleine Station und sodann auf den merkwürdigen Berg. Das Wort überlasse ich fortan zweien unserer Brüder, die jüngst mit Bau- und Feldarbeiten in St. Emanuel be-

Kaffrische Kleidungs- und Schmuckgegenstände.



1. Isinene, der vordere Teil eines Umutsha, Lendenbedeckung von Ziegenhaut, aus kleinen zusammengebundenen Hautstreifen gemacht; für Männer.
2. Ibeshu, der hintere Teil eines Umutsha, aus Ziegenhaut; für Männer.
3. Iqagu, der vordere Teil eines Umutsha, aus Rinds-
haut; für junge Burschen.
4. Umcunu, der hintere Teil des Umutsha, aus Kuh- oder Ochsenhaut; für junge Burschen.
5. Umutsha, Lendengurt, resp. Bedeckung für erwachsene Mädchen. Der vordere, herabhängende Teil, die eigentliche Bedeckung, kommt auch für sich allein vor und heisst Isigeke.
6. Uyaxa, eine besondere Form der Lendenbedeckung aus Glasperlen für Mädchen.
7. Vier verschiedene Muster von Isigeke, Bedeckung aus Perlen für Mädchen vom dreizehnten Jahre ab. Die Formen resp. Muster sind mannigfach.
8. Vier verschiedene Muster von Isigeke, Bedeckung aus Perlen für erwachsene Mädchen bis zur Heirat.

9. Drei verschiedene Umutsha, Lendengurt für erwachsene Mädchen, der bei festlichen Gelegenheiten, wie Tanz und Hochzeit, unmittelbar über das Isigeke (Bedeckung) getragen wird.
10. Zwei Muster einer besonderen Art des hinteren Teiles einer Bedeckung aus Rindsleder für Mädchen. Umcunu ist der Name.
11. Isikwama, Tasche für Männer, aus dem Pelz eines imbila (Kaninchen ähnlichem Tier) verfertigt, dient zum Aufbewahren der Schnupftabakdose und allenfalls kleinerer Gegenstände, wie Medizin.
12. Isikwama, Tasche aus der abgezogenen Haut einer Eidechse. Zweck wie vor. Nr. 11.
13. Zwei verschiedene Muster eines Umgexo wezimpondo, Halsband aus Ziegen- oder Rehhörnern; wird von Häuptlingen, seinen Räten, Doktoren, Wahrsagern und Zauberern getragen. Die Höhlungen der Hörner dienen zum Aufbewahren von Medikamenten und Giften, u. a. auch solcher die die Kraft haben sollen, Mädels in bestimmte Burschen verliebt zu machen.

(Aus unserer Jubiläumsfestschrift.)

schäftigt waren und dabei den ersten freien Sonntag benötigten, dem benachbarten Löwenkopf einen Besuch abzustatten. Sie erzählen: „Vom Reichenauer Missionsvorstand hierhergeschickt, einige Reparaturen an den Bauten, einem aus Janguanane-Steinen erbauten Kirchlein und einer mit Wellblech gedeckten Missionärswohnung, vorzunehmen, einen Friedhof anzulegen und das Ganze mit einem Drahtzaun und einer Baumpflanzung zu umgeben, verlebten wir eine höchst glückliche Woche in dem stillen St. Emanuel. Jeden Sonntag feiert einer unserer Reichenauer Priester das hl. Messopfer für die in recht erfreulicher Weise sich mehrende Zahl der Neugetauften und Katechumenen aus dem angrenzenden Amakusa-Stamm. Begreiflich also, daß wir uns sehr auf den kommenden Sonntag freuten. Es war ein herrlicher Frühlingmorgen. Die Sonne kam mit Prangen über die hohen Berge und grünenden Gefilde herausgezogen. Gegen 8 Uhr erstiegen wir mit Urban, einem in Reichenau ausgebildeten Katechisten, — sein Vater ist ein Induna des großen, einflussreichen Kaffern-Chiefs Mafosin — die Spitze des nächsten Hügels, von wo man eine weite Fernsicht über die große Kaffern-Lokation mit ihren weitverstreuten, bienenforähnlichen Hütten und Wohnungen genießt. Hier, von kolossalen Felsblöcken herab, ließ Urban geranne. Zeit die schmetternden Töne einer Trompete erklingen. Es war dies für die umwohnenden Christen und Katechumenen der Ruf zum sonntägigen Gottesdienst. St. Emanuel ist eben noch arm und wartet geduldig auf den hochherzigen Spender einer größeren Glocke, denn die am Eingang des Kirchleins befindliche Schelle gibt nur für die bereits versammelten Kirchenbesucher das Zeichen zu dem gleich darauf beginnenden Gottesdienst. Bald sahen wir auch von allen Himmelsgegenden her einzelne Schwarze dem Missionskirchlein zufließen: Männer, Frauen und Kinder, Christen Katechumenen und Heiden. Das stimmte uns ungemein freudig und unwillkürlich begannen wir, hier im Heidenlande, mitten in dem großartigen, stille Sonntagsfreude atmenden Panorama, das schöne Lied: „Das ist der Tag des Herrn!“ und dann das Alpenlied:

Auf hoher Alp wohnt auch der liebe Gott;
Er färbt den Morgen rot,
Die Blümlein weiß und blau
Und labet sie mit Tau.
„Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt!“

Auf hoher Alp, von Kräuterreichen Höh'n
Die Lüfte lieblich weh'n,
Gewürzig, frei und rein;
Mag's auch sein Odem sein?
„Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt!“

Auf hoher Alp, in Scharen weiß und schön
Die Schaf' und Zieglein geh'n,
Und finden 's Mahl bereit,
Daß sich ihr Herz erfreut.
„Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt!“

Auf hoher Alp der Hirt sein Herdlein schaut,
Sein Herz stets Gott vertraut,
Der Greis und Lamm ernährt,
Ihm auch wohl gern besichert.
„Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt!“

Inzwischen war der 1. Missionär von Reichenau eingetroffen. Wir stiegen also vom Hügel herab und verließen bei der nun folgenden hl. Messe den Alpendienst. Das Kirchlein war voll von Besuchern mannigfaltiger Art. Dem Altare zunächst standen die lieben Kleinen und erhoben gar sittsam und andächtig ihre drallen, schwarzbraunen Händchen; dann kamen die Männer und Frauen, die meisten von ihnen recht ständig gekleidet; im Hintergrund standen, knieten und saßen die Katechumenen und Heiden, vielfach in leinenen Wolldecken gehüllt. Nach der hl. Messe war Predigt. Alle lauschten mit gespanntester Aufmerksamkeit den Worten ihres eifrigen Seelenhirten und manche von ihnen hörten heute wohl zum ersten Male in ihrem Leben die frohe Botschaft des Heils. Nach dem Gottesdienst bemühten wir uns, dem guten Vater und selbst ein frugales Frühstück zu bereiten, denn hierzulande ist man fast überall auf Selbstbedienung angewiesen. Den schönen Nachmittag aber wollten wir den nötigen, um den nahen „Löwenkopf“ zu besichtigen ein Plan, mit dem wir uns schon seit vielen Wochen getragen hatten. Also frisch auf
Ad Leonem!

Nach ¼stündiger Wanderung hatten wir den Berg erreicht und kletterten nun von Osten her auf den Rücken des mächtigen Ungeheuers. Der Aufstieg hier aus am bequemsten, da ein terrassenförmig sich erhebender Hügel dem Berg vorgelagert ist und uns ein allmähliches Fortschreiten zu des Löwen „Mäulgrat“ wesentlich erleichtert. Hier befanden wir uns etwa 7000 Fuß überm Meeresspiegel und genossen von nach allen Richtungen hin eine unermeßliche Aussicht. Gemächlich schritten wir auf dem beinahe wagerechten ca. 2000 Schritt langen Löwenrücken weiter, zwischen breite, hochgewölbte Planken mit spärlichem Graswuchs bedeckt sind. Der steinige, mit dünner Erdschicht bedeckte Grund war mit einer Menge roter, weißer und blauer Blümchen bedeckt. In der Mitte des Bergrückens etwas gegen die linke Seite zu, erweckten unser Interesse höchst eigentümliche groteske Felsenvorsprünge. Doch wie da hinüberkommen? Denn es gähnten dahinsichenden Felspalten von so schauerlicher Tiefe, daß es unwillkürlich an die Verräterspalte in Kurdistan dachte in der Karl May den „Schut“ verschwinden läßt. Ein ritterlicher Sprung — und jeder von uns war im Besitze einer riesigen Felsenkanzel, wie diese in weitem Vorsprung hoch in die Luft sich erhebenden Steinblöcke nennen möchte. Da lag nun das ganze herrliche Panorama in stiller Sonntagsruhe vor unseren Füßen: Weit im Nordosten die Hügel von Reichenau, rechts davon zwischen dem Umzimfalu und Janguanguane eine lange, lange Bergkette bis zum Ozenstochau, direkt zu unseren Füßen aber das stille friedliche St. Emanuel mit seiner Lokation, wo lebten noch so viele Schwarze in der Finsternis des Heidentums und im Schatten des Todes saßen. O, wie hätten wir um diese unsere Riesenskanzel alle Kinder Afrikas versammelt, um sie einzuführen ins Reich der Gnade, und sie zu beglücken mit den übernatürlichen Schätzen des wahren Glaubens und der Kindlichkeit, damit auch diese verirrtten Söhne Chams hätten ausrufen können: „Emanuel, Gott mit uns!“ Das war dies alles nur ein frommer Wunsch. Wir stiegen also von unseren Felsenkanzeln wieder herab und kletterten mutig an dem eigentlichen riesiggroßen Löwenkopfe hinauf, bis wir endlich oben auf seinem Scheitel

naren. Hier hatten wir vollends nach allen Himmelsrichtungen hin eine unermeßliche Aussicht. Nicht weit vom Fuße des Berges entfernt liegt rechter Hand, hart an der Grenze von Natal und Griqualand die englische Polizeistation Indawana, und von hier aus erstreckt sich ein endloses Gewoge von Höhen und Tälern und Berggruppen fort bis weit in die blauen Fernen der Kapkolonie hinein. Im Westen sahen wir die große, steilauflührende Fahrstraße nach Matatiele, nach welcher Richtung hin auch unsere Stationen M. Telgte, Harzenberg und Mariazell liegen. Es war wirklich eine genutzreiche Stunde, die wir hier auf dem Scheitel des Löwenkopfes beim Anblick dieses nach allen Richtungen der Windrose sich ausdehnenden Hügels- und Tälermeeres genossen. Das herrliche Panorama, übergossen vom goldenen Sonnenlicht, in der Ferne in ätherisch-blauen Schleier eingehüllt, und obendrein verklärt durch den milden Zauber ungestörter Sonntagsruhe, wirkte so überwältigend auf unser Herz und Gemüt, daß wir unwillkürlich in den freudigen Lobgesang ausbrachen: „Te Deum laudamus“.

Großer Gott, wir loben dich,
Preisen deine Macht und Stärke,
Vor dir neigt die Erde sich
Und bewundert deine Werke.
Ehre, Lob und Preis sei dir,
Vater, von uns allen hier.

Und wir konnten nicht mehr schweigen, bis die letzte Strophe des herrlichen Liedes festlich ausgeklungen. Das Bewußtsein, daß seit der Schöpfung zum erstenmal auf dieser Bergeshöhe gesungen werde, gab uns einen Stimmeneinwurf wunderbare Kraft und Stärke. Selbst die Hirtenknaben am nächsten Bergabhang blieben ob der nie gehörten Melodie verblüfft stehen, und es war uns, als sei auch von der nahen Polizeistation aus das „Nge des Gesanges“ auf uns, die seltenen Sänger, gerichtet, die da droben auf der höchsten Spitze des Löwenkopfes händen und entblößten Hauptes Gott ein Loblied sangen.

Indessen mahnte uns die sinkende Sonne, von der majestätischen Höhe wieder in die Tiefen des Alltagslebens herabzusteigen. Wir taten es und kamen dabei, wie schon der Titel unserer Skizze besagt, mitten in den Rücken des Löwen.
(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

Von Schw. Antonie.

(Fortsetzung statt Schluß.)

M. Ratschik. — Im Mutterhaus war jedoch meines Bleibens nicht lange. Schon im Juni 1882 wurde ich nach M. Ratschik geschickt, das mir inzwischen zum zweiten lieben Heimat geworden ist.

Anfangs konnten wir jedoch unsere jetzige Ratschikger Farm noch nicht beziehen, weshalb wir bei einem freundlichen Nachbarn mietweise eine provisorische Missionsstation errichtet hatten. Schwester Hummel hatte schon vor meiner Ankunft eine Mädchen-erschule, die wegen ihrer trefflichen Leistungen bereits stark überfüllt war.

Vielleicht kam manchem unserer langjährigen Freunde und Gönner, wenn er von unseren Neubauten liest oder hört, der Gedanke, es sei das ein überflüssiger Luxus und harmoniere wenig mit den Grundsätzen der klösterlichen Armut, doch welche Wohltat hier, unter der afrikanischen Sonne, solide und geräumige Wohnungen seien, lehrt nur die persönliche Erfahrung. In solchen Neubauten, wie wir sie anfangs hatten, ist



Die Aussteuer einer Kaffernbräut.

Alle diese, aus bunten Glasperlen mit viel Geschick und Farbensinn hergestellten Zieraten werden von der Braut selbst und ihren Freundinnen verfertigt.

auf die Dauer eine gesegnete Missionstätigkeit einfach unmöglich. Die kräftigste Gesundheit wird dabei in Bälde untergraben. Als Beispiel dafür diene unser anfängliches Ratschik. Die Küche war so klein, daß man sich kaum darin umwenden konnte. Die Schwesternwohnung, d. h. das kleine, mit Wellblech gedeckte Zimmerchen, worin wir wohnten, aßen und schliefen, mußte unter Tags zugleich als Nähschule für die Kaffernmädchen dienen. Unsere Schule aber spottete vollends aller Beschreibung. Zwei winzig-kleine Fensterchen gaben gerade Licht genug, um einander sehen zu können. Wäre es nicht so grimmig kalt gewesen — denn in den Wintermonaten kann in Südafrika, zumal in den von der Küste etwas weiter entfernten Gegenden, eine Kälte von 8—10 Grad Reaumur herr-

schen, die man aber hierzulande doppelt so stark fühlt, als in Deutschland — sonst hätten wir im Freien Schule gehalten. Doch daran war gar nicht zu denken. Mädchen waren schon gegen 40 da, und dazu meldeten sich immer noch neue, welche dringend um Aufnahme baten, die wir aber zu unserem Leidwesen auf später vertrösten mußten. Wenn ich am Morgen aufstand, mußte ich, da die Schule zugleich unser Schlafzimmer war, sehr vorsichtig sein, um nicht einem dieser kleinen auf den Kopf zu treten. Gewöhnlich hob ich einige ganz sachte auf und legte sie quer über die andern. Sie ließen sich das ruhig gefallen, ja, in der Regel schliefen sie so fest, daß sie darüber gar nicht erwachten. — Desgleichen war auch unsere Kapelle nur eine provisorisch errichtete Blechhütte, in der es unter Tags ebenso heiß, wie Nachts kalt war.

Unsere Hoffnung war die neue Station auf unserer eigenen Farm, woselbst unsere Brüder bereits mit der Herstellung der neuen Gebäulichkeiten beschäftigt waren. Am 2. August 1892 fand unter allgemeinem Jubel der Umzug dorthin statt. Doch auch hier sah es noch armselig genug aus, ja in manchen Stücken kamen wir buchstäblich aus dem Regen in die Traufe. Eine mit Blech gedeckte Lehnhütte, 16 Fuß lang und 16 Fuß breit, diente unsern 42 Kindern als Schul-, Ess- und Schlafzimmer. Jeden Abend wurde ausgeräumt: Bänke, Tisch und Schultafel mußten heraus, um Platz zu gewinnen für die nötigen Schlafstellen. Am Morgen zog man damit wieder aus, und Bänke, Tisch und Schultafel kamen wieder herein.

Einmal schien es uns nachts, als bewege sich etwas wie eine Schlange zwischen den Betten. Im Nu waren wir alle in der Höhe, allein da wir trotz allen Suchens nichts Gefährliches entdecken konnten, legten wir uns wieder nieder. Einige Tage später fand ich in der Schublade, die ich jeden Abend aus dem Tisch herausnahm und unter das Bett stellte, unter einem Heft, in einen dichten Knäuel zusammengerollt, — eine Schlange! Nun eilte schnell unsere wackere Angela herbei, tötete sie mit ein paar wohlgezielten Stichen und bestete sie zuletzt zum Schrecken aller andern mit einer Nadel an ihre Schürze. Ich aber dankte im stillen Gott, daß die Gefahr so glücklich vorüber gegangen war. Unsere Kapelle war noch ohne Dach, und da bei windigem Wetter die Kerzen auf dem Altare auslöschten, mußten wir öfters auf die hl. Messe verzichten. Das Schwesterzimmer hatte nur den nackten, ungestampften Boden. Unter dem Tische wuchs Gras, so daß wir von Zeit zu Zeit im eigenen Hause jäten mußten. Gleich in den ersten Tagen begannen wir mit dem Anlegen eines Gartens; allein, da wir im Winter gekommen waren, dauerte es 4–5 Monate, bis wir das erste Gemüse daraus holen konnten. Milch und Eier, Butter und Fett, sowie Gartengemüse jeglicher Art waren uns lange Zeit unbekannte Dinge. Unser Mittagessen bestand aus Erbsen und Bohnen, und am Abend hatten wir zur Abwechslung Bohnen und Erbsen. Sehr sparsam mußte man auch mit dem Brot umgehen, da die Frucht für's Mehl zu teuer war.

Einmal war unser P. Superior krank. Wir schickten ein größeres Mädchen fort, um irgendwo in der Nachbarschaft Milch zu holen, allein sie kam mit der leeren Flasche zurück. Selbst um Geld und gute Worte war nirgends ein Tropfen Milch zu haben. Man wird daher den Jubel begreifen, mit dem wir Ende Oktober die ersten Kühe bearbeiteten, die uns vom Mutterhaus gekauft worden waren.

Natürlich hatten von dieser allgemeinen Not auch unsere Schulkinder zu leiden. Ihre einzige Nahrung Morgens, Mittags und Abends bestand in Weizenbrei, hier Pallitsch genannt. Wenn wir ihnen nicht nur zuweilen ein Stück Brot, oder einige Gartenfrüchte geben können; doch daran war nicht zu denken. (Schluß folgt.)

Zwei starke Knaben.

Der Vorbereitungsunterricht für die hl. Kommunion hat nunmehr wohl überall begonnen. Nebenbei geben sich alle, welche des hohen Glückes teilhaftig werden sollen, Mühe, gut sich vorzubereiten. Die Kinderschuhe müssen jetzt abgelegt, etwas Geistes Ernstes soll in jedes Kind kommen. Da seien ihnen denn heute einige Beispiele aus der Zeit der ersten christlichen Kämpfe, aus der Zeit der Christenverfolgungen im römischen Reich vor Augen gestellt. In den ersten Tagen des Monats im Jahre 304 wurden in Rom wieder einige zwanzig Christen ergriffen, mit Fesseln aneinander gebunden, unter den unerbittlichsten Mißhandlungen der Wächter, sowie unter den Peinigungen und Steinwürfen des Völkels durch die Straßen getrieben und dann in einen schauerlichen Kerker verworfen. Unter diesen befand sich auch der hl. Perikratius, ein Knabe von 14 Jahren. Er war aus Asien nach Rom gekommen, dort im Christentum unterrichtet und von dem hl. Papst Marcellinus selbst getauft worden. Als der Richter zu ihm sprach, er möge doch seines zarten Alters schonen, dem Kaiser gehorchen und den Göttern opfern, da bezeichnete sich der heldenmütige Knabe mit dem hl. Kreuzzeichen und antwortete fest: „Ich bin ein Diener Christi. Ich kenne ich mit dem Munde, an ihm halte ich fest mit meinem ganzen Herzen, ihn bete ich unablässig an. Wenn ich auch in Deinen Augen ein Knabe bin, ich habe deshalb doch die Weisheit des Greisenalters, da ich nur einen Gott verehere. Deine Götter aber sind ihren Anbetern sind dem ewigen Verderben geweiht.“ Als er nach dieser Rede auf den Mund geschlagen wurde mit Ruten gereizt wurde, sagte er ruhig zu dem Richter: „Ich danke Dir, daß auch ich etwas von der Strafe leide, welche über meinen Heiland verhängt wurde.“ Ähnlich benahmen sich die Genossen des Perikratius. Der wütende Richter ließ sie sämtlich wieder ins Gefängnis zurückführen, um sie in den nächsten Tagen teils den wilden Tieren vorwerfen, teils zu hängen zu lassen. Die Glaubenshelden ließen sich durch nichts in ihrem Mute wankend machen. Im Kerker bereiteten sie sich durch gemeinschaftliches Gebet und frommen Psalmengesang auf ihren letzten Kampf vor. Nur einen Wunsch hatten sie noch für den Rest des irdischen Lebens, nämlich sich durch den Gesang des hl. Abendmahles für das Martertum zu stärken, und schwere Sorge bereitete ihnen der Gedanke, daß es vielleicht den Vorstehern der Kirche unmöglich sein würde, ihnen diesen Trost zu verschaffen. Deshalb aber gedachten zu derselben Zeit mit innigster Teilnahme ihrer gefangenen und zum Tode verurteilten Mitbrüder. In jenen unterirdischen Gewölben, die man Katakomben nennt und die jetzt noch vorhanden sind, versammelten sie die Gläubigen um sich, richteten das heilige Opfer, beteten für die neuen Märtyrer und beratschlagten, auf welche Weise am besten die hl. Wegzehrung in den Kerker gebracht werden

könnte. Dieses hielt unter den damaligen Umständen ungemein schwer. Alle Diener des Heiligtums waren durch mehrere abtrünnige Christen den Feinden verraten und von diesen genau aufgezeichnet; sie standen jeden Augenblick in Gefahr, von den zahlreichen Spionen entdeckt und ergriffen zu werden. Bei Tage konnten sie darum kaum anders, als ganz verkleidet ausgehen.

Das heilige Brot lag auf dem Altare in einem kostbaren Gefäße bereit. Der Priester, welcher das Opfer gefeiert hatte, hielt vom Altare aus Umschau, wem er wohl am sichersten die wichtige und gefährliche Sendung anvertrauen könne. Sämtliche geweihte Diener des Heiligtums fühlten den Mut dazu; manche mochten gar den Wunsch hegen, durch Ueberbringung des heiligen Sakramentes sich selbst den Weg zum Martirium zu öffnen. Aber bevor noch sonst jemand hervortreten konnte, kniete schon ein junger, etwa dreizehnjähriger Alfolyth, namens Tarsizius, zu den Füßen des Priesters. Sein unschuldiges Engelgesicht erglühete vor heiligem Eifer, er streckte die Hände aus und bat, ihm das heilige Wand anzuvertrauen. Alfolyth hieß eine Klasse der niederen Altardiener, welchen jene Verrichtungen oblagen, die heutzutage von den Meszdienern und teilweise vom Küster besorgt werden. Sie erhielten eine besondere Weihe für ihr Amt; es ist dieses eine von den sogenannten vier niederen Weihen, welche auch jetzt noch den Geistlichen vor dem Empfange der drei höheren Weihen erteilt werden. In jenen drangsalvollen Zeiten wurde auch wohl, wenn es die Umstände erforderten, den niederen Altardienern das hl. Sakrament übergeben, um es den Märtyrern oder Sterbenden zu überbringen. — „Du bist noch zu jung, mein Kind“, sagte der Priester, gerührt durch den Anblick des Knaben. — „Meine Jugend, ehrwürdiger Vater, wird gerade mein bester Schutz sein. O, verlaß mich doch nicht diese größte Ehre!“ Und Tränen glänzten in den Augen des Knaben, und seine Wangen glühten vor andächtiger Rührung, als er diese Worte aussprach. Er streckte von neuem verlangend die Hände aus und flehte mit so rührender Inständigkeit, daß der Priester nicht mehr widerstehen konnte. Er nahm das heilige Sakrament, wickelte es sorgfältig in ein leinewes Tuch, umhüllte es noch mit einem zweiten Tuche und legte es dem Knaben in die Hände mit den Worten: „Bedenke, Tarsizius, welcher ein Schatz deiner schwachen Hand anvertraut wird! Vermeide auf deinem Wege die öffentlichen vielbesuchten Plätze; bedenke, daß man das Heilige nicht den Hunden und die Perlen nicht den Schweinen vorwerfen darf. Willst du denn Gottes heilige Gabe getreu behüten?“ „Ich will lieber sterben, als sie verraten“, antwortete der Knabe, verbarg den himmlischen Schatz in dem Busen seines Gewandes und trat seinen Weg an. Auf seinem Gesichte lag fromme Sammlung und ein für sein Alter ungewöhnlicher Ernst, als er leichten Schrittes durch die Stadt eilte, gleich besorgt, sowohl die sehr belebten Straßen, als auch die verborgenen Gassen zu vermeiden. Als er der Lüre eines großen Hauses nahe kam, erblickte ihn die Herrin desselben, eine reiche Dame ohne Kinder. Seine Schönheit und der liebliche Ausdruck seines Gesichtes, während er, die Arme über die Brust gekreuzt, vorbeieilte, fiel ihr auf. „Warte einen Augenblick, liebes Kind“, sagte sie, ihm in den Weg tretend; „sage mir, wie du heißest und wo deine Eltern wohnen.“ „Ich bin Tarsizius, ein Waisenknabe“, antwortete er,

indem er lächelnd aufblickte; „und ich habe keine Wohnung, als nur eine, von der du vielleicht nicht gerne hören würdest.“ „Dann komme in mein Haus und ruhe dich aus; ich habe etwas mit dir zu reden. O, hätte ich ein Kind, wie du bist!“ „Jetzt nicht, edle Frau, jetzt nicht! Ich habe einen wichtigen und heiligen Auftrag zu besorgen, und ich darf keinen Augenblick zögern.“ „Dann versprich mir, morgen zu kommen, dies ist mein Haus.“ „Wenn ich noch lebe, will ich kommen“, antwortete der Knabe mit freundlichem Blicke. Er kam ihr wie ein Bote aus einer höheren Welt vor. Sie sah ihm lange nach, und nach einiger Ueberlegung entschloß sie sich, ihm zu folgen. Gleich darauf aber hörte sie einen Lärm und ein schreckliches Geschrei; sie blieb stehen, bis es verstummte und ging dann weiter. Mittlerweile eilte Tarsizius voran, in seinen Gedanken mit etwas besserem beschäftigt, als mit dem Erbe der reichen Dame. Er kam auf einen freien Platz, wo Knaben, die eben aus der Schule entlassen waren, ihr Spiel begannen. „Es fehlt gerade noch einer für das Spiel; wo finden wir den?“ fragte einer von ihnen. „Vortrefflich!“ rief ein anderer aus, „da kommt Tarsizius, den ich seit einem Jahrhundert nicht mehr gesehen habe. Er war früher ein guter Kamerad bei allen Spielen. Komm, Tarsizius“, fügte er bei, indem er ihn beim Arme faßte und anhielt, „wohin so geschwind? Nimm an unserem Spiele teil; du bist auch brav.“

„Ich kann jetzt nicht, Petilius; ich kann jetzt ganz gewiß nicht. Ich habe einen sehr wichtigen Auftrag zu besorgen.“ „Aber du sollst!“ rief der andere, der zuerst gesprochen, ein starker und zanküchtiger Knabe, und hielt ihn fest. „Ich bitte dich“, sagte der arme Knabe ängstlich, „laß mich gehen!“

„Nein“, erwiderte der andere. „Was verbirgst du denn so sorgfältig im Busen? Wohl einen Brief? Nun, der wird nicht verderben, wenn er eine halbe Stunde lang außer seinem Neste ist. Gib ihn her, ich will ihn so lange aufheben, bis das Spiel zu Ende ist.“ Und damit griff er nach dem Heiligtume.

„Nein, nein!“ antwortete Tarsizius zum Himmel aufblickend. „Ich will es sehen!“ sagte der andere barsch; „ich will wissen, was das für ein wunderliches Geheimnis ist.“ Er fing an, den Knaben in roher Weise hin und her zu zerren. Ein Haufen Menschen sammelte sich um sie, und alle fragten neugierig, was es gebe. Sie sahen zwei Knaben, von denen der größere und stärkere, dem anderen das, was er trug, zu entreißen suchte, während letzterer mit gekreuzten Armen allen Angriffen seines Gegners Widerstand leistete, als wäre er mit einer übernatürlichen Kraft ausgerüstet. Stoßen, schlagen, zerren — alles schien vergeblich zu sein: Der Angegriffene trug alles ohne Murren und ohne einen Versuch, wieder zu schlagen; aber er gab nicht nach.

„Was ist das? Was mag das sein?“ fragte einer den andern, als ein gewisser Fulvius vorbeiging und auf den Lärm hinzutrat. Dieser war ein grimmiger Feind der Christen, deren verborgene Versammlungsorte er auf alle mögliche Weise aufzuspüren suchte, um sie zu verderben. Es war ihm sogar einmal gelungen, bei der Weihe gegenwärtig zu sein, und bei dieser Gelegenheit hatte er auch den Tarsizius wahrgenommen. Er erkannte ihn gleich wieder und antwortete deshalb auf die Frage der Umstehenden: „Was das zu bedeuten hat? das weiß ich ganz genau. — Der Knabe ist ein Christenese, der die Geheimnisse

trägt.“ Das war genug. Die Neugierde der Heiden, die Geheimnisse der Christen zu sehen, und das Verlangen, dieselben zu verhöhnern, war geweckt, und von allen Seiten rief man dem Tarfizius zu, er solle zeigen, was er trüge. „Nie, so lange ich lebe“, war die einzige Antwort. Ein heftiger Faustschlag eines Schmiedes betäubte ihn, und sein Blut floss. Ein Schlag folgte auf den andern, bis er endlich mit Beulen bedeckt, aber die Hände noch immer fest vor die Brust haltend, zu Boden fiel. Der Pöbel drängte sich herbei und man wollte ihm gerade sein heiliges Pfand entreißen, als die Glenden plötzlich mit Riesenkraft nach rechts und links auseinander gestoßen wurden. Einige taumelten bis zum anderen Ende des Platzes zurück; andere wurden, sie wußten nicht wie, umfahrt und zu Boden geworfen; die übrigen ergriffen die Flucht. Ein großer riesenmäßiger Offizier hatte die Verwirrung angerichtet. Sobald er den Platz vom Pöbel geleert hatte, kniete er nieder und hob mit Tränen in den Augen den zer Schlagenen und ohnmächtigen Knaben auf, so sanft, wie nur eine Mutter es hätte tun können. Er fragte dann in dem freundlichsten Tone: „Bist du stark verletzt, Tarfizius?“ „Das tut nichts, Quadratus“, antwortete der Knabe, indem er lächelnd die Augen aufschlug; „aber ich trage die göttlichen Geheimnisse; bringe sie in Sicherheit.“ — Der Soldat nahm nun den Knaben mit zehnfacher Ehrfurcht auf seine Arme, — trug er ja nicht nur ein jugendliches Opfer, einen Märtyrer, sondern den König und Herrn der Märtyrer selbst und das göttliche Opfer der ewigen Erlösung. Tarfizius lehnte zutraulich sein Haupt an die Brust des kräftigen Soldaten, aber mit den Händen hielt er den ihm anvertrauten Schatz fest, und dem Träger war die doppelte heilige Last nicht schwer. Niemand hielt ihn auf, bis ihm eine Dame begegnete und ihn erstaunt anblickte. Sie trat näher und sah genauer zu, was er trüge. „Ist es möglich?“ rief sie schauernd aus. „Ist das Tarfizius, den ich eben noch so schön und lieblich gesehen habe? Wer hat das getan?“ „Edele Frau“, erwiderte Quadratus, „sie haben ihn ermordet, weil er ein Christ war.“ Die Dame sah dem Knaben ins Gesicht. Er schlug die Augen auf, sah sie lächelnd an und starb. Durch diesen Blick kam ihr das Licht des Glaubens; sie wurde bald nachher auch eine Christin. Quadratus trug den Hingeschiedenen zu dem Priester, der ihn mit den hl. Geheimnissen ausgesandt hatte. Der ehrwürdige Mann konnte vor Tränen kaum sehen, als er die noch immer gekreuzten Hände des kleinen Märtyrers aufhob und das Allerheiligste unverletzt aus seinem Busen herausnahm. Es war ihm, als sähe der Knabe jetzt noch mehr einem Engel gleich, als vor kaum einer Stunde, wo er noch lebte. Quadratus trug ihn alsdann nach einer Begräbnisstätte der Christen, von wo später seine Reliquien nach der Kirche des hl. Sylvester übertragen wurden.

Aus „**Modernes ABC**“ von P. Brors, S. J.

(Fortsetzung.)

Zum Papstjubiläum.

In diesem Jahre feiert der hl. Vater Papst Pius X. sein goldenes Priesterjubiläum. In allen Diözesen finden deshalb Feierlichkeiten statt, welche dazu dienen, die Verehrung und Anhänglichkeit an

das Papsttum und den päpstlichen Stuhl zu vermehren. Andererseits ruhen auch die Feinde der Kirche nicht, die Gläubigen am Papsttum irre zu machen und von ihm loszureißen, weil diese losgetrennten Zweiglein am sichersten verdorren. Dazu bemühen sie alle möglichen Einwände und Verläumdungen. So kann man am besten hören:

„Der Papst hat seine Macht usurpiert. Wie kann der Papst Richter über die Menschen sein, wenn er selbst nichts taugt? Wie viele schlechte Päpste aber hat es doch gegeben! Das Papsttum wird immer so gerühmt und rühmt sich selbst — ein wenig Bescheidenheit wäre besser am Platze, wenn man sich der Skandalgeschichte von der Päpstin Johanna erinnern wollte!“

Darauf antworten wir mit dem P. Brors in seinem ABC:

R. Die Päpste haben ihre Machtbefugnisse nicht zu jeder Zeit ausüben können oder wollen. Allmächtig hat sich ihr Machtbereich erweitert; aber nicht ihre Macht. Denn diese haben sie von Christus, der den Petrus zum Fundamente seiner Kirche und zum Hirten seiner Herde gemacht hat. Damit ist der Papst der Statthalter Christi auf Erden, der oberste Bischof, Bischof der Bischöfe, der erste Souverain d. h. unabhängig von jedem anderen Fürsten, der unfehlbare Lehrer der Völker, der Hirt und Vater aller Christen, der Nachfolger Petri, der erste und beste Schiedsrichter der Mächte. Diese große Macht haben die Päpste nicht usurpiert, sondern besitzen sie kraft göttlichen Rechtes. Die Urkunde steht Matth. 16, 18 und Joh. 21, 15 ff.

Wie kann der Papst Richter sein, wenn er selbst nichts taugt? Ebenso gut wie ein David König sein konnte trotz seiner Sünde; ebenso wie so viele Herrscher Herrscher von Gottes Gnaden sind und bleiben, wenn ihre Moral auch nicht unantastbar ist; ebenso gut wie ein Richter über andere Menschen richten kann, wenn er auch selbst nicht ohne Makel ist.

Es gibt keinen Thron, der würdigere Männer getragen hat als der päpstliche Thron. Wenn auch unter den 259 Päpsten ein Alexander VI. war, den wir nicht rein waschen wollen, so muß man geradezu staunen über die geringe Zahl der Päpste, an denen man etwas aussetzen kann.

Wie viele schlechte Päpste hat es doch gegeben! ruft man mit Emphase aus. Wie viele denn? heraus mit den Namen!

Die Skandalgeschichte mit der Päpstin Johanna ist eine Erfindung.

Die Fabel taucht erst bei Stephan de Borbone († 1261) und Martinus Polonus († 1278) auf, während die Päpstin Johanna nach Leo IV. (847–855) und vor Benedict III. regiert haben soll. Die ganze Fabel wird allein durch die feststehende Tatsache widerlegt, daß Benedict III. unmittelbar auf Leo IV. folgte (855–858). Die Fabel scheint entstanden zu sein durch Auffindung eines mit einer Inschrift versehenen Steines, den man für einen Grabstein hielt und durch eine an demselben Orte aufgefundenen Statue mit angeblich weiblichen Kleidern.

Wenn daraus nicht die Echtheit der Geschichte von der Päpstin Johanna sofort einleuchtet — der ist eben ein vernünftiger Mann.

St. Josephsgärtchen.

Reise der hl. drei Könige nach Bethlehem.

Ueber Heimat und Abstammung der hl. drei Könige erzählt Anna Katharina folgendes:

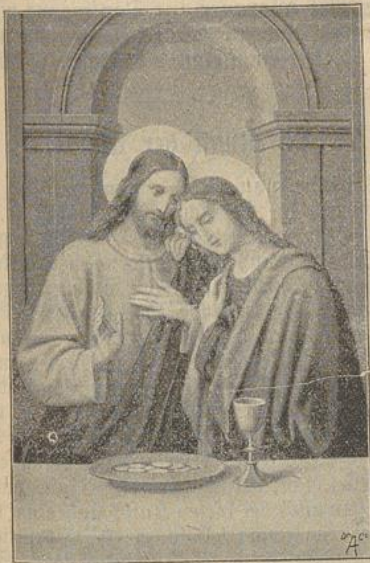
Die Anführer eines Stammes aus dem Lande Choz, der vor Abraham auf dem Kaukasus lebte, hatten auf einem Zuge nach Egypten in der Gegend von Helio- polis durch einen Engel die Offenbarung empfangen, daß aus einer Jungfrau der Heiland geboren werde, den ihre Nachkommen verehren sollten. Sie selber sollten nicht weiter vordringen, sondern zurückkehren und die Sterne beobachten. Sie stellten Feste darüber an, tanzten Triumphbogen und Altäre, die sie mit Blumen schmückten, und zogen wieder nach Haus. Es mochten wohl 3000 solcher Leute beisammen sein. Sie waren asiatische Leute und Sterndiener, von einer schönen, gelblich-braunen Farbe und sehr edler und hoher Statur. Sie zogen mit ihren Herden von einem Ort zum andern und herrschten, wo sie wollten, durch ihre große Gewalt. Durch sie nahm die Beobachtung der Sterne und der damit verbundene Gottesdienst den Anfang. Als die Sache später in Verfall geraten war, wurde sie durch einen Schüler Balaams und sehr lange nach ihm durch drei prophetische Töchter der Voreltern der hl. drei Könige wieder erneuert. Letzteres geschah etwa 500 Jahre vor Christi Geburt. In der hl. Christnacht

Darum nahmen sie ohne Säumen ihre Schätze zusammen und machten sich mit Gaben und Geschenken auf die Reise. Sie meinten, sie wollten nicht die letzten sein, die dem neugeborenen König ihre Huldigung erwiesen. Nach wenigen Tagen trafen sie mit Theofano, dem dritten König, der gegen Morgen des kaspischen Meeres wohnte, auf dem Wege zusammen. Ihr Weg bis Bethlehem betrug mehr als 700 Stunden. Sie hatten etwa 60 Tagereisen Wegs, jede zu 12 Stunden gerechnet; aber sie legten sie bei der großen Schnelligkeit ihrer Lasttiere in 33 Tagen zurück. Ich sah ihren Zug so wohl-



Böham's Kunstverlag München.

Maria, Mutter der Schmerzen.



Böham's Kunstverlag München.

Das hl. Abendmahl.

geordnet, schnell und gleichmäßig, wie den Flug der Zugvögel dahinziehen. Zuweilen hörte ich sie süß und innig miteinander singen. Sie sangen kurze Reime, wie:

„Wir wollen über die Berge ziehen
Und vor dem neuen König knien!“

In dem Stern, der ihnen voranging, war ein Kind mit einem Kreuze zu sehen. Sein Glanz war je nach den Umständen verschieden. In Gegenden, wo fromme Leute lebten, erschien er heller und in der Nähe von Judäa verschwand er ganz. Der Zug der hl. drei Könige war wohl an 200 Menschen stark; denn außer ihren Bedienten hatte sich ihnen auch sonstiges Volk angeschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Missionärs.

Noch immer lebt im katholischen Volk der apostolische Geist, der es antreibt, für die Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden nicht bloß totes Geld und Gut, sondern auch sein Liebstes, nämlich seine Kinder herzugeben. Und noch immer finden sich jährlich Hunderte gottbegeisterter Seelen, Priester, Ordensbrüder und Ordensschwestern, welche alles verlassen, um entweder den Heiden den Gekreuzigten zu predigen, oder

waren zwei der Könige, Menjor und Sair, mit Namen, auf einem Turme versammelt und sahen wundersame Bilder von einer Jungfrau und einem Kinde. Ueber dem Haupte der auf einem Regenbogen sitzenden Jungfrau stand ein Stern, der plötzlich aus seiner Stellung heraus und vor ihnen am Himmel hinschwebte. Daraus erkannten sie, daß die Geburt des von ihnen und ihren Voreltern so lange erwarteten Kindes eingetreten sei, und daß sie dem Sterne folgen sollten.

in fernen Ländern Stätten des Gebetes und Brennpunkte der christlichen Liebe zu gründen. Zwei Augenblicke sind im Leben des Missionärs von besonderer Bedeutung: die Stunde des Abschiedes, wo er für die äußeren Verhältnisse gleichsam stirbt, um nur als Apostel zu leben; und die Stunde des Todes, wo er von seinem mühevollen Arbeitsfeld Abschied nimmt, um den Lohn seiner Arbeit zu empfangen.

Wenn im Seminar der auswärtigen Missionen zu Paris Missionäre ausgesandt werden — es kommt jährlich zweimal vor — dann findet jedesmal die Bedeutung des Abschiedes durch eine ergreifende, kirchliche Feier den entsprechenden Ausdruck. Am Vorabend der Abreise versammeln sich die reisebereiten Missionäre in der Kirche des Seminars. Dort verrichten sie vor Verwandten und Freunden zum letztenmale gemeinschaftlich das übliche Abendgebet. Darauf wird als Vorbereitung auf die Betrachtung des morgigen Tages ein Abschnitt aus den Evangelien gelesen, der auf die Bedeutung des Tages Bezug hat, etwa vom guten Hirten, der sein Leben gibt für seine Schafe, oder vom Hausvater, der Arbeiter schickt in seinen Weinberg.

Am Ende der Lesung tritt ein ehrwürdiger Priester an den Altar, um mit wenigen eindringlichen Worten seine jugendlichen Mitbrüder daran zu erinnern, jetzt sei der Augenblick da, in welchem sie allem auf dieser Welt Lebewohl sagen und ihr ganzes Vertrauen auf Gott den Herrn setzen müßten. Hinweisend auf das Bild des Gekreuzigten zeigt er ihnen das Missionsleben mit all seinen Opfern, Gefahren und Entbehrungen. Die Ausgewählten knien hierauf nieder, um sich für ihre Reisen und Arbeiten den Segen ihres Obern zu erbitten; und während der Chor den Gesang aus der hl. Schrift anhebt: „Wie lieblich sind die Füße der Friedensverkünder, der Verkünder der guten Botschaft“, steigen sie die Stufen des Altars hinan, um dort gleichsam unter dem Kreuzifix von den irdigen Abschied zu nehmen. Freunde, Geschwister, Eltern drängen sich heran, um den mit der apostolischen Berufsgnade Bevorzugten nochmal zu sehen.

Bevor sich die Versammlung zur Kirche begab, hat sie der Weg durch den großen Saal geführt, den sogenannten Märtyrersaal; dort stehen in Schreinen und Särgen die irdischen Ueberreste der gemarterten Glaubenszeugen, welche einst sich am Fuße des nämlichen Altars verabschiedet hatten; dort sieht man alle Arten von Marterwerkzeugen: Aerte, Säbel, Ketten, Stricke, Halsblöcke, womit heidnische Grausamkeit ihre Opfer zu Tode gequält. Das alles hat die Bedeutung des bevorstehenden Abschiedes den Abreisenden sowohl wie den Zurückbleibenden wieder verständlich vor die Seele geführt. Und wenn nicht allen das große Glück zu teil wird, mit einem glorreichen Märtyrertod ihren mühevollen Lebenslauf zu vollenden, gleicht doch das Leben, das allen bevorsteht, einem beständigen Martyrium, sie alle werden sterben fern von der Heimat, vergessen von der Welt. Doch der da droben hat ihre Arbeit gesehen und all' ihre Opfer gezählt, und unsere Mutter, die heilige Kirche, vergißt ihres treuen Dieners nicht.

Der hl. Joseph, Patron des guten Todes.

Der in Münster hochverehrte und in weiten Kreisen bekannte verstorbene Kellermann wurde in einer Nacht eilends zu einem Kranken gerufen. Als er zu

der bezeichneten Wohnung kam, fand er alles in tiefster Schlaf, und die Hausbewohner versicherten ihm, kein Kranker im Hause sei, der nach einem Besuche zu lange. Kellermann kehrte in seine Wohnung zurück. Doch kaum hatte er sich zur Ruhe begeben, da klopfte es heftig an seiner Türe, und noch dringender als vorher wurde er zu demselben Hause gerufen. Er erhielt er auf sein eindringliches Befragen abermals denselben Bescheid, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als unverrichteter Sache zurückzukehren. Er hatte er seine Wohnung nicht erreicht, als er sich gehalten fühlte, und eine Stimme, die auch dem gleitenden Sakristan deutlich vernehmbar war, beschwor, zu demselben Hause eilends zurückzukehren, da keine Zeit zu verlieren sei. Zum dritten Male erfuhr er denn endlich, daß hoch oben im Hause eine alte Frau wohne, mit der niemand Verkehr habe. Er stieg hinauf und fand dort ein altes Mütterlein dem Tode nahe, das bei seinem Eintritt in die Wohnung ausbrach: „Gott sei Dank, daß Sie kommen!“ Als dem sie gebeitet und die hl. Sterbesakramente empfangen hatte, sagte Kellermann: „Sagt mal, liebe Frau, habt Ihr wohl viel um eine glückliche Sterbestunde gebetet?“ Die Frau erwiderte: „Ja, ich habe täglich den heiligen Joseph gebeten, mir durch seine Bitte eine selige Sterbestunde zu erwirken. Dort am dem Fenster liegt das alte Buch, aus dem ich das Gebet alle Tage verrichtet habe.“ Tief ergriffen sprach Kellermann: „Nun dankt mit mir für die Güte des heiligen Joseph, daß ich dreimal auf wunderbare Weise zu Euch gerufen worden bin, und laßt mir das Gebet jetzt zusammen zur Dankagung verrichten.“ Er nahm das Buch, sie sprachen gemeinsam das Gebet und das Mütterlein schloß die Augen für immer.

Die Kunst der Künste.

Was nennt man nicht heutzutage alles „Kunst“! Da plagen sich die Menschen Jahre lang ab, um eine Kunst zu erlernen, nur selten darnach fragend, ob das Talent zur Kunst nicht erlernt werden kann, sondern angeboren sein muß, oder noch richtiger: es ist eine besondere Gnadengabe Gottes! Eine Kunst ist es aber, die, wenn das Talent dazu uns auch nicht angeboren ist, wir doch erlernen können und sollen. Es ist die unter allen Künsten obenanstehende Kunst, seine Zunge zu regieren. Was darunter zu verstehen geht aus nachfolgenden Regeln hervor, die du, mein freundlicher Leser und Leserin, dir recht einprägen mögest. Vielleicht gelingt es dir dann, mit Gottes Beistand, der auch bei dieser Kunst unbedingt vorhanden ist, dieselbe zu lernen. Also merke: Höre lieber, als daß du sprichst; denn Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! — Sprich lieber wenig, als oft, lieber als viel. — Denke nach, bevor du sprichst. — Nie ein unkeusches oder fluchendes Wort deine Lippen befudeln. — Rede nicht, wenn das Herz erregt ist. — Sprich nach den anderen, selten gegen die anderen, immer gut von den anderen. — Entschuldige dich niemals, wenn dein Schweigen nicht Mergernis ist. — Sprich niemals aus Eitelkeit, — stets mit Bescheidenheit. — Daß keine Lüge über deine Lippen kommen. — Sprich nicht zu laut, nicht zu leise. — Frage nicht aus eitler Neugierde. — Beklage dich nicht weder über Personen, noch über Sachen, auch nicht

über das Wetter. „Es ist Gottes Wetter!“ pflegte mein seliger Vater zu sagen, wenn im Sommer die Gärten verregnet oder der Sturm das Obst abschlug. — In der Erholung sei mäßig und fröhlich, — allezeit vor Gott und für Gott, — in der Traurigkeit stille

in Gott. — Sprich nicht rühmend von dir und den deinen. — Bedenke, daß du von jedem unnützen Worte wirst Rechenschaft ablegen müssen! — Allezeit aber habe Gott vor Augen und im Herzen, dann wird auch deine Zunge stets gehorchen! —

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

Laut die Güte des Königs preisend, stand ich auf und verließ das Intunkulu, die königliche Wohnung. Langsam schritt ich durch das Thor, kaum aber war ich draußen, da konnte ich mich im Uebermaße der Schmerzen, die in meiner Hand brannten, nicht mehr halten. Stöhnend und ächzend rannte ich hin und her, bis ich endlich zur Hütte eines Bekannten kam. Hier fand ich Fett, steckte meine verbrannte Hand hinein und wickelte ein weiches Fell um die brennenden Wunden. Dann ging ich wieder fort, denn ich konnte vor Schmerzen weder sitzen noch liegen. —

Und wie ich so hin- und herging, kam ich plötzlich zu der Stelle, wo einst meine Hütten gestanden hatten. Die äußere Umzäunung stand noch, sie war vom Feuer unberührt geblieben. Ich ging hinein und watete bis über die Knöchel in der tiefen Asche umher. Da stieß mein Fuß plötzlich an etwas hartes. Ich

blickte näher hin, und im Lichte des Mondes, der eben zwischen den Wolken hervortrat, erkannte ich die geschwärzten Gebeine meiner Weiber und Kinder. — Da warf ich mich in die Bitterkeit meiner Seele mitten in die Asche hinein, ja ich bedeckte mich über und über mit diesen letzten Ueberresten meines alten Heimes und meiner lieben Kinder und Frauen. Ja, mein Vater, so lag ich nun zum letztenmale in meinem Kraal; seine Asche und die Gebeine derer, denen ich das Leben gegeben, gewährten mir einigen Schutz gegen die bitterkalte Nacht. Solches geschah in den Tagen Tschakas nicht nur mir allein, nein auch manch' anderm ist damals ähnliches begegnet. —

Wie ich nun so in der Asche lag und im Uebermaße meiner Schmerzen und in der Verzweiflung meiner Seele stöhnte und jammerte, bedauerte ich beinahe, daß ich nicht zuvor das erlösende Gift genommen. Oder sollte ich es jetzt noch nehmen? Nein, jetzt nicht mehr! Ich hatte Todesnöten überstanden, und ich wollte nun Tschaka nicht diesen letzten Triumph über mich gönnen.



Ostersonntag im Garten von Gethsemane.

Ich wußte, jetzt, nachdem ich die Feuerprobe bestanden, würde ich wieder groß werden im Lande; und ich wollte das auch, wollte alles Leid gelassen ertragen, und den Tag abwarten, an dem ich mit dem König Abrechnung halten würde. — O mein Vater, wie ich mich so in der Asche meiner Lieben wälzte, da betete ich zu den Amatongos, den Geistern unserer Vorfahren, betete zu Ghoje, dem Schutzgeist, der über mich wacht, ja ich wagte es sogar, Umkuluntulu, den Großen-Großen, anzurufen, ihn, der leise und unsichtbar über die Erde und durch alle Himmelsräume dahinwandelt, er möchte mich leben lassen, damit ich gebührende Rache nehme an jenem, der mir alles genommen, was mir lieb und teuer gewesen auf Erden.

Und da kam es wie Erhöhung über mich von oben; ich war den Sinnen entrückt und schaute — ich weiß

Wasser, von denen mir viele gar wohl bekannt erschienen. Plötzlich sah ich darunter auch Tschaka und hart neben ihm mich selbst. Ich sah den Prinzen Dingaan, Tschakas Bruder, ich sah Naba und Umschopogaa; und da erkannte ich zum erstenmal, daß er nicht tot, sondern nur verschollen war.

Nun schaut ich mich an dem Flußufer, wo ich stand, etwas um und erblickte zu meinem Erstaunen hinter mir eine schwarze, mächtige Felsenwand; und darin war ein großes Doppeltor aus Elfenbein, und durch dasselbe kam es wie Sonnenschein und Helligkeit. Diesem Tor gegenüber lag ein anderes, eben so großes, und dies war schwarz wie eine Kohle, und es war, als liege dahinter Todesnacht und Heulen und Wehklagen. Unmittelbar vor den beiden Pforten war ein erhabener Thronsaal, und darauf saß in wunderbarer Majestät eine große, weiße Frau. Ihr Kleid glänzte wie Sonnenschein, ihr Haupthaar schimmerte wie flüssiges Gold und ihr Angesicht leuchtete wie die Sonne am hellen Mittag.

In diesem Augenblick aber sah ich viele aus dem Strome steigen und noch trübend von Wasser naheten sie dem Throne und riefen: „Sei gegrüßt Inkosazana-y-Zulu, heil dir, erhabene Prinzessin des Himmels!“

Sie antwortete nicht, sondern gab nur ein Zeichen mit der Hand. Nun hielt sie aber in der Rechten einen weißen Stab aus Elfenbein, und wenn sie damit ein Zeichen gab, so deutete sie jedesmal nach der lichten, weißen Pforte, aus der so fröhlicher Gesang erscholl. Der Stab in ihrer Linken war aus schwarzem Ebenholz, und damit deutete sie nach dem schwarzen Tore, hinter welchem so schmerzliches Stöhnen und Wehklagen zu vernehmen war. Und wie sie deutete, so wandten sich all jene, die grüßend vor ihr standen, die einen zur Pforte des Lichtes, die andern zum Tore der Nacht.

Wie ich nun voll Staunen Zeuge von all dem war, sah ich plötzlich ein Häuflein Leute die Uferbank ersteigen. Bald erkannte ich sie. Es waren Unandi, Tschakas Mutter, Unadi, mein Weib, mein Sohn Musa, und meine übrigen Weiber und Kinder, welche zusammen im Feuer umgekommen waren.

Sie wandten sich zur schönen Himmelsprinzessin, welche Umkuluntulu den Zulus als Schutzpatronin gegeben, und riefen ihr zu: „Heil dir, Inkosazana-y-Zulu, Heil dir!“

Da senkte die Prinzessin ihren Szepter aus Elfenbein und deutete nach der lichten Pforte. Sie aber blieben stehen und wandten sich nicht von der Stelle. Nun begann die Fürstin zu reden, und ihre Stimme klang tief und schrecklich: „Gehet ein, Kinder meines Volkes, gehet ein durch die Pforte des Lichtes! Bögert nicht länger, denn das Gericht war euch gnädig!“ Viele aber erwiderten: „Himmelsfürstin, wir fordern Gerechtigkeit von dir, Rache über unsern Mörder, und darum verweisen wir hier!“ Und Unandi fuhr fort: „Man nannte mich auf Erden die Sonnenmutter, und im Namen aller, die bei mir sind, bitte ich dich, Fürstin, um Gerechtigkeit, um die Strafe dessen, der uns



Das Opferfest in Jerusalem: Die Fußwaschung in der Kirche zum hl. Grab.

nicht, geschah es im Traume oder in Wirklichkeit — ein wunderbares Gesicht: Es war mir, als stehe ich am Ufer eines großen, breiten Stromes. Ein geheimnisvolles Halbdunkel lag über dem Wasser; drüben am jenseitigen Ufer aber schwamm in dunkler Ferne wie eine mit dichtem Rohricht bewachsene Insel; und aus dem Schilf kamen Männer, Frauen und Kinder zu Hunderten und Tausenden. Sie alle stürzten sich in das Wasser und wurden von der mächtigen Strömung mit fortgerissen. Ich sah keinen Weißen darunter, nur Schwarze, denn mein Gesicht sinnbildete die Sulurasse, denn sie allein wurde einst, wie eine uralte Sage geht, aus dem Schilf hervorgezogen. Von jenen nun, die in diesem Strome trieben, eilten einige schnell vorüber, bei anderen ging es langsam, sowie ja auch im menschlichen Leben der eine bald stirbt, der andere viele Jahre lebt. Zahllose Gesichter sah ich da im

erschlug!" „Wie heißt der Grausame?" „Tschaka, König der Zulus, Tschaka, mein eigener Sohn!" „Schon viele kamen und forderten Rache über dieses Haupt, und es werden noch viel mehr kommen. Gedulde dich, Unandi, gedulde euch Anadi und all ihr Kinder und Frauen des Mopo, denn es naht sein Tag, und er soll fallen! Mit demselben Speer, womit er deine Brust durchbohrte, Unandi, wird man auch ihm den Dodesstoß versetzen, und Mopo wird es sein, der diesen Stoß führen wird. Ich selber will kein Lehrer sein und in meinem Namen soll er Rache üben auf Erden! Und nun geht ein meine Kinder in das Licht, denn Tschakas Urteil ist besiegelt!" — Also, mein Vater, träumte ich in jener merkwürdigen Nacht, da ich zwischen der Asche und den Gebeinen meiner lieben Angehörigen lag.

(Fortsetzung f.)

Das Osterfest in Jerusalem.

Jerusalem ist bis auf den heutigen Tag die hl. Stadt für drei Religionen geblieben, für Christen, Juden und Mohammedaner. Für die Anhänger aller dieser Konfession birgt die Stadt eine Reihe Heiligtümer, die sie zum Wallfahrtsort für die Gläubigen macht. In keiner Zeit kommt dieser kosmopolitische Charakter Jerusalems so stark zum Ausdruck, wie zu Ostern, dem Feste der Auferstehung. Dann ist die Stadt überfüllt mit Pilgern aller Konfessionen und aus allen Weltteilen. Die Erinnerung an die Leiden und die Auferstehung Christi macht die Stadt für die Christen besonders zu Ostern bedeutungsvoll; das Hauptziel ihrer Wanderungen bildet in diesen Tagen die Kirche zum Heiligen Grabe. Diese Kirche ist für alle Christen gemeinsam und steht unter dem besonderen Schutz des türkischen Reiches. Im Innern sind separate Kapellen für die Anhänger des lateinischen und griechischen Bekenntnisses und die verschiedenen sonstigen christlichen Sekten.

Die heilige Woche in Jerusalem beginnt am Palmsonntag. Schon die Hauptstraßen der Stadt, die nach der Kirche führen, zeigen den festlichen Anlaß, denn in den Läden sind große Ausstellungen von Erinnerungszeichen an Jerusalem, die Kirche, heiligen Andenken und Jesusbildern veranstaltet. Die Umgebung der Kirche gewährt in diesen Tagen einen besonders interessanten und malerischen Anblick. Unaufhörlich kommen und gehen neue Scharen von Pilgern. Schwächern und zaghaft, jedoch von heißem Verlangen getrieben, betreten sie die hl. Stätte; leuchtenden Auges und voll Enthusiasmus über das Gesehene und Gehörte verlassen sie die Kirche. Einen besonders tiefgehenden Eindruck machen die russischen Gläubigen, wenn sie in großen Trupps daherkommen, die Männer mit wirren Haaren und ungekämmten struppigen Bärten, die Weiber barhäuptig und barfüßig oder im besten Falle mit schweren Stiefeln oder Bastischuhen. Einzig und allein der Wunsch, in den heiligen Fluten des Jordan zu baden, um dadurch ihr Leben zu verlängern, führt sie her. So schwer sie um ihren Lebensunterhalt kämpfen müssen, so sehr hängen sie an ihrem Leben. Die interessanteste und ungewöhnlichste Zeremonie in der heiligen Woche ist die Fußwaschung (siehe

Abb. S. 88), die am Dienstag vor Ostern vorgenommen wird. Für diese Waschung ist eine Terrasse im Hofe vor der Kirche errichtet. In der Umgegend drängen sich die Zuschauer in Massen zu dem seltenen Schauspiel, und kein Plätzchen ist in der Nähe der Kirche zu bekommen. Die heilige Handlung selbst nimmt einen einfachen Verlauf. Der Patriarch der griechischen Kirche in Jerusalem besteigt im Verein mit mehreren Priestern die hohe Plattform, legt seine prächtige Kleidung ab und nimmt die Fußwaschung vor. Die Schnelligkeit, mit der diese Zeremonie stattfindet, legt die Vermutung nahe, daß die Fußwaschung selbst, bei den Griechen mehr eine formelle Handlung geworden ist, die aber, wie die Feierlichkeit der Teilnehmer und die andächtige Stille der Zuschauer beweisen, einen tiefen Eindruck hervorbringt.

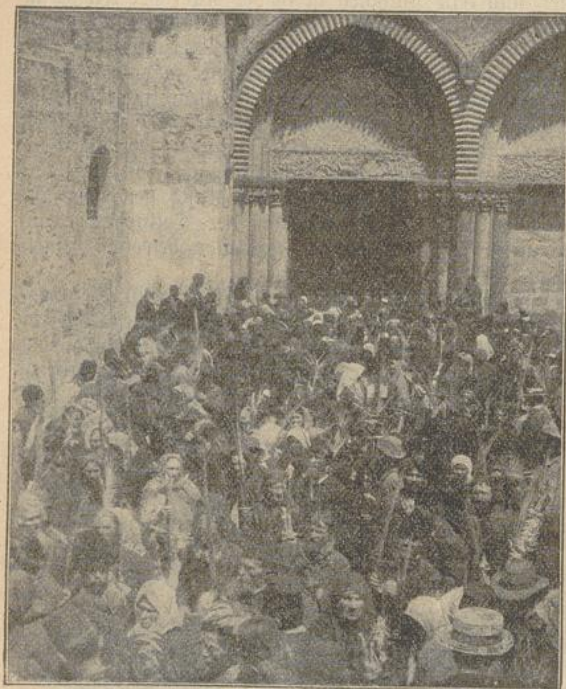
Ebenfalls von imposanter Wirkung ist die Prozession mit dem Patriarchen am Ostersonntag (siehe Abb. S. 91). Vom frühen Morgen an sind an diesem Tage die Straßen, die zur Heiligen Grabkirche führen, von türkischen Soldaten besetzt. An der Spitze der Prozession marschieren die, den einzelnen Konsulaten zugewiesenen türkischen Polizeibeamten, ihnen schließen sich



Der Berg Morijah und die Grabeskirche.

die Priester und der Patriarch an, die auf beiden Seiten von Trägern kirchlicher Abzeichen flankiert werden. Der ganze Zug dauert etwa 5 bis 6 Minuten; glänzend und farbenprächtig ist das Bild, das er hinterläßt. Es darf übrigens nicht vergessen werden, daß jahrzehntelang aus Anlaß der Feierlichkeiten vom Heiligen Grabe und den übrigen, im Evangelium erwähnten Dertlichkeiten und um Jerusalem sehr heftige Streitigkeiten zwischen den Geistlichen und Orden der lateinischen und griechischen Kirche sich abspielten, Zerwürfnisse, die nicht selten bei den tiefgehenden Gegensätzen der Parteien zu Tötlichkeiten ausarteten. In neuerer Zeit ist diesen unliebsamen, das Christentum in den Augen der Mohammedaner schwer schädigenden Vor-

gängen indes ein Ende bereitet worden, namentlich durch den Einfluß, der von Rom und Petersburg aus, den Zentralen der beiden Glaubensbekenntnisse, zugunsten einer verständlicheren Haltung der Griechen



Palmsonntag in der Kirche zum hl. Grabe.

zur Geltung gebracht wurde. Jetzt vollzieht sich der gesamte Verlauf der Osterfeierlichkeiten religiösen Charakters nicht nur in Jerusalem, sondern in ganz Palästina, in Bethlehem, Nazareth, Jericho, am Toten Meer usw. ohne jeden störenden Zwischenfall und in einer das religiöse Empfinden aller Bekenntnisse wohlthuend berührenden Weise.

Im direkten Gegensatz zu der Ruhe, welche die christlichen Feierlichkeiten charakterisiert, steht die moslemitische Gegendemonstration, die sogenannte „Prophet Moses-Parade“ (siehe Abb. S. 90), bei der es nichts weniger als feierlich still hergeht. Araberbanden, darunter Angehörige der wildesten Stämme der Beduinen, kommen eigens nach Jerusalem, um sich an den religiösen Feierlichkeiten zu beteiligen. Die Hauptzeremonie ist dabei eine gemeinsame Pilgerfahrt nach dem Grabe des Propheten Moses. Das berühmte Grab liegt zwischen den Bergen am Jordan und dem Toten Meere, etwa 20 Meilen von der Stadt entfernt. Am Dienstag verläßt die Prozession Jerusalem, und kehrt am Donnerstag vor Ostern zurück. Die Wiederankunft des Zuges wird vor der Stadt von einer vieltausendköpfigen Menge erwartet, welche die Zurückkehrenden mit Freudenrufen und Segenswünschen empfängt. In der Stadt eilen Gaukler und Geißlerbeschwörer den Heimkehrenden entgegen und zeigen vor ihnen ihre Künste. Die Begeisterung der Wallfahrer nimmt immer größere Ausdehnung an und geht schließlich in eine Art religiösen Wahnsinns über. Die von diesem Fanatismus befallenen Männer

entblößen die Brust und zerfleischen sie mit Messern, dabei wilde Tänze aufführend. Das tolle Treiben erreicht seinen Höhepunkt beim Defilieren vor der Statue des Propheten, einer alten grünen Flagge, von der die Ueberlieferung berichtet, daß sie den Israeliten vorangetragen wurde, als Moses dieses Volk aus der ägyptischen Gefangenschaft führte. Schließlich zieht sich die Prozession nach dem Tempel, wo ein feierlicher Dankgottesdienst stattfindet, zu dem aber keine Ungläubigen zugelassen sind. Nach einigen Stunden verlassen die Mohammedaner in kleinen Trupps ihr Gotteshaus und kehren glücklich in der Erinnerung an die in der heiligen Stadt zugebrachten Oertage, alsbald in die Heimat zurück.

Auch die Christen reisen bald nach Ostern wieder aus der heiligen Zentrale ab. Auf dem Heimwege flatten sie meistens noch Bethlehem, dem Jordan und den andern berühmten Orten in der Nähe Jerusalems, die mit dem Leben Jesu eng verknüpft sind, einen Besuch ab. Auch die heilige Stadt nimmt schnell wieder ihr gewöhnliches Aussehen an, bis sie dann im nächsten Jahre beim Herannahen des Osterfestes erneut aus der Einförmigkeit des täglich in gleichen Bahnen dahingleitenden Lebens gerissen wird. Und Jerusalem feiert dann eine neue Auferstehung. In der Zwischenzeit aber tönt am frühen Morgen und am späten Abend laut und vernehmlich von den Türmen der Moscheen in der Siebenhügelstadt der Ruf des Muezzin in die engen, winkligen Gassen, und selbst wenn die Osterglocken klingen und die Chorgesänge der christlichen Pilger von den Stätten des Leidens und Sterbens Christo hinüberschallen, brausen die tiefen Töne der mohammedanischen Kirchenwächter laut und vernehmlich hinein: hei a las sala usw., „Auf zum Gebet! Auf zum Heil! Das Gebet ist besser, als der Schlaf! Gott ist sehr groß! Es gibt keinen Gott, außer Gott!“ Und wenn schon die Nacht sich herabgesenkt hat, wenn die Tam-



Ostertag in Jerusalem: Die Parade zu Ehren des Propheten Moses.

ende der Pilger in den Karawanenereien und auf den
stlichen Plätzen längst zur Ruhe gegangen sind,
nur hier und da das Stampfen eines Rosses,
das Schaben eines
Esels an der hölzernen
Zeltstangen oder das
tiefe Schnaufen eines
Kamels die tiefe Stille
der sternklaren Nacht
unterbrechend, dann
zieht heulend, zitternd,
mahnend und warnend
der seit Jahrhunderten
unverändert gebliebene
Ruf des türkischen
Nachtwächters durch
das stille Gefilde: Sub-
han elmelik el hei el-
ledi la jenam wala je-
mut — „Gepriesen sei
der lebendige König,
der nicht schläft und
nicht stirbt“, und schlaf-
trunken tönt wohl aus
dem einen oder anderen
Hof die Antwort zu-
rück: Ja'rabb, hei daim
— „O Herr, o Ewi-
ger!“

H. L.

Das Osterfest in Jerusalem: Der
Muezzin ruft zum Gebet.

Deutsch-ostafrikanischer Hanf.

Im Vordergrund des wirtschaftlichen Interesses
weiter deutsch-ostafrikanischen Kolonie steht zurzeit der
aus der Sisalagave gewonnene Sisalhant, zumal die
Sisalagave mit zu der Reihe derjenigen Kul-
turgewächse gehört, welche sich seit Beginn
weiter Erschließungstätigkeit in Ostafrika als
rentabel erwiesen haben.

Obgleich die Sisalpflanze in unseren Ko-
lonien noch ein ziemlich neues Produkt ist,
war sie den Bewohnern der mexikanischen
Halbinsel Maya schon seit undenklichen Zei-
ten bekannt, z. B. hat man in Gebäuden der
alten zerstörten Städte Yucatan's im Stuck
der Hausfassaden Sisalhant gefunden. Außer-
dem wurde die damals noch wild wachsende
und nicht weiter kultivierte Pflanze von den
Eingeborenen zur Herstellung von allem mög-
lichen Tauwerk verwendet und noch heute
nimmt Mexiko einen angesehenen Platz mit
seinen Produkten im Export ein. Daß der Ex-
port dieses Artikels erst in der letzten Hälfte
des vergangenen Jahrhunderts begonnen hat,
ist eine vielfach zu Unrecht verbreitete Ansicht,
denn bereits im Jahre 1760 erregte die Nach-
richt, daß in Mexiko eine Faserpflanze ent-
deckt sei, die vorzügliches Material zur Her-
stellung von Schiffstauen liefere, ein nicht ge-
wöhnliches Aufsehen. Der seinerzeitige König von
Spanien erkannte zuerst den Wert und sandte
einige Experten zur Prüfung des Materials
nach Amerika und so dauerte es nicht lange,
bis sämtliche Schiffe der spanischen Nation
mit Tauwerk aus diesem vorzüglichen Material

versehen waren. Wie jedes andere Produkt, so hatte
auch die Sisalagave eine Krisis infolge eines Krieges
mit den Indianern durchzumachen, während welcher
der Export dermaßen zurückging, daß die Pflanze bei-
nahe vergessen wurde. Infolge rationell betriebener
Anpflanzungen und Verwendung moderner Aufbereit-
ungsmaschinen kam die Agave jedoch bald wieder zu
großem Ansehen.

Von der Halbinsel Yucatan, auf deren steinigem
Boden sie besonders gut zu gedeihen scheint, wurde
sie vor etwa 15 Jahren nach Ostafrika eingeführt, wo
sie sich bereits so eingebürgert hat, daß sie eine der
gewinnbringendsten Nutzpflanzen zu werden verspricht.
Die erst seit 1900 existierende Deutsche Agavengesell-
schaft hat bereits 7 Prozent Dividende bezahlt, gewiß
ein Zeichen dafür, daß die Faserpflanze noch eine große
Zukunft hat. Voraussichtlich werden wir bereits in
wenigen Jahren in der Lage sein, alle nichtdeutschen
Lieferanten aus der deutschen Hanfindustrie zu ver-
drängen, zumal schon heute mit Genugtuung behauptet
werden kann, daß außer dem deutsch-ostafrikanischen
Sisalhant unter allen sog. harten Hanfen, in deren
Handel bisher das britische Reich die Herrschaft aus-
übte, es keinen gibt, der an Schönheit der Farbe und
an Reinheit diesem neuesten, deutschen Kolonialpro-
dukt gleicht. Der deutsch-ostafrikanische Hanf ist die
bei weitem beste Agavenfaser. Seit seinem ersten Er-
scheinen nähert sie sich immer mehr dem Werte des
Manilahanfes. Letzterer ist bekanntlich jenes aus den
Blattscheiden der Bananen gewonnene Produkt. Einer
Berechnung entnehmen wir, daß die Produktion des
deutsch-ostafrikanischen Hanfes, selbst wenn der An-
bau nur in dem ostafrikanischen Schutzgebiet betrieben
wird, in weniger als zehn Jahren auf 30 000 Tonnen
steigen wird. Das ist bei dem heutigen Preise von
84 Mark per 100 Kilogramm ein Objekt von 25



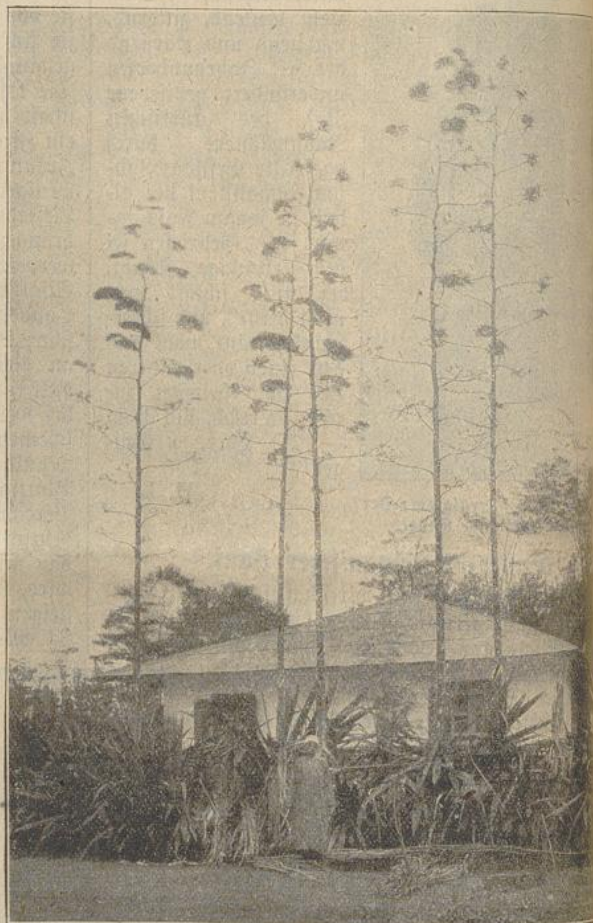
Das Osterfest in Jerusalem: Osterprozession des griechischen Patriarchen.

Millionen Mark und bedeutet für den Weltmarkt quantitativ ein Drittel der Exportmenge von Manihot (zurzeit ist der Preis für ostafrikanischen Sisalhanf sogar auf 90 M. gestiegen).

Der Wert steckt in den zähen Fasern der bis 1½ Meter langen, unten zwei Finger dicken, oben spitz zulaufenden Blättern. Jede Pflanze hat hunderte von Blättern, von denen immer nur die untersten geschnitten werden. Gute Pflanzen können in einem Jahr über einen halben Zentner Blattmaterial liefern, während die darin enthaltenen Fasern etwa drei Prozent des Pflanzenfleisches ausmachen. Mit zwei Jahren entwickelt die Pflanze die ersten schnittreifen Blätter, die dann etwa drei Jahre lang ununterbrochen abgeerntet werden können. Nach 6 Jahren etwa treibt sie den Blütenstengel in die Höhe, mit dessen Vollreife sie abstirbt. Dieser Blütenstengel setzt tausende von Bullbillen (Knospen, den Zwiebeln ähnlich), an, die bei seinem Absterben als fertige kleine Pflänzchen herabfallen. Außerdem vermehrt sich die Agave durch Wurzelschößlinge ziemlich schnell.

Die wichtigsten Arten die für den Anbau in unserer Kolonie in Betracht kommen, sind die grüne und die weiße Sisalagave, früher baute man auch die Mauritiusagave an, doch ist man davon wieder abgekommen, da sie nur geringwertigen Hanf liefert und ihr Ertrag auch hinter den beiden erstgenannten zurücksteht. Bevor wir zur Ernte und Zubereitung der Blätter übergehen, wollen wir noch kurz die Anlage einer Sisalplantage betrachten. Das betreffende Stück Urwald wird zunächst von seinem Bestand gesäubert, um die Anlagekosten zu verringern, wählt man meistens nur mit weniger dichtem Busch bestandenes Land. Die Auswahl des Landes gestaltet sich insofern umso leichter, als die Pflanze keine besonderen Ansprüche an den Boden stellt, wie wir bereits eingangs erwähnt haben. Sumpfiges Terrain resp. nassen Boden mit darunter liegender Tonschicht kann die Pflanze nicht vertragen, die Blätter bleiben dann dünn und weich, wie feuchtes Leder, und liefern nur geringe Erträge. Nachdem der Boden entsprechend präpariert ist, wobei jedoch zu erwähnen ist, daß fast alle größeren Baumstümpfe usw. im Boden bleiben, und nur die kleinen Wurzelstöcke abgeschlagen werden, wird das ganze Feld mit einer Hacke durchgehackt. Das so bearbeitete Feld bleibt dann liegen bis ein kräftiger Regen den Boden durchfeuchtet hat. Ist dies geschehen, so beginnt man mit dem Auspflanzen. Zu diesem Zweck wird mittels einer Hacke ein Loch aufgeworfen, in welches das junge Sisalpflänzchen eingesetzt und mit dem Fuß festgetreten wird. Daß eine Pflanze nicht anwächst kommt sehr selten vor. In der Folgezeit bis zur Ernte hat der Pflanze nur dafür zu sorgen, daß das Unkraut, welches in den Tropen natürlich besonders üppig gedeiht, nicht überhand nimmt. Aus diesem Grunde muß er die Plantage alle drei bis vier Wochen von seinen Arbeitern durchhacken lassen. Steht die Ernte vor der Tür, so werden die Eingeborenen mit langen und breiten Messern, sogenannten Cutlax, ausgerüstet, mit

denen sie die Blätter oberhalb des Schaftes abbaue. Auf einer kleinen Feldbahn werden die in Bündeln geschnürten Blätter nach der Entfaserungsstation transportiert. Es ist ausgemacht, daß die Losung der Fasern aus dem Blatt in großem Maße mit der Hand erfolgen kann; vielmehr sind dazu Maschinen nötig. Im allgemeinen vollzieht sich die Entfaserung in der Weise, daß das Blatt langsam in eine Trommel eingeführt wird, in der sich ein mit



Der Goliath unter den Blumen: Sisalagave in Blüte.

lenen Schaufeln versehenes Rad außerordentlich schnell in einer Entfernung von nur etwa 1 Millimeter von der Trommelwand bewegt. Die Schaufeln schlagen das wässrige Fleisch des Blattes ab, so daß nur die Fasern übrig bleiben. Nach dieser Entfaserungsprozedur werden die „gerissenen“ Blätter auf ein Brett gelegt und mit einem Knetmittel tüchtig bearbeitet, um die Fasern eventuell noch anhaftenden grünen Flecken zu entfernen. Es ist dies eine oft sehr schwierige und zeitraubende Arbeit, da die Außenseite der Blätter durch Insektenstiche verursachte Narbenbildungen weißlich werden, welche sehr fest mit dem Gewebe verwachsen sind. Der aus den Pflanzen bei der Verarbeitung gewonnene Saft ist dermaßen scharf, daß er bei den Eingeborenen oft schwere und tiefe Geschwürbildungen besonders an den Schenkeln hervorruft, die sehr schmerzhaft sind.

In einem großen Waschkassin wird dann der ent-
färbte Hanf tüchtig durchgewaschen und dann auf zwei
8 Zentimeter einander parallel laufenden verzinkten
Drahten getrocknet. Dieser dop-
pelt angeordnete Draht soll
das Zusammenkleben der Fa-
den verhindern. Nachdem der
Hanf dann hier in einigen
Tagen genügend trocken gewor-
den ist, wird er in Ballen ge-
packt (zwecks Frachtersparnis)
und nach Europa zur weiteren
Verarbeitung verschifft. Eine
für die Rentabilität der Kultur
gefährliche Entwertung des
Sisalhanfs durch Ueberpro-
duktion, wie beim Kaffee, ist
in absehbarer Zeit nicht zu be-
fürchten, da der Ausbreitung
der Sisalkultur ein stetig stei-
gender Bedarf gegenübersteht
und sich dem Sisalhanf bestän-
dig neue Verwendungsarten er-
öffnen, von denen man vor
kurzem noch keine Ahnung
hatte.

Franz Otto Koch.

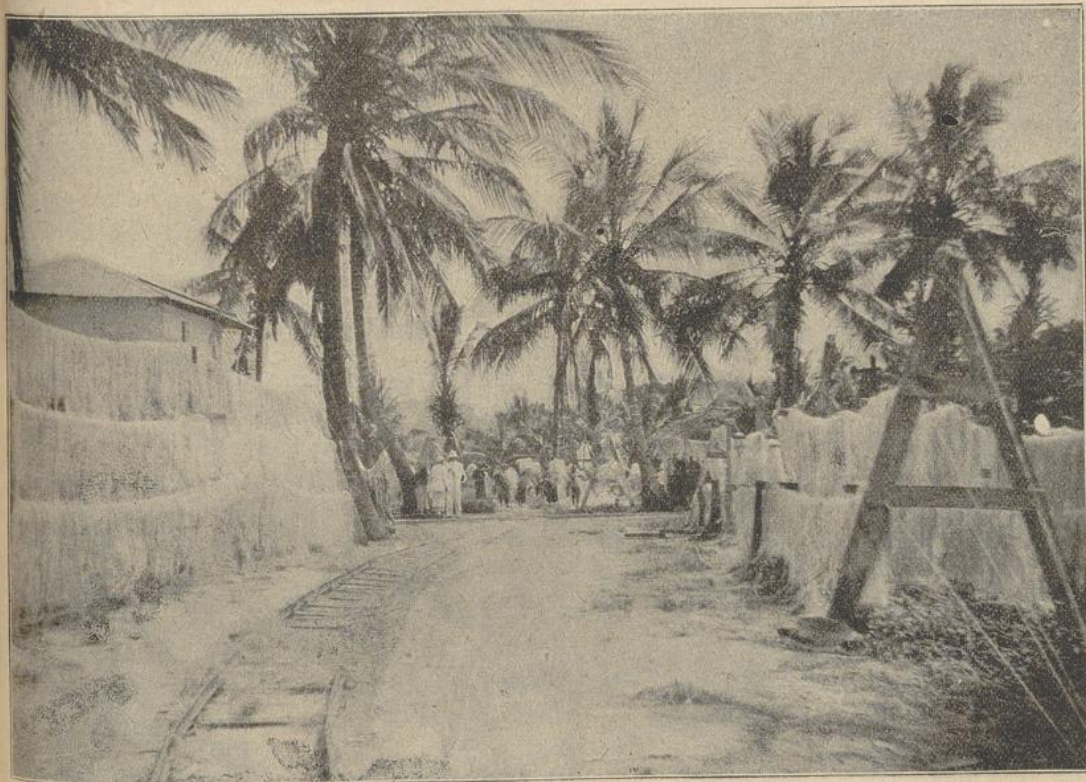
seiner Freunden gegenüber: „Unter den Dingen, die
ich hier entbehre, ist eines der bedeutendsten das Glocken-
geläute, und vor allem das Läuten der Angelusglocke.



Sisalagavenfeld in Deutsch-Ostafrika.

Das Abeläuten. Während seiner Verbannung
auf der Insel St. Helena äußerte Napoleon I. einigen

Niemals habe ich diese Glocke gehört, ohne daß mein
Herz still im Innersten bewegt wurde, ohne daß meine



Trocknen des Sisalhanfs.

Erinnerung zurückgekehrt wäre zu den Tagen meiner schuldlosen Kindheit. Oft wurde ich dann still. Meine Begleiter glaubten, ich dächte nach über einen Schlach-

Reinlichkeit der Insekten. In Bezug auf die Reinlichkeit der Insekten hat der Naturforscher C. McCook interessante Untersuchungen veranstaltet.

Er beobachtete viele Tausende von Ameisen, zu allen Tages- und Nachtstunden unter den verschiedensten der Reinlichkeit ungünstigen Verhältnissen. Niemals entdeckte er eine saubere Ameise, trotzdem sie meistens in der Erde graben und sich in Abfällen und im Mist bewegen. Die Tierchen betreten nämlich an ihrem Körper gezähnte Räumchen, die sie bürsten und zierliche Vorrichtungen an denen die Schmutzteile leicht hängen bleiben. So reinigen sie sich vor dem Schlaf und wenn sie wieder munter werden; ja sie sind einander sogar beim Reinigen behilflich. Auch andere Insekten, wie die Wespen, fleißigen sich der größten Sauberkeit.



Transport der Sisalhantballen zur Küste.

tenplan. Sie irrten sich; ich wurde still über das Ave-läuten und mein Geist ruhte aus über den Klängen des Angelus." Wahrlich, ein schöner Zug aus dem Leben des großen Feldherrn!

Wenn alles um dich brechen will,
Halt nur ein kleines Weilchen still.
Laß nur die Stürme toben,
Bald wirst du deinen Schöpfer loben.



Beförderung der Ballen auf das Schiff.

Die Ermordung König Carlos von Portugal und seines Sohnes, des Kronprinzen Luiz Gilippe.



Der ermordete König Carlos I. von Portugal.

König Carlos stand im 45. Lebensjahr. Er war seit dem Jahre 1886 vermählt mit Prinzessin Amalie von Frankreich. Dieser Ehe sind zwei Kinder entsprossen, der gleichfalls ermordete Kronprinz Luiz Gilippe und der Infant Manuel, der jetzt als Manuel II. im jugendlichen Alter von 18 Jahren den Thron bestiegen hat. König Carlos entstammt dem Hause Sachsen-Coburg-Gotha. Im Jahre 1886 vermählte sich nämlich Prinz Ferdinand von Sachsen-Coburg-Gotha mit der Königin Maria II. da Gloria von Portugal und wurde dadurch König von Portugal. König Carlos war sein Enkel. Durch die Vermählung seiner Tante mit dem verstorbenen König Georg von Sachsen war der Ermordete ein Vetter des jetzt regierenden Königs von Sachsen.



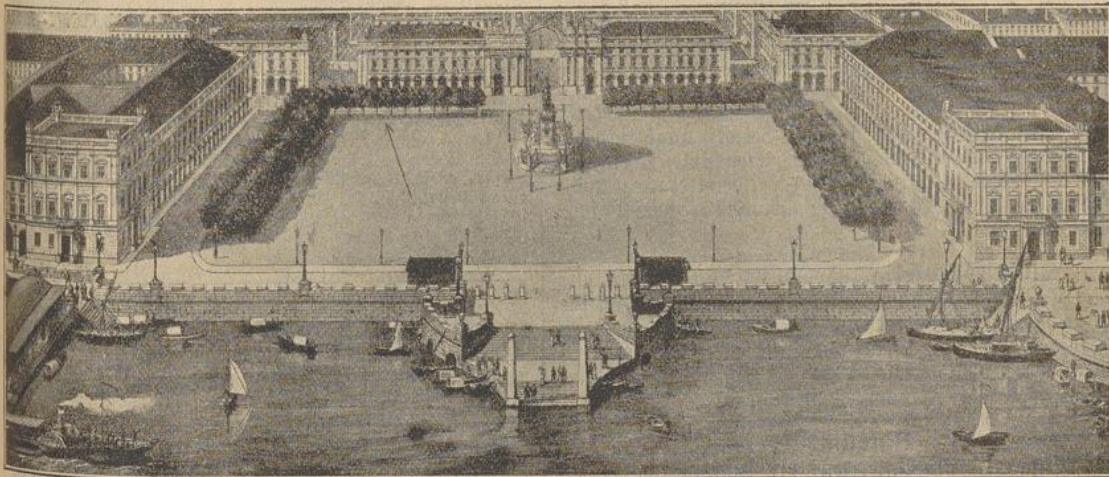
Der ermordete Kronprinz Luiz Gilippe von Portugal.

Kronprinz Luiz Gilippe hat nur ein Alter von 21 Jahren erreicht. Er führte den Titel Herzog von Braganza. Der junge Prinz hatte zu der Politik seines Vaters bereits Stellung genommen. Es hieß sogar, daß ein Zerwürfniß zwischen dem König und dem Kronprinzen deshalb entstanden sei. Kronprinz Luiz Gilippe galt als außergewöhnlich befähigt. Sein Erzieher war ein Oesterreicher, und so beherrschte er die deutsche Sprache, wie auch sein jüngerer Bruder, der nunmehrige König Manuel II. von Portugal.



Königin Amalie von Portugal, die Witwe des ermordeten König Carlos von Portugal.

Königin Amalie von Portugal ist von Geburt eine Prinzessin von Frankreich; sie ist als Tochter des Grafen von Paris eine Enkelin des letzten, entthronten französischen Königs Ludwig-Philipp aus dem Hause Bourbon-Orleans. Die Königin ist 42 Jahre alt und gilt als eine sehr begabte Frau. Sie hat ein regelrechtes medizinisches Studium hinter sich und besitzt den Doktorgrad. Die Königin erhielt seinerzeit die Rettungsmedaille, als sie mit eigener Lebensgefahr einen Knaben vom Tode des Ertrinkens gerettet hatte.



Der Schauplatz des Königsmordes in Portugal (die Praca do Commercio in Lissabon).

Als die königliche Familie über den Platz fuhr, wurde der König und der Kronprinz hinter der Baumallee im Wagen erschossen. Der auf unserem Bilde eingezeichnete Pfeil bezeichnet die Richtung, in der die Unglücksfalle liegt. Die Leiche des Königs und der tödlich verwundete Kronprinz wurden nach dem links von der Landungstreppe gelegenen Marinearsenal gebracht, wo auch der Kronprinz bald darauf verstarb. Das Ministerium und die Wohnung des inzwischen zurückgetretenen Ministerpräsidenten Franco befinden sich hinter der Baumreihe in der Mitte unseres Bildes.

Die Eisenbahnen der Erde hatten Ende 1904 eine Länge von 886,313 Kilometer. An der Spitze marschiert Amerika mit 450,574, es folgen Europa mit 305,407, Asien mit 77,206, Australien mit 27,052 und Afrika mit 26,047 Kilometer. Unter den Einzelstaaten besitzen die Vereinigten Staaten von Nordamerika die größte Eisenbahnlänge mit 344,172 Kilometer, dann kommt Deutschland mit 55,564, das europäische Rußland mit 54,702, Frankreich mit 45,773, Britisch-Indien mit 44,352, Oesterreich-Ungarn mit 39,168, Großbritannien und Irland mit 39,297 und Kanada mit 31,544 Kilometer. In der Dichtigkeit des Eisenbahnnetzes steht Belgien mit 23,9 Kilometer auf je 100 Quadratmeter Fläche obenan, es folgt Sachsen mit 19,8, Baden mit 13,6, Großbritannien mit 10,7, die Schweiz mit 10,2, Württemberg mit ebensoviel, Bayern mit 9,8, Preußen 9,6, Oesterreich mit 5,8 Kilometer. Das Verhältnis der Eisenbahnlänge zur Bevölkerungszahl ist in Europa am bedeutendsten in Schweden, wo 24,5 Kilometer auf je 10,000 Einwohner treffen, dann kommt Dänemark mit 13,4, die Schweiz mit 12,7, Bayern mit 12, Frankreich mit 11,7, Elsaß-Lothringen mit 11,5, Baden mit 11,3, Norwegen mit 10,9 und Belgien mit 10,2 Kilometer. Die Aufwandskosten der Eisenbahnen der Erde beziffern sich auf 89,991,532,027 Mark für Europa und 177,945,928,581 Mark einschließlich der Länder außer Europa, so daß am Schluß des Jahres 1904 rund 178 Milliarden Mark in Eisenbahnwerten angelegt waren.

Einige nuchbare Räte für das Hauswesen.

Vor allem laß Gott mit dir Haus halten. — Sei wachsam, ein rechter Hausvater ist der erste auf und geht der letzte nieder. — Sei sparsam; zur Haushaltung gehören vier Pfennige; ein Notzpennig, ein Zehrpennig, ein Ehrenpennig und Mehrpennig. — Sei arbeitssam; wie du's treibst, so gehts. — Bezahle richtig; wer seine Schulden bezahlt, legt auch ein Kapital an. — Achte den Diensthofen; ein treuer Diener ist ein verborgener Schatz im Hause. — Sei wachsam; wer nicht über seine Arbeiter wacht, der läßt ihnen seinen Beutel offen. — Tu's selber, wenn du kannst; befehlen tut's nicht, selbst angegriffen tut's. — Tu's mit Eifer; Gewinn will Frühe haben. — Tu's geschickt; Vorteil macht bald Feierabend. — Halte deine Leute an. — Laß sie feiern zur rechten Zeit; Ruhe ist der Arbeit Taglohn.

Ein lateinischer Witz ist bei der Ungültigkeits-Erklärung des Reichstagsabgeordneten Polenz (Plauen) gemacht worden. Ein klassisch gebildeter Kollege widmete ihm folgenden Nachruf: „Nolens volens Polenz dolens abiit.“

Nicht kostspielig. Jobson: „Ich erspare mir viel Trübel und Unannehmlichkeit dadurch, daß ich für jedes Paar Hosen ein Paar Hosenträger habe.“ — Dobson: „Das ist in der Tat eine gute Idee, aber es ist auch kostspielig. Wie viele Hosenträger hast Du denn eigentlich?“ — Jobson: „Ein Paar.“

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Dahn, Ehlingerstheim, Holzheim, Ilfurt, Karlsruhe, Bräunlingen, Göttingen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropf in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Dankjagungen

sind eingegangen aus: Hohenlinden, Sauerwiz, Au bei Heilbrunn, Laudenbach, Langheim, Watersdorf, Lungen, Schann, St. Johann, Schwarzenberg, Linz, Bernau.

Gebetsempfehlungen.

Kranke Mutter mit 4 kranken Töchtern. Viele in verschiedenen Krankheiten. Schweregeprüfte Familien und deren Anliegen. Bitte um den Lebensberuf. Um Wiedererlangung des guten Namens und der Ehre. Befreiung von Sündern. Glückliche Entbindungen. Glückliche Operationen. Ein blindes, gemütskrankes Fräulein. Um ein Seelsorger. Würdigen Empfang der heil. Sakramente. Glückliche Standeswahl. Um Wendung von Verhältnissen. Glückliche Ehe. Gute Diensthofen. Unglückliche Ehen. Mehrere Trunksüchtige. Um Fluchen ergebene. Um lohnendes Geschäft. Gute Kindererziehung. Gemütskranke, Irriinnige, Verirrte. Um Kindererziehung. Mehrere Priester. Augenleidende. Glückliche Sterbende. Gefährtende. Glück. Ausgang eines Prozesses. Guter Handel. Feldverkauf.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltätigkeitsbundes sind gesendet und werden dem frommen Gebete unser Leser empfohlen:

Kaver Gader in München. Hochw. H. Georg Kürsch, gest. und Stadtpfarrer in Avels. Albert Vogt, Reallehrer a. d. H. Hopferau. Anna Ohl in Zeilsheim. Fräulein Antonie Martin in Augsburg. Witwe Nina Ehrnsberger in Neumarkt, Oberpf. Herr Pfarrer Matthäus Burger in Uttenweiler. Johannes W. in Wallerstein. Peter Hingott in Gumburg. Herr Priester in Wasserhof. Wm. Hagmann in Mosnang. Anna Gwinger in Hohen. Franz Giller in Gleiwitz. Adalbert Glingas in Giesing. Frau in Mehlhof. Frau Witwe Katharina Gieser in Neuf. Rosa K. Almina Latin in Stadtprozelten. Louise Lang, geb. Schneider in Hanz. Anton Linhard in Amstetten. Frä. Katharina Röll in München. Franz Weinberger in Deggendorf. Franz Winkler in Giesing. Herr Huber in Wurmshausen. Herr Oberin M. Saleja in H. burg a. D. Hochw. Herr Pfarrer Joh. B. Goldschmidt in H. lingen. Hochw. Herr Pfarrer Peter Anser in Altsiedeln. Dr. Barth in Reutenburg. Adelheid Köpfer in Rheinau. Sabina Phil. Saur in H. H. Witwe Elisabeth Salber in Würzburg. Herr R. in Seebach. Viktoria Schneider in Seebach. Hochw. gest. Rat E. Knoll in München-M. Kath. Neßbeter in K. Gustav Heyder in Breslau. Frau Theresie Nägele in G. G. G. Witwe Höpfer in Dammert. Kath. Blumenfeld in Zeiskam. Witwe Heinrich Kern in Landau, Pfalz. Hochw. gest. Benef. Frz. D. Solter in Neustadt. Maria Adam in G. Barbara Bauer in Straben. Maria Ros in St. Jernej. Ferdinand Anshl in Feldbach. Anna Kienegger in H. Schuller in Schröden. Maria Hämmerle in Dornbirn. Herr Brunner in Paulsbrunn. Ambros Gächter in Koblach. Herr Gelsbacher in St. St. Hochw. Herr Pfarrer Johann G. in Vobice. Hochw. P. Georg Guemer in Kremsmünster. Alara G. lingen in Sierming. Hochw. Herr Pf. Anton Konecny in H. Agnes Novak in Prag. Magdalena Rirberger in St. Franziska Kocher in Böhm. Laipa. Leopold Schiedt in Wien. Franziska Tegel in Merfeldorf. Maria Brettenkleeber in St. St. ob Stainz. Franz Göhl in St. Stefan ob. Stainz. Maria D. in St. Stefan ob. Stainz. Josef Schellberger in Thannstein. Franz Baier in Altheim. Katharina Maderhofer in Altheim. Burga Breibeneicher in Altheim. Anna Mangold in Altheim. Schuchlinger in Altheim. Franz Hörmann in Thannstein. R. Nollner in Thannstein. Amalie Kizha in Innsbruck. Cajilla in Groß Florian a. R.

Zahlung rückständiger Abonnements des Vergiftungspro 1907 und Vorauszahlung des Vergiftungspro 1908 geschieht in Deutschland am einfachsten per Postanweisung, in Oesterreich-Ungarn und der Schweiz durch Postcheck.

Wir sind unsern geehrten Freunden und Gönnern stets dankbar für gütige Zusendung von genauen Adressen wohlthätiger Personen, an die wir das Vergiftungspro versenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.

Nr. 5

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohlthätern wird
das Vergißmichnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Wert zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
gehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Eine Neubekehrte aus Mariannhill zu Süßen Mariens.

Köln a. Rh.

Mai 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Doppelter Frühling.

Tannendunkel, Taugesunkel,
Träumerischer Umschlag!
Bassamlüste, süße Düfte,
Schmeichelnd über Feld und Hag!

Aus dem Moos kommt der Rose
Gluterfüllter Liebesblick,
Und der Quellen Silberwellen
Kauschen rhythmische Musik!

Er'ger Schöne süße Töne
Durch verhallend irdischen Sa-
Beben leise; — diese Weise
Hab' gesucht ich winterlang!

Ja, ich fühlte, wie es wühlte
Mir im Herzen, Heimatweh.
Ewig ferne gold'ne Sterne —
Hier am Himmel, dort im See.

Eisesbanden sprangen, schwanden
Vor des Lenzes mildem Hauch.
Heiland, süßer! — Mich, den Wüßer,
Lösest du von Banden auch!

Klingt und schmettert, jubelnd klettert
Mit der Lerche hoch empor,
Meine Lieder; — heim ja wieder,
Land der Sohn, der sich verlor!

Franz Eichert.

Ein neues Missionskirchlein.

Von Rev. P. Apollinaris Schwammberger, O. C. R.

Lourdes. — Es dürfte die Leser des Vergißmeinnicht gewiß interessieren, nach längerer Zeit wieder einmal etwas über die Entwicklung des Missionswerkes auf unserer Missionsstation Lourdes, in Ost-Griqualand, zu hören.

Nachdem es uns vor 1½ Jahren vergönnt war, unsere zweite Außenstation, Unyembe, dem öffentlichen Gottesdienst zu übergeben — die erste, seit Jahren bestehende heißt Dumisa — bin ich heute in der glücklichen Lage, unsern verehrten Gönnern und Wohltätern mitteilen zu können, daß nun auch eine dritte, am kleinen Zibi-Fluß gelegene Kirche bereits so weit ihrer Vollendung entgegengeführt ist, daß die feierliche Benediktion voraussichtlich in vier Wochen stattfinden kann. (Ich schreibe diese Zeilen Ende Jan. 1908.) Nach dem Willen unseres gegenwärtigen Missionsobern soll dieselbe den Namen des hl. Franz Xaver, dieses Vorbildes aller Missionäre, tragen.

Während dieses dritte Kirchlein, wie gesagt, noch der kirchlichen Benediktion harret, ist der Bau einer weiteren Kapelle am entgegengesetzten Ende unseres Missionsbezirkes ein schreiendes Bedürfnis geworden. Es sind nämlich dabelst Protestanten der verschiedensten Sekten und Namen bis hart an die Grenze unserer Missionsstation vorgerückt und suchen dort ein von Kaffern dicht bevölkertes Gebiet, Engamaqua mit Namen, für sich zu gewinnen. Schon haben sie in der Nähe zwei Gebetshäuser mit Schulen errichtet, und das fordert uns gebieterisch auf, ebenfalls energisch die Hand ans Werk zu legen. Das einheimische Volk ist uns zum Glück sehr geneigt; sowohl Heiden wie Protestanten verlangen immer dringender nach der Lehre und dem Gottesdienst der ama Roma (Römer, Trappisten).

Gott allein weiß, wie schwer es dem Herzen des Missionärs wird, solche Rufe nach dem Heile hören zu müssen und sich dabei außer Stand zu sehen, ihnen entsprechen zu können. Denn zum Kirchenbau fehlt

mir außer dem Bauplatz und den Rauch-Steinen einfach noch alles. Da bleibt mir nun nächst dem Gebete nichts übrig, als neuerdings an die bewährte Opferwilligkeit unserer edlen Wohltäter zu appellieren.

Ich habe die ganze Angelegenheit dem allgütigst bereiten Herzen Jesu übergeben, damit es die Herzen rühre und die Hände zu einem milden Beitrag öffne. Wer will ein Scherlein dazu beitragen, wo es gilt, armen Schwarzen ein Missionskirchlein zu bauen und somit mitzuwirken am größten und schönsten aller Werke, der Rettung unsterblicher Seelen?

Sollte ein mit irdischen Gütern mehr begabter Wohltäter zum genannten Bau eine namhafte Summe spenden, so sind wir gerne bereit, die Kirche nach einem Patrone zu benennen, zu dem er eine besondere Verehrung und das größte Vertrauen hegt.

Aus der Blumen- und Kinderwelt.

Von Schw. Engelberta.

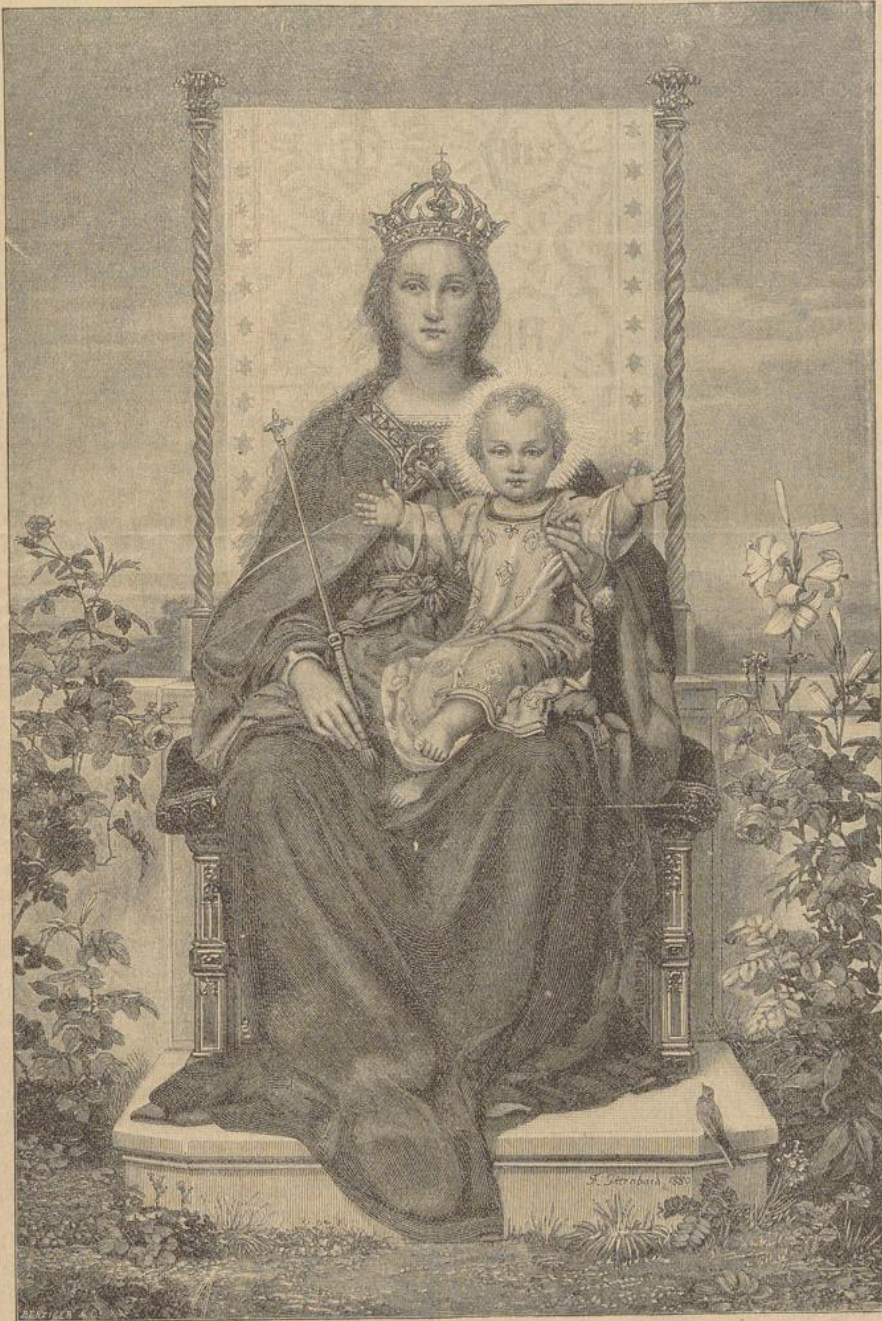
(Schluß.)

Gzenstochau. — So gab es der Blumen und Blüten noch gar viele: Enzian und Quendel, Heidekraut und Seerose, Pantöffelchen und Tausendguldenkraut u. v. u. und ebenso wären in unserer Schule noch viele Bäschen und Mädlein, die sich mit diesen Kindern der bunten Blumenwelt vergleichen ließen. Doch, ich denke, es ist nun des Guten genug geschehen. Nur ein Blümchen möchte ich zu guter Letzt unsern verehrten Lesern und Leserinnen noch anbieten, ein gar feines, hochedles Blümchen. Es wächst aber weder im Garten noch im Feld, sondern nur hoch oben, ich möchte sagen, in Himmelsnähe. Wollen wir es pflücken, so müssen wir hinauf in die Wolkenregionen des Hochgebirges, wo keine menschliche Wohnung mehr steht, nur Fichte und Edelstanne zum Himmel ragen und die felsigen Berggrate unverwandt der Sonne ins Auge sehen. Hier steht das Blümlein, das wir suchen, das feine, zarte „Edelweiß“. Wie eine

Pfirsche und ein Edelräulein steht es in seinem weichen, sammetartigen Silberkleidchen da unter den Blumen des Hochgebirges, sodaß alle nur mit Ehrfurcht zu dieser ihrer Königin emporblicken.

Doch wie, es ist nicht allzu gewagt, ein armes, schwarzbraunes Kafferkind mit einem so zarten, seltenen Blümchen zu vergleichen? Ich dachte nein; im Gegenteil, ist jede unsterbliche Seele an sich schon unendlich erhaben über alle Gebilde der Natur, so verleiht ihr der christliche Tugendsschmuck vollends einen Adel und eine Zier, daß selbst die schönste und farben-

prächtigste Blume nur ein schwaches Abbild davon genannt werden kann. Und solch edle, hochadelige Seelen finden sich gottlob nicht nur unter den Stämmen kauftasischer Rasse, sondern auch unter den Schwarzen. Mand' edle Seele hab' ich unter den Zulus schon kennen gelernt, doch kaum eine von so vorzüglicher Gemütsanlage, wie unsere kleine schwarze Lehrerin Veronika. Hohe Intelligenz, kindlicher Frohsinn und höchster sittlicher Ernst finden sich in ihr so harmonisch gepaart mit Milde, Freundlichkeit und uneigennützigster Selbstlosigkeit, daß ich ohne Beden-



Maria mit dem Kinde so lieb, den Segen uns gib!

Bohams Kunsterlag, München.

ten sagen kann, sie ist das „Edelweiß“ unter unsern Kindern. Nur ihre dunkle Hautfarbe erinnert noch daran, daß sie einst ein Heidentum gewesen; im übrigen zeigt sie eine Reife der Sitten, eine Klugheit, eine natürliche, durchaus ungekünstelte Wohlanschauigkeit, daß selbst viele weiße Kinder sich mit ihr nicht messen könnten. Sie war allerdings noch recht jung, als sie zu uns in die Schule kam, allein, das waren viele andere auch, und dennoch zeigten gar manche von ihnen einen merkwürdigen Hang zu dem spezifisch Kassrischen, ich will nicht gerade sagen, zum Heidentum, aber doch zu den Sitten, Gebräuchen und Manieren ihrer Vorfahren. Selbst bei solchen, die jahrelang bei uns waren, die wohl unterrichtet und praktisch ins volle Christentum eingeführt waren, schaut, sobald sie sich selbst überlassen werden, da und dort wieder der alte „Kasser“ heraus. Gewisse Sachen scheinen ihnen wie angeboren, die sie so wenig ablegen können wie ihre schwarze Haut. Nicht so Veronika. Sie ist eine Christin durch und durch, all ihr Denken, Reden und Tun atmet einen nobeln, echt christlichen Geist.

Der äußeren Erscheinung nach ist sie klein, doch zierlich von Gestalt, sodaß man glauben könnte, sie sei erst 17–18 Jahre alt, während sie in Wirklichkeit Mitte der Zwanziger steht. Seitdem sie im Jahre 1901 ihr Lehrerinnen-Examen mit glänzendem Erfolg bestanden, ist sie beständig als Gehilfin in unserer Mädchenschule tätig und erfüllt diesen ihren schönen Beruf mit großer Liebe und Treue. Auch ist sie beständig auf weitere Ausbildung bedacht; gute Bücher sind ihre liebste Erholung. In der Kleidung ist sie äußerst einfach und vermeidet alles Auffallende und Gezierte. Zum vielen Reden hat sie weder Lust noch Zeit, sonst ist sie ungemein offen, leicht zu einer Scherzrede geneigt und, wo es not tut, versteht sie es vortrefflich, eine anregende Unterhaltung zu führen. Ihre Frömmigkeit ist eine durchaus gediegene. Im Chor gilt sie seit Jahren als eine unserer besten Sängerinnen.

Heiraten wird Veronika wohl niemals. Ein schwarzer, einer solchen Jungfrau ebenbürtiger Bräutigam findet sich nicht leicht, auch widerstrebt es ihren Anschauungen, sich wie eine Ware verkaufen zu lassen. (Der gewöhnliche Preis für eine kassrische Braut sind bekanntlich zehn Ochsen.) Dazu läßt ihre Gesundheit zu wünschen übrig; menschlicher Berechnung nach ist ihre Lebenszeit ziemlich kurz bemessen; Veronika will daher am liebsten als Jungfrau sterben und die kurze Frist nach Kräften benützen, um sich Verdienste für den Himmel zu erwerben. Sie ist das Edelweiß, das nur in Himmelsnähe Wachstum und Gedeihen findet.

Damit wollen wir Abschied nehmen von unseren Lesern. Was uns bestimmte, diese Plaudereien über die Blumen- und Kinderwelt zu veröffentlichen, war der Wunsch, unsern geehrten Lesern und Leserinnen einen kleinen Einblick zu geben in das mannigfache Leben und Treiben unserer Schulkinder. Unsere Wohltäter — und zu diesen zählen ja viele unserer Abonnenten — sollten sehen, wie unsere Kinder geartet sind, welche Naturanlagen sie mit sich bringen und wie sich dieselben unter der Leitung der Missionäre und Schulschwester entwickeln. Hoffentlich ist es uns gelungen, ihr Interesse dafür zu wecken, sind doch diese schwarzen Kinder in gewisser Beziehung auch ihre eigenen infolge ihrer Spenden und Liebesgaben, die allein ein gedeihliches Wirken im großen, gemeinsamen Werk der Mission ermöglichen.

Im Rachen des Löwen.

Von Dr. Joseph, O. C. R.

(Schluß.)

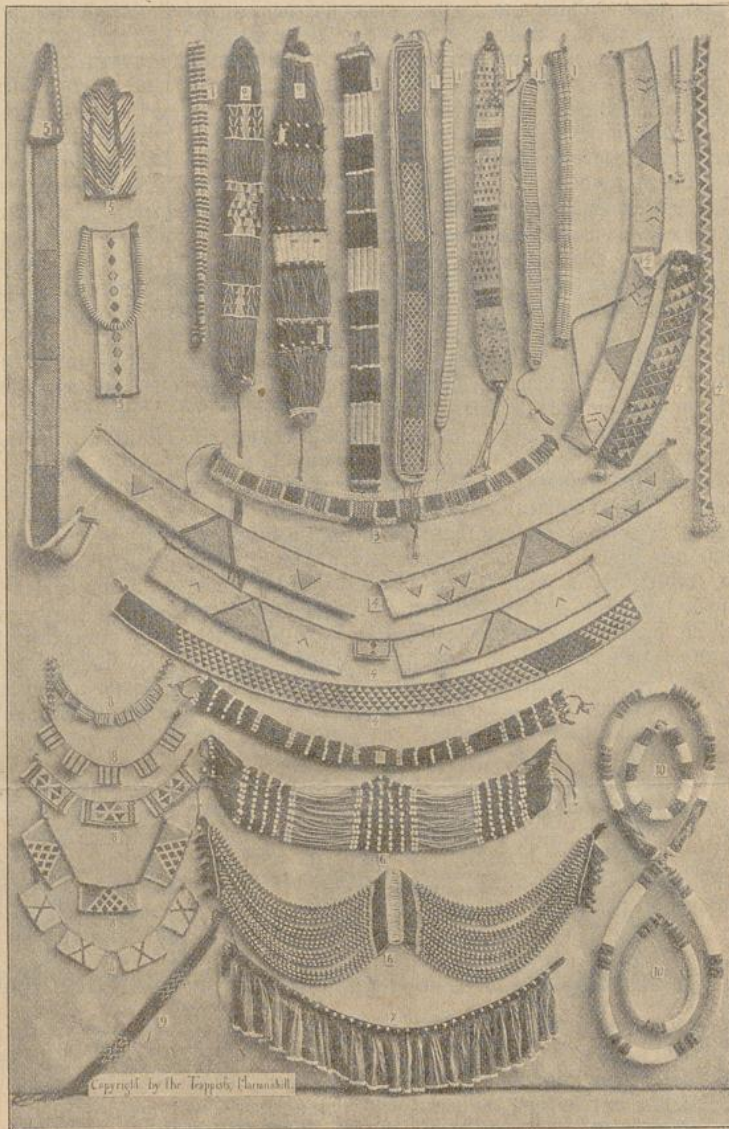
Reichenau. — Nicht ohne Gefahr rutschte wir auf unserer Schattenseite in die Tiefe, denn ein Ausrechtgehen war an dieser Stelle rein unmöglich. Vorsichtig an der „Mähne“ des Löwen (zähen Grashüscheln) uns festhaltend, stiegen wir rechter Hand etwa 150 Fuß tiefer hinab, bogen dann links um und standen nun staunend vor dem mächtigen, weitgeöffneten Löwenrachen.

Was sich uns von St. Emanuel aus nur wie in flüchtigen Umrissen als Oberkieser des steinernen Ungetüms präsentiert hatte, schwebte nun hier in großartiger Wirklichkeit über unsern Häuptern. Wohl über 200 Fuß weit ragte da von der Höhe der Löwenstirne aus eine massive, gegen 50 Fuß breite Felsendecke, wie das Riesendach einer Kathedrale frei nach vorn. Das Gestein ist von grau-weißer Farbe, im Innern solid, an der Außenseite teilweise porös und vom Zahne der Zeit benagt. Der Punkt, auf dem wir standen, bildete ungefähr die Mitte des Rachens; nun schickten wir uns an, in dessen tiefsten Schlund zu steigen und mußten zu diesem Zweck zuvor die „Zunge“ des Ungeheuers, eine 10 Fuß hohe, senkrecht aufsteigende Terrasse erklimmen, was uns einige Mühe kostete und nur mit gegenseitiger Unterstützung nach Ablegung der Fußbekleidung gelang. Endlich saßen wir wohlgeborgen in der hintersten Tiefe des gähnenden Löwenrachens. Die Öffnung verengt sich hier bis zur knappen Höhe von drei Fuß, sodaß wir gezwungen waren, in sitzender Stellung den merkwürdigen Ort einer näheren Besichtigung zu unterwerfen. Rechts und links hingen einzelne Felsblöcke von oben herab, andere ragten aus der Tiefe empor: Die gewaltigen „Mähne“ des riesigen Löwen. An manchen Stellen quollen dünne Wasserfäden aus dem Gestein, insoweit die Oberfläche teilweise porös und zerbröckelt erschien, das große Ganze wies jedoch eine so massive Festigkeit auf, daß man hier im Schlunde des Leuen getrost das Ende der Welt erwarten konnte. Nach vorn öffnete sich der Riesenrachen in geradezu kolossalen Dimensionen; ich zweifle nicht, daß die Sohle des Schlundes ober, um bei unserem Bild zu bleiben, der Unterkiefer des Löwen um volle 150 Fuß vom Oberkieser absteht, sodaß man beim erstmaligen Anblick dieser wuchtigen, nach drei Seiten frei in der Luft hängenden Felsenmassen unwillkürlich von einem gekindeten Schauer erfaßt wird. Hoch über unsern Köpfen kreisten muntere Schwalben, die sich an der Felsenwand ihr Nestchen angeklebt, und nicht weit davon hatte eine weißgesiederte einheimische Habichtart ihren Schlupfwinkel. Zweifellos wählte sich auch manches Wild, zumal zur Nachtzeit oder bei rauher Witterung, den Löwenrachen zum sicheren Schlupfwinkel. Wir selbst wiegten uns bereits in dem beseligenden Gedanken, hier in excoelsis nach alter Einsiedlerart ein beschauliches Leben führen zu können, doch das waren eben fromme Wünsche. Wenn übrigens der kalte Südwind seine nebel- und regenschwangeren Wolken gegen den Löwenkopf treibt und mit elementarer Gewalt in seinem Riesenschlunde sich fängt und bricht, mag es weniger gemächlich dort oben sein. Für heute mahnte uns die sinkende Sonne zu baldiger Rückkehr.

Uebrigens werde ich auf Jahre hinaus die seltsame Stunde nicht vergessen, die ich in stillen Träumen

Kaffrische Schmuckgegenstände.

1. Sieben verschiedene Muster von Gürteln aus Perlen. Dieselben werden von Burischen oberhalb der Hüften, von Mädchen etwas tiefer um den Leib getragen bis zur Heirat. Die Muster sind mannigfaltig; der Name ist Isibamba.
2. Isibamba, zwei verschiedene Muster von Gürteln aus geflochtenen Grasschnüren mit Perlen besetzt. Die Muster sind mannigfaltig. Diese Form von Gürteln wird nur von Weibern getragen.
3. Umutsa, Lendengurt für erwachsene Mädchen, der bei festlichen Gelegenheiten, wie Tanz und Hochzeit, unmittelbar über das Isigeki getragen wird.
4. Shulezi, sechs verschiedene Muster von breiten Perlbändern. Diese werden über Schulter und Brust, sowie unter einem Arm durch, gleich wie eine Schärpe, nur von jungen Burischen bis zur Heirat getragen.
5. Drei verschiedene Formen von Ulimi oder Ikama, kurze oder lange, breite oder schmale Perlstreifen, die mittelst einer Perlschnur von Burischen und Mädchen am Hals befestigt werden und über der Brust herabhängen.
6. Isimane, von anderen Likali genannt, Gürtel von locker zusammengeknüpften Perlschnüren von gewöhnlichen, bicken Perlen; wird nur von Mädchen über dem Bauch getragen.
7. Umngwazi, ein mit Perlen besetzter Tuchstreifen, der vom Weib aus Achtung vor ihrem Ehemann gleich nach der Heirat bis zur Geburt des ersten Kindes um den Kopf (über die Stirn) getragen wird. Aus einem mit Perlen besetzten Kattunstreifen gemacht; die Formen sind mannigfaltig.
8. Amagagcana, um eine Perlschnur gewickelte Perlvierede, die als Halschmuck von Burischen und Mädchen getragen werden. Die Formen und Perlmuster sind äußerst mannigfaltig.
9. Eine andere Form von Umngwazi. Siehe Nr. 7.
10. Umginggo (auch umungqulu genannt), sind dicke, mit Perlen besetzte Ringe, deren einer oder mehrere von jungen Burischen oder Mädchen um den Hals getragen werden. Die größeren können auch um die Hüften getragen werden.



Copyright by the Topograph Bureau

hier verlegt. Die freie Gottesnatur ist für ein empfindliches Gemüt eine gar traute Lehrmeisterin, und einmal die reine, unentweihete Bergeshöhe scheint uns auch geistigerweise dem Himmel näher zu bringen. Emporgehoben über das profane Alltagsleben, mit seinen Arbeiten und Sorgen, atmet der Mensch wieder freier auf, die Seele fühlt gleichsam die Nähe ihres Schöpfers und erfreut sich am Vorgeschmack des kommenden, besseren Lebens. Rühmt doch selbst der Dichter in seiner „Braut von Messina“ den frommen Greis, der „... Einsiedelnd auf des Aetna Höhen dem Himmel näher wohnet, als der andern Menschen tiefwandelndes Geschlecht, und, den ird'schen Sinn in reiner Aetherluft geläutert, hinabsieht in das aufgeschaltete Spiel des unverständlich krummgevundenen Lebens.“ Auf dem Rückweg machten wir am Fuße des Berges Halt. Es lagen hier mehrere haushoch große Steinhäuser und es sah gerade aus, als hätte sie der Löwe

einmal in einem Anfall von Seekrankheit aus dem Rachen geworfen. Als wir so zu dem steinernen Riesen hinausblickten, gedachte einer aus uns, ein geborener Schlemmer, des alten Rübezahls, und rief in munterer Laune gegen den offenen Löwenrachen L'lauf: „Alter Berggeist bist du da?“

„Da! Da!“ — hallte es sofort zweimal mit fast verstärkter Kraft hernieder. Das erste so wohlgelungene Experiment reizte zu weiterem Zwiegespräch: „Du bist also wirklich da droben?“ „Droben! Droben!“ „Weshalb zeigst du dich nicht leibhaftig und sichtbar?“ „Unsichtbar!“ „Können wir dich nicht sehen?“ „Nicht sehen!“ — „So leb' denn wohl auf Wiederhören!“ „Auf Wiederhören!“ —

Wir stiegen mit andbrechender Dämmerung eine Terrasse tiefer und gelangten da zu einem zweiten Kastell aus wild durcheinander liegenden Felsblöcken. Hier wollten wir den schönen Tag mit einem religiösen

Alt beschließen und fangen daher, an einem der vielen Felsen angelehnt, das schöne Lied: „Abend wird es wieder, über Wald und Feld säuselt Frieden nieder und es ruht die Welt. — Nur der Bach ergießet sich am Felsen dort, und er braust und fließet immer, immer fort. — Und kein Abend bringet Frieden ihm und Ruh', keine Glocke klinget ihm ein Rastlied zu. — So in deinem Streben bist, mein Herz, auch du, Gott nur kann dir geben wahre Abendruh!“

Da war es nun, als hätte der Berggeist in der Höhe einem Engelschore Platz gemacht, klang es doch dreifach von oben wieder: „Gott nur kann dir geben wahre Abendruh!“ Entzückt über das herrliche Echo, das hier zwar leiser, doch in lieblich-sanftem Dreiklang zurückertönte, sangen wir, als ständen wir in einem großen, großen Tempel, den sich der Herr selbst zu seiner Ehre erbaut: „Lasset uns den Schöpfer loben!“ „Oben! Oben!“ „Dominus sanctus!“ „Sanctus, sanctus, sanctus!“ Sieh, da strahlt von der Spitze des Berges der Abendstern, und bald flammt am ganzen Firmament ein Stern neben dem andern auf. Wir aber beginnen zusammen den Hymnus Benedicite omnia opera Domini Domino, preiset den Herrn, all seine Werke, lobet und erhebet ihn über alles in Ewigkeit, sowie den Psalm 148: „Lobet den Herrn vom Himmel her, lobet ihn in den Höhen! Lobet ihn, all seine Engel, lobet ihn, ihr leuchtenden Sterne! Ihr Berge und ihr Hügel alle, ihr Könige der Erde und alle Völker, lobsinget seinem heiligen Namen!“ „Amen! Amen! Amen!“ — Nun breitete die Nacht ihre dunkeln Fittige aus über Berg und Tal. Glücklicherweise war uns der Weg bekannt, auch spendete der bald aufgehende Mond hinreichend Licht, um durch das viele Gras den schmalen Fußpfad zu unserem Missionskirchlein nicht zu verlieren. Eine halbe Stunde später beschlossen wir den schönen Tag mit der Komplet und dem Salve Regina: „Du aber herrsche frank und frei im hohen Reich der Lüfte und zeige allen, guter Veu, des Felsenhauptes Klüfte!“

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

Von Schw. Antonie.
(Schluß.)

Dabei war die Arbeit hart und schwer, denn es galt den mit hohem, wildem Gras bestandenen Boden urbar zu machen; eine Unmasse großer und kleiner Steine mußte ausgehoben und fortgeschafft werden. In Ermangelung einer Mühle mußte aller Mais mühsam auf einer Handmühle gemahlen werden, und alles Wasser mußten die Kinder aus dem Telapi-Fluß auf dem Kopf herauftragen.

Die älteren Kinder hielten trotzdem bei uns aus; die kleineren aber, welche überdies die Wohltat des christlichen Unterrichtes und einer guten Erziehung noch nicht gebührend zu schätzen wußten, liefen wieder in ihre heidnischen Kraale zurück. Die Kost war ihnen zu einseitig und zu gering, und die Arbeit zu rauh und schwer. Ein Stücklein Brot hätte sie vielleicht zum Ausharren bewogen, doch das war in jenen Tagen ein Vederbissen, den selbst unsere Brüder und Schwestern nur selten zu kosten bekamen. So wurde denn das mit so vieler Mühe zusammengebrachte Häuflein Kinder immer kleiner und kleiner, und schon hatte es den Anschein, als sollten wir vollends alle verlieren. Da kam der Frühling. Mächtig schoß der junge Mais

in die Höhe, und bald gab es eßbare Maiskolben. Das ist nun für die Kaffertinder eine Delikatesse ohnegleichen. Die einen essen sie grün, wie sie vom Felde kommen, andere kochen oder rösten sie. Wie ja vortrefflich munden sie auf jeden Fall, und selbst die Weißen stimmen diesem Urteile zu.

Damit kam nun aber ein vollständiger Umschwung in unsere Mission. Als die Kaffertinder hörten, in der Trappistenjule bekomme man Maiskolben, da kam eines nach dem andern wieder herbei, und nach zwei Jahren zählten unsere beiden Schulen mehr als 150 Kinder, eine Zahl, die auch später so ziemlich konstant blieb, so daß jetzt M. Ratschig eine unserer größten und blühendsten Stationen ist. Schon seit mehreren Jahren habe ich Kinder in der Schule, deren Eltern ich noch unterrichtet hatte. Desgleichen ist Maria-Ratschig zum Mittelpunkt des kath. Glaubens und Lebens für die ganze weite Umgegend geworden. Eine Reihe von Kottchenstellen, Schulen und Kapellen wurden errichtet, und einzelne Gläubigen haben mehrere Stunden weit zu gehen, wenn sie dem sonntäglichen Gottesdienst auf der Mutterstation beizuwohnen wollen. Zumal in den letzten Jahren hat die Mission einen recht erfreulichen Aufschwung genommen, doch eines ist uns treu geblieben: die hl. Armut. Als einziges Beispiel will ich nur unser armseliges Missionskirchlein erwähnen. Es ist ein einfacher, mit Blech gedeckter, zur Sommerzeit schrecklich heißer Lehmhau, dazu für die hiesigen Verhältnisse viel zu klein. Der Grundstein für die neue Kirche wurde allerdings schon vor zwei Jahren gelegt, allein, nachdem der Bau kaum einige Meter aus dem Boden gekommen, kam das Werk wieder ins Stocken. Mangel an Geld und Arbeitskräften trat bei zur Stunde (Mai 1907) hemmend dazwischen. Doch vielleicht geht es auch hier einmal ähnlich wie bei unserer Schule, daß nämlich irgend ein glücklicher Zufall wie Frühlingswehen eingreift, und das längst begonnene Werk zu raschem Abschluß bringt. Das wollte Gott!

In meinem Bienenhäuschen.

Von Schwester Saturnina.

Mariannhill. — Es sind nun schon über 16 Jahre her, daß mich eines schönen Morgens unsere ehrw. Schwester Novizenmeisterin ins Bienenhäuschen hinunterführte, daselbst die Bienenzucht zu erlernen.

Jetzt ist dieses Häuschen von einem förmlichen Wäldchen von Akazien-, Casuarinen-, Cypern- und sonstigen schattenspendenden Zierbäumchen umgeben; damals aber war es anders. Da herrschte noch die reinste Wildnis und war ringsherum nichts zu sehen als wildes, meterhohes Gras, das zwischen mächtigen Felsblöcken üppig emporwucherte und den Schlangen, diesen gefährlichen Bienenfeinden, zum Schlupfwinkel diente.

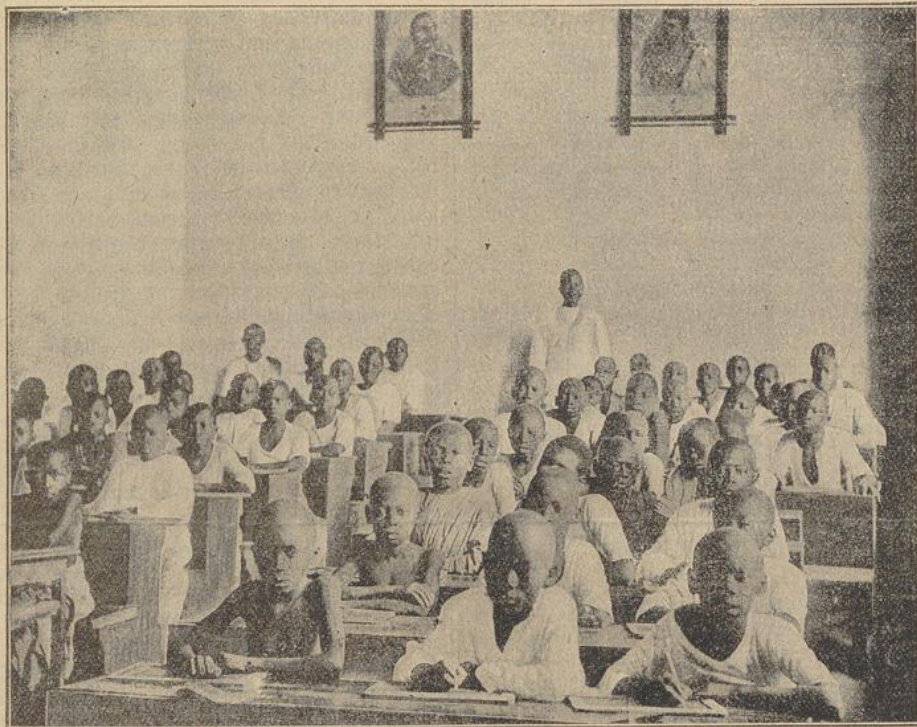
Ja, die Schlangen! Da könnte ich manches Geschichtchen davon erzählen. Hier nur einige Andeutungen: Eines Tages stand ich in Gedanken vor meinen Bienenkästen und schaute mit heller Freude den lieben Tierchen zu, wie sie so munter ein- und ausflogen. Da wälzt sich plötzlich vom Dach herunter mit einer Schlange auf den Kopf, kommt mit ihren Windungen immer tiefer herab ins Gesicht und fällt zuletzt hart vor meinen Füßen auf den Boden nieder! — Ich war vor Schrecken wie gelähmt; wie angewurzelt stand ich sprachlos da und schaute mit großen Augen der Bestie zu, die nun ruhig am nächsten Baum empor-

troch. Es war eben das erstemal, daß ich mit einer leibhaftigen Schlange in Berührung kam. Jetzt gehe ich bei einer solchen Begegnung schon mutiger zu Werk.

Auch das zweitemal fehlte mir noch die nötige Courage. Ich wollte von der oberen Etage des Bienenstandes einen Kasten herunternehmen. Da ich zu klein dazu war, stellte ich mich auf einen Stuhl und hob nun ohne Anstand den erwähnten Bienenkasten herunter. Wie ich ihn nun bequem im Arm halte und eben vom Stuhl heruntersteigen will, sehe ich mit Entsetzen eine dicke, schwarze, überaus giftige Schlange oben auf dem Kasten liegen. Mit einem lauten Auf-

Bejinnen war übrigens keine Zeit; ich ergriff den nächstbesten Prügel und zerschmetterte dem abscheulichen Tier den giftgeschwellenen Rachen. Bald darauf habe ich von der gleichen Sorte noch vier erschlagen.

Uebrigens sind nicht nur die Schlangen arge Bienenfeinde, sondern auch die Vögel. Jeden Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, geht in dem grünen, schattigen Buschwerk, das unsere Bienenhäuschen umgibt, ein Singen und Musizieren los, daß es eine wahre Freude ist. Vögel von allen Farben und Arten hüpfen und fliegen da von Ast zu Ast, von Baum zu Baum. Das wäre nun alles recht gut und schön,



Die Regierungsschulen in Deutsch-Ostafrika.
Nach Photographien von Sonnenberg & Co., Berlin.
In der Klasse.

schrei werfe ich die Schlange samt dem Kasten in eine Ecke und springe, da die Türe geschlossen ist, und die Bienen wütend aus dem Kasten kommen, einfach beim offenen Fenster hinaus! —

Ähnliche Abenteuer hatte ich noch genug; aber niemals fehlte mir Gottes Schutz; auch bin ich seitdem, wie gesagt, etwas resoluter geworden. Wie viele Schlangen ich im Laufe dieser 16 Jahre erschlagen, kann ich auch nicht annähernd sagen. Darunter waren äußerst giftige, deren Biß den stärksten Mann in wenigen Minuten tötet.

Seit zwei Jahren werde ich mit dem Besuche einer ganz eigentümlichen Schlangenart beehrt. Dieses Reptil hat einen drachenähnlichen Kopf und in seinem Benehmen etwas ganz Eigenartiges, möchte fast sagen Teufliches. Das erstemal sah ich diese sonderbare Schlange um die Mittagszeit vor der Türe meines Bienenhäuschens liegen. Sobald sie meiner ansichtig wurde, bildete sie mit den Schwanz einen Ring, richtete sich sodann schnurgerade auf, klapperte mit ihrem sonderbaren Rachen, sah mich mit den schwarzen, funkelnden Augen wütend an und machte dabei mit ihrem breiten Kopf Verbeugungen und Komplimente, daß es mir ganz eigen ums Herz wurde. Zu langem

leider fressen mir aber diese buntgefiederten Sänger meine lieben Biendchen weg, wenn sie gerade am muntersten aus- und einfliegen. Ratlos stand ich jahrelang diesem Uebelstande gegenüber. In manchem Jahr habe ich keine einzige junge Königin gerettet; nicht eine kehrte von ihrem Ausflug wieder heim.

Was lag da näher, als der Wunsch nach einer Flinte? Nachdem ich öfters Schw. Oberin darum ersucht hatte, wandte sich diese an P. Cellerarius. Und siehe, eines Tages traf vom Trappistenkloster der schönste Revolver ein. Ich betrachtete die Waffe mit einer Art Ehrfurcht, wußte aber leider nicht, wie sie zu laden sei. Da mir Schw. Oberin ebenfalls keine Auskunft erteilen konnte, wandte ich mich an Maler Schmidt, der in einem kleinen Häuschen zwischen dem Schwesternkonvente und dem Trappistenkloster wohnt. Dieser nahm den Revolver in die Hand, betrachtete ihn eine Weile von allen Seiten und sagte dann lächelnd: „Schwester, das Ding hier kann man nicht laden; das ist gar kein Revolver, sondern ein — „Stiefelknecht“. Mit diesen Worten klappte er die vermeintliche Waffe auseinander, zog noch ein paar eiserne Stäbchen heraus und stellte das kuriose Ding auf den Tisch. Und richtig, da stand nun ein feiner, tadelloser

Stiefelknecht vor mir. Wie ich mich schämte, kann man sich denken! — Der Revolver wanderte ohne Dank zu den Trappisten zurück, und jahrelang wollte ich nichts mehr von einer Flinte oder einer ähnlichen Schusswaffe hören.

Die Vögel konnten sich darüber nur freuen und fuhren fort, unter meinen Bienen tüchtig aufzuräumen. Da bekam ich plötzlich ganz unerwartet eine Vogel-Flinte. Sie wurde geladen, abgefeuert und immer wieder und wieder zur Hand genommen, obgleich sie mir die Schulter blau und grün schlug. Gar viele Bienenfeinde habe ich damit schon erschossen, und jüngst wagte ich mich mit meiner Flinte sogar an eine Schlange. Es war eine große, schwarze Schlange, die ich noch spät am Abend auf einem Pfirsichbaum entdeckt hatte. Wohl war mir etwas bange dabei, nicht wegen des Treffens, sondern wegen der Wirkung. Sollte der schwache Vogelbunt, womit ich meine Flinte geladen hatte, die große Schlange auch wirklich töten? Ich schoß ab, die Schlange fiel halb betäubt herunter, und ich hatte nun leichte Mühe, ihr mit ein paar tüchtigen Hieben vollends den Garaus zu machen.

Daß ich nach solchen Leistungen bei den Schwestern als „Schütze“ in großen Ruf kam, ist klar. Bald wurde ich ersucht, mit meiner Mordwaffe auch die Affen anzugreifen, die uns so viel Schaden machen. Sie tragen nämlich aus unsern Gärten und Feldern alles fort, was sie nur erwischen können: Kartoffeln, Pineäpfel, Maiskolben u.; und wenn die Trauben reifen, muß jeden Tag eine andere Schwester den Weinberg hüten, um die frechen Eindringlinge fern zu halten. Also meine Büchse soll da helfen. Ich aber werde mich hüten, mit einer bloßen Vogel-Flinte auf diese schlauen, dickhäutigen Diebe loszugehen; auf eine größere Distanz trägt meine Flinte gar nicht, und selbst in der Nähe würde ihnen mein Vogelbunt wenig schaden.

Als unser Ehrw. Vater Administrator voriges Jahr wieder nach Europa reiste, trug ich ihm vertrauensvoll meine Bitte um eine Jagdflinte vor. „O Kind“, sagte er, „ich habe so viele und so wichtige Angelegenheiten zu besorgen, daß mir der Kopf ganz voll davon ist.“ — Jeder andere hätte diese Antwort als durchaus verneinend und abschlägig verstanden, ich aber war von dem Gedanken an eine Jagdflinte so eingenommen, daß ich mir im Stillen noch immer Hoffnung machte. Als nun der Ehrw. Vater ein halbes Jahr darauf zurückkam und wir Schwestern uns zum festlichen Empfang an der neuen Pforte des Trappistenklosters aufstellten, war, sobald das Gefährt des Ehrw. Vaters in Sicht kam, mein Auge nur darauf gerichtet, ob nicht eine mächtige Büchse aus dem Wägelchen emporrage. Natürlich war davon keine Spur zu sehen, und der Ehrw. Vater hatte meine verwegene Bitte sicherlich schon längst vergessen.

Vielleicht fallen nun diese Zeilen einem Mann in die Hände, der eine ganze Auswahl vortrefflicher Jagdflinten hat und großmütig eine derselben der Bienenchwester in Mariannhill zuschickt. Dann könnte es aber losgehen, und dann sollte es irgend ein Raubtier, heiße es nun Affe oder Schlange, Löwe, Tiger oder Büffel, es wagen, sich in der Nähe meines Bienenhäuschens sehen zu lassen! —

Die Zeckenpest.

Von Dr. Tiburtius, O. C. R.

Mariannhill. — Unter obigem Titel haben wir schon in der Mai-Nummer vorigen Jahres auf die schreckliche Viehseuche hingewiesen, die seit ein paar Jahren in vielen Bezirken Südafrikas grassiert. Demals stand die Seuche nur wie ein unheil drohendes Gespenst hart an der Grenze unserer Mariannhiller Farm, heute aber hat uns, und noch mehr die auf unserem Grund und Boden wohnenden Kaffern, das Unglück schon getroffen.

Zuerst brach die Krankheit — die Engländer nennen sie East coast fever — am südlichen Ende unserer Farm unter der Herde eines gewissen Martin Gele aus. Von da aus verbreitete sie sich langsam, aber unaufhaltsam immer weiter und weiter aus. Anfangs Juni hatten die auf der südlichen Hälfte unserer Farm wohnenden Schwarzen schon all ihr Vieh verloren. Von 150 Stück waren nur zwei übrig, und diese gehörten dem soeben genannten Martin Gele.

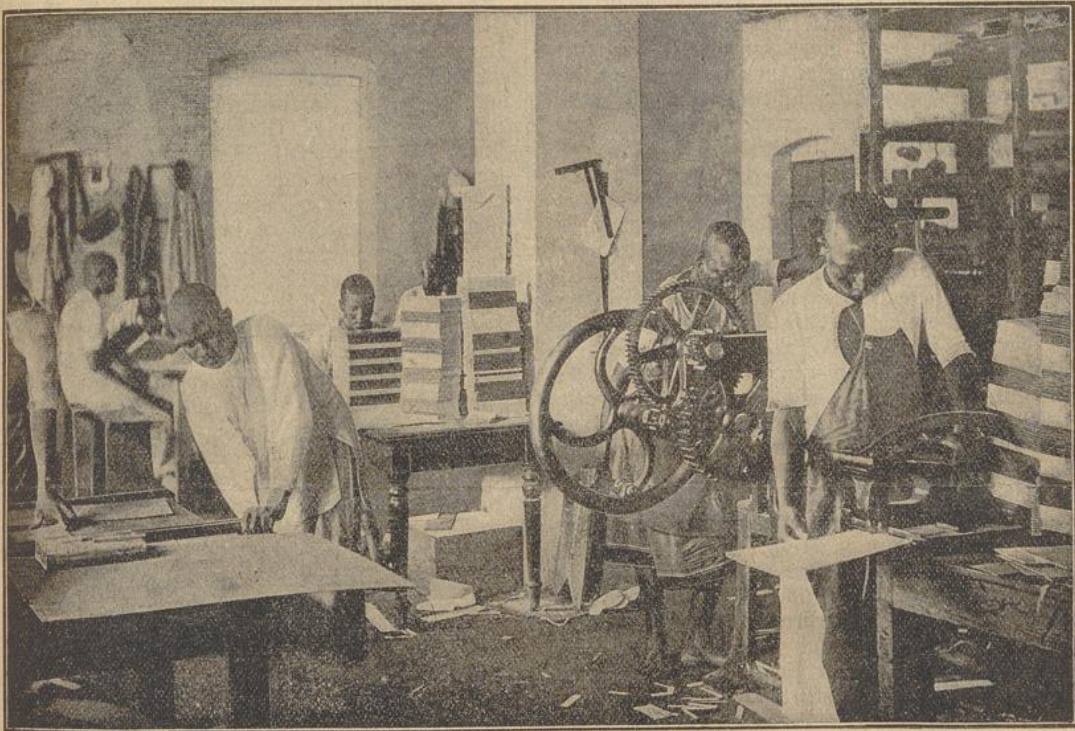
An dem Drahtzaun, womit unsere eigene Weidung umgeben ist, machte die Seuche vorläufig Halt: Natürlich trafen wir alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln, um dem Uebel möglichst den Weg zu versperren, doch das war eine schwierige Sache: das Kaffenvieh war ganz nahe an unserer Fence erkrankt und gefallen. Wie groß war nun die Gefahr, daß auf irgendwelche Weise, sei es durch einen Menschen, ein Tier oder sonstwie eine der infizierten Zeden durch die Fence kam und unser eigenes Vieh ansteckte! Denn, wie schon im Vorjahre bemerkt, verpflanzt sich die Krankheit nur durch Zeden, die von einem infizierten Tier abfallen und sich an einem andern, noch gesunden Vieh festsetzen; daher auch der deutsche Name Zedenpest.

Lange schwebten wir zwischen Furcht und Hoffnung. Besonders viel erwarteten wir von unserer neuen „Dip-Vorrichtung“, in der all unser Vieh in kurzen Zwischenräumen untergetaucht und so von den Zeden gereinigt wurde. Doch schließlich half alles miteinander nichts. Mitte Oktober war die Seuche innerhalb der Fence unserer Zugochsen. Zuerst wollten wir nicht daran glauben, doch die hohe Temperatur und verschiedene andere Anzeichen sprachen nur zu deutlich dafür. Die kranken Tiere wurden sofort geschlachtet, die übrigen Tag für Tag untersucht. Wo sich nur immer bei einem Stück ein Anzeichen der Krankheit, namentlich eine verdächtige Temperatur zeigte, wurde es rasch von den übrigen getrennt. Das Schlimme bei der Krankheit aber ist, daß man sie erst im vorgezeichneten Stadium, nach 8–10 Tagen, sicher erkennen kann. Immerhin erreichten wir durch unsere Schutzmaßregeln so viel, daß uns bis Ende Dezember nur selten ein Stück verloren ging.

Da kam plötzlich am 27. Dezember 1907 von der englischen Regierung ein amtlicher Erlaß, alles auf der Farm befindliche Vieh sei innerhalb 8 Tagen als Schlachtvieh zu verkaufen, widrigenfalls würde die Regierung selbst eingreifen und das Vieh nach sanitärischer Schätzung aufkaufen und ab Schlachten lassen. Die gleiche Notiz erhielten auch alle unsere benachbarten Farmer. — Das war nun ein schmerzlicher Schlag! Tatsächlich hatte das letzte Parlament dem Minister für Landwirtschaft das Recht eingeräumt, in den infizierten Bezirken alles Vieh gegen eine geringe Vergütung zwangsweise entfernen und ab Schlachten zu lassen. Andererseits war unsere Farm nur zum Teil

von der Seuche infiziert, die Weidetrist nämlich, in der, wie gesagt, unsere Arbeitsochsen waren. Kühe und Jungvieh hielten wir seit Monaten in einer reparierten Fence und achteten strengstens darauf, daß kein anderes Vieh dazu kam. Sollten wir nun mit einem Schlag auch dieses unser Nutzvieh verlieren und damit auch den letzten Tropfen Milch für eine Gemeinde von 500—600 Personen? Man tat also Schritte, die harte Maßregel wenigstens zu mildern. Mitte Januar lfd. Jrs. erschien in Mariannhill eine Regierungskommission, darunter befand sich der Minister für Landwirtschaft in höchst eigener Person.

von ganz Natal und Zululand in den Schlachthäusern von Durban und Mariburg zusammen. Wenn dann bei solchem Angebot einerseits eine höchst ansteckende Krankheit in der eigenen Herde grassiert, und andererseits die Regierung mit den obengenannten Maßregeln eingreift, dann bestimmt natürlich nicht mehr der Eigentümer, sondern der Käufer den Preis, d. h. um nicht vollends alles zu verlieren, begnügt sich ersterer zuletzt mit einem Minimum. Unser Schaden ist somit nach jeder Richtung hin ein sehr empfindlicher und großer. Andererseits entsteht nun die Frage, wo sollen wir in Zukunft für unsere ausgedehnte Wirtschaft die



Die Regierungsschulen in Deutsch-Südafrika. Nach Photographien von Dannenberg & Co., Berlin.
In der Buchbinderel.

Die Herren inspizierten an Ort und Stelle alles aufs genaueste und gestatteten schließlich auch nach langer, eingehender Beratung, daß wir vorläufig in Anbetracht der besonderen Umstände unser Milch- und Zuchtvieh behalten könnten, jedoch nur unter gewissen Bedingungen. Das Milchvieh z. B. darf nicht mehr auf die Weide, sondern muß im Stall gefüttert werden, was hierzulande mit vielen Kosten und Umständen verbunden ist. Da hieß es von vorneherein, sich auf das Allernotwendigste beschränken; wir behielten verhältnismäßig nur wenig Kühe; auch die Saugfälsber gaben wir alle ab. Für das andere Vieh aber mußten die Drahtzäune enger gemacht und zwischen jedem Posten mehrere Verbindungsdrähte angebracht werden, damit selbst das Durchkommen eines Kalbes unmöglich sei. Die Ochsen, gegen 80 an der Zahl, — man bedenke, daß man in Südafrika zu einem einzigen Gejpann 16—18 Ochsen benötigt, — hatten wir inzwischen schon an einen Privatmann als Schlachtvieh verkauft, allerdings zu einem sehr billigen Preis; kommt doch gegenwärtig gerade infolge dieser Seuche eine Unmasse Vieh

nötigen Zugtiere hernehmen? Wie sollen wir, um nur eines zu erwähnen, aus den tiefen und abgelegenen Schluchten das viele Brennholz herbeischaffen für unsere Ziegelei und die mannigfachen Bedürfnisse unserer großen Doppelgemeinde? Jedenfalls wird uns nichts anderes übrig bleiben, als um teures Geld eine entsprechende Zahl von Pferden und Mauleseln zu kaufen, denn in den infizierten Gegenden darf infolge eines speziellen Regierungsverbotes volle 18 Monate lang kein Vieh gehalten werden. Das ist nun eine schlimme Sache! Abgesehen von dem hohen Einkaufspreis erfordern diese Tiere viel mehr Pflege und bedingen viel höhere Unterhaltungskosten als die Ochsen. Letztere holt man einfach von der Weide weg, spannt sie ein und läßt sie hernach wieder laufen. Weideland aber gibt es in Natal noch im Ueberfluß. Anders bei den Einhufern. Wohl verschmähen auch sie das hiesige rauhe Weidegras nicht, aber für Arbeitstiere ist es durchaus unzureichend. Eine weitere Bedingung sind für sie die Ställe; ohne gute Ställe durchleben sie, zumal hier unten an der Küste,

selten einen Sommer. Dazu kommen dann noch die teuren Geschirre. Ochsen haben hierzulande bekanntlich äußerst primitive, mit einem bloßen Riemen befestigte Joche, anders die Pferde und Maulesel, die ganz nach europäischer Art geschnitten und eingetrennt sind. Kurz, alles in allem berechnet beläuft sich unser Verlust auf viele Tausende. Am allerschlimmsten sind vollends unsere armen Kaffern daran. Ihr ganzer Reichtum bestand von jeher im Vieh. Gegenwärtig aber ist in weiten Bezirken der ganze Viehstand vollständig verschwunden, auch von den hiesigen Neubekehrten hat kaum einer mehr ein einziges Stück aufzuweisen. Teils erlagen sie der schrecklichen Seuche, teils wurden sie von der Regierung zwangsweise weggeschafft, eine Maßregel, die hier wirklich notwendig war; denn da bei ihnen bloße Kinder mit dem Vieh hüten betraut sind, kommt es immer wieder vor, daß benachbartes Vieh zusammenläuft und so die Krankheit von einem Bezirk in den anderen verschleppt wird. Wohl machte man den Kaffern den Vorschlag, sie sollten all ihr Vieh zusammen in eine gemeinsame Fence tun; umsonst; dazu kann sich der Schwarze nicht entschließen. Sein Vieh ist ihm seine Augenweide, sein alles, das muß er beständig in der Nähe seines Kraales haben. Daß er auf diese Weise noch sein letztes Stück verlieren würde, wollte er in seiner Verblendung nicht einsehen. Also Vieh hat der Kaffer keines, darf sich innerhalb 18 Monaten kein neues anschaffen; womit soll er aber nun seine Felder bestellen? Und kann er dieses nicht, wovon soll er leben? Jedenfalls werden die armen Leute nächstes Frühjahr zu uns mit der Bitte kommen, wir möchten ihnen um Gotteslohn willen mit unseren Pferden und Mauleseln aushelfen. Werden wir ihnen helfen können, da wir selbst kaum wissen, wie wir die nächste Aussaat bestellen sollen? Die Not ist groß, doch wir wollen den Mut nicht sinken lassen. Was uns aufrecht hält, ist das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und das Bewußtsein, daß der vielerprobte Opfersinn unserer verehrten Wohltäter uns auch diesmal zu Hilfe kommen werde. Gottes reichster Segen über all jene, die sich der guten Sache annehmen!

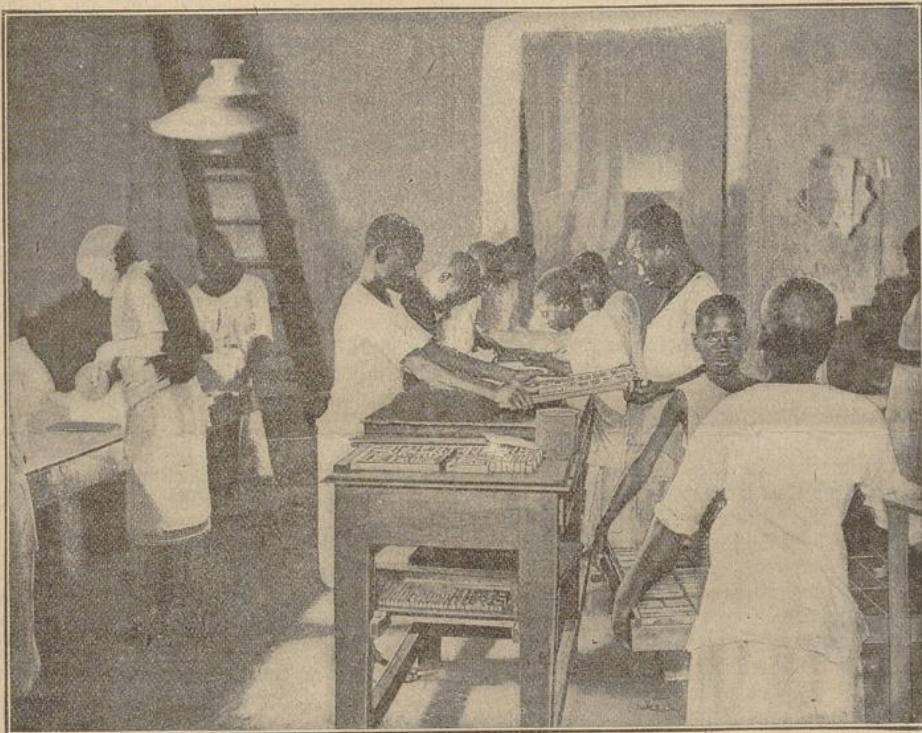
Anton Tschikitscha.

Dieser Name führt uns in die Tage der Gründung von Czenstochau zurück. Schwester Humbeline erzählt uns darüber folgendes: „Vollte zwei Wochen waren wir sechs Schwestern, welche die Czenstochauer Mission eröffnen sollten, auf der Reise von Mariannhill nach der Dronkolei. Den mächtigen, mit 18 Ochsen bespannten Burenwagen, auf dem wir mit unsern Habseligkeiten befördert wurden, nannten wir die „Arche Noahs.“ Endlich kamen wir hart am Umzimfuku zum sogenannten Mundi-Store. Von hier waren es noch zwei Stunden bis Czenstochau, wie unsere Neugründung dem bekannten polnischen Wallfahrtsort zu Ehren genannt wurde. Damals allerdings bestand Czenstochau nur aus einem einzigen kleinen Haus, welches das Kloster Mariannhill kurz zuvor von einem Farmer käuflich erworben hatte. Beim genannten Store nun, wo wir etwas Rast machten, nahte sich uns ein hochgewachsener, schon ziemlich bejahrter Kaffer mit 50 schwarzen Kindern und bot uns den landesüblichen Gruß: „Sanibona, wir haben euch gesehen!“ Der Mann war, wie er uns persönlich mitteilte, Lehrer und Katechet. In einem aus Rasen erbauten Haus

erteilte er seinen schwarzen Schülern Unterricht in den Elementargegenständen, und an Sonntagen hielt er daselbst zugleich protestantischen Gottesdienst. Er stand unter der Oberaufsicht eines weißen Missionärs, der ihn und seine Schule 3—4mal im Jahre besuchte. Natürlich wollte er nun auch wissen, wer wir seien, woher wir kämen und wohin wir gingen usw. Als wir ihm offen gestanden, wir seien katholische Missionschwestern und wollten hier in nächster Nähe eine Mission gründen, um die unwohnenden Schwarzen für den katholischen Glauben zu gewinnen, da richtete sich der alte Kede erzengerade in die Höhe, blickte uns ernst an und sprach mit drohender Geberde: „Tut das immerhin; waget aber ja nicht, in meine Herde einzudringen! Ich hüte meine Herde selbst!“ Dann wurde er wieder freundlicher, zeigte uns, als wir aufbrachen, den Weg nach Czenstochau, und blickte uns mit seinen Zöglingen noch lange staunend nach. Das war Tschikitscha. Ich hielt ihn für einen Mann von etwa sechzig Jahren, tatsächlich aber war er nicht mehr weit von achtzig, denn er hatte, wie er uns später gar oft erzählte, den großen Tschaka noch gesehen, vor dessen schrecklichen Kriegern er sich in der Nähe von Ladysmith, wo seine heimatliche Hütte stand, mit knapper Not dadurch rettete, daß er eilends auf einen Baum kletterte und in der dichtbelaubten Krone sich versteckte. Wir selbst begaben uns nach Czenstochau und eröffneten die dortige Schule. Gleich an einem der ersten Sonntage fand sich auch unser Tschikitscha ein. Er hatte nach dem umfandisi (Lehrer, bezw. Missionär) gefragt, und war nicht wenig erstaunt, statt dessen eine Schwester zu finden. Als ich ihm jedoch erklärte, der eigentliche Missionär würde erst später kommen, meine Aufgabe sei es nur, ihm die Wege zu ebnen, die Kinder zu unterrichten und das Volk beten und singen zu lehren, gab er sich zufrieden, setzte sich ins hohe Gras und wurde nicht müde, sich über Gott und die wahre Religion Aufschluß zu erbitten. Gar ernst und nachdenklich ging er endlich von dannen mit dem Versprechen, am nächsten Sonntage einige seiner Verwandten und Schüler mitzubringen, um hier das „Ave Maria“ zu lernen. Offenbar hatte ein Strahl der Gnade seine Nathanaels-Seele getroffen und er folgte dem Zuge von oben ohne Säumen und ohne Zaudern. Wirklich kam er am nächsten Sonntag mit zwei seiner Brüder und noch ein paar andern Männern, — denn der Lehrer Tschikitscha hatte ein großes Ansehen bei den hiesigen Kaffern — und wir lernten zusammen das „Ave Maria“ und ein schönes Muttergotteslied. Das nächstemal brachte er 32 Schüler und Schülerinnen mit und von da an fehlte Tschikitscha an keinem Sonntage mehr; unter der Woche aber erklärte er in seinem Kraale all denen, die sich um ihn versammelten, was er am Sonntag an Gebeten, Liedern und Katechismusragen bei den Katholiken gelernt hatte. Sein Eifer und Opfersinn war in der Tat bewundernswert. Einmal war großes Hochwasser, und da ist der Umzimfuku, der die südliche Grenze unserer Missionsstation bildet, ein gar gefährlicher Fluß. Schon viele, die es wagten, ihn bei einem gewissen Wasserstand zu überschreiten, haben darin ihr Grab gefunden. Tschikitscha wußte das, doch sein Verlangen nach dem christlichen Unterricht war zu groß. Er schnürte seine Oberkleider in ein Bündel zusammen, nahm es auf den Kopf und stieg sodann mutig in den breiten, klippenreichen Fluß. Die Strömung war so stark, daß sie ihm das Hemd am Leib

verfehte, doch er kehrte nicht mehr um; mit wahrer Todesverachtung arbeitete er sich auf dem glatten, schlüpfrigen Weg durch die reißenden Flut, und kam schließlich, wenn auch zitternd vor Frost und bis zum Tode erschöpft, an's andere Ufer. O, wie bewunderte ich den guten alten Mann, als ich von dieser Heldentat hörte! Ich schenkte ihm sogleich frische Wäsche und brachte ihm eine Tasse Kaffee, was er mit Dank annahm. Dann wohnte er wie sonst dem Unterricht und Gottesdienst bei; als er aber im Laufe des Nachmittags den Fluß ein zweitesmal überschreiten wollte, um in seinen Kraal zurückzukehren, verbot ich ihm das strengstens. Er blieb also hier, lernte auch ein paar Stunden in seinem Katechismus und begnügte sich während der Nacht mit einem Lager auf Heu. Zwei

sein Verlangen, und der Tod erschien ihm nur als die Brücke zum Lande der „Lebendigen“. Er schloß daher vollständig mit der Welt ab. Was konnte sie ihm auch noch bieten? Sein Weib Elisabeth und sein jüngstes Kind hatte ihm der Tod geraubt, seine übrigen Kinder waren erwachsen und gut versorgt. Mit rührender Sorgfalt bereitete er sich nun (zum letztenmal, wie er meinte), auf den Empfang der hl. Sakramente vor. Im Beichtstuhl brach der im Innersten seiner Seele ergriffene Greis ohnmächtig zusammen; am folgenden Tag lag er todkrank darnieder und empfing die hl. Sterbsakramente. Allgemein dachte man, sein Herzenswunsch sei in Erfüllung gegangen, und die Tage seiner Erdenpilgerschaft seien abgelaufen. Doch Gott hatte es anders beschlossen; die schwere Krank-



Die Regierungsschulen in Deutsch-Südafrika.
Nach Photographien von Sonnenberg & Co., Berlin.
In der Stereotypie.

Jahre später, im Jahre 1890, wurde er auf den Namen „Anton“ getauft. Seine protestantische Lehrtätigkeit hatte er natürlich schon längst aufgegeben; auch lebte er jetzt mit seiner ganzen zahlreichen Familie auf die Missionsfarm über. O wie glücklich war nun unser Anton! Wie freute er sich, noch in seinen alten Tagen den wahren Glauben gefunden zu haben, und wie groß war sein Bestreben, aufs treueste all seine Pflichten zu erfüllen. So lebte er jahrelang in unserer Mitte, still und friedlich, für alle Neubekehrten ein wahres Muster und Vorbild eines ersten Christen und Katholiken.

So kam das Jahr 1901 heran. Da erging ein merkwürdiger Ruf an die Seele unseres greisen Anton. Er hatte soeben den Predigten und geistl. Uebungen, welche damals gelegentlich des allgemeinen Jubiläums abgehalten wurden, mit solchem Ernst und in so gehobener Stimmung beigewohnt, als handle es sich um die unmittelbare Vorbereitung auf einen guten Tod. Er selbst glaubte fest, er werde am letzten der großen Gnadentage sterben. Der Himmel allein war noch

heit sollte ihm nur das Pfortlein zu einem noch stilleren, ganz in Gott verborgenen Leben öffnen. Kaum genesen, sagte er: „Ich bin alt und schwach. Der tägliche Weg vom Christendorfe bis zur Kirche (eine kleine halbe Stunde) wird mir zu weit. Nur allzu gerne möchte ich bei den Trappistenbrüdern wohnen und mein Leben in der Nähe des Tabernakels beschließen. Die Bitte ward ihm gewährt. Er wurde der sorglichen Obhut des Bruders Eduard, unseres Krankenwärters, anvertraut und schlief fortan in einem kleinen Anbau des Brüderhauses, während er den Tag über meist im Freien saß und Körbe flocht; denn der hochbetagte Greis gedachte der Worte der Schrift und wollte sein Brot nicht müßig essen. Dabei war sein Wahlspruch: „Die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott!“ Seine Sprache war überaus bilder- und blumenreich; besonders gerne führte er Sprüche und Gleichnisse aus der hl. Schrift an. Sein größtes Glück bestand darin, denjenigen oft zu besuchen, in dessen Nähe er seine Wohnstätte gesucht und auch gefunden: den lieben Heiland im Tabernakel. Täglich

wohnte er mit inniger Andacht zwei heil. Messen bei und viermal in der Woche nahm er mit großer Liebe und heiliger Ehrfurcht dem Tische des Herrn. Er konnte in Wahrheit sagen: „Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn.“ Gegen Bruder Eduard, seinen treuen Pfleger, hegte er eine rührend-dankbare Gesinnung, betete mit ihm gemeinschaftlich sein Morgen- und Abendgebet und half ihm vielfach im Sakristan- und Kirchendienst, zumal bei Taufen und Beerdigungen. Viele unserer Neuchristen suchten bei ihm Rat, Trost und Erbauung, und keiner pflegte dabei leer auszugehen, denn „beim Alter findet man Rat, und Weisheit beim Gerechten.“ So vergingen Jahre und unser guter Anton erfreute sich, obgleich er bald zu den Hundertjährigen zählte, noch immer einer staunenswerten Frische und Rüstigkeit. Er selbst fühlte sich allmählich einsam, denn all seine Freunde und Altersgenossen waren längst vom Schauplatz dieser Erde verschwunden. Begreiflich also, daß er mit einer gewissen Vorliebe fast Tag für Tag hinunter ging zum stillen Gottesacker, die Blumen ordnete auf den Gräbern und dabei mit seinen lieben Toten sprach. Bald, nur allzubald sollte auch er bei ihnen sein. Ostern war wieder gekommen. Unser Ehrw. Vater Gerard und Hochw. P. Balduin hielten geistliche Exerzitien ab, um das Volk auf eine möglichst gute Osterbeichte vorzubereiten. Selbstverständlich beteiligte sich auch unser Anton mit großem Eifer daran. Er machte am weißen Sonntag die gemeinsame Osterkommunion mit, hörte an den folgenden Tagen, getragen von himmlischem Glück und seligem Frieden, nach einander drei hl. Messen und ging dabei täglich zur hl. Kommunion. Doch ließ, am dritten Tag fühlte er sich bei der Rückkehr von der Kirche auffallend müde und schwach. Taumelnd und unsicheren Schrittes wankte er in seine Wohnstube hinein, wo ihm Bruder Eduard sofort liebevoll entgegen eilte, ihn stützte und sorglich zu seiner Lagerstätte geleitete. Ein Schlaganfall hatte den guten, frommen Mann getroffen. Auch seine Zunge war gelähmt, so daß er nur mühsam einige unverständliche Worte lassen konnte. Dagegen hatte er noch das volle Bewußtsein bewahrt. Lächelnd zeigte er nach dem Himmel, griff nach dem Kreuzifix an der Wand, küßte es und begann still für sich zu beten. Man holte den Priester, der ihm die letzte Oelung und Generalabsolution spendete. Dann begann der Todeskampf. Um 1 Uhr mittags, den 10. April 1907, hauchte er still und friedlich seine reine Seele aus. — Anton Tschitschka war eine wahre Leuchte für die hiesigen Neuchristen. Sein Andenken bleibt in Ehren, versichert doch die Schrift: „In ewigem Gedächtnis bleibt der Gerechte“. Ps. 111, 7.

Was vergangen, kehrt nicht wieder.
Aber, — ging es leuchtend nieder —
Leuchtet's lange noch zurück!

Auf einer katechetischen Exkursion.

Mariathal. — Gelegentlich einer kurzen Ferienreise, die mir meine verehrten Obern erlaubten, kam ich u. a. auch nach Mariathal. Der dortige P. Rektor (Rev. P. Solanus) lud mich ein, mit ihm am nächsten Morgen zur Katechese in die heidnischen Kraals hinauszureiten. Obgleich müde von der Reise, nahm ich den Vorschlag mit Freuden an — denn mir, dem Neuling, waren die Missionsverhältnisse noch

gänzlich unbekannt —, und so ritten wir zusammen hinaus nach dem Ufafa-Tal. Anfangs ging es über eine grasige Ebene dahin, bald aber fiel der Weg oder vielmehr der steile Fußpfad, den wir ritten, steil ab. Da hieß es absteigen und die Pferde am Zügel nachführen. Ich gestehe offen, es wurde mir angst und bange, als wir immer tiefer und tiefer auf dem steilen, felsigen Fußpfad in diese afrikanischen Schluchten hinabstiegen. Wie leicht konnte das Pferd ausgleiten und in die Tiefe stürzen! Ein Tier, das solcher Wege ungewohnt wäre, ließe sich da überhaupt nicht hinabführen. Unwillkürlich dachte ich dabei auch an die Strapazen des Missionärs, der bald in glühendem Sonnenbrand, bald in Sturm und Regen solche Wege machen muß. Wir kamen zum ersten Kraal. P. Rektor gab mit einem Horn ein Signal, und bald versammelten sich aus den umliegenden Hütten etwa 15–20 Personen zum christlichen Unterricht. Somit kamen bedeutend mehr, allein da an jenem Tage ein Mädchen dieses Kraals eben Hochzeit hielt, waren die meisten Kraalinsassen zur Teilnahme an der selbigen Feier nach Tropro gegangen. Ich fand den Kraal sauber gekehrt, den Boden mit Kuhmist frisch gewischt, die Töpfe, Grasmatten und sonstigen Hausgeräte sauber in Ordnung, kurz, man sah, daß auch in diesem Kraal die Mission schon ihren wohlthuenden Einfluß übte. Die Decke war allerdings von Rauch und Ruß ganz geschwärzt, doch das kann in einem Kaffertkraal, wo beinahe Tag und Nacht ein Feuer brennt und der Rauch keinen andern Ausweg hat, nun einmal gar nicht anders sein. P. Missionar zog einen Chorro an und kniete nieder, worauf alle Anwesenden sofort das Gleiche taten. Nach kurzem Gebet begann der Unterricht in den Hauptwahrheiten unseres hl. Glaubens, dann wurden noch einige Gebete erklärt, ein Lied eingeübt und zum Schluß die Laurentianische Litanei gebetet. Ich muß gestehen, es war ein „Zug“ im Ganzen. P. Rektor war voll Leben und auch seinen schwarzen Katechumenen, die ihm offenen Mundes zuhörten und auffallend frisch und kräftig ihre Antworten gaben, konnte man das Interesse vom Gesicht ablesen. Etwas wollten wir die Pferde wieder besteigen, als eine heidnische Mutter zum Missionar herantrat mit den Worten: „Vater, mein Kind ist krank; seit 14 Tagen schläft und ißt es beinahe nichts, weint viel und magert beständig ab. Bitte, taufe es, bevor es stirbt!“

Das Knäblein mochte etwa sechs Monate alt sein und sah in der Tat höchst leidend aus; der Atem ging schwer, Hals und Brust waren entzündet und ließen das Schlimmste befürchten. Dennoch zögerte der P. Missionar mit der Taufe. Die Mutter war eben noch Heidin, wenn sie auch zuweilen den christlichen Unterricht besuchte, der Vater vollends wollte von Taufe und Bekehrung nichts wissen. Welche Garantie für die christliche Erziehung des Knaben hatte man also, falls er nach der Taufe genesen sollte? „Wie aber“, erlaubte ich mir einzuwenden, „wenn das Kind, das nun offenbar schwer krank ist, ohne Taufe stirbt?“ Bitte, Vater, taufen Sie den Knaben, ich will für ihn beten. Stirbt er, so habe ich an ihm einen Fürsprecher bei Gott, kommt er mit dem Leben davon, dann wird Gott für das weitere schon sorgen. Nun begann P. Rektor eine lange Unterredung mit der Mutter, wobei zuletzt für die Taufe des Kindes als Bedingungen aufgestellt wurden: Fleißige Beteiligung der Mutter am christlichen Unterricht, das Tragen anständiger Kleider und die christliche Erziehung des Kindes. Es

wurden die Taufentzünden herbeigeholt, auf einer Strohmatten ausgebreitet und der hl. Taufakt im Freien vorgenommen. Ich repondierte kräftig mit Amen, hielt den Kopf des kleinen Schreihalses, so wie die brennende Kerze und betete dabei aus innerem Herzensgrunde. Nur allzu gern hätte ich Patenstelle an dem Kleinen vertreten, doch das ist dem Ordensmanne bekanntlich nicht erlaubt. Nach dem Taufakte hielt P. Missionär noch eine kleine Ansprache an die Versammelten und ermahnte dabei namentlich die Mutter des Täuflings, ihren Versprechungen gewissenhaft und treu nachzukommen. Dann wurden die Tauf-Requisiten wieder in die Ledertasche verpackt, die Pferde bestiegen und fort ging es auf den heißen, halbschneidenden Pfaden nach einem zweiten

nung ist der Wetterstock, ein Blitzableiter." — „Wie“, fragte ich erstaunt, „haben diese wilden, heidnischen Kaffern einen Blitzableiter?“ — P. Rektor deutete auf einen vis-à-vis vom Einschlußloch befindlichen Stumpf mit den Worten: „Da, dieser gelb angestrichene Steden, der einen Zoll aus dem Boden hervorragt, das ist ihr Blitzableiter.“ Dann wandte er sich wieder an die Schwarzen, hielt ihnen das Törichte, ja Gefährliche ihres Feueranzündens vor, verwies ihnen ihren Aberglauben und ermahnte sie zur Buße und Bekehrung, zum Gebet und Gottvertrauen. Mittag war bereits vorüber, als wir nach längerem Ritt über Berg und Tal zu einem großen, aus 7 Hütten bestehenden Kraal kamen. Unter den vielen, höchst armselig gekleideten Kindern fiel mir ein etwa 3jähr. Knabe



Die Regierungsschulen in Deutsch-Südafrika. Nach Photographien von Dannenberg & Co., Berlin.
Schülerkapelle vor dem Schulhause.

Kraal. Hier kam P. Rektor im Laufe der Katechese auf die schrecklichen Gewitter zu sprechen, die während der letzten 4 Tage gehaust hatten. Blitz und Donner werden von den Kaffern arg gefürchtet; fast jedes Jahr werden auch tatsächlich mehrere Leute, oft ganze Familien, vom Blitz erschlagen. „Habt Ihr keine Angst, wenn es so blitzt und donnert?“ fragte der Missionär. — „Ja, Vater, große, schreckliche Angst durchzuckt unsere Herzen, wenn wir den Blitz aufleuchten sehen und die Donner rollen hören. Am meisten fürchten wir dieses Blitzen und Krachen zur Nachtzeit.“ — „Was fangt Ihr dann an und wie wollt Ihr Euch dagegen schützen?“ — „Wir stehen auf, machen ein großes Feuer im Herd, stellen auf die glühenden Kohlen ein irdenes Gefäß, streuen ein heiliges Kraut darauf und stellen es sodann hinaus vor den Eingang, damit die Geister der Vorfahren uns vor allem Unglück beschützen. Unsere weitere Hoff-

auf, der auf beiden Augen total blind war. Wie ich hörte, war er mit hellen klaren Augen zur Welt gekommen, allmählich wurden dieselben aber mit einer gerippten Haut überzogen, so daß man von der Pupille nur noch einen kleinen, dunkeln Streifen sieht. Das arme, sonst so frische, wohlgestaltete Kind dauerte mich sehr. Was soll der arme Junge hierzulande, wo es für Schwarze keine Blindenanstalt gibt, anfangen? In der Missionschule zu Marienthal haben wir auch einen blinden, zehnjährigen Knaben, doch wir können ihm nur wenig beibringen. Bei solchen Anlässen sieht man erst, welche eine Wohltat die Blindenanstalten in zivilisierten Ländern sind. Ähnlich ist es mit den Taubstummen, deren es in unserer Mission auch mehrere gibt. Nach Beendigung der Katechese, die auch hier mit Gebet und Gesang schloß, hörten wir, es sei am Abhang eines nahen Hügels viel Volk beim Bau eines neuen Kraals versammelt. P. Rektor ritt sofort hin, in

der Hoffnung, dort u. a. Leute zu finden, die nie oder nur höchst selten zum Besuch einer Katechese zu bewegen sind. Der steile raue Fußpfad, der sich um den halben Berg herumwand, führte uns immer höher und höher hinauf, bis wir endlich den Kraal vor uns sahen. Es war in der Tat eine Masse Volk beisammen. Im Vordergrunde saß ein Haufen Weiber, die offenbar von der Arbeit gerade ausruhten, während eine zweite Partie emsig am Bauen war. Auch eine bedeutende Zahl Männer, laut und heftig miteinander disputierend, saß vor der Hütte. P. Missionär bot ihnen den landesüblichen Gruß. Sie erwiderten ihn kurz, blieben sitzen und setzten ihren Wortstreit fort. Wir kamen offenbar zu ungelegener Zeit; man wollte nichts von uns wissen. Eine Weile hörte P. Rektor den lärmenden Männern gelassen zu und trat in ihre Mitte mit den Worten: „Madoda, asiwenze umtando“, „Männer, laßt uns ein Gebet verrichten!“ Kaum war das Wort gesprochen, da sprang ein halbnackter Kaffer in wildem Zorn aus der zu bauenden Hütte. Er war ein Stochheide, kam aus fremder Gegend und wollte sich nun hier ansiedeln. Die neue Hütte gehörte ihm. „Was, beten willst Du hier, ein umtando, willst Du machen?“ schrie er den Missionär an. „Nichts da! Hier wird gearbeitet, nicht gebetet. All mein Volk ist am Arbeiten, desgleichen sind all meine Nachbarn der Arbeit wegen hierher gekommen!“ P. Rektor wagte eine Gegenrede, doch das reizte den wilden Heiden erst recht zum Zorn. Die Lage begann etwas unangenehm zu werden, da kam die Rettung ganz unerwartet durch den Chief, der auch zugegen war. Dieser ergriff nämlich die Partei des Missionärs, wies den lärmenden Eigentümer zurecht und forderte alle Anwesenden auf, sich am Gebet und Unterricht des Umkundisi (Lehrers) zu beteiligen. Damit war die Sache entschieden. P. Solanus zog das Rochet an, stellte ein hübsches, kleines Bild, u. L. Frau vom guten Rat, in der Nähe der Hütte auf, nahm das Kreuzifix zur Hand und begann den Unterricht. Sofort war alles mäusehinstill, unverwandten Blickes hing alles, groß und klein, am Mund des Missionärs. Da sah ich so recht die Macht des Evangeliums und freute mich aus innerstem Herzensgrunde über die merkwürdige Umwandlung, die sich in den Herzen dieser armen, blinden Heiden vollzog. Gewiß wurden in dieser Gnadenstunde manche von ihnen dauernd für den christlichen Glauben gewonnen. Wir schieden in bestem Frieden voneinander, und P. Missionär versprach, bald wieder zu kommen. Dies eine kurze Skizze von dem, was ich bei meinem Besuch in der Mariathaler Mission gesehen und gehört. Ich kann unsern verehrten Wohltätern die Versicherung geben, daß ihre Almosen gut angewendet sind, daß von den Missionären fleißig gearbeitet und mit Gottes Hilfe auch viel erreicht wird.

Lea.

Von Schw. Eustochium.

St. Michael. — Ein heidnisches Kaffernmädchen besuchte eine Zeit lang die protestantische Schule und wurde daselbst auf den Namen Lea getauft. Später bat sie um Aufnahme in unsere Missionschule, was ihr auch gern gewährt wurde. Lea war ein überaus gutes Kind, willig und dienstfertig, fleißig und arbeitsam, wie wenige. Kein Wunder also, daß sie bald der Ziebling aller wurde, zumal da sich zu ihren sonstigen guten Eigenschaften noch eine außerordentliche Heiterkeit und

Fröhlichkeit gesellte. Auch trat sie nach verhältnismäßig kurzer Zeit zur katholischen Kirche über, zu der sie ihrer Gesinnung nach von Anfang an ohnehin gehört hatte. Alles wäre gut gewesen, nur eines ließ sie zu wünschen übrig: ihre Gesundheit. Lea kränkelte viel, ohne jedoch deshalb ihre Arbeitslust zu verlieren. Als ihr Zustand bedenklicher wurde, holte sie ihr Vater heim in den elterlichen Kraal; bald jedoch kehrte sie in die geliebte Missionschule zurück. Hier hatte sie ihr eigentliches Heim, während ihr der Kraal zu fremde geworden war. Die Eltern wollten sie ein zweitesmal holen, doch Lea wollte nun nichts mehr davon wissen. „Vater“, sprach sie, „ich fühle, ich werde bald sterben. Wo habe ich aber zuhause eine Hilfe, wenn ich mit dem Tode ringe? Anders hier, in der Schule; da wird mir der Priester beistehen, und die Lehrerin wird mit ihren Kindern an meinem Sterbebett knien und für mich beten. Drum, Vater, bitte, laß mich hier!“ Der gute Mann gewährte ihr die Bitte; er ließ sein geliebtes Kind in der Missionschule, konnte es sich aber nicht verlagern, Lea öfters zu besuchen. Auch an ihrem Sterbetage war er hier. Die Krankheit stieg. Der schönste Tag, der wie eine Sonne in ihre Leidensnacht hineinleuchtete, und alles mit dem Richte der Verklärung übergoß, war der Tag ihrer ersten hl. Kommunion. Im weißen Kleidchen, mit einem Myrtenfränzlein auf dem Haupte, lag Lea auf ihrem Schmerzensbette, als sie mit einem Herzen voll Sehnsucht und Liebe das erste und zugleich letztemal den Heiland im hochheiligen Sakramente empfing. Ja, dies war ein schöner, hochherlicher Gnadentag! Bald darauf nahte die Stunde ihrer Auflösung. Im Himmel oben sollte sie in baldige ihren Gott und Erlöser von Angesicht zu Angesicht sehen dürfen. Alle Kinder, selbst die furchtlichsten, hatten sich um ihr Sterbelager versammelt, denn sie wollten alle die liebe, gute Lea nochmals sehen und für immer Abschied von ihr nehmen. Der P. Missionär betete die Sterbegebete vor und die bekannte Litanei, wobei die Kinder gar andächtig respondierten. Als jedoch der Todeskampf noch länger dauerte, begaben sich die Kinder wieder an ihre Arbeit, nur die Lehrschwester blieb allein bei der Kranken zurück. In der Nähe des Sterbebettes war eine Statue des hl. Joseph aufgestellt, zu dem Lea von jeher eine besondere Verehrung gehabt hatte. Später kam auch der Priester wieder und reichte ihr das Kreuzifix, das sie jedesmal mit großer Liebe und Innigkeit küßte. Endlich hatte sie ausgelitten. Der P. Missionär betete mit ein paar Schwestern, die gerade auch eingetreten waren, den bekannten Hymnus: „Maria, mater gratiae. O Mutter der Barmherzigkeit, Durch die uns Gnade Gott verleiht, Mach' uns von unsern Feinden frei, Und steh' im Todeskampf uns bei!“ Nochmals erhob Lea ihre brechenden Augen, blickte ruhig und vertrauensvoll zum Himmel auf und gab dann ihre reine Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück. Früh vollendet hat sie viele Jahre erreicht; ihr Andenken bleibt in Segen.

In schwerer Versuchung.

Von Schw. Damiana.

Himmelberg. — Unsere ehrw. Schwester Oberin war eines Sonntags zu einer schwer kranken Person gerufen worden. Da sie ziemlich lange ausblieb, ging ich ihr im Laufe des Nachmittags mit den Schulkindern eine Strecke weit entgegen. In der Nähe einer Farm machten wir Halt, um ein wenig aus-

suruben. Banhlan, ein kräftiger Junge von etwa sechs Jahren — er fungiert z. Bt. auf der Station als Hirten-
habe — streckte sich sofort der Länge nach ins weiche
Gras und schaute dabei voll heißer Gier zu den Obst-
schäumen des englischen Farmers hinüber. Lange lag
er schweigend da, endlich kam es von den wulstigen,
schwarzbraunen Lippen: „D dürfte ich durch dieses
schönen Garten da hinüber und nur ein wenig, ein
klein wenig von den goldgelben Drangen naschen, die
mir so freundlich zuwinken!“ — Die Kinder sind doch
auf der ganzen Welt die gleichen, dachte ich, und un-
willkürlich kamen mir die bekannten Worte unseres
großen Dichters in den Sinn: Menschen sind die
Menschenkinder aller Zeiten, aller Zonen, ob sie unter
Weidenbüschen, ob sie unter Palmen wohnen.“

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

(Fortsetzung.)

Der Maienmonat

ist der Verehrung der allerheiligsten Jungfrau
Maria gewidmet. Die Ehre, welche ihr in diesem
Monat erzeigt wird, ist mannigfaltig und groß und
wird von vielen Nichtkatholiken teils absichtlich, teils
wegen ungenügender Aufklärung falsch verstanden.
Maria wird „von der römischen Kirche
abgöttisch verehrt“; auch sie ist ein sün-
diger Mensch gewesen.“ — In diesen Worten
werden gewöhnlich die Vorwürfe zusammengefaßt.
Kurz und bündig antwortet darauf P. Brors in seinem
ABC: Maria wird von der Kirche nicht abgöt-
tisch verehrt; es wird ihr vielmehr nur die schuldige
Ehre erwiesen nach dem Beispiel der hl. Elisabeth,
welche voll des hl. Geistes zu ihr sprach: „Gebenedeit
ist du unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht
deines Leibes!“ (Lukas 1, 42) und wie Maria selbst
es vorher sagte mit den Worten: „Hoch preiset meine
Seele den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott,
meinem Heilande. Denn er hat angesehen die Niedrig-
keit seiner Magd; denn siehe, von nun an werden
mich selig preisen alle Geschlechter!“ (Lukas 1, 46—48).
Wir Katholiken haben also Recht, wenn wir Maria
hoch preisen. Förricht aber handeln jene, welche den
Sohn zu ehren glauben, indem sie der Mutter die
schuldige Ehre verweigern. Und sollte Gott wohl eine
Sünderin zu seiner Mutter erkoren haben, wenn es ihm
freistand, dieselbe vor jeder Sünde zu bewahren? Gott
konnte es, deshalb tat er es. Wir verehren Maria
nur um der Vorzüge willen, die Gott ihr ver-
liehen und wegen der Tugenden, die sie mit der Gnade
Gottes gewirkt hat. Eine Schmälerei der Ehre
Gottes kann es nicht sein, den Meister in seinem Werke
zu loben. Wir rufen Maria um ihre Fürbitte
bei Gott für uns an, weil sie als Mutter Gottes —
als Mutter des Sohnes Gottes — viel bei Gott ver-
mag. Der hl. Paulus sagt (1. Tim. 2, 1): „Darum
ermähne ich vor allen Dingen, daß Bitten, Gebete,
Fürbitten, Danktragungen geschehen für alle Menschen.“
Wenn also der eine Mensch für alle Menschen beten
soll, so muß auch Maria für mich beten; und sie wird
es um so lieber tun, wenn ich sie noch insbesondere
um diese Fürbitte ansehe. Der Marienkult der
katholischen Kirche ist also biblisch, vernünftig
und schön zugleich. Alle edlen Menschen sind darin
einig, daß man die Mutter Gottes auch besonders
ehren muß. Es ist nicht notwendig, die Erzählun-

gen z. B. in den „Herrlichkeiten Mariens“ vom hl.
Alfons v. Liguori zu glauben. Ein vernünftiger
Mensch unterscheidet zwischen dem Wesen der Andacht
und den Geschichten, die irgendwo in einem frommen
Buche stehen, und wäre das Buch auch von einem Theo-
logen. Auch wir halten nicht alle der angeführten
Geschichten für historisch, aber das verdirbt uns nicht
die Freude an den schönen Gedanken des Buches.
Wenn darum neuerdings die katholische Kirche wegen
ihres „Madonnenfetischismus“ angegriffen
wird, weil der hl. Alfons einige unglaubliche Ge-
schichten in seinen vielgelesenen „Herrlichkeiten Ma-
riens“ anführt, so weiß jeder denkende Katholik, was
er von solchen Angriffen zu halten hat. Wer heut-
zutage noch auf die sogenannte „Dummheit“ und „In-
feriorität“ der deutschen Katholiken spekuliert in der
Absicht, um sie der römischen Kirche zu entfremden,
kommt zu spät. Der katholische Mann durchschaut
die Absicht „und wird verstimmt“ gegen solche Männer
der Aufklärung. Es ist rührend, zu sehen, wie einige
Männer, die von der katholischen Kirche abgefallen sind,
uns Katholiken erlösen wollen vom Romanismus,
vom Aberglauben, vom Madonnenfetischismus. Welch
eine zärtliche Besorgnis um das Heil unserer See-
len! Der Heiland sprach einmal von dem Falken,
den der Adler aus seinem eigenen Auge ziehen
möge, ehe er daran gehe, andere zu belehren. Nein!
Wir Katholiken holen uns unsere Belehrung über
Glaubenssachen bei der unschleibaren Kirche, bei Petrus
zu Rom.

Herr Leopold Schredt †.

Ein edler Missionsfreund schied am 30. Jänner
d. Js. in Wien aus diesem Leben, welcher nicht bloß
ein Förderer vieler katholischer
und humanitärer Vereine und
Anstalten war, sondern dessen
wahrhaft großmütige Liebe sich
über das weite Meer nach Afrika
erstreckte. In Herrn Schredt ver-
lor die Mission Mariannhill einen
großen Wohltäter. Aus Dank-
barkeit wurde per Depesche die
Todesnachricht nach Afrika ge-
meldet, und wurde sowohl das
feierliche Requiem für seine Seelenruhe in Mariannhill
abgehalten, als auch auf allen Missionsstationen Ge-
bete für den teuren Verstorbenen verrichtet. Möge
das Wort der heiligen Schrift sich an Herrn Schredt
erfüllen: Selig die Toten, die im Herrn sterben, ihre
Werke folgen ihnen nach. Wir wollen dem lieben
Verstorbenen ein dankbares Andenken in der Mission
bewahren. Herr Leopold Schredt ruhe in Gottes hl.
Frieden.



Man hat in allen Zeiten die Sonne und die
Gesundheit besungen, ich will heute die Krankheit und
die Schatten preisen. Es ist vieles, welches während
der Krankheit des Körpers beiträgt, das Gemüt zu be-
sänftigen — das stille Zimmer, die stille Dämmerung,
die leisen Stimmen und dann vor allem die sanften
Worte derer, die uns umgeben, ihre Aufmerksamkeit,
ihre Unruhe, ja vielleicht eine Träne in ihren Augen.
Alles dieses tut wohl, tut innerlich wohl, und als der
weise Salomon alle guten Dinge nannte, die auf der
Erde ihre Zeit haben, so vergaß er unter diesen die
Krankheit zu preisen.

St. Josephsgärtchen.

Die hl. drei Könige in Jerusalem.

Anfangs schienen die hl. drei Könige gegen Bethlechem zu ziehen, dann aber wandten sie sich nach Jerusalem. Ich sah die Stadt hoch gegen den Himmel aufgetürmt liegen. Der Zug der Könige war wohl eine Viertelstunde lang. Als sie vor Jerusalem hielten, war der Stern verschwunden, worüber sie sehr bestürzt waren. Einige vom Gefolge gingen ans Thor und kehrten mit Aufsehern und Soldaten zurück. Man brachte sie mit ihren Tieren in ein rundes mit Hallen und Wohnungen umgebenes Gehöft. Das Schloß des Herodes lag nicht ferne davon auf einer Höhe und der ganze Weg bis hinauf zum Schloß war mit Fackeln oder Feuerkörben auf Stangen beleuchtet. Die Ankunft der Könige erregte große Verwunderung in der Stadt. Thenteno, der älteste der hl. drei Könige, wurde noch während der Nacht ins Schloß beschieden. Er sprach daselbst mit einem Hofherrn, der wieder alles dem Herodes berichtete. Letzterer wurde wie unsinnig darüber und bestellte die Könige zu sich auf den anderen Morgen. Er ließ ihnen sagen, sie möchten nur ausruhen, er wolle nachforschen und werde ihnen melden, was er erfahre. Hierauf schickte Herodes Diener an den Tempel und sonst in die Stadt, und ich sah, daß Priester, Schriftgelehrte und alte Juden mit Rollen zu ihm kamen. Ich sah sie auch mit ihm auf das Dach des Schlosses hinaufgehen und nach den Sternen sehen. Herodes war in großer Unruhe und Verwirrung; die Schriftgelehrten aber suchten ihm immer zu beweisen, daß es mit dem Gerübe der Könige nichts sei, daß diese Völker immer allerlei Phantastereien mit Sternen hätten, und daß, wenn etwas daran wäre, sie es am Tempel und in der hl. Stadt doch eher wissen müßten. Bei Tagesanbruch sah ich abermals einen Hofherrn herabkommen und alle drei Könige mit ihm hinaufgehen. Sie wurden in einen Saal geführt, wo einige Gerichte zum Empfang aufgestellt waren. Die Könige rührten die angebotenen Speisen nicht an; sie blieben stehen bis Herodes kam, dem sie mit Verbeugung entgegen traten und kurz fragten, wo der neugeborene König der Juden sei, dessen Stern sie gesehen und den anzubeten sie gekommen seien. Herodes, dem sehr angst dabei war, der sich aber seine Furcht nicht anmerken lassen wollte, fragte sie näher nach dem Sterne aus und sagte ihnen, von Bethlechem Ephrata laute die Verheißung. Menfor erzählte nun das letzte, in der hl. Nacht geschaute Gesicht: sie hätten eine Jungfrau gesehen und vor ihr ein liegendes Kind, aus dessen rechter Seite ein Lichtzweig ausgegangen, auf dem zuletzt ein Turm mit vielen Thoren gestanden, der zu einer großen Stadt geworden. Das Kind habe mit Schwert und Szepter als ein König darüber gestanden und sie hätten sich selbst und die Könige der ganzen Welt kommen, sich verbeugen und das Kind anbeten sehen; denn es habe ein Reich, das alle Reiche überwinden werde. Herodes, ganz bleich vor Schrecken, riet ihnen, ganz stille nach Bethlechem zu ziehen und, wenn sie das Kind gefunden, zu ihm zurückzukehren, damit auch er komme, es anzubeten. Ich sah hierauf die Könige Jerusalem verlassen und bei einem Vache Halt machen. Hier sahen sie zu ihrer großen Freude

den wunderbaren Stern wieder! Die gerade Straße von Jerusalem nach Bethlechem wimmelte in diesen Tagen von Menschen und Reisenden mit Gepäck und Eseln. Der Stern führte sie aber auf stillen, einsamen Nebenwegen, so daß sie unbelästigt von zudringlichen Neugier gegen Abend in Bethlechem anlangten.
(Fortsetzung folgt.)

Sparen macht freigebig.

Wer sparsam ist, kommt zu etwas, und wenn es auch nicht gerade zu einem großen Vermögen bringt, so hat er doch so viel, um ehrlich durch die Welt zu kommen; ja, es bleibt immer noch etwas für die Armen übrig. Ist es nicht eine auffallende Tatsache, bezeugt von allen, die auf diesem Gebiete Erfahrungen gesammelt haben, daß die größten Summen für die Missionen aus der Hand der Armen und Missethäter fließen? Desgleichen, daß die Arbeiter und Diensten, die jeden Pfennig sorgsam aufheben, oft am schnellsten bereit sind, ihr Scherflein für gute Zwecke beizutragen? Jüngst eröffnete ein Seelsorger seinen Pfarrkindern, es sollte notwendig in der Gemeinde eine Kapelle erbaut werden; die Gläubigen mochten doch nach Kräften zu dem schönen Zweck beistehen. Wer war nun der erste, der dem Herrn Pfarrer sein Scherflein überbrachte? Ein armer Knecht; er brachte 150 Mark mit dem Bemerkten: „Das ist mein Geld, d. h. das habe ich mir durch das Aufgeben des Rauchens erspart.“ Ein anderer Priester wollte seine Kirche mit neuen Paramenten, Messgewändern, Altartüchern u. versehen, weil die alten abgenutzt und unbrauchbar geworden waren. Er bat seine Pfarrkinder um milde Beiträge. Wer kam zuerst? Ein Dienstmädchen. „Ich wollte“, sagte es, „meine Geld für ein neues Sonntagkleid verwenden, aber es ist so besser angewendet; das alte tut's auch noch.“ Mit diesen Worten überreichte das Mädchen eine Banknote von 100 Franken. Ein Knecht, der kürzlich starb, gab wenige Tage vor seinem Tode seinem Seelsorger einen Kassaschein mit den Worten: „Hochwürden, verwenden Sie das für gute Zwecke; es sind mit Zinsen und Zinseszinsen über 10 000 Mark. Ich habe ich mir erspart und ich möchte sie nun zum Heile meiner Seele verwendet wissen.“ Uebrigens finden wir auch unter den Reichen edle, hochgefinnte Seelen. So erhielt z. B. der hochselige Bischof Dupanloup von Orleans eines Tages von einer vornehmen Dame folgenden Brief: „Hochwürdigster Herr! Die göttliche Vorsehung hat mir 1000 Fr. zur Verfügung gestellt für einen neuen Kaschmirschal. Ich habe nun berechnet, daß ich, wenn man das Pfund Brot zu fünf Sous berechnet, 4000 Pfund Brot, das von rechtswegen den Armen gehört, auf meinen Schultern zu tragen hätte. Das hat mich erschreckt. Ich schicke Ihnen deshalb die 1000 Fr. zur gefälligen Verteilung unter die Armen.“

Ein schwarzer Märtyrer der Nächstenliebe.

Von Schw. Arnoldine.

Kongo. — Wenige Europäer können das Tropenklima hier, direkt unter dem Äquator, lange ertragen.

Es gehört schon zu den Ausnahmen, wenn ein Weißer ununterbrochen sechs Jahre lang hier aushält, ohne in der Zwischenzeit nach Europa zurückzukehren. Aber auch unsere Schwarzen erreichen nur selten ein hohes Alter, fast alle sterben jung hinweg. Von den Mädchen, die sich im Laufe des letzten Jahres unserer Schule verheirateten, sind schon viele Witwen, desgleichen haben schon manche unserer jungen Männer ihre Frauen verloren. Die meisten erliegen der berüchtigten Schlafkrankheit; manche sterben auch an Ruhr, an Lungenentzündung und einer gefährlichen Halskrankheit. Nicht die wenigsten aber an dem Verzehren von Erde, Kalk und irdenen Töpfen. Man sollte das nicht für möglich halten, aber es ist geradezu unglaublich, wie sehr sie darauf verfallen sind. Alle Mahnungen und Strafen wirken sich da als fruchtlos. Wird z. B. ein Haus mit mpembe, einer Art Kalkerde, die wir aus dem Fluß holen, angestrichen, so dürfen wir sicher sein, daß nach ein paar Tagen alle Wände total zerkrümelnd sind. — Zerpringt einer unserer irdenen Kochtöpfe, so wird er von unseren Kindern jubelnd vollends in tausend Stücke zer schlagen und mit Appetit verzehrt. Nicht selten kommt es auch vor, daß ein Mädchen weinend daherkommt und klagt, es habe ihr eine andere, während sie selbst geschlafen, vom Kochtopf den ganzen Rand weggeessen. — Kürzlich starb der Krankenwärter unserer Schlafkranken auf dem Eiland, wohin wir seit längerer Zeit, der Ansteckung wegen, unsere Schläfer zu bringen pflegten. Ich kann nicht umhin, von seinem höchst menschlichen Leben und Tod einiges zu erzählen, grenzen doch einzelne Tugenden dieses guten Negers geradezu an Heroische. Uebrigens mögen unsere geehrten Leser und Wohlthäter selbst urtheilen: Louis Lombale — das ist sein Name — verlebte seine erste Jugendzeit mitten unter den übrigen Negern im afrikanischen Urwald. Später wurde er Arbeiter bei den Weißen auf einer Baumstation. Nachdem aber bald darauf in deren Nähe unsere Missionsstation errichtet worden war, kam er zu uns. Es mögen jetzt 7 bis 8 Jahre her sein — hieher nach Bomania, um sich mit Weib und Kind taufen zu lassen. Zugleich bat er, als Arbeiter aufgenommen zu werden, nur um recht nahe bei der Kirche und beim Kranken zu sein. Beides wurde ihm gewährt, und wir alle hatten unsere helle Freude an dem braven Neugeborenen, der so ungemein eifrig und treu alle seine Pflichten erfüllte und jedermann gegenüber zu allen nur erdenklichen Liebesdiensten bereit war. Bald konnten wir ihm keine größere Freude machen, als wenn wir ihn in unser Krankenhaus riefen, um den kranken Heiden einige Hilfe zu leisten und ihnen etwas vom lieben Gott zu erzählen. Denn die Mehrzahl derselben war noch nicht getauft. Auch uns war damit ein großer Dienst erwiesen; oft nehmen es die Schwarzen viel lieber an, wenn einer ihr es gleich von Taufe und Bekehrung spricht. Vor uns, den roten Schwestern, hatten manche, zumal in den ersten Jahren, nur allzu viel Angst. Auch ist es oft schwer, sich den Eingeborenen gegenüber, die oft ganz verschiedenen Stämmen angehören, verständlich zu machen, da auch der Sprachunterschied meistens ein ganz bedeutender ist. Wenn dann Lombale sah, daß wir die von ihren eigenen Angehörigen verstoßenen, vor Schmutz und Elend ganz verkommenen Kranken wuschen und reinigten und ihnen die verfilzten Haare schoren, war er tief gerührt. Sofort bot er sich aus freien Stücken zur Hilfe an und

sprach: „Mama, das will ich tun; gib mir die Schere!“ Als dann die schreckliche Schlafkrankheit immer mehr zunahm, wurde eine Viertelstunde von der Station entfernt ein eigenes Hospital für dieselben errichtet, und von den hochw. Missionären Louis Lombale als deren Aufseher ernannt; denn wir Schwestern konnten bei der vielen sonstigen Arbeit unmöglich den ganzen Tag dort sein. Das aus vielen kleinen Strohhütten bestehende Hospital der Schläfer lag im Walde, weil der großen Ansteckungsgefahr wegen ein abgesonderter Ort gewählt werden mußte. Louis hatte einige Minuten von den Kranken entfernt seine eigene Wohnung, und wenn wir morgens kamen, so war er stets schon in voller Arbeit, und oftmals ging er mitten in dunkler



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika:
Mattenflechter. Phot. Gebr. Baedel.

Nacht ins Hospital hinüber, um nach den Schwerkranken zu sehen, und ihnen seine Hilfe anzubieten. Später wurde das Hospital auf den Wunsch der Regierung noch weiter verlegt, nämlich auf eine Insel im Rudi-Ström. Sofort erbot sich Lombale, mit den Kranken dorthin zu gehen. Es wurde ihm auf dem Eiland hart am Fluß ein kleines Haus erbaut, während die für die Kranken bestimmten Wohnungen zehn Minuten davon entfernt im schattigen Urwald errichtet wurden. Hier nun hat der treue, unermüdlige Krankenwärter gegen fünf Jahre gewirkt und gearbeitet, hat die abschreckenden Schlafkranken in liebevollster Weise gepflegt, ihnen das Essen, welches täglich von zweien unserer Mädchen bereitet wird, hinübergeholt, hat verschiedene Kranke in Todesgefahr selbst getauft und im ganzen mehrere Hundert auf dem neben dem Hospital errichteten Friedhof zur letzten Ruhe bestattet. Tausend andere wären aus Furcht vor der Ansteckung nicht um vieles Geld dazu bereit gewesen, er aber tat es ohne alle Aussicht auf irdischen Lohn, und so oft wir Schwestern nach dem Eiland fahren, um nach unseren armen Kranken zu sehen, fanden wir ihn

munter und vergnügt bei seiner Arbeit. Nichts schonte er, auch die Leoparden und Elephanten nicht, die am Abend oder zur Nachtzeit nicht selten bis in die nächste Nähe seiner Behausung kamen. Er hatte sich in heroischer Weise ganz dem Herrn zum Opfer gebracht. Einmal hatte er beim Unterrichte gehört, wie erhaben und verdienstlich es sei, als Märtyrer der Nächstenliebe zu sterben; sofort brachte er dem P. Missionär Geld mit der Bitte, eine hl. Messe für ihn zu lesen, damit auch er an der Schlafsucht sterben dürfe. Der Priester nahm das Geld an, ermahnte ihn aber, er solle vielmehr darum beten, daß der lb. Gott ihm Kraft verleihe, noch recht lange bei den armen Kranken wirken zu können. Er aber blieb bei seinem Herzens-



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Herstellung eines Schurzes. Phot. Gebr. Baedel.

wunsch. Ist, wenn ich ihn beim Auswerfen eines Grabes antraf, sagte er: „Mama, hier will auch ich dereinst begraben sein!“ — Gott hatte offenbar sein Wohlgefallen an dem edlen Wunsch unseres Louis Lombale und wollte ihm schon bald die erbetene Krone schenken. Im letzten Frühjahr erkrankte er. Obschon wir gewisse Anzeichen der Schlafsucht an ihm bemerkten, so konnten wir doch kaum glauben, daß unser guter Louis uns schon so bald sollte entrisen werden. Er aber sagte mit aller Bestimmtheit: „Ich habe die Schlafkrankheit und werde bald sterben!“ Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, ließ ihn P. Superior hieher nach Vamania holen und gab ihm eine andere Beschäftigung. Doch das war unserem heldenmütigen Krankenwärter ein schlechter Liebesdienst. Er hatte keinen Augenblick Ruhe und ließ mit Bitten und Drängen nicht nach, bis er endlich wieder auf dem Eiland bei seinen lieben Kranken war und seiner alten Beschäftigung nachgehen konnte; das aber war: Kranke versorgen, Gräber machen und Tote bestatten. Die eigenen Leiden ertrug er nicht nur mit Geduld und stiller Ergebung in Gottes heiligen Willen, sondern sogar mit Freude. Er fühlte sich buchstäblich glücklich, etwas für Gott Leiden zu dürfen.

Endlich versagten seine Kräfte. Er mußte sich niederlegen, und er, der so viele Kranke versorgt hatte, durfte nun selbst der Pflege. Dabei wartete seiner ein neues Opfer: Seine eigene Frau fürchtete sich vor der Ansteckung ihn zu pflegen. Somit war er auf fremde Hilfe angewiesen. Doch auch darüber hatte kein Wort der Klage über seine Lippen. Sein Geist beschäftigte sich mit Höherem. Als ihn eine unserer Schwestern kurz vor seinem Tode besuchte, sagte er: „Schwester, ich will nicht in meinem eigenen Haus sterben; drüben in einem der kleinen Häuschen, mitten unter meinen lieben Schläfern, möchte ich meine Seele aushauchen.“ Den gleichen Wunsch äußerte er dem Priester gegenüber, welcher kam, um ihm die hl. Sakramente zu spenden. Man erlaubte ihm daher, sich am kommenden Tag dorthin bringen zu lassen. Er schien zu fühlen, daß es dann schon zu spät wäre; deshalb rief er noch im Laufe des Nachmittags den neuen Krankenwärter und schleppte sich mit dessen Hilfe zum Hospital. Hier legte er sich in einer Hütte nieder, die man für besonders schwierige Fälle, z. B. Irren, errichtet hatte, und nun war er zufrieden. Nur bei einem Wunsch hatte er noch, man möge ihn nach dem Tod in denselben ärmlichen Stoff hüllen, in den wir unsere übrigen Schläfer zu begraben pflegen. Niemand dachte, daß sein Ende schon so nahe sei; deshalb ließ man ihn während der Nacht allein mit einem anderen Schlafkranken, der noch ziemlich rüstig war. Plötzlich fühlte er, daß es mit ihm zu Ende gehe; er rief deshalb den andern Kranken an, sagte ihm, daß er jetzt sterben müsse, bestellte noch Grüße an seine Frau und Kinder, an die Hochw. Patres und an die Schwestern, sogar an die Kinder von Vamania und ordnete an, daß ein Teil seiner Stoffe, die er zurücklasse, seine Frau, den andern Teil die Hochw. Patres erhalten sollten, um hl. Messen für ihn zu lesen. (Die Hinterlassenschaften der Neger besteht nämlich meist in einer Anzahl Stoffen, die sie, sobald sie Geld in Händen haben, verkaufen.) Dann rief er: „Seht Ihr nicht die Engel, die mich holen kommen?“ Mit dem ersten Morgengrauen hauchte er seine reine, edle Seele aus. — Als der Krankenwärter in aller Frühe kam, fand er ihn bereits tot und erfüllte sofort seine letzte Bitte; dem obgleich die Frau des Verstorbenen einen recht schönen Stoff herbeibrachte, um die Leiche darin einzuhüllen. So wurde er doch mit dem ärmlichen schwarzen Stoff der Schlafkranken bekleidet. Ähnlich war es mit der Beerdigung. P. Missionär hätte die Leiche gern nach Vamania geholt, doch, um dem Wunsche des Verstorbenen zu genügen, bestattete man ihn auf dem Eiland bei seinen lb. Schläfern. Er bekam seine letzte Ruhestätte am Ende des Friedhofes, nahe bei dem Hospital, sodaß er nun die von ihm Bestatteten gerade zu seinen Füßen hat. Wir hatten gerade ein nettes Holzkreuz zur Hand, das früher auf unserer alten Kapelle stand. Dies pflanzten wir auf seinem Grab auf. Hier in der afrikanischen Wildnis ruhet nun der arme und doch so glückliche Schwarze, der sein Leben dahingegeben hat für seine leidenden Mitbrüder, und harret einer seligen Auferstehung. Sein Andenken aber wird bei uns in Segen sein auf immer.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

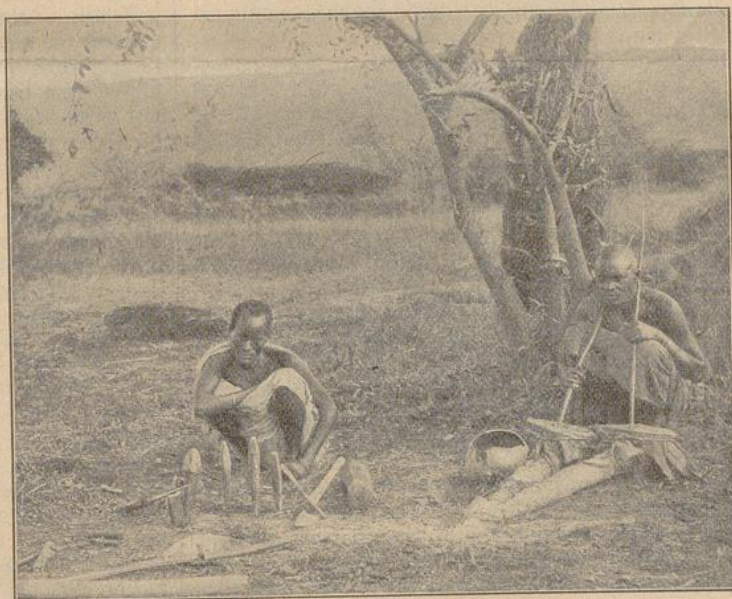
(Fortsetzung.)

Als mich endlich die Schmerzen in meiner Hand wieder aufweckten, begann es bereits im Osten zu tagen.

Ich schüttelte die Asche von mir und verließ die Umkleekammer, mich draußen zu waschen. Dann setzte ich mich in der Nähe des Empoieni (Harems) nieder und wartete, bis die „Schwestern“ des Königs kamen, um ihrer Gewohnheit gemäß Wasser zu holen. Bei ihrem Nähen zog ich die Decke über das Gesicht und spähte im Geheimen nach Baleka. Da kam sie, langsam und traurig, mit dem Wassergefäß auf dem Kopf. Als ich flüsternd ihren Namen nannte, ging sie etwas abseits zu einem Moe-Busch, tat, als ob sie einen Dorn aus dem Fuß ziehen wolle, und wartete, bis die übrigen Frauen vorüber waren. Dann grüßten wir uns, indem wir uns lang und tief in die Augen blickten. „Heute noch verwünsche ich den Tag und die Stunde, da ich auf dich hörte, Baleka“, begann ich, „und auf Unandi, die Sonnenmutter! Was habe ich jetzt davon, daß ich damals dein Kind am Leben ließ? Sieh, all' meine Lieben sind tot, desgleichen auch die Sonnenmutter, und ich selbst ward in grausamster Weise der Feuerprobe unterworfen. Da sieh her!“ Und dabei zeigte ich ihr meine gräßlich verstümmelte Hand. „Ach, Mopo“, entgegnete sie, „die innigsten Bande bleiben immer zwischen Mutter und Kind. Ich wollte mich um all das Geschehene wenig kümmern, wenn nur Umschlopogaas noch am Leben wäre. So aber ist es, wie ich vor kurzem hörte, ebenfalls tot.“ „Du sprichst eben wie ein Weib, Baleka. Kimmert es dich denn wirklich gar nicht, daß ich, dein Bruder, all' meine Frauen und Kinder verloren habe?“ „Du kannst immerhin noch auf neue Nachkommenschaft hoffen, Bruder, für mich aber besteht diese Hoffnung nicht mehr, denn der König sieht mich nicht mehr an. Wohl habe ich auch Mitleid mit dir, doch mein Kind steht mir noch näher. Glaubst du ferner, daß ich am Leben bleiben werde? Ich sage dir: nein! Eine Weile mag man vielleicht meiner noch schonen, dann werde ich denselben Weg gehen, wie alle andern. Tschaka spielt bloß mit mir, wie eine Katze mit der Maus. Es liegt mir übrigens wenig daran, denn ich bin des Lebens müde. Nur um den Knaben ist mir leid, denn einen solchen Jungen gab es einfach nicht mehr in dem ganzen Sululand. Wenn ich nur bald sterben könnte, dann würde ich ihn suchen dort drüben!“ — „Wenn aber der Knabe gar nicht tot ist, was dann, Baleka?“ — „Wie? Was sagst du?“ rief Baleka mit wild aufleuchtenden Augen. „Komm, sag es noch einmal, Mopo! O mit Freuden wollte ich hundert Mal den Tod erleiden, wenn ich nur wüßte, daß Umschlopogaas noch am Leben ist!“

„Nun, ich weiß eigentlich nichts, Baleka. Nur hatte ich heute nacht einen gar merkwürdigen Traum.“ Und nun erzählte ich das Gesicht, das ich in demselben gesehen. Sie horchte und horchte, als handle es sich um ihr Leben. Als ich geendigt hatte, sprach sie: „Mopo, mir scheint, es liege viel Weisheit in diesem Traume. Du bist von jeher ein eigentümlicher Mann gewesen und die Schranke der Zukunft besteht nicht vor deinem Auge. Ich kann jetzt getrost sein, ist doch in meinem Herzen neuerdings die Hoffnung erstanden, daß Umschlopogaas lebt. Ich werde sterben, ich weiß es, denn nur allzuklar lese ich's aus dem Auge des Königs. Doch, was machts, wenn nur Umschlopogaas, der Prinz, am Leben ist.“ — „Weib“, erwiderte ich, „Deine Liebe ist groß! Diese Liebe hat schon viel bitteres Weh über uns gebracht, und vielleicht ist schließlich dennoch alles umsonst, denn es waltet ein böses Schicksal über uns. Doch sag' mir, was soll ich nun tun? Soll ich fliehen, oder soll ich mich hier verborgen halten und abwarten, wie die Dinge sich entwickeln werden?“ — „Du mußt bleiben, Mopo! Höre nur; offenbar geht im Herzen des Königs folgendes vor: Er hat seine Mutter ermordet mit eigener Hand, und drum fürchtet er sich, es möchte eines Tages das ganze Volk gegen ihn, den Muttermörder, sich erheben. Deshalb wird er ein falsches Gerücht aussprengen und sagen lassen, daß durch Zauberei Feuer auf deinen Kraal herabfiel und daß darin seine Mutter ihr Leben verloren. Wenn auch jedermann weiß, daß das eine plumpe Lüge ist, so wird doch niemand es wagen, ihm zu widersprechen. Ferner wird er, wie er Dir bereits

Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Holzschlitzler.
Phot. Gebr. Haedel.



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Eingeborner Schmied. Phot. Gebr. Haedel.

sagte, eine Hexenjagd veranstalten, aber eine auf neue Art. Den „Ausriecher“ wird er selber machen und hierauf alle töten lassen, die er fürchtet und von denen er weiß, daß sie ihn ob seiner Grausamkeit und Verworfenheit hassen. Aus demselben Grunde wird er Dich, mein Bruder, nicht töten, er wird im Gegenteil Dich groß machen im Lande. Denn, so wie er sagt, hat Dich ein gleiches Unheil getroffen, wie ihn selbst; denn auch deine Weiber und Kinder kamen um durch

Zauberei. Fliehe also nicht; nein, bleib hier und werde groß, groß zu dem großen Zweck, vollgiltige Rache zu nehmen an Tschaka! Du hast vieles zu rächen an ihm; bald werde auch ich nicht mehr sein, und wird auch mein Blut um Rache schreien zu dir! Höre, Mopo, gibt es nicht noch andere Fürsten im Land, leben nicht Dinggaan, Umschlangana, und Umyanda, die Brüder des Königs? Möchten nicht auch sie gerne König sein? Statt dessen betasteten sie jeden Morgen ihre Glieder, zu sehen, ob sie noch am Leben sind, und wenn sie sich abends niederlegen, wissen sie nicht, ob sie ihre Frauen küssen dürfen oder des Königs Absagai. Ihnen nähere dich, Mopo! Schleich dich in ihre Herzen ein und lies darin! Im Notfall sei ihr Führer und Berater! Und das Ende von all dem wird sein, daß über kurz oder lang Tschaka vor demselben Tore stehen wird, durch das deine Weiber und Kinder jüngst gingen und das ich selbst in Bälde durchschreiten werde.“ So sprach Baleka und ging dann weiter. Ich aber saß noch lange sinnend da und überlegte ihre weisen, inhaltschweren Worte. Sie hatte recht, die Brüder des Königs lebten in beständiger Furcht, auf jedem ihrer Schritte lauerte der Tod. Mit Panda allerdings war nicht viel anzufangen, denn er war sanfter und furchtsamer Gemüthsart. Dinggaan und Umschlangana dagegen war aus anderem Holze geschnitten, und ich dachte, es ließe sich eine Keule daraus schneiden so stark und hart, daß man damit selbst einem Tschaka den Schädel zerzhmettern könnte. Doch die Zeit, davon zu reden, war noch nicht gekommen; noch war Tschakas Becher nicht voll. Ich stand also auf, und ging in den Kraal meines Freundes, um meine Hand zu turieren, die mich schrecklich schmerzte. Wie ich eben damit beschäftigt war, kam ein Bote mit der Meldung, sofort zum Könige zu kommen. In dessen Wohnung angelangt, warf ich mich sofort zur Erde nieder und bot ihm den königlichen Gruß. Er aber nahm mich bei der Hand und sprach in gnädigem Tone: „Steh auf, Mopo, mein getreuer Untertan, steh auf! Ich weiß, Schweres hast du erduldet durch Zauberkraft. Alle deine Frauen und Kinder hast du verloren, und ich meine liebe, gute Mutter! Weinet, meine Räte, weinet bitterlich über den Tod der Mutter eures Königs!“ Und da jingen die Räte ringsherum laut zu weinen an. Tschaka beobachtete sie dabei genau und sagte, nachdem die Totenklage sich wieder gelegt hatte: „Höre, Mopo, kein Mensch kann mir meine gute Mutter wieder zurückgeben; da hilft kein Schmerz, keine Totenklage. Dir aber kann ich wieder Weiber und Kinder geben. Darum geh' hinein zu den Mädchen, die für den König reserviert sind, und wähle dir sechs derselben aus. Geh' auch hinaus zu den königlichen Herden und nimm davon zehnmal soviel vom Besten, was du findest. Dann ruf' meine Untertanen zusammen, damit sie dir wieder einen Kraal bauen, größer und schöner, als jenen, den du zuvor bewohnt! Alles dies gebe ich dir mit aller Bereitwilligkeit. Doch du sollst noch mehr bekommen, Mopo, ja noch etwas ganz anderes! Rache sollst du haben, Mopo, volle Genugthuung für das Unrecht, das man dir angetan! Am ersten Tag des Neumonds will ich alles Volk im ganzen Zululand zusammenrufen, auch dein eigenes Volk, der Langenistamm, soll dabei sein. Und dann, Mopo, wollen wir zusammen trauern über unser Weh, und dabei wollen wir dann auch jene kennen lernen, die solches Leid über uns gebracht. Und nun geh', Mopo, geh'! Auch ihr, meine Räte, wollet mich verlassen, damit ich einsam weine über den Tod meiner

lieben, guten Mutter!“ — So hatte also Baleka ganz richtig gerechnet. Sie durchschaute klarer als irgend ein anderer die schlaue Politik Tschakas. Ich selbst wurde wieder groß im Land, größer denn je zuvor. Ich wählte mir Vieh aus, es war fett; ich nahm mir Frauen, sie waren schön. Doch ich hatte keine Freude daran; auch wurden mir keine Kinder mehr geboren. Ich glich einem vom Blig getroffenen Baum, alle Kräfte und aller Saft war von mir gewichen. Es war, als hätte mir damals das Feuer nicht nur die Hand, sondern auch das Herz verbrannt, und die Trauer um all die Geliebten, die ich verloren, wollte nicht mehr aus meinem Herzen weichen.

11. u. 12. Kapitel.

Galazi, der Wolf.

Kehren wir nun in unserer Geschichte zu Umschlopogaas zurück, den wir in dem Augenblick verlassen, da die Löwin mit ihm davon rannte. Anfangs hielt sie ihn ganz sachte in ihrem Rachen; doch kaum fing Umschlopogaas an, sich zu regen, da biß sie ihn scharf in die Seite; unter solchen Umständen empfand sich Ruhe von selbst! Er wandte den Blick nach dem Bette zurück und sah hier Nada auf der Dornenhecke stehen und hörte ihren Ruf: „Rettet ihn, rettet ihn!“ Dann wurde es nacht vor seinen Augen und es war ihm, als fälle er in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, fühlte er einen heftigen Schmerz in der Seite, und hörte hart neben sich das Brüllen einer Löwin. Er schlug die Augen auf: siehe, da war sie wieder, die Schreckliche; und ihr gegenüber stand hochauferichtet ein großer, starker Jüngling. Er war in ein Wolfspel gekleidet, — der scheußliche Rachen mit den grimmigen Zähnen schaute drohend von seinem Scheitel nieder — in der Linken hielt er einen Schild und in der Rechten, die er eben drohend zum Schlag erhob, eine schwere, mit Eisen beschlagene Keule. Die Löwin drückte sich auf die Erde nieder und machte sich zum Sprunge bereit, doch der tapfere Bursche wartete ihren Angriff nicht ab. Mutig rannte er auf die Bestie los und verfezte ihr mit der Keule einen wuchtigen Schlag auf den dicken Schädel. Der Hieb war gut, doch er tötete die Löwin nicht. Diese setzte sich vielmehr auf die Hinterbeine und schlug nach ihm. Wohl fing er den Schlag mit seinem Schilde auf, doch dieser prallte nun so heftig gegen seine Brust, daß er rücklings zu Boden fiel. Da brüllte und heulte er nun wie ein Wolf in Todesnöten! Die Löwin aber sprang nun auf ihn zu und fing an, ihn mit ihren Zähnen zu bearbeiten. Anfangs deckte ihn noch der Schild, doch das mußte im nächsten Augenblick aufhören. Umschlopogaas sah, wie sein abgebrochener Speer etwa eine Spanne tief noch in der Löwin steckte. Schnell sprang er auf, — denn die Not gibt Kräfte, — drückte der Bestie den Schaft tiefer und tiefer in den Leib und drehte ihn in der Wunde herum. Heulend vor Schmerz und Wut wandte sich die Löwin nun ihm zu und begann, ihm Brust und Arme greulich zu zerkrachen. — Da plötzlich erscholl zuerst von ferne und dann immer näher und näher ein entsetzliches Geheul. Eine Anzahl grauer und schwarzer Wölfe kamen in mächtigen Sprüngen dahergerannt! Sie warfen sich jählings auf die Löwin, bißen sich in ihr fest und zerrissen sie in wenigen Minuten in tausend Stücke. Dies alles geschah mit solcher Wut, und unter solch' entsetzlichem Stürzen, Würgen, Beißen und Heulen, daß dem armen Umschlopogaas neuerdings die Sinne schwanden und er wie tot dalag. Als er endlich wieder zu sich kam, fand er sich in einer

Höhle auf einem Bette aus weichem Gras. Rings herum lagen allerlei Tierfelle, und neben ihm stand ein Gefäß mit Wasser. Begierig streckte er die Hand nach dem Gefäße aus, denn er fühlte in sich einen brennenden



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Eingeborner beim Schnitzen von Löffeln. Phot. Gebr. Haeckel.

Durch, da sah er erst, daß sein Arm und die ganze Brust hochaufgeschwollen und über und über mit Wunden und Rissen bedeckt war. Er konnte sich das nicht erklären, doch endlich kam sein Gedächtnis zurück, er lag im Geiste die schreckliche Löwin wieder und hörte die wulstenden Wölfe. Wo war er doch, und was war inzwischen geschehen? — Da verdunkelte sich der Eingang der Höhle, und herein trat der junge, prächtig gebaute Bursche, der mit der Löwin gekämpft hatte. Er trug einen erschlagenen Vogel auf seinen Schultern, warf ihn auf den Boden der Höhle nieder und nahte sich sodann der Lagerstätte des Umschlopogaas. „So“, sagte er, „hast du endlich einmal deine Augen offen! Du hast lange geschlafen, mein Freund!“ „Ach, ich bin so hungrig“, erwiderte Umschlopogaas, „hast du mir nichts zu essen?“ „Hungrig bist du? Nun, Zeit dazu ist es fürwahr; denn es sind jetzt 12 Tage, seit ich dich durch den Wald hierher geschleppt habe. Du hast seit jener Zeit nichts gegessen, als zuweilen einen Schluck Wasser, den ich dir reichete. Ja, diese Rake hat dich ordentlich zerkratzt; einmal glaubte ich schon, du seiest tot; zweimal war ich auch versucht, dir das Lebenslichtlein vollends auszumalen. Ich konnte dich nicht länger leiden sehen und wollte auch selbst wieder frei und ungehindert sein, hier in dem herrlichen Wald. Schließlich brachte ich es aber doch nicht übers Herz; es war ein gewisses Etwas, das mich davon abgehalten hat. Doch ist jetzt und mach, daß du wieder zu Kräften kommst, reden können wir auch nachher!“ Umschlopogaas aß und nach und nach kehrte seine Gesundheit wieder, anfangs nur langsam, dann schneller und schneller. Am zehnten Tag saßen sie wieder nachts bei einem Feuer in der Höhle beisammen und begannen da folgende Unterhaltung: „Nun ist es aber Zeit“, begann Umschlopogaas, „daß wir endlich einander näher kennen lernen. Wir sind nun schon

so lange beisammen, haben so Merkwürdiges mit einander erlebt, und noch immer kenne ich nicht einmal deinen Namen.“ „Ich bin Galazi, der Wolf. Eulublut fließt in meinen Adern, und ich bin mit dem großen Tschaka verwandt, denn Senzangacona, Tschakas Vater, war mein Großvater.“ „Und wie kamst du hierher, Galazi?“ „Ich komme vom Swasiland, vom Stamme der Galakazi, deren Chief ich eigentlich sein sollte. Siguhana, mein Großvater, hatte sich daselbst mit Gewalt der Herrschaft bemächtigt, und später war ihm mein Vater darin nachgefolgt. Sie waren beim Volk nicht beliebt, denn sie waren Fremdlinge, doch fürchtete man ihre starke Hand. Eines Tages — es sind noch keine zwei Jahre her — überredete das Volk sein jüngstes Weib, das aus dem Galakazistamme war, ihren Mann, den Chief, heimlich zu vergiften, was das elende Weib auch wirklich tat. Am nächsten Morgen fand ich meinen guten Vater, der mich hatte rufen lassen, in Todesnöten. „Ich bin vergiftet“, sagte er mit gebrochener Stimme, „und das habe ich jenem Weibe dort zu verdanken.“ Damit zeigte er auf seine jüngste Frau, die blaß und zitternd in der Nähe stand und sich nun selbst entsetzte über das, was sie getan hatte. Das Weib war jung und schön und ich hatte sie sonst recht gerne gehabt, jetzt aber ergriff ich meinen Affegai und stieß ihr denselben ins treulose

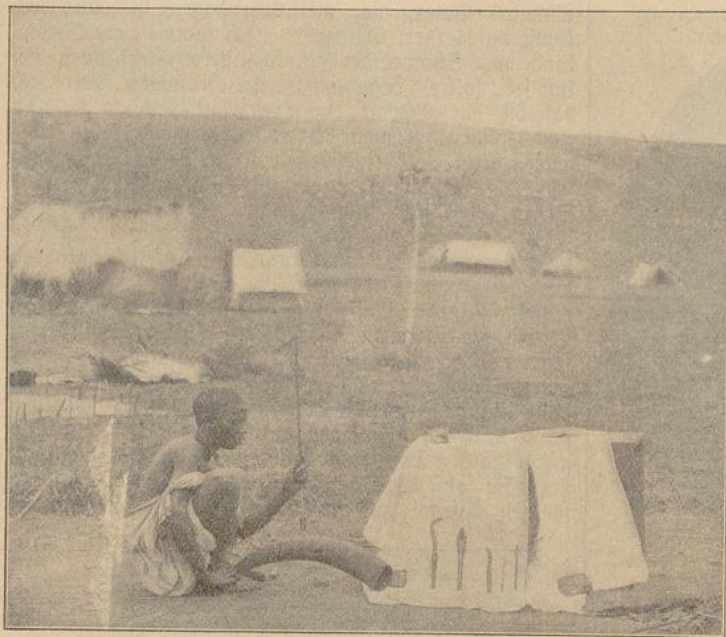


Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Eingeborne beim Anfertigen eines Drahtkorbes. Phot. Gebr. Haeckel.

Herz. „Das hast du gut gemacht“, sagte mein Vater, „doch bedenke, daß nicht sie allein die Schuld trägt, sondern der ganze Stamm, der ihr dazu geraten. Das Volk wird dich wahrscheinlich nicht als Chief anerkennen; sie werden dich als Fremdling vertreiben. Darum fliehe für den Augenblick, dann aber nimm gebührende Rache.“ „Vater, ich schwöre es dir! Ich will Rache nehmen am ganzen Stamme der Galakazi; nur jene will ich verschonen, die mit uns desselben Blutes sind!“ „Gut gesprochen, mein Sohn! Doch sieh, mir naht der Tod; mein Auge sieht in die ferne Zukunft, und was ich dir zu sagen habe, ist das: Ein Wanderer sollst du sein, Sohn des Siguhana; wenige Jahre sind dir beschieden, doch du wirst als Held sterben, von Manneshand getötet, und nicht so elend, wie ich selbst.“ Also sprach mein Vater, dann stieß er einen Schrei aus und starb. — Ich aber zerrte nun das

tote Weib aus der Hütte und schrie das zahlreiche Volk, das sich in deren Nähe versammelt hatte, an: „Mein Vater ist tot, und nun bin ich euer Chie! Eines seiner eigenen Weiber hat ihn vergiftet; doch ich habe ihr bereits den gebührenden Lohn dafür gegeben.

und wärmte sich in den Strahlen der Abendsonne. „Junger Mann“, redete sie mich an, „du bist groß und stark und ein trefflicher Läufer; hättest du nicht Lust, eine vortreffliche Waffe zu gewinnen, eine Keule, die alles nieder schlägt, was ihr in den Weg kommt?“



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Eingeborne bei der Bearbeitung eines Elefantenzahnes. Phot. Gebr. Haedel.

„Eine solche Keule wäre mir allerdings willkommen. Sag' mir, wie kann ich sie gewinnen?“ „Du wirst sie also haben? Gut, so geh' morgen in aller Früh den Berg dort hinauf, dabei zeigte sie auf den Berg, auf dem wir jetzt sind. „Da sitzt seit uralter Zeit die steinerne Heze und wartet auf das Ende der Welt. Hast du zum Drittel desselben erstiegen, so kommst du an einen steilen, schwierigen Fußpfad. Steig' hinauf, er führt dich in einen großen, finsternen Wald, und zuletzt kommst du auf einen freien Platz, dessen Abschluß eine große Felsenwand ist. In dieser Wand ist eine Höhle, und darin liegen die Gebeine eines Mannes. Bring' sie mir in einem Leberjack herab, und als Lohn dafür sollst du die Keule haben.“

„Zwischen war allerlei Volk aus dem Kraal zusammengekommen und hatte der Rede des alten Weibchens angehört. „Steig' nicht hinauf,“ warnten sie mich einmütig, „so lang du überhaupt noch etwas am Leben bist. Der Berg ist voll von bösen Geistern. Seit Jahren hat sich kein Mensch mehr in diesen Bergwald gewagt. Ich bin ein verrückter Mensch, wie sie selbst, stieg ich auf, kam aber nicht mehr zurück. Seit jener Zeit fragt sie jeden Fremden, der des Weges kommt, ob er die Keule nicht verdienen wolle.“ „Glaub' ich nicht,“ schrie nun die Alte, „sie lügen, es sind keine bösen Geister auf jenem Berge, nur Wölfe. Es sind die Gebeine meines Sohnes in jener Höhle, ich habe sie im Geiste gesehen. Wie gerne wollte ich sie herabholen, doch meine alten Glieder sind zu schwach dazu. Diese Männer aber hier sind Feiglinge. Ah, es gibt keinen Mann mehr, seit mein Gatte nach ruhmvoller Gegenwehr von den Sulus erschlagen ward.“ „Nun, gutes Mütterchen, ereifere dich nicht so sehr!

„Nun, gutes Mütterchen, ereifere dich nicht so sehr!



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Eingeborne Töpfer. Phot. Gebr. Haedel.

„Vielleicht findet sich doch ein Mann, der es wagt, da-
rauf zu gehen; doch sag' mir, könnte ich nicht deine
Keule einmal sehen?“ Da ging das Weibchen in ihre
Höhle hinein und kam nach einer Weile mit einer
mächtigen Keule, die sie mit beiden Händen am Boden
aufschleppte, wieder heraus. „Freund, das war in der
Tat eine Keule! Doch, ich hab' sie ja hier und du hast
sie schon einmal gesehen, damals, als ich den bekannten
Streich mit deiner Löwin bestand.“ „Schau sie ein-
mal genau an,“ sprach die Alte, „sie ist wahrlich eines
Wunders wert. Da sieh, wie groß, wie knotig und schwer,
und ringsum mit Metall beschlagen, das schon ganz
schwarz geworden von all den vielen Streichen, die man
damit geführt.“ „Hat die Keule einen eigenen Na-
men?“ fragte ich die Alte. „Gewiß, sie heißt die
Donner-Keule“; fünf Helden haben sie bisher
im Kampf getragen und haben 173 Feinde damit er-
schlagen. Wer sie hat, weicht vor 20 bis 30 Feinden
nicht zurück, und wenn er fällt, so fällt er nur als
Held. Nur eine Waffe hält den Vergleich mit ihr aus
im ganzen Sululand, das ist die „Bliz-Axt“ des
Häuptlings, des großen Häuptlings drüben in jenem
Thal. Wo aber die Donnerkeule und die Blizaxt zu-
sammenhalten, da ist der Sieg gewiß, so wahr die
Sonne am Himmel steht.“ — Natürlich wuchs mein
Verlangen, die seltene Keule zu bekommen, immer
mehr. Ich hielt und wog sie in meiner Hand und führte
während manchen Streich in die Luft. Da sagte das
Weibchen: „Laß es sein, die Donnerkeule ist nicht für
dich; du bist noch ein Kind! Ich muß mir einen andern
suchen, einen Mann!“ „Nur sachte, Mütterchen,
sachte! Sag' mir, willst du mir nicht diese Keule
leihen? Ich dachte, mit ihr könnte ich es leichter
bringen, jenen Berg dort zu ersteigen, und brauchte
nicht weder vor Wölfen noch vor bösen Geistern zu
fliehen.“ Da lachten alle Anwesenden hell auf, die
aber aber sah mich lange prüfend an und sagte dann:
„Junge, du hast ein ehrliches Gesicht, ich weiß, du
vermagst mich nicht. Da, nimm die Donnerkeule, geh'

begann der Wald. Da standen Bäume, so hoch, so breit
und mit so dichtem Blätterdach, daß kein Sonnenstrahl
mehr durchdrang. Es ward mir ganz eigentümlich
zu Mute in diesem geheimnisvollen Halbdunkel und
dem sonderbaren Zwielficht. Geister sah ich nicht, aber
große, sonderbare Schlangen sah ich wiederholt über den
steilen Pfad kriechen; vielleicht waren dies die Geister,
die hier hausten sollten. Auch war es mir zuweilen, als
sähe ich die Schatten großer, grauer Wölfe hie und da
zwischen den Bäumen dahinhuschen. Ich machte Rast,
nahm etwas Speise zu mir, die ich in dem Ledersack



Das fernschreibende Telephon von Gustav Czanna.
Phot. Dannenberg & Co.

mitgenommen und kam, als sich die Sonne schon all-
gemach dem Untergang zuneigte, endlich oben auf der
Plattform an. Doch genug für heute. Ich sehe, du bist
müde und schläfrig. Morgen will ich meine Geschichte
weiter erzählen. Doch sag' mir jetzt auch, wie du heißt.
„Ich bin Umschlopogaas, der Sohn des Mops. Bei
Gelegenheit will ich dir auch meine
Geschichte erzählen, doch für heute wol-
len wir schlafen.“ Ich bemerkte eine
eigentümliche Bewegung an Galazi, als
ich meinen Namen nannte. Doch er sagte
nichts, sondern deckte mich stillschweigend
mit einigen Tierfellen zu; er selbst aber
legte sich ohne eine Decke auf den
nackten Boden nieder. Noch lange dachte
ich über seine merkwürdige Erzählung
nach; draußen vor der Höhle aber heul-
ten die Wölfe, denn sie rochen Menschen-
blut. (Fortsetzung folgt.)

Ich beglückwünsche
Sie zu dieser genialen
Erfindung.
Gisbert Kapp.

Ich beglückwünsche
Sie zu dieser genialen
Erfindung.
Gisbert Kapp.

Schreibprobe des fernschreibenden Telephons. Links die Originalhandschrift, rechts
die Wiedergabe durch den Fernschreiber. Phot. Gebr. Baedel.

„auf den Berg und bring mir die Gebeine meines
Vaters herab. Das wird dir Ruhm und Ehre ein-
bringen und du sollst dereinst eines Heldentodes sterben.
Sollte dir aber morgen etwas Menschliches begegnen,
so sei die Keule mit dir verloren, ich will dann
nichts mehr von ihr wissen!“ — Beim ersten Morgen-
pausen des andern Tages stand ich auf, nahm meinen
Sack und die Donnerkeule und machte mich auf den
Berg. Zuerst hatte ich einen breiten, reißenden Fluß
zu durchwaten; das war nicht ohne Gefahr, doch ich
kam zuletzt glücklich durch. Rüstig wanderte ich fort;
gegen Mittag war ich bei dem steilen Aufstieg. Wenn
man einmal hinreichend bei Kräften ist, mein Freund,
kannst du ihn mit mir erklettern! Ich wette, so steil
ist so hoch bist du dein Lebtag nicht gestiegen. Nun

Der Fernschreiber.

Bei allen zur telegraphischen Uebermittlung von
Handschriften oder Bildern dienenden Apparaten kommt
der sogenannte „Synchronismus“ zur Anwendung, d.
h. es muß an der Gebe-, ebenso wie an der Empfangs-
station je eine Walze vorhanden sein, die sich beide
genau gleich drehen. Dieser Synchronismus, den Pro-
fessor Korn bei seinem System zur höchsten Vollkom-
menheit ausgebildet hat, bedeutet unstreitig eine Er-
schwerung des ganzen Verkehrs, da bei der geringsten
Ungleichheit im Gang der beiden Walzen Verzerrungen
und Verschiebungen des telegraphierten Bildes oder
der telegraphierten Schrift eintreten. Ein Apparat,

der diese Mißstände in glücklichster Weise vermeidet, ist der von Ingenieur Gustav Erzanna in Steglitz erfundene Fernschreiber (siehe die beiden Abbildungen auf Seite 119), der von der ziemlich einfachen, jedermann aus den Anfangsgründen der Mathematik her bekannten Tatsache ausgeht, daß jeder Punkt auf einer Fläche durch zwei auf ihm sich kreuzenden Linien genau bestimmt ist. Diese Linien nennt man die „Ordinate“ und die „Abszisse“. Schreibt man also auf einer Fläche mittels eines Stiftes, so läßt sich die Lage jedes einzelnen Punktes der Schriftzüge nach dieser Methode genau feststellen. Erzanna verbindet nun seinen Schreibstift mit zwei Reihen elektrischer Widerstände und demzufolge durch das Auftreten zweier bestimmter Stromstärken repräsentiert ist. Diese elektrischen Ströme von verschiedenen Stärken für jeden Punkt der Schreibfläche werden durch die Leitung nach der Empfangsstation fortgeleitet und gelangen dort in zwei kleine Elektromagneten, zwischen denen sich eine Magnetnadel befindet, auf der ein kleines Spiegeltchen befestigt ist. Diese bewegliche Magnetnadel wird durch die Magnete in ihrer Stellung beeinflusst, und zwar bringt der eine Magnet wieder die Ordinate, der andere wieder die Abszissenbewegung hervor. Ein auf das Spiegeltchen fallender feiner Lichtstrahl wird also von diesem reflektiert und muß sonach genau dieselben Bewegungen machen, die der Schreibende mit dem Schreibstift vollführt. Diese Bewegungen des Lichtstrahls finden auf lichtempfindlichem Papier statt, auf dem also dieselbe Schrift entsteht, wie sie am Hebeorte niedergeschrieben wurde. In den Erzannaschen Apparaten dürfen wir zweifellos eine der genialsten Erfindungen der Neuzeit erblicken, und der berühmte Elektrotechniker Gisbert Kapp, der langjährige Generalsekretär des Elektrotechnischen Vereins zu Berlin und gegenwärtig Professor der Elektrotechnik in Glasgow, hat entschieden seiner innersten Ueberzeugung Ausdruck gegeben, wenn er die auf Seite 119 abgebildeten Worte auf dem Erzannaschen Fernschreiber niederschrieb. Mittels desselben lassen sich nicht nur Bilder auf telegraphischem Wege übertragen, sondern es läßt sich auch, da der Apparat an jede Telephonleitung angeschlossen werden kann, zu einem telephonischen Gespräch gleichzeitig eine zeichnerische Erklärung dadurch geben, daß man beim Sprechen die Skizze niederzeichnet, die dann am Empfangsorte fast gleichzeitig mit der Niederschrift erscheint. Auch im Bankverkehr dürfte dieser Apparat insofern eine Rolle spielen, als sich telephonische Geldanweisungen durch gleichzeitige Uebermittlung der Unterschrift als echt bezeugen lassen und dies um so mehr, weil die photographische Schrift auch das Schreibtempo wiedergibt, so daß man den Fälscher, der Buchstaben für Buchstaben der Unterschrift langsam nachmacht, schon daran leicht erkennen kann. Ebenso lassen sich auch im Gegensatz zu allen übrigen Appa-

raten durch Ausstreichen des bereits Geschriebenen Korrekturen anbringen, und schließlich kann man, da der beim telephonischen Anruf nicht anwesend ist, das was man ihm zu sagen hat, schriftlich übermitteln. Der Apparat arbeitet mit Schwachstrom und kann daher an jede Telephonleitung angeschlossen werden. Die Versuche haben bis zu einer Entfernung von 200 Kilometern günstige Resultate ergeben.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Gablingen, Wangham, Kochertürn, Rottenburg, N.-B., Zeh, Koth, Hochhausen, Ravensburg, Lindenberg, Holzheim, Neßle, Scheibegg, München, Karlsruhe.

Dank sagungen

sind eingegangen aus: Degglingen, Schärding, Besperbild, Bilk

Gebetsempfehlungen.

Um Fortschritt im Studium. Berufswahl. Wichtige Kalligraphie. Schwer geprüfte Familien. Erlangung guter Stellen. Ordentliches Examen. Um Segen bei wichtigen Unternehmungen. Befreiung von Sünden. Eristkommunikanten. Sinnesänderung. Kranke. Standeswahl. Um glückliche Operationen. Unglückliche Väter. Bedrängte Familien. Glückliche Heirat. Befreiung von irrgläubigen Müttern. Belehrungen. Frieden in Familien. Krankenleiden. Hausverkauf. Verhütung von Vergewissungen. Trankstöße. Einige Priester. Um gute Anstellung. Guten Geschäftsgang. Kindererziehung. Ein Erlommunikierter. Schwergeprüfte Mütter. Jorumtäte. Feindselige. Dem Klugen Ergebnisse. Ungewissen Söhne und Töchter. Verirrte. Seelenanliegen. Glaubenslose. Um glückliche Seereise. Gemütskranke. Glücklich Entbindungen. Zu löse Ehegatten. Schwermütliche. Um gute Seelsorger. Um glückliche Wendung eines Unglücks.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliebern unseres Wohltätigkeitsbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Franziska Vogel in Mertelsdorf. Franziska Ziger in Epp. Karol Viktor zu Durini in Rudolfsweith. Gabriel Seibl in Wurm. Frau N. Sommerhofer in Weiz. Johann Hohenreiter in Seitz. Katharina Eugenberger in Waldbell. Frau Fräulein Warasdin. Franz Pawel in Linz. Barbara Greber in Schoppe. Johann Wicher in Brandenburg. Rosalin Ziser in Hirm. Egidius Felsner in Groß-Florian. Jakob Petermel in Bischofsst. Magdalene Damronel in Wien. Kath. Beyer in Gramatzen. Franz Glatzer in Wien. Magdalena Fischer in Gorb. Margaretha Franz in Eßlingen. Josefa Bollmar in Rangen. Kunigunda Hage in Rohrbach. Elise Wittl in Neudörfling. Josef Müller, Pfr. in Kling. Herr Benz in Wolfshag. Anna Bärli, Helena Kallmayer und Elisabeth Pregner in Siegenburg. Hochw. S. P. Benz in Gottwald in Wil. Magdal. Mayr in Kempten. Pauline Bauer in München. Euphrosine Wohlgenuth in Weßsack. Elisabeth Jäger in Klippenheim. Sophie Greiderer in Rosenheim. Mathias Jäger in Ettenheim. Viktoria Martin in Barr. Karolina Sammler in Holsheim. Sophie Wanner in Eßlingen. Maria Barbara Zug in Stalldorf. Joh. v. Gott. Pfr. in Kiefernfelden. Barb. Precht in Troibach. Frau Schuler in Kollnau. Hochw. S. Jakob, Egidius Kaplan in Luzern. Frau Wenninger in Maffing. Anna Ziet in Wollbach. Hochw. S. Bened. Joh. Schwarzkopf in Hohenburg. Sophie Auer in Ueberlingen. Frau Helland in Oßersell. Frau Donhauser in Vilsack. Hochw. Herr Erzpriester Gustav Laßmann in Breslau. Hochw. Herr Generalvikar J. B. Maurer in Bamberg. Anton Jöller in Monfeld. Hochw. Herr Pfr. Joh. G. Viel in Dietersheim. Anna Merkel in Hemhofen. Albert Bierheimer in Kienberg. Hochw. Herr Stadtpfr. Leonh. Waffermann in Maffing. Pfr. König in Glinzburg a. D. Nikolaus Theis in Wörzungen. Elisabeth Lombrack in Seppenrade. Petronella Pöhl in Köln. Frau Franz Frohwein in Styrum. Heinrich Vockhorst in Schwegen. Hermann Niebach in Loope. Wilhelm Schneider in Broich. Clara Hülsmann in Hiltrop. Frau Anna Mathie in Jünger. Frl. Theresia Delius in Goessfeld. Frl. Walburga Jenior in Witten. Ehrw. Schw. M. Theophonsa in Wocholt. Herr Beck in Wülfen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrica.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.
N. 6.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.
Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohlthätern wird
das Vergißmichnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
gehen am ein-
fachen auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Köln a. Rh.
Juni 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Frohe Feste wünscht allen Wohlthättern
die dankbare Mission Mariannhill.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Das Ideal.

Ich hör' eine Glocke läuten,
Ihr Klingen, aus Lust und Schmerz
Gewoben, ich kanns nicht deuten,
Doch läutet mit ihr mein Herz.

Ich sah eine Blume blühen
Hoch über der Berge Schacht —
Ihres rofigen Kelches Glühen
Haucht schimmernde Märchenpracht.

Ich sehe ein Eiland steigen
Aus klarer Fluten Kristall,
Die Wolken schlingen den Reigen
Um Tor und Zinne und Wall.

Ich seh' es so lieblich winken —
Doch die kochende See erbraust,
Die Wellen steigen und sinken —
Dem Schiffer es heimlich graust.

Wie immer ich forsche und grabe,
Was immer die Zeit mir erschließt, —
Ich sehe, daß all' meine Habe
Vor Schätzen des Traumes zerfließt.

Stets tief aus der Ferne erblauet
Das unerreichbare Gut,
Von silbernen Sternen betauet,
Empor aus heiliger Flut.

O Glocke, wie herrlich du läutest,
O Eiland, wie dämmernd du sinnst,
Und die Arme mir lockend erbreitest
Aus zitterndem Wellengespinst!

Das flüstert und leuchtet und toset —
Doch hüben und drüben — wie weit!
Denn dazwischen erdonnert und toset
Die Woge der Ewigkeit!

Franz Eichert.

Kampf mit den Dosen.

Rom resign. Abt Franz Pfanner (geboren 21. Sept. 1825).

1.

Emmaus. — Mir scheint, die meisten Schnupfer haben ihr Schnupfen aus Gedankenlosigkeit und gewisser Leichtfertigkeit angefangen; auch will ich gerne zugeben, daß viele in einem Alter dazu gekommen sind, wo sie noch nicht imstande waren, die Folgen dieser lebenswürdigen Angewohnung zu erwägen. In der Folge aber war es zu spät. Das kleine Gräblein im Ader hatte sich zu einem Wildbach eingerissen so breit und so tief, daß er nicht mehr zu überspringen war. Da kann man wohl sagen: Gott Lob und Dank, wenn man in seiner Kindheit und Jugendzeit mit keinem Schnupfer zusammenkam; und ich lobe eine Mutter, die ihre Kinder möglichst davon ferne hält. Damit soll nicht bestritten sein, daß aus dem schnupfenden Gymnasiasten noch ein schöner Bischof oder gar ein Kardinal werden kann. Ist alles schon vorgekommen; ich sage bloß, es freut mich heute noch, daß in meiner engen und engsten Familie kein Mensch geschnupft hat. Sobald ich aber über deren Grenzen hinauskam, drohte mir schon die Gefahr von Seite meines Herrn Onkels, der zugleich mein Taufpate war. Besagter Herr war in meinen Augen groß; war er doch Pfarrer und Schulinspektor in einer Person. Von Statur ein kleines Männchen, war er im Schnupfen ein Riese und für dieses sein Handwerk auf's Vornehmste eingerichtet. Er trug ein großmächtiges Schnupftuch nicht nur in seiner Rodtasche, sondern hatte diese feinen, kunstgerecht zusammengestellten Tücher an drei bis vier Plätzen seiner Pfarrstube auf Lager, z. B. auf dem Schreibtisch, dem Kommodkasten, dem Tisch und auf der Fensterbank. Kaum hatte er beim einen Lager sich ausgesäubert, so mußte er schon beim zweiten Halt machen, denn er hatte mit

einer abermaligen Entleerung und Säuberung voll auf zu tun; und so gieng fort den ganzen Tag. Zu geben muß ich allerdings, daß es ihm sicherlich nicht wohl bekommen wäre, wenn er all das eingeführte Material im Kopf behalten hätte, anderseits aber jagt ich: Wenn man auf einer Bahnlinie irgendwo keine Haltestelle macht, so kommen auch keine Leute, um dort einzusteigen. Ferner frage ich: Warum soll der Mensch gerade im schönsten Teil des Körpers, mitten im Gesicht, eine Haltestelle errichten, oder deutlicher gesagt, einen Abzugskanal öffnen? Weder ein Privatmann noch ein öffentlicher Baumeister läßt den Küchenabfluß neben dem Hauptportal ausfließen, sondern auf der Hinterseite des Hauses, damit man ihn weder sehen noch riechen. Nach Art aller richtigen Schnupfer machte sich mein Herr Taufpate den Spaß, mir, so oft ich auf Besuch zu ihm kam, seine große Dose vorzuhalten. Was tun? Durfte ich das generöse Anerbieten einfach abschlagen, ihm, dem Priester, Pfarrer, Schulinspektor und Taufpaten? Ich tat es dennoch. Wohl kam mir auch das Bedenken: Nehme ich jetzt keine Priese, so wird er mir künftig kein Geschenk mehr machen. Doch ich blieb fest und gab ihm jedesmal einen Korb; er mochte mir seine Dose herhalten, so oft er wollte, meine Antwort bestand jedesmal in einer schauernd-abwehrenden Bewegung. Später, als ich in die höheren Studien kam, begnügte ich mich, wenn der Herr Onkel mit der Dose nahte, nicht mehr mit der bloßen Defensive, ich wurde aggressiv und glaubte das schon wagen zu dürfen, zumal, seitdem ich von der altherwürdigen Universität Padua zurückgekommen war. Das war in illo tempore bei jenen mangelhaften Reiseverbindungen schon ein Sprung: von Vorarlberg nach Padua und zurück über Mantua, Pavia und Mailand und zuletzt durch die Schweiz zurück nach Hause. Mein Onkel selbst hatte es in seiner Studienlaufbahn bloß bis „Ingenieur“

stadt“ gebracht. Jetzt also, nachdem ich mit Physik und Metaphysik beschlagen von Italien zurückgekehrt war, konnte er mir wenigstens nicht mehr vorwerfen, daß es mit mir nicht weit her sei.“ Und wenn ich in den folgenden Jahren als Theologe von Brigen heimkehrte, wagte ich es schon, mehr oder weniger gelungene Wiße zu machen über das leidige und unvermeidliche Schnupfen. Schon mochte der Herr Dinkel gedacht haben, da hilft alles nichts, — er hielt mir auch keine Dose mehr vor, — und ich meinerseits glaubte, schon alle Versuchungen von dieser Seite glücklich abgeschlagen zu haben, da kam nochmals eine Attacke, die letzte und stärkste von allen. Ich war als neugeweihter Priester in die Heimat zurückgekehrt und ersuchte nun meinen Herrn Dinkel, mir die Primizpredigt zu halten. Er sagte natürlich mit Freuden zu, schob mir aber mit schmunzelndem Gesicht zugleich eine — silberne Dose zu mit den Worten: „Da hast du eine Primizerinnerung von mir!“ Ich griff sofort darnach, öffnete sie auch, nahm jedoch keine Priße, sondern steckte sie, nachdem ich mich bestens, nicht für die Dose oder den Tabak, sondern für das Silber bedankt hatte, ruhig in die Tasche. Die letzte Versuchung, wie ich dachte, war glücklich überwunden! —

2.

Nach meiner Primiz — 12. August 1850 — gab's keine langen Ferien. Schon im September genannten Jahres bekam ich vom Generalvikar in Feldkirch ein Anstellungsdekret für Haselstauden. Es ist dies einer der schönsten Plätze in Vorarlberg, doch der Posten war ein schwieriger. Seit 2 Jahren hatten wegen der Besetzung der Stelle zwei große Parteien miteinander gestritten. Meine Anstellung war nur provisorisch, doch nach 3 Jahren machte ich den Pfarrkonkurs, kompetierte um die Stelle und wurde einstimmig gewählt. Der Winter 1853 war sehr kalt. Da trat eines Tages der Briefbote zu mir ins Zimmer und bot mir eine Zeitung an, den „Tirolerboten.“ Man denke sich doch heute, der „Tirolerbote“ war dazumal die einzige Zeitung von ganz Tirol und Vorarlberg, und hatte nicht einmal darauf abonniert. Wozu auch? War doch nichts anderes darin zu finden, als lauter k. k. Verordnungen, denen ein junger Priester unmöglich Geschmack abgewinnen konnte. Ich war also über die Zusendung des Blattes nicht wenig erstaunt. Als große Neugier stand darin gedruckt: „Am . . . Januar lfd. Jahres brannte in Tirol das Dorf Steinach nieder. Für die Abgebrannten wird eine Sammlung veranstaltet.“ . . . Ich überlegte mit meiner Schwester, was da zu tun sei und entschloß mich sofort, meine silberne Dose aus dem Versteck hervorzuholen und sie an die Redaktion des „Tirolerboten“ nach Innsbruck zu senden mit folgendem Motto:

„Die Steine muß es rühren,
Wie Steinach muß erriren.
Die obdachlosen Kinder
Im schauerlichen Winter!“

D'rum lieber keine Dose
Bei Steinachs hartem Dose.
Ich schenke dir nun diese,
Will nie mehr eine Priße!“ —

Die Dose wurde von hoher, ungenannter Hand mit 41 Gulden ausgelöst und dem Geber zurückgesandt unter dem Motto:



Franz Pfanner, Abt von Mariannhill, 1882-1894.

„Die Dose, die du wolltest Steinach geben,
Wollte mir vor Freud' das Herz schier luppen.
D'rum nimm sie doch zurück; zum langen Leben
Muß ja der Mensch gar manche Priße schnupfen.
Dem braven Vorarlberger zu Ehren
Läßt sich's der dankbare Tiroler nicht wehren!“ —

Jetzt hatte ich meine Dose wieder; es machte mich fast wild. Ich legte sie auf den Tisch, ging nachdenklich in der Stube auf und ab, um klar zu werden, was jetzt mit der Dose anzufangen sei. Da tritt ein zweiter Bote herein und bringt mir ein Paket. Beim Öffnen finde ich darin — eine Mordsdose! Sie war wenigstens viermal so groß als die silberne und übertraf sie auch an Wert, denn sie war aus feinstem Schildplatt gemacht. So hatte ich auf einmal z w e i Dosen und jede

vollgepfropft von Tabak. Die Schildplattdose war vom damaligen Herrn Rentmeister in Bregenz, mit dem ich in meinem ganzen Leben nicht mit einem halben Duzend Worte verkehrt habe. Dem Pakete lag ein Brieflein bei, worin der Rentmeister schrieb: „Da ich ein guter Staatsbürger bin, so kann ich es nicht über mein Gewissen bringen, daß durch Ihre großmütige Entsagung die Staatsrevenüen verkürzt werden. Ich schenke Ihnen daher diese Dose, damit Sie im Tabakkonsum nicht aufhören. Ihr ergebenster N. N.“ Ich habe den guten alten Herrn in Bregenz gekannt; er hatte ein sehr ehrwürdiges greises Haupt; habe auch früher seinen Namen gewußt, jetzt aber — es sind seitdem 55 Jahre dahingegangen — wieder vergessen.

3.

Jetzt hieß es, die Sache schlauer anpacken. Mein Entschluß war bald gefaßt: Ich verpackte die silberne Dose abermals und sandte sie an die nämliche Redaktion nach Innsbruck. Sie sollte neuerdings den armen Steinachern gehören, doch kam sie diesmal ohne Motto und ohne Namen des Versenders. Jetzt hatte ich von dieser Dose wenigstens Ruhe bekommen. Mein Onkel war inzwischen auf eine andere Pfarrei gezogen. Was er über meine Dosenversendung gedacht hat, habe ich nie erfahren, nur das eine weiß ich, daß er in seiner letzten Krankheit jede Priße zurückwies, und zwar unterschiedener wie ich.

4.

Und die zweite Dose? — Auch sie habe ich glücklich angebracht; das kam so: Einige meiner alten Studiengenossen waren am Gymnasium in Feldkirch als Professoren angestellt worden. Ich wußte, wo diese Herren sich zeitweilig zu einem Glas Bier und einem kurzen Kartenspiel einfanden und besuchte sie daselbst einigemal. Eines schönen Tages nun nahm ich meine große Dose mit und legte sie zum Auspielen auf den Tisch. Bald hatte sie einer gewonnen. Vielleicht habe ich den glücklichen Gewinner auch zum Schnupfen geführt, — allein ich wollte von diesen Dosen um jeden Preis frei sein und wußte mir daher nicht anders zu helfen; und mein ganzes Leben lang hat es mich gefreut, daß ich das Schnupfen nicht angefangen und jeder diesbezüglichen Versuchung energisch Widerstand geleistet habe.

Diese Dosengeschichte ist mit all ihren Nebenumständen pure Wahrheit. Ich hatte lange nicht mehr darangedacht, und nun kam mir nach 55 Jahren das Ganze nochmals in die Hände und zwar in Nr. 12 der Warnsdorfer Hausblätter vom 16. Juni 1897. Wer kann nun berechnen, wie vielmal jenes Blatt vom Jahre 1853 mit Füßen getreten, als Auskehrbricht aus den Häusern geworfen, zum Packer verbraucht, weggeworfen, wieder aufgehoben, in die Tasche gesteckt, vielleicht auch manchem Schnupfer unliebsamer Weise unter die Nase gehalten, beim Versenden einer Kiste zum Ausfüllen einer Lücke verwendet wurde usw., bis es über Jahr und Tag nach Warnsdorf in Nordböhmen wanderte und am 16. Juni 1897 in Form eines neuen Artikels in die Welt zurückkehrte? In der neuen Gestalt lief es sodann über Land und Meer, kam sogar bis nach Südafrika, kugelte hier in mehreren Trappistenstationen herum, wurde von einem Pater aufgegriffen, an einen anderen gesandt, zuletzt von einem Bruder vor meiner Stubentüre gefunden und mir vors Gesicht gehalten mit der Frage, ob ich diese Geschichte kenne, eine Geschichte, die sich mit mir in meinem 28. Lebensjahre

abgespielt hat. Jeder Leser wird sagen müssen: diese Geschichte ist so markant, daß man sie nicht leicht vergessen kann; ich selbst erkannte sie nach den ersten paar Zeilen als mein Kind. Auch wunderte ich mich, wie der Redakteur, der berühmte Ambros Spiz, R. I. P. diese Tirolernachricht, die sich mehrere Jahrzehnte zuvor in einem Lande zugetragen, das mit Nordböhmern gar nichts zu tun hat, aufgegriffen, wieder publiziert und in die Welt geschickt hat. Daraus ersehen wir, welch' großen Nutzen die Zeitungen haben. Sie geben nicht zu, daß gewisse gute Gedanken, lehrreiche Hiftchen, erbauliche Erzählungen usw. der Welt verloren gehen. Da gibt es in den Redaktionsstuben manche fleißige Arbeitsbiene, die aus alten Zeitungen heraus kostbare Perlen aufsucht und sie in neuen Zeitungen wieder aufsticht. So hab' auch ich heute dieses Hiftchen, das früher die Aufschrift trug: „Die verschentete Dose“, aufs neue aufgetischt und mit meinem Senf versehen unter dem Titel „Kampf mit den Dosen“. Ausgehend von dem Gedanken, was einmal wahr ist, mag auch in 100 Jahren noch wahr sein. So kam also dieser „Dosenkampf“ ins „Vergißmeinnicht“ und alle meine alten Freunde werden zugestehen, daß meine Wanderungen durch drei Weltteile noch viel häufiger waren als jene des Blättchens mit der „verschenteten Dose.“ Ja wahrlich, bis ich von Haselständen hieher nach Gmaus kam, wo ich nun halb erblindet am Tische sitze und diesen Dosenkampf diktiere, ist es mir beiläufig ähnlich ergangen wie den Warnsdorfer Hausblättern. — Nachtrag. Auch als Trappist war ich noch nicht ganz unbelästigt wegen des Schnupfens. Eine bedeutende Persönlichkeit mutete mir zu, ich solle in Wien auch das Schnupfen anfangen. Dieser Mann hielt es hierzulande des Klimas wegen für notwendig; er wußte, daß die Trappisten nicht schnupfen und darum meinte er, es sei für mich, den Obern, notwendig, hierin mit dem guten Beispiel voranzugehen, damit die Untergebenen mir schön nachfolgen könnten. Ich antwortete ihm: „Mein Gesicht ist schon an sich häßlich genug, ohne Schnupfen; für einen aber mit schönem Gesicht, wäre es doch unverzeihlich, wenn er es ganz zuvorderst mit einer Jauchgrube verunstalten wollte.“ Unbedingt für Sünde halte ich das Schnupfen gerade nicht, doch bei einem Ordensmann fürchte ich immerhin, es gebe für ihn deswegen dereinst bei der „großen Zollbank“ einen kürzeren oder längeren Aufenthalt.

Besuch bei einem Kaffern-Chief.

Von Schw. Corona.

Maris-Stella. — Obgleich unser Maris-Stella (Meeresstern) die jüngste unter den Mariannhiller Missionstationen ist, so zählt sie doch schon mehrere Katechistenstellen, woselbst unser Hochw. P. Missionär jede Woche an genau fixierten Tagen christlichen Unterricht erteilt. Nur allzugerne würde er bei diesem Anlaß auch die hl. Messe dort lesen, doch leider fehlen hierfür alle, auch die gewöhnlichsten Vorbedingungen. Da gibt es weder Kapelle noch Altar, ja nicht einmal ein anständiges Wohnhaus, das im Notfall hiezu benützt werden könnte. Nur eine Außenstelle, vom Volke Umzumoi genannt, macht hierin eine rühmliche Ausnahme. Es wohnt nämlich daselbst der Chief, also ein Mann von Stellung, und solche Leute haben in der Regel auch eine bessere Wohnung. Seine Frau ist bereits Katho-

Kaffriſche Schmuckgegenstände.

1. Hongwane, aus einer kleinen Kürbisart gemachte gewöhnliche Schnupfdoſen für Männer und Weiber.
2. Mit Meſſingdraht eingelegte beſſere Schnupfdoſen, von Räten, Doktoren und angeſehenen Männern benutzt.
3. Schnupfdoſe eines Häuptlings, reich mit Meſſingdrahtfiguren eingelegt.
4. Hongwane, etwas größere Doſen aus Kürbiſſen gemacht und mit Perlen beſetzt. Zum Aufbewahren von Del, welches zum Einreiben des Körpers der Mädchen dient.
5. Doſen, beſogl. gemacht wie Nr. 4. Zum Aufbewahren von Amaka (rote Farbe) neſt geriebenem, wohlriechendem Umlomholi-Holz zum Färben und Einreiben des Körpers der Burſchen und Mädchen, wenn ſie einander beſuchen oder zur Hochzeit gehen.
6. Mit Perlen beſetzte Schnupfdoſen für Burſchen und Mädchen.
7. Eine Sorte von Schnupfdoſen aus dickem Rind (umhlango) mit Perlen umſtict; werden von Burſchen und Mädchen um den Hals gehängt.
8. Umgexo womtomboli, Halsband aus Perlen und Stäbchen von wohlriechendem Umlomholi-Holz, getragen von verheirateten Männern und Weibern.
9. Umnaka, ſteifes, breites Perlhalsband, nur von Burſchen und Mädchen getragen.
10. Umpayazo oder Impanga, ein Schmuck, der am Hinterkopf befeſtigt wird. Die kleinen Formen mit den Riffen können auch über den Fußgelenken getragen werden. Burſchen und Mädchen tragen den Schmuck.
11. Isikwama, Perltäschchen, von Mädchen und Burſchen am Halse getragen. Als Schmuck und zur Aufbewahrung kleinerer Gegenstände dienend.
12. Isigegeo, Shering, nur von verheirateten Männern getragen. Die Erlaubnis wird vom Häuptling gegen Zahlung eines Schens erteilt.
13. Umgelo, auch Umnqwazi genannt, ſchmales oder breites Perlband, das nur von Bräuten und verheirateten Weibern bis zur Geburt des erſten Kindes getragen wird. Es wird über die Stirn am Hinterkopf zuſammengebunden.
14. Umgexo, Halsband aus Schneſengehäuſen gefnüpft; wird von kleinen Mädchen und alten Weibern getragen.
15. Umgexo wendowocwata, Halsband aus Perlen und Wurzelknollen, welch letztere als Mittel gegen Huſten genommen werden. Dies Halsband wird von alten Weibern getragen.
16. Ujobe, ein Schmuck aus Perlen und Pflanzenqaſten, der von Burſchen und Mädchen am Hinterkopf wie ein Zopf befeſtigt wird.
17. Inqinyana oder Amajombolo. Zwei Ohrgehänge, die mit einer doppelten Perlschnur, welche unter dem Kinn hängt, verbunden ſind. Werden von Burſchen und Mädchen getragen.
18. Verſchiedene Arten von Amajombolo, Ohrgehänge, von Burſchen und Mädchen getragen.
19. Indweba, ein Flötchen aus ſtarkem Schilfrohr, dient zuweilen Burſchen und Mädchen als Schmuck in den Ohrläppchen.
20. Isigaza, Ohrläppchenpfropfen aus Knochen, wird nur von verheirateten Männern getragen.
21. Umgelo wenziswa, eine vom Kopf herab über das Geſicht hängende doppelte, gedrehte Perlschnur, nur von Burſchen getragen.
22. Umgexo womakoti, ein Perlhalsband für Bräute.
23. Isigeizo, Perlschnur in den verſchiedenſten Farben; wird von Burſchen und Mädchen in dicken Knäueln als Schmuck um Hand- oder Fußgelenke gewickelt.



lich und einer ſeiner Knaben weißt in unſerer Miſſionsſchule; er ſelbſt jedoch konnte ſich bis zur Stunde nicht entſchließen, offen und frei den chriſtlichen Glauben zu bekennen, doch legt er keinem, der ſich uns anſchließen will, ein Hindernis in den Weg, im Gegenteil ſtellte er ſchon wiederholt an P. Rektor die Bitte, in ſeiner Lokation öffentlichen Gottesdienſt zu halten und eine Ta-

geſchule daſelbſt zu errichten. Rev. P. Beda, der erſt ſeit kurzer Zeit als Rektor und Miſſionär hier weißt, verſprach dem Chieſ, obſchon ſein Kraal volle drei Stunden von Maris-Stella entfernt liegt, ihn bald mit all ſeinen Schulkindern beſuchen zu wollen und bei dieſer Gelegenheit die hl. Meſſe in ſeiner Wohnung zu leſen. Zum genannten Ausſtieg ward ein ſchöner,

sonniger Frühlingstag bestimmt, und auch die Schreiberin dieser Zeilen durfte samt der Lehrerin mitgehen. Die Schwarzen halten bekanntlich viel auf äußeren Pomp, und so sollte ganz Maris-Stella zusammenhelfen, die geplante Feier möglichst schön und eintragsvoll zu gestalten. Schon um 6 Uhr morgens brachen wir auf. Die Knaben eröffneten den Zug, ihnen folgte P. Rektor mit seinen schwarzen Katecheten, dann kamen die Mädchen, die verschiedene Pakete und Kistchen auf den schwarzen Wollköpfen trugen; denn alles zur Feier der hl. Geheimnisse Nötige: Altarstein, Messbuch, Paramente usw. mußte mitgenommen werden. Wir zwei Schwestern schlossen den Zug, teils um ungestörter unsere Pflichtgebete verrichten zu können, teils um dem munteren Völklein gegenüber die guten Hirten machen zu können; denn keines der teuren Schäflein durfte uns heute verloren gehen. P. Rektor hatte uns zwar ein Pferd angeboten, allein wir ließen es ruhig im Stalle stehen und zogen es aus vielen Gründen vor, den Weg mit unseren 16. Kindern per pedes Apostolorum zu machen. Wie staunten die umwohnenden Kaffern, als sie unsere Kinder so wohl geordnet und doch so munter und fröhlich daherkommen sahen! Da gab es viele Fragen nach dem „Woher und Wohin“, und mancher der Zuschauer schloß sich, von Neugierde getrieben, dem Zuge an. Nicht am wenigsten staunten sie über die vielen schönen Lieder, welche die Kinder zu singen wußten. Gegen 1/2 10 Uhr vormittags sahen wir uns am Ziele. Der Chief, der sich durch den seltenen Besuch nicht wenig geehrt fühlte, empfing, mit einem mächtigen Sonnenschirme in der Hand, den Hochw. P. Missionär im Hof und führte ihn unter vielen respektvollen Verbeugungen in sein Haus, wo man gerade die letzten Vorbereitungen zu unserm Empfang und speziell zur Feier des hl. Messopfers traf.

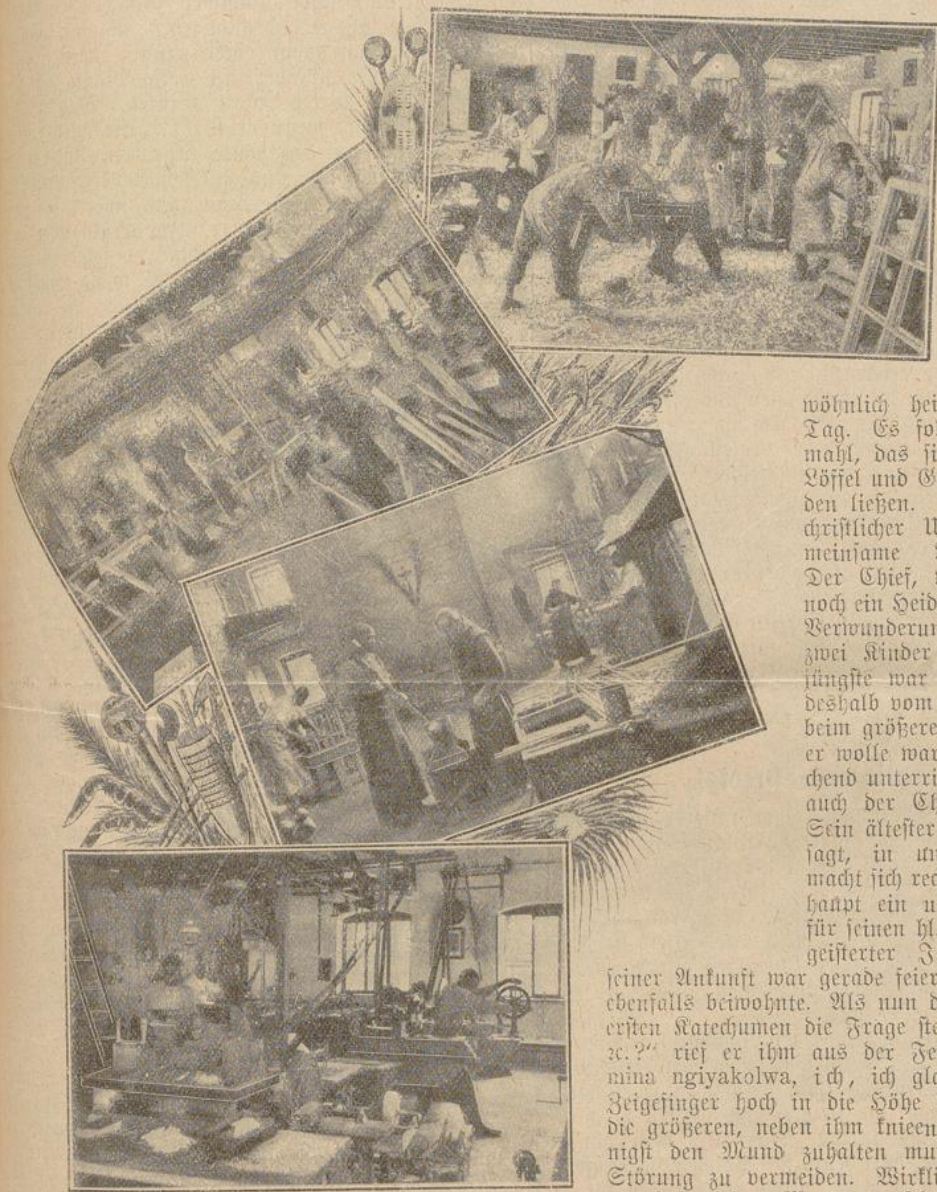
Die guten Leute hatten in der Tat alles aufgeboten, unsere Wünsche und Bedürfnisse vollaus zu befriedigen: Ein mit einem zerrissenen Betttuch bedeckter Tisch diente als Altar; die schwarze Wand zierten zwei mit langen Drahtnägeln notdürftig befestigte Tapetenstreifen, zwischen Tisch und Wand waren einige Blumen und Ziersträucher eingeklemmt und auf dem Boden lag in malerischem Kontrast, was man nur immer an Matten und Wolldecken im ganzen Haus hatte aufstreuen können. Die ältesten und zerrissenen waren zur Bewunderung aller gerade in der Mitte aufgelegt. Wir in unserm Kapellchen zu Maris-Stella sind gewiß auch arm, namentlich lassen unsere alten, aus lauter kleinen Tuchresten zusammengestückelten Teppiche an Armut nichts zu wünschen übrig, doch im Vergleich zu diesen waren sie noch nobel. Um Stühle zu kaufen hatte der gute Chief ganz Umzumbi abgelaufen, und da ihm sein Plan nicht glückte, hatte er selber einige Säge aus Steinen kunstgerecht aufgesetzt. Nun trafen wir unsererseits die nötigen Vorbereitungen: Altartücher und Paramente wurden entfaltet und aufgelegt, Kerzen aufgesteckt, über einem mitgebrachten tabernakelähnlichen Kistchen wurde ein Kreuzifix aufgestellt und zuletzt ward ein Handglöcklein aus Leibeskräften geläutet, um nah und fern zur schönen Feier einzuladen. Da jedoch noch immer neuer Zuwachs an frommen oder wenigstens neugierigen Kirchenbesuchern zu erwarten war — denn begreiflicherweise fanden sich heute viele ein, die in ihrem ganzen Leben noch keinen katholischen Gottesdienst gesehen hatten — schien es

ratsam, mit dem Beginn der hl. Messe noch etwas zu warten. In der Zwischenzeit legten einige Neubekehrte beim P. Missionär ihre Beichte ab, denn sie wollten die günstige Gelegenheit benützen und bei der ersten hl. Messe, die in nächster Nähe ihres Heimes geleistet wurde, zur hl. Kommunion gehen. Wenn sie nach Maris-Stella gehen mußten, hatten sie es für wahr nicht so bequem. Gar reges Leben herrschte unter unsern Kindern. Mehrere hatten dort ihre Heimat, und da gab es nun zwischen ihnen und den Angehörigen ein Begrüßen, Fragen und Erzählen ohne Ende. Die größeren Mädchen gingen der Frau des Chief zur Hand, die es sich nicht nehmen ließ, für die Kinder aus Bohnen und gestoßenem Mais ein Festessen zu bereiten. Einen unserer Jungen fanden wir mit drei kleineren, nur mit einem Hemdchen bekleideten Knaben in einem verborgenen Winkel. Auf die Frage, was er hier mache, sagte er: „Lah! mich, es sind das meine Brüderchen, die auch gern zur Schule gehen möchten, und da habe ich ihnen gar vieles zu sagen.“ Es war nun wirklich hochinteressant, zu sehen, wie der Junge mit der Lebhaftigkeit und dem Nachdruck eines Predigers zu seinen jüngeren, noch heidnischen Geschwistern vom christlichen Glauben sprach, von Unkulunkulu, dem Großen-Großen, der alles erschaffen hat, von Maria, der gemeinsamen Himmlismutter, vom hl. Schutzengel, der immer bei uns ist und Gott alles meldet, was die Menschen auf Erden tun, vom wunderschönen Himmel, der schrecklichen Hölle und der endlosen Ewigkeit. . . . Die Kleinen aber waren ganz Aug' und Ohr und rüderten zeitweilig an ihren kurzen Hemdchen zupfend, dem sie belehrenden Bruder immer näher, damit ihnen je kein Wort entgehe. Die Schlussworte sprach ihnen dieser bloß noch flüsternd ins Ohr; es waren dies kluge Winke und Ratsschläge, wie sie heimlich den heidnischen Khaal verlassen und nach Maris-Stella in die große, schöne Missionschule fliehen sollten. . . .

Die hl. Messe soll bald beginnen, doch wer wird heute ministrieren dürfen? Eine wichtige Frage! Ja anfangs war das für unsere Schuljungen gar schwer; ministriert hätten sie alle gern, aber das schwierige Latein mit den vielen, für eine Kaffernzunge so schwer auszusprechenden Wörtern! (An jedem „r“ bleiben sie anfangs hängen, oder sprechen dafür ein „l“.) Das Schreckliche von allem war natürlich das „Confiteor“. Später sagten sie, im Kopfe hätten sie es jetzt gut, aber es wollte ihnen noch nicht recht von der Zunge. Gegenwärtig lassen ihre diesbezüglichen Leistungen rein nichts mehr zu wünschen übrig. Der Fleiß verdient aber auch alles Lob, selbst bei der Arbeit üben sie sich darin, und einer möchte es dem andern an Deutlichkeit zuvortun. Auch mehrere unserer kleinsten Knaben, die nur mit Mühe zum Altar emporreichen, haben ihr Latein schon inne, möchten deshalb aber auch gerne ministrieren. Als ich sie jüngst mit der Befürchtung neckte, daß ihnen dann Bruder Schafner helfen und das Messbuch von einer Seite nach der andern tragen müsse, entgegnete der kleine Karl mit Eifer: „Damit werden wir schon selber fertig! Ich trage das Buch und Joseph das Brett (Messpult); die Messkännchen können wir schon herreichen, und auch schenken können wir auch, wenn der Baba den Kelch etwas weit herunter hält.“ Nun fehlte also zur hl. Messe nichts mehr: Altar, Paramente, der Priester, die Ministranten, alles war da, und obendrein —

was uns in diesem Augenblick das Liebste war — eine Menge Kirchenbesucher. Einer der letzteren, ein noch junger Mann, war durch einen Unglücksfall so schlimm zugerichtet, daß er weder gehen noch stehen konnte. Seine Kameraden aber hatten ihn auf einem Schiefarren über Berg und Tal schweißtriefend hier-

allerdings, daß er auf dem Heimweg die Kleinsten abwechselnd zu sich aufs Pferd nehmen wollte; mir aber war nun auf einmal klar, weshalb er trotz des weiten Weges alle Kinder, auch die jüngsten, hatte mitgehen lassen. Nach dem Gottesdienst eilte alles ins Freie an die frische Luft, denn es war ein unge-



Schreinerei,
Dreherei,
Wagnerei,
Büttneri,
Schmiede und
Schloßerei
von
Mariannhill.

wöhnlich heißer und schwüler Tag. Es folgte das Mittagsmahl, das sich alle, auch ohne Löffel und Gabel, trefflich munden ließen. Etwas später war christlicher Unterricht und gemeinsame Rosenkranzandacht. Der Chieff, wie oben bemerkt, noch ein Heide, stellte zu unserer Verwunderung die Bitte, seine zwei Kinder zu taufen. Das jüngste war krank und wurde deshalb vom P. Rektor getauft, beim größeren aber erklärte er, er wolle warten, bis es hinreichend unterrichtet sei, womit sich auch der Chieff zufrieden gab. Sein ältester Knabe ist, wie gesagt, in unserer Schule. Er macht sich recht gut und ist überhaupt ein ungemein gewekter, für seinen hl. Glauben ganz begeisteter Junge. Am Tage

seiner Ankunft war gerade feierliche Taufe, der er ebenfalls bewohnte. Als nun der Priester an den ersten Katechumenen die Frage stellte: „Glaubst du zc.“ rief er ihm aus der Ferne zu: „Mina, mina ngiyakolwa, ich, ich glaube!“ Hand und Zeigefinger hoch in die Höhe hebend, sodaß ihm die größeren, neben ihm knieenden Kinder schleunigst den Mund zuhalten mußten, um weitere Störung zu vermeiden. Wirklich stolz darauf ist er, daß seine Mutter schon Christin ist;

vom Vater, dem Chieff spricht er nicht gern; nur kleinlaut und ganz beschämt gesteht er auf diesbezügliche Fragen ein: „Er ist ein Heide, denn er ist noch nicht getauft.“ Als wir uns ziemlich früh wieder zum Aufbruch rüsteten, sollte uns noch eine angenehme Überraschung zuteil werden. Ein Heidenmädchen, das im reichsten Perlenschmuck zum Gottesdienst gekommen, war durch all das, was sie hier gesehen und gehört, plötzlich wie umgewandelt. Schon bei der hl. Messe und der Predigt hatte die Gnade ihr Herz berührt, und als sie sich in der freien Zeit

her gebracht. Es lag darin eine Liebe und ein Opfermut, den ich nicht genug bewundern konnte. Während des Gottesdienstes beteten unsere Schulkinder die in unserer ganzen Mission eingeführten Messgebete und sangen dazwischen religiöse Lieder. Bei der Predigt nahm P. Rektor Anlaß, alle Anwesenden zum fleißigen Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes in Maris-Stella zu ermahnen. Wohl sei der Weg weit, allein sie möchten ein Beispiel an diesen kleinen Schulkindern nehmen, welche heute auch den weiten Weg hin und zurück zu Fuß machen mußten. Dabei verschwieg er

unsern Kindern zugesellt, war ihr Entschluß vollends reif. Sie eilte in den nahen heimatischen Kraal zurück, legte all ihren heidnischen Schmuck ab und eilte uns, die wir inzwischen aufgebrochen waren, mit der Bitte nach, ebenfalls unsere Missionschule besuchen zu dürfen, was ihr natürlich gern gewährt wurde. Bald folgte ein zweites Kind, anfangs zögernd und schüchtern; doch ein freundlicher Wink und ein paar ermunternde Worte brachten sie schnell näher, dann ging sie mit, so zutraulich und munter, als wäre sie immer bei uns gewesen.

Gegen 5 Uhr abends langten wir wieder in unserm tranten Maris-Stella an. Von unserer kleinen Herde hatten wir nicht nur kein Schäflein verloren, sondern noch zwei neue dazu gewonnen! Dies ließ uns die Besäuernden des weiten Weges leicht vergessen! Ein Gedanke aber drängt sich mir seit jener Zeit immer wieder auf: Welche Erleichterung wäre es für unsern seeleneifrigen Missionär, wenn er an diesen Katechesenstellen, die fast alle ein paar Stunden von Maris-Stella entfernt sind, ein kleines Häuschen hätte und wäre es nur eine erbärmliche Blechhütte, wo er Katechese halten, die hl. Messe lesen und die hl. Sakramente spenden könnte. Es wäre dies um so notwendiger, da in der Nähe verschiedene protestantische Sektensind, die alles aufbieten, das umwohnende Volk an sich zu ziehen. Wir erlauben uns daher, nochmals an den vielerprobten Wohltätigkeitsinn unserer Wohltäter zu appellieren. Des Gebetes unserer schwarzen Neubekehrten, sowie eines ganz besonderen Gottessegens dürfen die edlen Spender stets versichert sein; denn wenn irgendwo auf Erden, so gilt hier das tröstliche Wort des Herrn: „Was ihr einem der Geringsten von meinen Mitbrüdern getan, das habt ihr mir getan!“ Matth. 25, 40.

Eine originelle Predigt.

Rev. P. Alois Majonga, einer unserer schwarzen Priester, hielt einst auf unserer Missionsstation Vourdes, woselbst er über zwei Jahr als Hilfspriester tätig war, eine kaffrische Predigt. Er sprach dabei von der Torheit des Menschen, der sein Herz ans Irdische hängt und darüber die Ewigkeit und die Sorge für sein Seelenheil vergißt. Um nun seinen schwarzen Zuhörern die Sache möglichst anschaulich zu machen, führte er sein Thema folgendermaßen aus:

„Denk dir, mein Christ, du kommst zur Farm eines weißen Mannes. Wie staunest du über den Reichtum, die Schönheit und Fülle, welche dir hier entgegenlacht! So weit dein Auge nur sieht, reihet sich ein wohlbebautes Ackerfeld ans andere: Hier steht der schönste Mais, da Amabele, dort Kirsche, Bohnen, Kartoffeln usw. Zwischen den Zäunen, mitten im saftigen Gras, weidet sein Vieh: Pferde, Ochsen, Kühe, Ziegen und Schafe, so viel, daß du sie kaum alle zählen kannst. Rings um sein Haus ist ein großer Garten; da stehen rechts und links in langen Reihen große, schattige Bäume, auch Obstbäume und Blumen von allen Arten und Farben. Das Wohnhaus selbst ist hoch und breit, gar sauber und rein. Wie glänzen und funkeln die vielen großen Fenster im Sonnenschein! Und erst das Innere! Da liegen Teppiche und Matten am Boden, daß du dir gar nicht getrauest, darauf zu treten, und da stehen Tische und Stühle, Betten und Schränke und hundert andere Sachen, die du in deinem Leben noch

nie gesehen und von denen du weder weißt, wie sie heißen, noch wozu sie dienen. Und die Kleidung des Umlungu (Weihen) mit seiner Weiss und seinen Rinder, wie zierlich, kostbar und schön! Desgleichen ihr Tschj! Was gibt es in solchem Haus zu essen und zu trinken! Beim bloßen Gedanken daran läuft dir das Wasser im Munde zusammen. Und erst sein Geld! — Nun, das läßt er dich nicht sehen; ich aber kann dir versichern, er hat davon einen ganzen eisernen Kasten voll. Nun denke dir aber, der weiße Mann habe keine Religion oder er lebe nicht darnach. Was geschieht mit seiner Seele, wenn er stirbt? Sie wird wie der reiche Praesser in der Hölle begraben, und er, der früher alles in Hülle und Fülle hatte, leidet nun ewiglichen Durst in Feuersqual und schreit vergebens nach einem Tröpflein Wasser. Immerhin aber bleibt es wahr, einmal, d. h. so lange er lebe, war der Weiße doch glücklich und reich. Er weiß wenigstens, weshalb er in die Hölle kam: weil er die irdischen Güter den ewigen vorgezogen. Was soll ich aber von dir sagen, mein lieber Landsmann, wenn auch in die Hölle kommst? Hastest du nicht schon ein halbe Hölle auf dieser Welt, Not und Glend und Armut von allen Seiten? Wenn ich einmal komme, dich heimzusuchen in deinem Kraal, wo sind da die großen, wohlbestellten Felder, wo die schönen Wiesen und Gärten? Ich sehe nichts als eine rauchgeschwärzte Hölle zwischen Dornengebüsch, Steinblöcken und wildem Gras. Und worin besteht die innere Einrichtung? In einigen schmutzigen Decken, ein paar schwarzen, irdenen Töpfen und sonstigem Gerümel. Ich frage dich nach deinen Herden, deinem Vieh, und du antwortest mir: „Die Kinderpest hat mir alles geraubt, ich habe nichts mehr als ein paar Ziegen.“ Wo schläfst du: „Auf dem harten Boden, eine alte Decke ist mein Bett, und ein Holzpflod dient mir als Kopfkissen.“ Und wo ist dein Geld? „Ach, Geld“, entgegnest du mir, „wo soll ich armer Mann bares Geld hernehmen? Wenn ich nur wenigstens keine Schulden hätte, so aber muß ich beim weißen Mann schwere Arbeit tun, um meine Gläubiger zu befriedigen.“

Ja, du bist wirklich ein armer Mann und ich bemitleide dich sehr. Doch tröste dich, dieses Leben dauert nur kurze Zeit und dann kommt die schöne, die ewige Ewigkeit in lauter Glück und Freuden im Himmel oben!

Wie, ist aber auch sicher und gewiß? Wie, mein Vetter, wenn du, obgleich ein Christ, lebst wie ein Heide, oder gar noch schlimmer als jener? Wenn du dein Herz ans Irdische hängst, Sünde tust und deinen bösen Lüste frönest? . . . Sag' mir, für was hast denn du den Himmel, der deiner als Erbe wartete, hingegeben? Rein für nichts! Auf Erden warst du schon ein armer, vielgeplagter Mann, und nun sollst du im andern Leben auch noch in die Hölle kommen! So ungefähr sprach der schwarze Prediger zu seinem Landsleuten und wir haben diesen Passus aus seiner Rede hierher gesetzt, da wir glauben, daß auch mancher Weiße eine heilsame Lehre daraus ziehen könne.

Aus den Ferien.

Von Schw. Junipera.

Mariazell. — „Bakanz, Ferien“, welche süße Erinnerungen sind doch an die beiden Worte geknüpft! Selbst in späteren Jahren üben sie noch auf

Geiz und Gemüt ihren wunderbaren Reiz, und so mag man es auch einer armen Missionschwester nicht übel nehmen, daß sie sich ihrer Ferien freut; mußte sie doch das ganze Jahr hindurch mit den schwarzen Kindern in engen Räumen sitzen und die üble Schulkluft einatmen, jetzt, während der glücklichen Ferien, aber soll sie sich wieder in Gottes freier Natur bewegen und kräftigende Lungenbäder nehmen können so recht nach Herzenslust! Meine letzten Weihnachtsferien verbrachte ich in Mariazell, und da sich während dieser

Protestantische Kathedrale.



Ansichten von Sanlibar.

Zuge auch sonst manches zutrug, was für unsere geehrten Leser von Interesse sein dürfte, will ich es hier in Kürze mitteilen: ungefähr 1 1/2 Meilen von hier entfernt liegt ein Dörfchen, dessen Bewohner fast alle noch Heiden sind. Leider zeigten sie bisher nur wenig Interesse für die christliche Religion, und es war eine seltene Ausnahme, als sie vor etwa drei Jahren unseren P. Missionar rufen ließen, um selbst einen alten Mann zu taufen. Nun befindet sich aber dort ein junges Mädchen, das mit einem bösen Halsleiden behaftet ist Nase, Lippen und das eine Auge sind ihr schon ganz weggefallen und das infolgedessen meist verborgen in ihrer Hütte sitzt. Wie und war es nun dem armen Kind, als sie hörte, es sei ein katholischer Priester — einer von den Römern, wie sie sagen — da geriefen. Ach, wie gerne hätte sie mit ihm gesprochen und ihm ihren Herzenswunsch kundgegeben, ebenfalls katholisch zu werden, denn an der Religion ihrer Mutter, einer Calvinistin, konnte sie keine Freude haben. Auch später hat sie noch oft, einen unserer Priester zu rufen, umsonst. Nun hatte sie aber eine ältere Schwester, die in der Nähe unserer Missionsstation Maria-Linden verheiratet ist und deshalb katholisch geworden war. Durch sie erfuhren unsere Missionäre von dem armen kranken Mädchen, es im katholischen Glauben zu unterrichten. Ihr Fleiß und sonstiges Verhalten ließen nichts zu wünschen übrig, und da sie, wie gesagt, sehr leidend ist, sollte sie schon nach einem halben Jahr getauft werden. Hochw. P. Rektor hatte den Stephanstag für die hl. Taufe an-

gesetzt, auch sollte am gleichen Tag in Dalabeng, das unsere Leser bereits kennen, ein Notartärchen aufgestellt werden, damit man am folgenden Sonntag die erste hl. Messe dort lesen könnte. Zur Erhöhung der seltenen Doppelfeier mußten auch die beiden Hilfspriester, Rev. P. Canisius und P. Andreas Ngidi (Zulu), unsern P. Rektor begleiten, desgleichen 10 Missionschwester, unter welchen sich auch Schreiberin dieser Zeilen befand. Der größeren Bequemlichkeit wegen — wir hatten für das Märchen z. verschiedene Sachen

mitzunehmen — wurde uns ein Ochsenwagen zur Verfügung gestellt. Früh 7 Uhr brachen wir auf, und gegen 10 Uhr waren wir am Ziel; es war ein schöner, aber heißer Sommertag. Die Hochw. Patres hatten bei unserer Ankunft schon alles für die Taufe vorbereitet. Das Mädchen nahm unter einem schattigen Pfirsichbaume auf einer hübschen Matte Platz; alle übrigen knieten im Kreise herum und eines unserer Marienhäusmädchen machte die Patin. Vor Beginn der hl. Handlung richtete P. Rektor einige herzliche Worte an das zu taufende Mädchen, am Schluß setzten ihr die Schwestern ein aus lebendigen Blumen geflochtenes Kränzlein auf, und unsere Kinder sangen ein schönes

Weihnachtslied. O wie überglücklich war nun das gute Kind, das nach beendeter Feier von uns Schwestern wieder in die Hütte zurückgebracht wurde! Alle Anwesenden brachten ihr abwechselnd ihre Glückwünsche dar, und von den Kindern wurde noch manch' schönes Lied gesungen. Nach einem kleinen Imbiß, den wir oben auf dem Hügel, wo wir unser Fuhrwerk gelassen hatten, einnahmen, ging es weiter nach Dalabeng. Wir hatten noch etwa eine Stunde zu fahren, dann hieß es absteigen und einen hohen, steilen Berg hinaufklettern. Eine armselige Hütte, die wir oben fanden, dient gegenwärtig als Kapelle und Schule. Kürzlich hatte ein heftiger Sturmwind das Dach mitgenommen, doch wurde der Schaden rasch wieder gut gemacht. Uebrigens sahen wir in der Nähe bereits die Fundamente eines neuen Häuschens, das in Zukunft für Schule und Gottesdienst dienen soll. Für heute stellten wir noch in der alten Kapelle den Altar auf und schmückten ihn, soweit es die Verhältnisse eben erlaubten. Ein zweiter Ausflug war für den Neujahrstag geplant. Im genannten Tag sollte in Kuegane, einer zweiten Außenstation, der Grundstein zu einer neuen Kapelle gelegt werden. Wie schon oft bemerkt, bemißt der Schwarze die Bedeutung einer Sache nach der kleineren oder größeren Feierlichkeit, die dabei entfaltet wird. Darum sollte nach dem Wunsche des P. Rektors auch diesmal eine größere Zahl Schwestern mitgehen. Kuegane ist auf dem Fahrweg noch etwas weiter von Mariazell entfernt, als Dalabeng. Auch hier dient eine einfache Hütte als Kapelle und Schule, doch halten sie die dortigen Christen ziemlich rein. Gegen 1/11 Uhr vormittags, als die Leute zusammengekommen waren, — ich schätze die anwesenden Christen und Katechumenen auf über 200 — las Hochw. P. Andreas, unser junger, schwarzer Priester, die hl. Messe. Auch Hochw. P. Maurus, der früher ebenfalls in Mariazell stationiert gewesen war und schon wiederholt in Kuegane christlichen Unterricht erteilt und hl. Messe gelesen hatte, war noch vor Beginn der Feier von Maria-Vinden, wo er gegenwärtig als Rektor und Missionär weilt, eingetroffen. So waren also im Ganzen vier Priester zugegen, was natürlich die Freude und Feststimmung wesentlich erhöhte, denn die Schwarzen halten es jederzeit für eine große Ehre und Auszeichnung, wenn zu einer Feier auch ein Priester erscheint. Nach der hl. Messe ging es prozessionsweise unter dem Absingen einiger Lieder dem neuen Bauplatz zu. Hochw. P. Notker, unser derzeitiger Rektor und Missionär, nahm unter Assistenz der Hochw. Patres Maurus und Caninius nach einer kurzen Ansprache an das versammelte Volk die Benediktion des Grundsteines vor. Es waren Leute von allen Himmelsrichtungen herbeigekommen, und die schöne, sinnreiche Zeremonie machte augenscheinlich auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck. — Inzwischen war es Mittag geworden und sollten nun auch die leiblichen Bedürfnisse befriedigt werden. Unsere Christen und Katechumenen hatten Lithing, das Nationalgetränk, der Basutos, für das Moketo (Fest) hergerichtet, und auch an Essen wurde so viel zusammengetragen, daß es für alle reichte. Besonders lustig zeigte sich die liebe Schuljugend; es wurde gesungen und gespielt bis gegen 1/3 Uhr, wo es dann Zeit war, den Heimweg anzutreten. Jetzt schon freue ich mich auf die Kirchweihe, die etwa in Jahresfrist stattfinden dürfte. Darüber dann, so Gott will, in einem eigenen Artikelchen.

Wir möchten da bleiben.

Von Schw. Damiana.

Himmelberg. — Anna und Karolina, zwei Mädchen im Alter von 5–6 Jahren, kamen jeden Sonntag hierher zum Gottesdienst. Die Mädchen waren seinerzeit in Todesgefahr getauft worden, die Eltern aber waren noch heidnisch. Eines Sonntags nun, — die meisten Kirchenbesucher hatten sich schon nach allen Himmelsrichtungen hin zerstreut, — standen die beiden Kleinen noch immer da und schauten gar sehnsüchtig zur Kirchentüre herein. Ich kümmerte mich anfangs wenig um sie, allein da sie zuletzt leise und schüchtern zu sprechen begannen, fragte ich sie, was sie denn hier wollten. „Wir möchten dableiben“, riefen sie nun wie aus einem Munde. „Wir wollen nicht mehr heim!“ „Wollt ihr hier in die Schule gehen und fleißig lernen?“ „Ja, das wollen wir; aber die Eltern wollten uns nicht gehen lassen, sonst wären wir schon längst hier. Heute aber möchten wir dableiben!“ Die Kinder redeten noch, da kam schon die heidnische Mutter daher und trieb sie fort in den heimatischen Kraal, der etwa zwei Stunden von der Station entfernt ist. Daß die kleine Anna hatte sich den Weg gar gut gemerkt. Eines Tages — es war eben ein recht kaltes, rauhes Wetter, und ihre Angehörigen saßen in der Hütte beim wärmenden Feuer beisammen — schlüpfte sie heimlich aus dem Kraal und eilte, so schnell sie nur die kleinen Füße trugen, fort zur Missionsstation. Atemlos und zitternd vor Frost kam sie hier an. Natürlich wurde sie von den anderen Kindern mit lauten Jubel empfangen; auch P. Rektor nahm sie freundlich auf. Doch, was werden die erzürnten Eltern dazu sagen? — Uebrigens zählen solche Fälle bei uns zum Alltäglichen. In der Regel trägt nach längerem oder kürzerem Kampf die Gnade Gottes den Sieg davon, und schon oft verdienten solche standhafte Kinder auch ihren heidnischen Eltern die Gnade der Befehrung. Gebe Gott, daß dies auch bei unserer kleinen Anna der Fall sei!

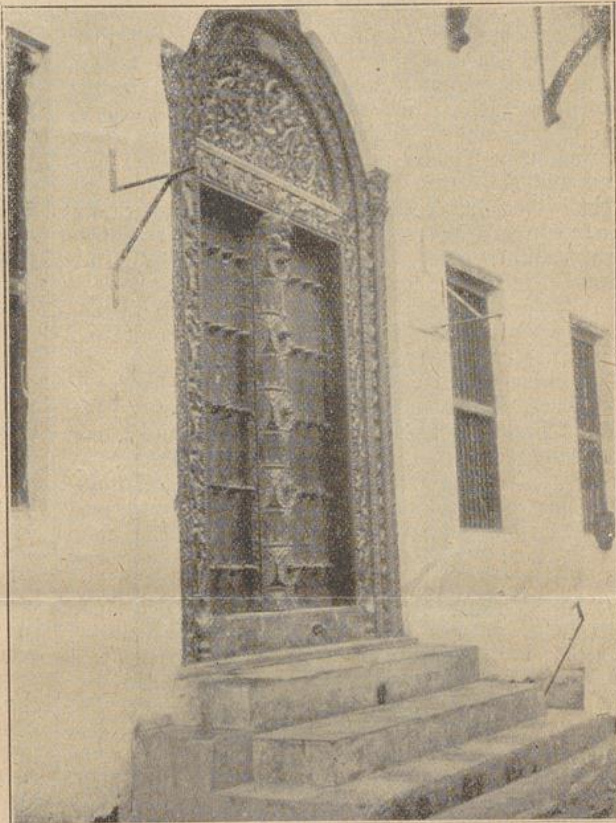
Gleichgier der Kaffern.

Von Fr. Maximilian, O. C. R.

Mariathal. — Zur Zeit der Maisernte kommen die Schulkinder Mariathals alljährlich auf ein paar Wochen nach dem eine gute Wegstunde entfernten St. Isidor, um auf der dortigen Farm bei den Feldarbeiten behilflich zu sein. So war es auch im Juni v. J., und ich hatte bei diesem Anlaß mannigfache Gelegenheit, das muntere Völkchen näher kennen zu lernen. Wenn sie mittags und Abends mit der die Aussicht führenden Schwester singend und lärmend vom Felde kamen, brachten sie meistens eine reiche Jagdbeute mit. Es waren das große, wohlgenährte Feldmäuse, deren sie zuweilen einen ganzen Eimer voll daherschleppten. Das war ein Schatz, den sie aber auch vollauf zu würdigen wußten. Nur bedurfte er noch der näheren Zubereitung. Der Eimer und die Eintracht, womit jeder am großen Wert für beteiligte, ließen wahrlich nichts zu wünschen übrig. Im offenen Schuppen neben der Mühle wurde aus schnell zusammengerafftem Reisig ein Feuerchen gemacht; die einen holten Holz und Wasser herbei; andere alte Blechstücke, ein dritter und vierter bettelte beim Bruder Koch um etwas Salz und die allereifigsten begannen mit ihren Messern oder in deren Ermangelung

lang mit den bloßen Fingernägeln den niedlichen Tierchen den Bauch aufzuschneiden und die Eingeweide herauszunehmen. Dann wurden sie innen tüchtig eingesalzen und zuletzt gebraten. Letzteres war immer ein großer, hochfeierlicher Akt und erquickte Herz und Gemüt schon durch das bloße „Ar o m a“, das sich ringsum zu verbreiten begann. Ich flüchtete mich jedesmal in die Mühle und schloß Türe und Fenster zu, sobald sie angingen, die großen fetten Mäuse mit Haut und Haar auf die Blechscherben zu legen und der Feuersglut auszusetzen. Rechte Meister verstanden sich auch darauf, sie anzustechen und dann kunstgerecht den „Bratspieß“ zu drehen. Das erste mal bewog mich die Neugierde, den Spektakel mit anzusehen. Da begann nun ein Sieden und Kochen, ein Knattern und Prasseln, und zuletzt ruckten und hüpfen die eingesalzenen Mäuse auf den braunen Blechstücken, als wollten sie in ihren braunen Mäntelchen alle wieder lebendig werden. Mir wurde ganz unheimlich dabei zu Mute und es kam mir unwillkürlich ein Bericht über Leichenverbrennung in Erinnerung, worin es hieß, daß die Toten, sobald sie der vollen Feuersglut ausgesetzt sind, sich zu regen und schütteln beginnen, als würden sie bei lebendigem Leibe gebraten. Später, wie gesagt, zog ich mich in meine Mühle zurück, doch mit schlechtem Erfolg, denn der Duft von den verbrannten Haaren und den ekligen Tieren kam bei allen Spalten und Ritzen herein und erfüllte den Raum mit einem bläulichen Nebel. Endlich war das große Werk geschehen und der heißersehnte Schmaus konnte beginnen. Die Knaben hatten die Gasse, auch mich dazu einzuladen, eine Ehre, für die ich mich jedesmal gehorsamst bedankte. Um so tapferer griffen die wackeren Jungen zu. Messer und Gabel waren da unnütze Dinge; wozu hat man denn die Finger? Das Fett lief ihnen förmlich vom Mund und den Händen herunter, so wohlgenährt waren die trefflichen Mäuse, die während der letzten Wochen in den vollen Maisfeldern gar gute Zeiten gehabt hatten. Nachdem alles mit Andacht aufgezehrt war, machten sich die Jungen über ihren Balkisch her; denn dies war ihr eigentliches, rechtmäßiges Abendessen, das andere war nur glückselig eroberte Jagdbeute gewesen. Nachdem die keineswegs kleinen Schüsseln geleert waren, aß jeder dieser Krausköpfe noch 4—6 Maiskolben, während einer schon an zwei gerösteten Maiskolben sich ordentlich satt ißt. Nun, es war jetzt Erntezeit, die schwarzbraunen Jungen hätten Tags über tüchtig gearbeitet und da mußte man schon ein Auge zudrücken. Die Hauptsache war, daß sie bei Kräften und guter Laune bleiben; und daran fehlte es wahrlich nicht, denn sie sangen, spielten und tanzten, bis das Zeichen zum „Angelus“ jählings absolute Ruhe gebot. Wie sehr die Koffern auf Fleisch veressen sind, konnte ich wenige Wochen darauf bei einer anderen Gelegenheit sehen. P. Rektor hatte nämlich seinen schwarzen Neuchristen am Vorabend vom Feste des hl. Bernard, der zugleich als Schutzpatron unserer Mission verehrt wird, eine kleine Freude zugesagt. Im nahen Bethlehem sollten alle zu geselliger Unterhaltung und einem bescheidenen Festschmaus zusammenkommen. Ein alter Bull, dessen Lebensstage ohnehin gezählt waren, sollte für das nötige Fleisch sorgen. Zunächst machte Bruder Rudolf durch

einen wohlgezielten Schuß dem Leben des Tieres ein jähes Ende, dann fiel ein halbes Duzend Kaffern über die Beute her und begann mit staunenswerter Gewandtheit dem Bull die Haut abzuziehen. Die Schulkinder, die inzwischen mit einigen Brüdern und Schwestern ebenfalls herbeigekommen waren, griffen bei dem großen Werk sofort tätig ein. Die Knaben halfen den Männern beim Häuten und Zerlegen des Tieres, die Mädchen aber füllten große, dreifüßige Kessel mit



Reichgeschnitzte Tür eines Araberhauses in Sanlibar.

Wasser und machten Feuer darunter. Anfangs schien es mir aber fraglich, ob sie überhaupt noch ein paar Fleischstücke zum Kochen bekommen würden, so fleißig schnitten die Männer und Knaben während des Transchierens blutige Stücke vom Bull ab und führten sie ungekocht zum Munde. Da kam eben die alte, rohe Kaffernnatur wieder zum Durchbruch. Später, als P. Rektor kam, ging es natürlich schon manierterlicher zu, und auch die Frauen und Mädchen bekamen redlich ihren Teil. Eines namentlich überraschte mich: Die Schwarzen waren gerade mitten in ihren Zurichtungen begriffen, als plötzlich der Ruf ertönte: „u Baba, der Vater, der Vater kommt!“ Im Nu ließen sie alles fallen, liefen dem P. Missionär zu und begrüßten ihn mit jubelndem Zuruf. — In diesem Punkt, d. h. wie man den Priester und Seelsorger ehrt, könnte mancher im Christentum ergrauter Europäer von diesen schwarzen Neubekehrten lernen. Die ganze Feier verlief in schönster Weise. Es wurde gesungen, getanzt und gespielt — die Mädchen improvisierten sogar ein höchst gelungenes Theaterstückchen — P. Rektor hielt noch eine passende Ansprache und gegen

Abend suchte wieder jeder friedlich und still sein eigenes Heim auf. Recht geleitet, stützen also auch solche Festlichkeiten viel Gutes und kräftigen namentlich das schöne Band, das zwischen dem Missionär und seiner Gemeinde besteht.

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

(Fortsetzung.)

Von der Ehe.

Von Ostern 1908 an gelten für die ganze kathol. Kirche die neuen Ehedekrete. Darin hat der hl. Vater genau bestimmt, daß nur diejenigen Ehen von Katholiken gültig sind, welche vor dem zuständigen Pfarrer und 2 Zeugen abgeschlossen werden. Wer der zuständige Pfarrer ist, wird näher ausgeführt. Wie kann nun die kathol. Kirche solche Bestimmungen erlassen? Nach der Lehre der Kirche ist die Ehe ein Sakrament. Die Form, in welcher das Sakrament gespendet wird, festzusetzen, ist das Recht der Kirche. Die Gegner sagen freilich:

„Die Ehe ist eine heilige Ordnung, welche von Gott schon bei der Schöpfung eingesetzt ist (1. Moj. 2,18; Matth. 19,4—6) also kein erst von dem Herrn Christus gestiftetes Sakrament.“ Darauf antworten wir mit P. Brors in seinem ABC: „Ganz gewiß ist die Ehe schon bei der Schöpfung von Gott eingesetzt: das lehrt auch die katholische Kirche. Daraus folgt nun ganz richtig, daß nicht die Ehe erst von Christus eingesetzt sei; aber es folgt nicht, daß nicht die Ehe als Sakrament von Christus eingesetzt sei. Mit anderen Worten: die Ehe bestand vor Christus; aber vor Christus war sie nicht ein Sakrament im eigentlichen Sinne des Wortes; dazu hat Christus sie gemacht. Nur letzteres lehrt die katholische Kirche. Vor Christus bestanden ganz gewiß Abwaschungen bei den Menschen; aber trotzdem hat erst Christus die Abwaschung mit Wasser als Sakrament der Taufe eingesetzt. Also die Binsenwahrheit, daß vor Christus die Ehe bestanden hat, beweist nichts gegen die Richtigkeit der katholischen Lehre, daß Christus das Ehe sakrament eingesetzt habe. Daß dem aber wirklich so sei, daß nämlich die christliche Ehe wirklich ein wahres Sakrament des Neuen Bundes sei, darüber haben wir in der hl. Schrift wenigstens eine sehr beachtenswerte Andeutung. Die Stelle des hl. Paulus (Ephes. 5, 22 bis 33) wäre schwer zu verstehen, wenn die christliche Ehe nicht ein wahres Sakrament des Neuen Bundes wäre. Vervollständigt aber wird der Beweis durch die kirchliche Ueberlieferung, welche sich mehr oder weniger klar bis zu den ersten Jahrhunderten hinauf verfolgen läßt. Die katholische Kirche lehrt, daß die Ehe unter Christen ein Sakrament ist. Die kathol. Kirche ist aber unfehlbar in ihrer Glaubenslehre; also ist die christliche Ehe ein Sakrament. Wer die katholische Kirche nicht als die wahre unfehlbare Kirche Christi anerkennt, der wird sich mit diesem Beweise natürlich nicht zufrieden geben. Mit dem nutzt aber auch alles Disputieren über das „Sakrament der Ehe“ nichts, er muß zuerst belehrt werden, daß die katholische Kirche die einzig wahre Kirche Christi ist. Erkennt er das an, dann fällt damit auch jeder Widerspruch gegen den sakramentalen Charakter der christlichen Ehe.“

Caritas.

Eine Fabel von August Rus.

Es war einmal ein reicher König, voll hohen Sinnes. Und er hatte drei Söhne. Die versammelte er eines Tages um sich und sprach: „Hier gebe ich jedem von euch Gold und Silber die Menge und auch viel glitzernden Edelstein, jedem gleich viel. Ziehst hinaus ins Land und benutze dies Geschmeide nach euerem Willen. Und wer von euch dem Land den größten Nutzen damit erweist, der soll König sein und herrschen über das Land an meiner Stelle!“ Und die Söhne zogen hinaus, mit Gold und vielem Reichtum beladen. Viele Monde vergingen. Da kehrte der erste von des Königs Söhnen zurück in reichem Gewande. Stolz Selbstbewußtsein leuchtete in seinem Antlitz. Er trat vor den König und sprach: „Siehe, ich habe mit dem Golde, das du mir gabst, Handel und Industrie ins Land gebracht. Neue Verkehrsadern habe ich erschlossen. Qualmende Schloten, saujende Öfen und stampfende Maschinen künden jetzt von nie geahnter Erwerbskraft, und der elektrische Funke trägt die Gedanken im Nu von Ort zu Ort. Mit dem reichen Schätze, den du mir gabst, habe ich deinem Volke zu neuen Reichtümern verholfen.“ Der König sprach: „Du hast nichts Unrechtes mit dem Golde gemacht. Ich muß dich loben. Und es kam der zweite Königssohn. Sein Gewand schimmerte in glitzernder Pracht. Selbstgefällig lächelnd trat er vor den Herrscher und sprach: „Siehe, ich habe die Schätze, die du mir geschenkt, zum Nutzen des Landes verwertet. Ich habe hohe Schulen errichtet, viele Gelehrten und Künstler von großem Ruf in dein Land berufen und dafür gesorgt, daß Wissenschaft, Kunst und Literatur Gemeingut deines ganzen Volkes werden!“ Da sprach der König: „Ich kann dich nicht schelten, du hast dem Lande viel Gutes erwiesen.“ Da kam zuletzt auch des Königs dritter Sohn, in einfacher Kleidung. Zufriedenheit lag auf seinem Antlitz, als er demütig vor seinen Vater trat. Veischeiden schlug er die Augen nieder und schwieg. Der König aber fragte: „Nun, mein Sohn, was hast du dem Lande gegeben?“ Da schlug der Jüngling die Augen auf; Glück leuchtete darin. „Siehe,“ antwortete er, „alles, was du mir schenkest, gab ich den Armen. Die Nackten kleidete ich. Die Dürstenden tränkte ich. Die Hungernden speiste ich. Die Betrübten tröstete ich und die Irrenden belehrte ich. Ich predigte das Evangelium der Armut und übte es. Ich gab den Vermissten äußeres Glück und — inneren Frieden. Ich ging unter die Armen, die ich bereicherte. Ich liebe meinen Nächsten wie mich selbst.“ Da strahlte des Königs Auge und es freute sich sein Herz. Er nahm seinen dritten Sohn bei der Hand, führte ihn auf den Thron, gab ihm Purpur, Krone und Szepter und sprach: „Sei König und herrsche! Denn du hast das Land wahrhaft glücklich gemacht. Du hast mein Volk verstanden, und das Volk versteht dich. Du übest echte — Caritas!“

Wie Raddi sich tröstet.

„Ich habe mich nie über meine Lage beklagt,“ sprach einst Raddi, ein persischer Dichter, „außer einmal, als ich barfuß war, und kein Geld hatte, mir Schuhe zu kaufen. Bald darauf aber traf ich einen Mann ohne Füße, da wurde ich wieder zufrieden mit meinem Schicksal.“

St. Josephsgärtchen.

Anbetung der hl. drei Könige.

Die hl. drei Könige kamen gegen Abend vor Bethlehem an. Es entstand bald ein großes Gedränge um sie her, und man erwies ihnen allerlei Ehre, doch meistens der Goldstücke wegen, die sie auch hier verteilten. Da man ihnen das Tal der Hirten als einen Lagerplatz rühmte, zogen sie dorthin. Der hl. Joseph war durch Maria über ihre Ankunft unterrichtet. Ich hatte ihn schon unter Tags allerlei aus Bethlehem holen sehen: Früchte, Honig und Grünzeug. Ich sah ich, daß er die Höhle sehr geräumig gemacht, eine abgeklagene Kammer im Eingang ganz zusammengestellt und das Holz und die Ruchengestelle hinaus vor die Türe unter das Obdach gebracht hatte. Als der Zug ins Tal der Krippenhöhle hinabkam, gingen sie ab und fingen an, ihr Lager aufzuschlagen.



hl. Antonius von Padua.

Nach waren sie damit nicht fertig, als sie den Stern wieder erblickten und ganz deutlich in ihm ein Kind. Er stand gerade über der Höhle, wurde immer heller und leuchtender und sandte zuletzt eine große, breite Lichtbahn senkrecht darauf herab. Da wurden sie ungemein freudig und eilten dem Eingang der Höhle zu. Menjor öffnete die Türe und erblickte die Höhle voll Maria und das Kind ganz wie die Jungfrau, die sie immer im Sternbild gesehen hatten. Der König trat zurück und sagte es den beiden anderen; nun gingen sie alle drei in den Eingang. Der heilige Joseph aber kam mit einem alten Hirten zu ihnen heraus und sprach gar freundlich mit ihnen. Sie sagten ihm ganz schlicht und bescheiden, sie kämen, den neugeborenen König der Juden, dessen Stern sie gesehen, anzubeten und ihm Geschenke zu bringen. Joseph ließ sie demütig willkommen. Sie zogen sich nun zu-

rück, um sich auf ihre Zeremonie vorzubereiten. Der alte Hirte aber ging mit den Dienern der Könige in das kleine Tal hinter dem Krippenhügel hinab, wo Schuppen und Hirtenställe waren und half ihnen, die Tiere versorgen. Der Zug nahm das ganze kleine Tal ein. Ich sah nun die Könige ihre weiten fliegenden Mäntel von gelber Seide anlegen. Um die Mitte des Leibes befestigten sie mit Ketten am Gürtel allerlei Beutel und goldene Büchsen. Auch hatten sie eine kleine Tafel mit niedrigem Fuß bei sich, die sie auseinanderklappen konnten. Sie diente als Präsenzteller, wurde mit einem Teppich, woran Quasten,



hl. Aloysius von Gonzaga.

bedeckt, und darauf die Geschenke, in Büchsen und Schalen gestellt. Jeder König hatte vier Begleiter aus seiner Familie bei sich. Alle folgten dem hl. Joseph mit einigen Dienern unter das Vordach der Krippenhöhle. Hier legten sie den Teppich über die Tafel und stellten viele von den Büchsen, die sie umhängen hatten, als ihre gemeinschaftlichen Geschenke darauf. Nun gingen zuerst zwei Jünglinge von Menjors Gefolge durch die Türe, bahnen von Teppichen über den ganzen Gang bis zur Krippe hinbreitend. Sie entfernten sich wieder, und Menjor mit seinen vier Begleitern trat ein. Sie hatten die Sandalen abgelegt. Zwei Diener hatten ihm durch den Gang bis zur Krippenhöhle die Tafel mit den Geschenken nachgetragen; beim Eintreten aber nahm sie Menjor ihnen ab und stellte sie, indem er die Kniee beugte, vor Maria nieder. Die anderen Könige stellten sich mit ihren Begleitern in dem Gang der Krippenhöhle auf.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gnadenkind.

In dem vorzüglichen Werke, das der Redemptoristenpater A. E. Schmöger über das Leben der gottseligen A. A. Emmerich veröffentlicht hat, findet sich

u. a. folgendes: „Da ich am 8. September (1774) geboren bin“ — so führt er die Selige redend ein — „erhielt ich heute (den 8. Sept. 1821) ein Gesicht von meiner Geburt und Taufe. Ich fühlte mich mit vollem Bewußtsein den ganzen Weg von unserer Hütte in Flamske bis in die Jakobi-Pfarrkirche in Koesfeld getragen; ich fühlte alles und sah alles um mich her. Ich sah die ganze hl. Taufhandlung an mir verrichten, und es gingen mir dabei die Augen und das Herz auf wunderbare Weise auf. Ich sah, als ich getauft ward, meinen Schutzengel und meine Namenspatrone, die hl. Anna und Katharina, bei der hl. Taufhandlung gegenwärtig. Ich sah die Muttergottes mit dem lb. Jesukind und wurde mit ihm durch Darreichung eines Ringes vermählt. Auch ward mir nun alles Heilige, alles Gesegnete, alles, was mit der Kirche zusammenhängt, so lebendig fühlbar, als es nur irgend jezt der Fall ist. Ich sah wunderbare Bilder vom Wesen der Kirche. Ich fühlte Gottes Gegenwart im allerheiligsten Sakramente, und sah die Gebeine der Heiligen in der Kirche leuchtend und erkannte die Heiligen, die über ihnen erschienen. Als ich aus der Kirche wieder nach Hause über den Friedhof getragen wurde, hatte ich ein lebhaftes Gefühl vom Zustand der Seelen der hier bis zur Auferstehung ruhenden Leiber, unter denen ich einige heilige Leiber hell und herrlich leuchtend mit Ehrfurcht bemerkte.“ Und diese wunderbare Empfänglichkeit für alles Heilige und Geweihte blieb ihr fürs ganze Leben. Alles ward ihr leiblicher Weise fühlbar, so daß sie noch als Säugling, so oft sie in die Kirche getragen wurde, die Händchen in den Weihbrunn tauchte und sich mit dem geweihten Wasser benetzte, um seine wohlthätigen Wirkungen inne zu werden. Die Mitgliedschaft am Kirchenleibe wurde ihr so fühlbar wie die Glieder des eigenen Leibes, und ehe sie noch sprechen konnte, verstand sie die Feier der hl. Messe und die Übungen und frommen Gewohnheiten, durch welche sie das ganze Leben ihrer guten Eltern geordnet sah. Sie feierte diese Ordnung mit, soweit die unmlündige schwache Kindheit ihrem wunderbar erleuchteten Geiste hierin folgen konnte.

Raum konnte sie nach dem ersten Lebensjahre einige Worte stammeln, so übte sie schon das mündliche Gebet mit erstaunlichem Eifer. Sie selbst erzählte in späteren Jahren: „Mein Vater gab sich viele Mühe mit mir. Er lehrte mich beten und das Zeichen des hl. Kreuzes machen. Er hielt mich auf dem Schoß, machte mir das Händchen zur Taufe und lehrte mich, mit dem kleinen Kreuze mich zu zeichnen. Er machte es auch flach und lehrte mich das große Kreuz. Als ich schon sehr frühe das Vater unser halb sprechen konnte oder noch weniger, da betete ich es so oft, bis ich meinte, es sei nun so groß wie ein ganzes. Raum war für sie die Möglichkeit eingetreten, sich eine freiwillige Abtötung aufzulegen, als sie auf Antrieb ihres hl. Schutzengels sich mit größtem Eifer darin versuchte. Sie hatte in einem Winkel der Scheune ein Bildchen der Muttergottes mit dem Jesukinde aufgehängt und davor ein Stück Holz gelegt, das den Altar bedeuten sollte. Hierher trug sie alles, womit Eltern und Bekannte ihr eine Freude machen wollten und womit Kinder ihres Alters sonst aufs höchste beglückt zu werden pflegen. Sie war fest überzeugt, daß sie mit allem, was sie sich selbst entziehe, dem Jesukind eine Freude mache.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Beichtgeschichte für die hl. Ofterbeicht.

In Bayern lebte im vorigen Jahrhundert ein frommer, seeleneifriger Priester, P. Hofreuter, dessen Liebe und besondere Gabe, die größten Sünder zu rühren und zu befehren, weit und breit bekannt waren. Ein Wirt, der schon seit Jahren große Sünden schuld auf seinem Herzen trug, welchen aber die Gnade Gottes doch endlich bewog, für das Heil seiner Seele zu sorgen und nicht länger in so entsetzlicher Gefahr des ewigen Todes zu leben, entschloß sich, zu diesem Vater seine Zuflucht zu nehmen. Er sattelte sein Pferd und ritt in die Stadt, wo derselbe wohnte. Vor der Thür der Wohnung des Vaters ward aber der arme Mann so sehr von Scham und Furcht ergriffen, daß er nicht den Mut hatte, anzuklopfen. Da kam plötzlich der Vater heraus und sprach mit aller Liebe seines Herzens: „Lieber Freund, Sie wollen gewiß beichten, nicht wahr? Kommen Sie nur herein, ich höre Sie mit Freuden an.“ Als nun der Wirt nach glücklich vollendeter Bekehrung sein Pferd wieder bestieg, um nach Hause zurück zu kehren, sagte er mit freudigem Herzen: „Nun, mein Schimmel, trägst du eine schwere Zentnerlast weniger nach Hause.“

Von dieser Zeit an war der Wirt vollkommen verändert. Nach sechs Jahren war seine Lebensfrist zu Ende. Und als er auf seinem Sterbebette lag und sein Pfarrer ihn durch Empfang der hl. Sakramente zum Tode vorbereitet hatte, sprach er zu ihm: „Bitte Sie, sagen Sie nach meinem Tode dem Vater Hofreuter zu seinem Troste und zum Preise der göttlichen Barmherzigkeit, ich sei seit meiner Bekehrung beicht dem Versprechen ernstlicher Besserung und Barmherzigkeit mit Gottes Gnade so treu geblieben, daß ich im Laufe der letzten sechs Jahre nicht bloß keine Todsünde mehr, sondern, so weit ich mich erinnern kann und mich selbst beurteilen darf, nicht einmal eine freiwillige, vorsätzliche läßliche Sünde begangen habe.“

Die Fahrt in den Tod.

Ein ergreifendes Beispiel heroischer Selbstopferung eines Bahnbeamten wird aus Mexiko berichtet: Im Bahnhof von Nacozari war plötzlich ein Güterzug in Brand geraten. Das Feuer hatte so schnell um sich gegriffen, daß es unmöglich war, der Zerstörung Einhalt zu gebieten. Der Lokomotivführer Garcia wußte, daß in dem Zuge sich zwei Wagen mit Dynamit befanden, die für Sprengungen verwendet werden sollten. Es war zu spät, die Wagen abzukoppeln. Garcia rief den Beamten zu, den Zug zu verlassen. Mit Volldampf brauste er dann mit dem brennenden Zug zur Stadt hinaus, um so die Katastrophe von ihr abzuwenden. Nach einigen Minuten fuhr aber, unglücklicherweise gerade vor einem Straßenhause, in dem zwölf Männer weilten, das Feuer zur Explosion. Die Lokomotive mit ihrem Führer, Wagen, das Straßenhaus, die zwölf Leute und ein junger Amerikaner, der in der Nähe spazieren ging, wurden zu Atomen zerrissen. Ein acht Meter tiefer Loch im Erdboden bezeichnete die elementare Wucht des entsetzlichen Geschehnisses. Und dem Helden, der durch seine Aufopferung eine ganze Stadt gerettet, der offenen Auges entschlossen dem sicheren Tode entgegengefahren, konnte nicht einmal ein Grab geschaffen werden. Sein Körperteil wurde gefunden, so erbarmungslos hatte das Dynamit sein Werk getan. Die Bevölkerung Nacozaris hat bereits eine Sammlung eingeleitet, um dem Retter der Stadt ein Denkmal zu setzen.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

13. Kapitel.

Galazi wird König der Wölfe.

Am nächsten Tag blieb Umschlopogaas, schon sich bedeutend besser fühlte, noch in der Höhle. Galazi aber ging auf die Jagd und kam abends wieder mit einem erlegten Boß auf den Schultern heim. Sie gaben ihn ab, weideten ihn aus und brieten das Fleisch am offenen Feuer. Nach Sonnenuntergang nahm Galazi seine Erzählung wieder auf: „Nun, Umschlopogaas, Sohn des Mogos, höre weiter, was mir auf dem Weilerberg bei der steinernen Herze begegnet. Ich war also, wie gesagt, nach langem, beschwerlichem Aufstieg endlich auf der Plattform, der gesuchten Höhle gegenüber. Hier aber bot sich mir ein Anblick dar, der mir das Blut in den Adern erstarren machte. Denk dir, Umschlopogaas, hier lagen, saßen und rannten eine Anzahl großer, schwarzgrauer Wölfe umher! Die einen lagten an Tierknochen, die anderen balgten sich miteinander unter wildem Geheul, während wieder andere mit rothglühenden Augen dasaßen und grimmig die Zähne fletschten. Ihnen gegenüber lag die Höhle, aus der ich den Toten holen sollte, doch ich sage dir, die Lust dazu war mir vergangen. Ich wollte fort, weit fort von hier! Schon wandte ich den Schritt rückwärts, da stieß mich die Donnerkeule in die Seite, und es war mir, als schreie sie mir in die Ohren: „Du Feigling! Wie willst du mit leeren Händen zurückkehren und dich auslachen lassen vom ganzen Kraal und dem alten Weiblein da unten? Darf eine solche Memme, wie du, noch länger die Donnerkeule in der Hand tragen?“ Das wirkte; nein, einen Feigling wollte mich niemand schimpfen. Ein Mann wollte ich sein, ein Held, und wenn mir auch hier der sichere Tod drohte, so wollte ich doch nicht sterben, ohne mich zuvor nach Leibeskräften gewehrt zu haben. In blinder Todesverachtung stimmte ich daher den Schlachtgesang der Galazi an, schwang die Donnerkeule über meinem Haupte und sprang sodann mitten unter die Wölfe hinein, nach rechts und links Hiebe austeilend, daß sie heulend nach allen Himmelsrichtungen auseinander flogen! Ha, wie mir das den Mut in der Seele weckte! Stolz, wie ein siegreicher Feldherr nach blutiger Schlacht, schritt ich nun über den leeren Platz dem Eingang der Höhle zu. Eben warf die untergehende Sonne ihre vollen Strahlen in die Grotte hinein, sodaß alle Wände rot wie Blut erschienen. Am Ende der Höhle droben in einer Nische der gegenüberliegenden Wand, sah ich aber etwas, was mir neuerdings allen Mut benahm. Denk dir, Umschlopogaas, hier in der Wand, in doppelter Mannshöhe, sei eine Nische und darin saß mit herunterhängenden Beinen ein Mann. Nun, dort in jener Höhle saß wirklich einer, d. h. einer, der einmal ein Mensch gewesen war; jetzt war nur noch das nackte Skelett davon da, die bloßen, dürren Gebeine, zusammengehalten von der schwarzen, eingeschrumpften Haut! Ich sage dir: ein Anblick zum Entsetzen! Es war, als ob er sich auf die Arme stütze, und in der Rechten hielt er noch einen Feszen von seiner Umutscha (Lendenschürze); das übrige hatte er offenbar in rasendem Hunger verschlungen. Um seine Augen war eine lederne Binde; er hatte sie jedenfalls umgebunden, um nicht länger Zeuge sein zu müssen der gräßlichen Szenen, die sich Tag für Tag unter seinen Füßen abspielten. Die beiden Beine hingen herunter, am rechten

fehlte der Fuß, und am Boden lag, ganz mit Rost überzogen, die Klinge eines zerbrochenen Messers. Und nun, Umschlopogaas, greif daher und betaste den Felsen! Ist er nicht glatt, fein abgeschliffen, wie der hohle Stein, in dem unsere Weiber den Mais mahlen? Noch viel glatter, sag ich dir, war die Felswand, über welcher in seiner Nische der tote Mann saß. Woher kam das? Komm, ich will dir's sagen:

Wie ich so hineinschaute in die schreckliche Höhle, sah ich am Boden eine Wölfin liegen. Die rote Zunge hing ihr weit aus dem Maule heraus und mit den glühenden Augen fixierte sie unverwandten Blickes den Toten. Neben ihr aber saß ein alter, schwarzer Wolf, groß und stark, wie ich noch nie einen gesehen hatte, so ein rechter Wolfsvater. Im Nacken und an den beiden Seiten hatte er lange, graue Haare. Soeben zog er sich rückwärts gegen den Eingang der Höhle zu, faßte den Toten, droben in seiner Nische scharf ins Auge und machte dann plötzlich einen ungeheuren Sprung nach dessen linken Fuß, der am tiefsten niedersah. Seine mächtigen Pranken schlugen an dem Felsen auf, einen Augenblick schien er mir daran zu hängen, dann aber fiel er heulend auf den Boden nieder.

Nun erhob sich die Wölfin, und beide sprangen nun zusammen an der Felsenwand hinauf, um den Mann herunterzureißen, der schon seit Jahrzehnten da oben saß! Ich hörte, wie sie nach ihm schnappten, sah, wie sie bei jedem Sprung ihm näher und näher zu kommen schienen, nur eine Handbreite war zuweilen ihre gierige Schnauze mit den scharfen, weißen Zähnen von dem Toten entfernt, doch jedesmal glitten sie wieder ab, da half kein Sprung, kein Heulen, kein Rasen, Knirschen und Zähnefletschen. Nun weißt du auch, Umschlopogaas, weshalb jene Felsenwand so glatt ist. Seit vielen, vielen Jahren sprangen da die Wölfe empor, um den Mann dort oben herabzureißen. Den rechten Fuß hatten sie einmal glücklich erwischt, doch dem linken konnten sie trotz all ihrer Wut nicht beikommen. Nochmals setzte die Wölfin zum Sprunge an, nochmals schnellte sie in weitem Bogen in die Luft, doch abermals umsonst. Rüdclings fiel sie zu Boden nieder, und aus dem Nacken, aus dem die Zunge eine Spanne weit heraushing, floß schwarzbraunes Blut. Sie hatte sich offenbar übersprungen. — Da fiel der Wolf heulend über sie her und würgte sie. Nun war es aber auch Zeit für mich, diesem schrecklichen Wolf den Garau zu machen, denn sonst konnte er im nächsten Augenblick über mich herfallen. Ich erhob die Donnerkeule, eilte in die Höhle und wollte der Bestie eben einen Hieb auf ihren harten Schädel versetzen, als sie sich plötzlich umwandte. Offenbar hatte sie meinen Schatten an der Wand gesehen. Blind vor Wut sprang nun der Wolfsvater auf mich zu. Ich aber traf ihn mitten im Sprung so heftig auf die Brust, daß er rüdclings zu Boden stürzte. Doch schon im nächsten Augenblick stand er wieder auf den Füßen und wollte mir an die Kehle. Diesmal zerschmetterte ich ihm den rechten Vorderfuß, faßte sodann, als er abermals heulend auf mich zukam, die Keule mit beiden Händen und schlug ihm den dicken Schädel ein. Inzwischen war die Wölfin wieder zu Atem gekommen; doch hier war ich glücklicher. Ein einziger Schlag in den Nacken blies ihr das Lebenslicht für immer aus. Das alles war das Werk von ein paar Augenblicken. —

Ich trank aus der nahen Quelle, nahm etwas Speise aus dem Lederfack und begann hierauf, den beiden Tieren die Haut abzuziehen. Das war ein

gutes Stück Arbeit. Die Sonne ging eben unter, als ich damit fertig war. Wiederholt kamen auch wieder einzelne Wölfe in die Nähe und schauten mir, halb im Buschwerk versteckt, mit rotglühenden Augen bei meiner Arbeit zu; doch ein Griff nach der Donnerkeule verscheuchte sie jedesmal schnell. Jetzt aber, als ich die beiden Felle rechts vom Eingang der Höhle zum Trocknen aufhängte, kamen sie plötzlich in ungeheurer Menge daher, beschnüffelten von allen Seiten die Häute und fingen dann so kläglich zu heulen und zu winseln an, daß ich in meinem Leben nichts ähnliches gehört habe. Sie hielten offenbar die Totenklage über ihre ermordeten Fürsten. — Mich aber respektierten sie fortan, und ein zeitweiliger Wink mit der Keule tat seine guten Dienste. Mittlerweile war es Nacht geworden. Was nun? Es blieb mir nichts anderes übrig, als in die Höhle hineinzugehen zu meinem lieben Toten, dem meine gute Keule wenigstens Ruhe vor den wütenden Wölfen verschafft hatte. Diese selbst hörten allmählich mit ihrem Geheule auf und verloren sich in dem Dunkel des Waldes. In dem dichten Geäst der riesigen Bäume aber erhob sich nun ein geheimnisvolles Rauschen. Es war, als ob die ganze Natur rings um mich lebendig würde und zu erzählen anfinge von alten und neuen Tagen. Da schien der aufgehende Mond in die Höhle herein und beleuchtete mit seinem matten Silberlicht die Nische, worin der Tote saß. Lange blickte ich das dürre, schwarze Gesicht an. Wann mochte der Mann da droben sich die Lederbinde um die Augen gewunden haben? Wann hatte ihn der Hunger bewogen, seine Amutscha halb zu verschlingen, und wann hatten ihm die Wölfe den rechten Fuß vom Leib gerissen? Doch wie? Hatte ich denn recht gesehen? War es nicht, als ob sich die beiden Kinnladen wie zum Sprechen bewegten? Oder hatte mir das alles nur geträumt? Ach, es war eine schreckliche Nacht, die ich damals erlebte, und wer kann bei solcher Aufregung, Einbildung und Wahrheit, Wirklichkeit und Traum genügend aneinander halten? Kurz, es war mir, als begänne der Tote mit dumpfer, hohler Stimme plötzlich zu sprechen: „Sei dir, Galazi, Sohn des Siguhano, du König der Wölfe! Sag mir, was ist dein Begehren, hier auf dem Geisterberge, wo die steinerne Here sitzt und das Ende der Welt abwartet?“ Unwillkürlich gab ich zur Antwort — und meine Stimme klang ebenfalls dumpf und hohl, wie die eines Menschen, der im Traum oder Halbschlaf spricht: „Sei mir gegrüßt, du Toter, der du einem Geier gleich hier auf dem Felsen sitzt. Ich bin gekommen, die Gebeine eines jungen Mannes zu suchen. Ich soll sie seiner Mutter bringen zu ehrenvoller Bestattung.“ — Viele und viele Jahre sitze ich da droben, Galazi, und schaue den Geister-Wölfen zu, wie sie in rasender Wut immer wieder und wieder den Anlauf nehmen, mich von meinem Sitz herabzureißen. Der harte rauhe Fels wurde von ihren Tagen ganz glatt gerieben. — So saß ich einst, als ich noch lebte, 7 Tage und 7 Nächte hier. In meinem Innern nagte der Hunger, und zu meinen Füßen rasten, die wilden Bestien. Auf die Dauer konnte ich deren Anblick nicht mehr ertragen; ich nahm daher meine Amutscha, riß ein Stück davon ab und verband mir damit die Augen, am 7. Tag begann ich, den Rest zu verzehren. Ein Stück davon ersparte ich mir auf den 8. Tag, doch inzwischen hatte ich aufgehört, Bedürfnisse zu haben . . .

Galazi, sag mir, wie befindet sich denn meine Mutter? Sie war noch in den besten Jahren und

sehr rüstig, da ich als junger Bursche hierher auf den Geisterberg zur Jagd ging.“ — „Deine Mutter ist nun hochbetagt, ihr Haar ist schneeweiß geworden und ihr Gesicht voll von Runzeln. Auf ihre Bitten kam ich hierher, dich zu suchen; sie gab mir deines Vaters Donnerkeule mit, die nun mein Eigentum geworden.“ „Ja, sie gehört nun dir, Galazi, denn du hast die Probe wohl bestanden; du sollst noch mehr bekommen, höre, was ich dir sage: Die Wölfe, die du gesehen und von denen du die beiden größten erschlagen, sind Geister-Wölfe, die bösen Geister von Menschen, die in alter Zeit gelebt von Menschenfleisch. Willst du wissen, wovon sie leben, so steig morgen in jene Schlucht dort hinab, da wirst du ihr seltsames Futter finden. Von heute an sollst du König der Geister-Wölfe sein, du und noch ein anderer, den eine Löwin dir bringen wird. Darum hänge dir das schwarze Fell jenes Wolfsvaters um, den du erschlagen, und die Wölfe werden dir folgen, alle die 363 Geisterwölfe, die in diesen Bergen und Schluchten haufen. Das graue Fell der Wölfe aber gib deinem künftigen Genossen.“ „Wer soll denn jener sein, den mir eine Löwin bringen wird, und der mit mir über die Geisterwölfe herrschen soll?“ „Sein Name ist: Umschlopogaas, der Schlächter, der Sohn des Tschata, des Zulu-Löwen.“ Dies war das letzte Wort, das der Tote in seiner Nische zu mir sprach. Umschlopogaas erhob sich, trat näher zu Galazi heran und sprach: „Ich heiße Umschlopogaas, doch vom Vornamen Schlächter weiß ich nichts. Auch bin ich nicht der Sohn Tschatas, des Zulu-Löwen, sondern der Sohn Mopos, des großen Doktors und Wahrjägers. Galazi, du siehst also, du hast geträumt, oder der Tote hat dich erbärmlich angelogen.“ „Mag schon sein, daß ich bloß träumte, oder angelogen wurde. Der Tote lag dann aber in ganz merkwürdiger Weise, denn erstens fand ich am kommenden Morgen, als ich in die betreffende Schlucht hinabstieg, eine Menge menschlicher Gebeine. Das war also die Speise der Geisterwölfe, und dann hat dich wirklich eine Löwin zu mir gebracht. Doch, wir wollen jetzt nicht darüber streiten, sondern erst die Zukunft abwarten. Nur das eine will ich dir noch kurz erzählen: Als ich am nächsten Morgen wieder aus der Schlucht heraufstieg, war, in der die vielen Totengebeine liegen, da zog ich zunächst die Wolfshaut an. Nicht wahr, sie kleidet gar nicht übel und gibt zudem ein gewisses Ansehen; jedermann sieht, daß man so eine Art Wolfskönig ist! Dort in der Ecke ist das graue Fell der Wölfin. Nimm es, Umschlopogaas, es wartet schon lang auf dich.“ Dann trug ich Steinblöcke in die Höhle und türmte sie an der Wand so lange übereinander, bis ich hinaufsteigen und den Toten aus seiner Nische herunterheben konnte. Ich tat es ohne Bangen, denn wir waren während der Nacht gute Freunde geworden. Die eingeschrumpfte Haut hielt die Gebeine hinreichend zusammen, und ich nahm die leichte Bürde so auf die Schultern, daß mir die beiden Beine des Toten vorn über die Brust herunterhingen. Jetzt begann der Abstieg. Anfangs an dem hohen, steilen Pfad ging es schwer, und bei der Wanderung durch den Wald mußte ich mich sehr in acht nehmen, nicht oben an den vielen Ästen und Zweigen anzuhängen. Auch sah ich mit Bangen, wie die Wölfe mir von allen Seiten folgten und gar lästern Blide nach dem Toten warfen, den ich über den Schultern trug. Endlich kam ich ins Freie. Da standen nun die 363 Wölfe in weitem Bogen um mich her. Doch wie?

Sollte ich mich noch länger vor ihnen fürchten? Hatte ich nicht gestern in geheimnisvoller Rede gehört, ich sollte fortan ihr König sein? Ein Wolfskleid trug ich bereits, und so fing ich denn plötzlich zu heulen an wie ein Wolf. Als Antwort erscholl ein entsetzliches Geheul all der 363 Wölfe. Fürwahr, sie verstanden mich und begrüßten mich als ihren König! Auf ein Zeichen von mir kamen sie näher und beledeten mir Hände und Füße. Einer wagte es dabei, nach dem Toren zu schnappen. Ich verwies es ihm; er wich zurück, während die anderen ihn knurrend verfolgten. Richtig, es fehlte nichts! Meine getreuen Untertanen verstanden mich und folgten mir auf den Wink. Auf ein zweites Zeichen liefen sie alle zurück in den Wald. Ich kam nun mit meiner teuren Bürde ins Tal herab und näherte mich dem Fluß. Doch genug für heute! Es ist Zeit zum Schlafen; morgen, Umschlupoganaas, will ich dir meine Geschichte zu Ende erzählen. (Fortsetzung folgt.)

Das Ophir-Problem oder das Goldland des Altertums.

Von W. Heng.

Gold, das gleißendste, edelste aller Metalle ist von altersher der Inbegriff alles Kostbaren. Es ist der Schmuck der Könige, der Stolz der Reichen, die Sehnsucht der Armen. Ein goldreiches Land war und ist noch heute das Ziel zahlloser Abenteurer, denen es ein Leben voll ungeahnter Genüsse, voller Wohlleben und Glanz vorgaukelt. Zwei Länder waren es, die von jeher als die vorzüglich goldreichen galten, nämlich Ophir und Eldorado. Außer dem ihnen zugeschriebenen fabelhaften Reichtum hatten diese beiden Länder bis in die neueste Zeit auch noch das gemeinjam, daß sie als geographische Begriffe unfaßbar waren. Gehörte Ophir dem Altertum an, so tauchte das zweite erst in der neueren Zeit auf. Das letztere war in der neuen, jenes in der alten Welt zu suchen. Besonders Eldorado war mit einem fabelhaften Schleier umgeben, hinter dem man Schätze vermutete, die nur von dem überbrannten Wunderglauben in dem Zeitalter der Entdeckungen als möglich angenommen, als vorhanden geglaubt werden konnten. Jemandwo im Primocogegebiete sollte das goldene Königreich liegen; aber gleich einer schimmernden Fata Morgana äßte es alle, die ihm in heißer Sehnsucht nachjagten. Immer tiefer zog es sich in das Innere der Urwälder Venezuelas zurück. In den unzugänglichsten Teilen des Parimegebirges sollte es endlich sein letztes Heim finden, bis es sich vor den kritischen Blicken der Forscher in eitel Dunst auflöste. Eldorado ist verschwunden — es hat nie bestanden. Und wenn in jenen Gebieten auch heute beträchtliche Goldmengen gefunden werden, so muß man sie auf höchst nüchterne Weise aus der

Tiefe des Bergwerks heraufholen und dann mühsam aus dem Erz gewinnen. War Eldorado etwas Unbekanntes, dem man nachjagte, bis es als ein äffendes Phantom verschwand, so stehen die Nachrichten über Ophir, das Goldland der Alten, auf realem Boden. Es ist außer Zweifel, daß dieses Land tatsächlich existiert hat und natürlich auch noch vorhanden ist, ferner, daß es reich an Gold war. Wir wissen, daß David und Salomo, daß die Königin Bilkis von Saba, des letzteren Freundin, ferner daß Phöniker und Ägypter von dort große Mengen Gold holten; denn das Land Punt der Ägypter ist zweifelsohne mit Ophir identisch, bloß wo dieses Wunderland zu suchen sei, das wissen wir nicht. Im Altertum war es so allgemein bekannt, daß es einer besonderen Lagebezeichnung nicht bedurfte, so wenig wie jetzt etwa Kalifornien. Diese Kenntnis ist aber später nach dem Aufhören der Ophirfahrten verloren gegangen. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus verlegte Ophir nach Indien, und seitdem wurde dieses Land bis in neueste Zeit mit dem alten Goldlande identifiziert. Indien war das Wunderland voller Reichtümer aller Art, wo also sollte man Ophir anders suchen? Und so wird denn in Lehrbüchern der Geschichte, die kaum 20 Jahre alt sind, immer noch Indien als das zweifellose Ophir bezeichnet. Man schrieb es kritiklos nach, ohne sich darum zu kümmern, ob die behauptete Tatsache auch der Wirklichkeit entspräche. In der Bibel werden 1. Könige 10, 21 und 22 als Produkte des fernen Wunderlandes aufgezählt: Gold, Silber, Eisen-



Abb. 1. Der Hügel von Himbabwe.

bein, Affen und Pfauen. Es ist allerdings zweifelhaft, ob die Tuffhügel Pfauen bedeuten, wie Luther übersetzt hat, oder irgend eine andere wilde Hühnerart; doch ist diese Frage belanglos. Die Hauptsache bleibt das Gold, und von diesem kostbaren Metalle wurden ganz gewaltige Mengen nach den heimischen Häfen gebracht. Es wird nämlich berichtet, daß von einer einzigen Fahrt allein 420 Kiffar Gold zurückgebracht wurden, das sind 71.892 Kilogramm im Werte von etwa 34 Millionen Mark. Erste Chronika 30, 4 lesen wir, daß David für den Tempelbau rund 3000 Kiffar

Gold gesammelt habe, also 1,260.000 Kilogramm im Werte von fast 250 Millionen Mark. Solche gewaltige Mengen lassen sich aber nicht durch Waschungen und alluviale Lagerstätten gewinnen, um so mehr, da doch die Phöniker auch ihr Gold von dort her holten, ebenso die Ägypter und Südaraber. Es muß also in dem fraglichen Goldlande ein starker bergmännischer Betrieb geherrscht haben. Sehen wir uns daraufhin Indien einmal etwas näher an.

Als die Abendländer den Seeweg nach Ostindien entdeckt hatten, holten sie von dort große Mengen Waren der verschiedensten Art, besonders kostbare Ge-

und ist es niemals gewesen. Auch noch andere Gründe sprechen dagegen, in Indien Ophir zu suchen. Wie aus den Berichten der Bibel entnehmen, handelt es sich um ganz gewaltige Mengen des kostbaren Metalls, die nur durch rationelle bergmännische Schürfung zu erlangen waren. Nun war aber das Indien der alten Welt von einer zahlreichen arabischen Bevölkerung bewohnt, die an Kultur den Phönikern und Ägyptern wohl kaum nachstand, den Israeliten aber sicher überlegen war. Außerdem zeigten sich die Arier bei ihrem ersten Auftreten an der Schwelle der Geschichte als ein Volk von hohen kriegerischen Eigenschaften. In

beiden großen Heldengedichten des Mahabharata und Ramayana finden wir ein Volk, das mit größten Heldenmüt in blutigen Schlachten miteinander ringt. Wir erfahren von furchtbaren Kriegen, von Taten persönlicher Tapferkeit, die den Kämpfen vor Troja an die Seite gestellt werden können, sie an Bedeutung vielfach übertreffen. Im Verhältnis zu den indischen Kämpfen berührt die vielgerühmte Unternehmung des kleinen Griechenvolkes gegen eine benachbarte Stadt wie ein Sturm im Wasserglase. Wir müssen annehmen, daß die indischen Arier zur Zeit der Ophir- und Punifahrten in dem Zeitalter ihres höchsten Glanzes standen. Und da sollte es ohne weiteres einem kleinen, unkriegerischen Handelsvolke gestattet sein, in ein dichtbevölkertes Land einzudringen, Bergwerke anzulegen und zu unterhalten und

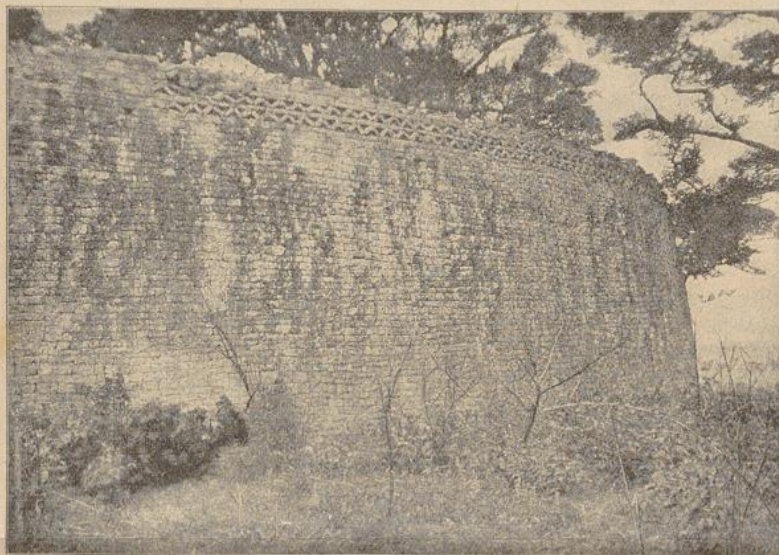


Abb. 2. Südwestwall des elliptischen Tempels mit Mauerfranzverzierung.

würze. Von Gold wird jedoch nichts berichtet. Wenn wir aber sehen, mit welcher Hier die Westindienfahrer nach dem heißersehten Metalle suchten, wie sie die harmlosen Indianer quälten und folterten, um möglichst viel davon zu erbeuten, so können wir doch unmöglich annehmen, daß die Ostindienfahrer aus anderem Holze geschnitten waren, daß sie sich mit Zimt, Pfeffer und ähnlichen Waren begnügt hätten und das kostbare Gold in den Händen der Inder oder im Schoße der Erde gelassen hätten, wenn es dort zu finden gewesen wäre. Wir können also hieraus unbedingt schließen, daß Indien damals weder Gold barg, noch Spuren seiner Gewinnung aufzuweisen hatte. Es ist niemals ein Goldland gewesen. Edelsteine hat man dort ja sehr viele und wertvolle gefunden, aber kein Gold. Wie bereits erwähnt, muß in Ophir ein starker Bergbau auf Gold stattgefunden haben, dessen Spuren unmöglich ganz verwischt sein können; Indien zeigt nichts dergleichen. Wären alte Goldbergwerke vorhanden, so würden sie, selbst wenn sie dem Altertum als erschöpft galten, doch jetzt noch gute Ausbeute ergeben; denn mit unseren heutigen Hilfsmitteln können wir das goldhaltige Gestein noch mit Erfolg bearbeiten, wenn auch nur noch kleine Mengen des edlen Metalles darin enthalten sind. Man hat aber weder Goldbergwerke, noch Spuren von solchen gefunden. Aus all diesem geht hervor: Indien kann nicht Ophir gewesen sein, Ophir kann nicht in Indien gelegen haben; denn es ist kein Gold produzierendes Land

reiche Schätze in Menge wegzuschleppen, deren Wert die eingeseffene Bevölkerung doch eben so gut kennen wie die Fremdlinge? Diese Annahme ist so absurd, daß man nicht begreifen kann, wie sie jahrhundertlang bestand, geglaubt und gelehrt wurde.

Nun wäre es ja möglich, daß die Semiten in Indien als Kaufleute die kostbaren Ophirschatze auf dem Wege des Handels von den dortigen Bewohnern eingetauscht hätten. Allein auch diese Annahme ist unhaltbar; denn was sollten die Phöniker und Israeliten, was die Ägypter den Indern an Tauschwert für die enormen Reichtümer gegeben haben, die sie von dort holten. Indien ist an Schätzen aller Art unendlich reicher als die Heimat der Ophirfahrer, an Fruchtbarkeit übertreibt es dieselben turmhoch. Es ist einfach eine Unmöglichkeit, daß jene das Gold durch Tausch erwarben. Aber selbst wenn wir von dem Gold ganz absehen und nur die anderen Ophirwaren ins Auge fassen, so sprechen auch diese mehr gegen als für Indien. Nächste dem Golde war Elfenbein das kostbarste der Schiffsladungen. Zwar sollte bei dem Reichtum Indiens an Elefanten, der doch im grauen Altertum bedeutend größer als jetzt gewesen sein muß, der Elfenbeinhandel leicht erklärlich sein; allein dem steht die wichtigste Tatsache gegenüber, daß der indische Elefant so wenig und so minderwertiges Elfenbein produziert, daß er heute als Lieferant dieses kostbaren Stoffes so gut wie gar nicht in Betracht kommt. Die Waren, welche heute den Elfenbeinmarkt beherrscht, kommt aus

Afrika. Der afrikanische Elefant ist der gewaltige Produzent des Elfenbeins. Neben ihm kommt nur noch die walrossartige Wale in Betracht, die von den ausgestorbenen Riesen des Diluviums und der Tertiärperiode, dem Mammut, Mastodon, Dinotherium u. a. herrührt.

Dann liefern noch Walross, Narwal und Flusspferd gutes Elfenbein. Wir können also schließen, daß der Elfenbeinhandel mit Ophir gegen, nicht aber für Indien spricht. Noch ein weiterer Grund spricht gegen Indien. Wir müßten in dem Lande Ophir außer den Bergwerksspuren auch noch irgendwelche andere Reste und Zeugen der ehemaligen Anwesenheit fremder Handelsvölker vorfinden. Drei Jahre dauerte regelmäßig die Abwesenheit der Ophirfahrer. Das deutet auf einen längeren Aufenthalt in dem Lande, wie es ja auch die bergmännische Gewinnung der Metallschätze zur notwendigen Voraussetzung hat. Sie mußten sich also dort für längeren Aufenthalt einrichten. Das letzte dauerhafte Bauten voraus, und wenn wir in der Heimat der Ophirfahrer heute noch reiche Reste ihrer uralten Städte finden, so dürften doch auch in ihrem Ophir nicht alle Spuren von Bauten verschwunden sein. Man könnte man ja einwenden, daß man in der Ferne vielleicht weniger solide und dauerhaft gebaut habe, da es sich für den einzelnen doch immer nur um einen vorübergehenden Aufenthalt handelte. Dem ist jedoch wieder entgegen zu halten, daß die Handelsherren unzweifelhaft als Eroberer, als eine Art Seeräuber auftraten, die sich durch starke festungsartige Anlagen einen sicheren Stützpunkt gründen mußten, von dem aus sie die einheimische Bevölkerung im Schach halten konnten, wohin sie sich in Fällen drohender Gefahr zurückzogen und wo sie ihre gesammelten Schätze sicher aufbewahrten, bis die Schiffe wieder beladen wurden und man die Heimreise antrat.

In Indien hat man jedoch keinerlei Spuren solcher fremden Bauanlagen oder andere Spuren der Anwesenheit von Handels- und Eroberungsvölkern gefunden. Wenn auch mancher vernichtende Kriegs- und Völkersturm namentlich die Länder Vorderindiens

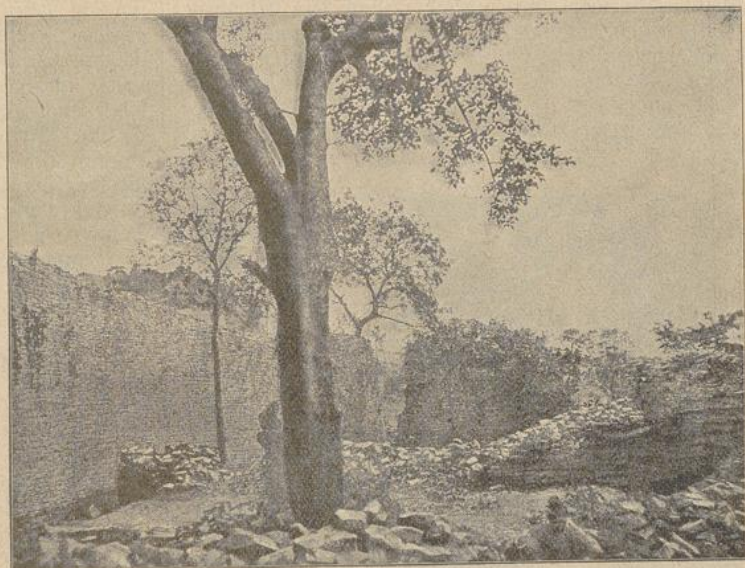


Abb. 3. Umwallung des elliptischen Tempels (Westseite).

durchdraste, so ist doch nicht anzunehmen, daß dadurch alle Spuren weggefragt worden wären, und das um so mehr, als diese Völkerstürme mehr in den Ebenen Nordindiens als an den Küsten des Südens tobten und diese letzteren kommen doch bei der Ophirfrage in erster Linie in Betracht. Aus diesen Untersuchungen geht das eine klar hervor, daß die jahrhundertelange kritiklose Annahme, daß man das geheimnisvolle Ophir in Indien zu suchen habe, völlig unhaltbar ist. Müßten wir also Indien ausschalten, so fragt es sich, wo wir es denn suchen dürfen? Aus der Bibel wissen wir, daß die jalomonischen Ophirfahrten ihren Ausgangspunkt in der Hafenstadt Gezon-Geber am nördlichen Ende des Meerbusens von Akaba am Roten Meere hatten. Es gab von dort aber nur zwei Wasserwege, nämlich durch das Rote Meer nach dem Indischen Ozean und durch den von dem ägyptischen Pharao Merneptah oder Menephtah um die Mitte des 14. Jahrhunderts v. Chr. angelegten Kanal von Bubastis im Nildelta nach dem Nordende des Meerbusens von Suez. Der letztere Weg sei nur der Vollständigkeit wegen angeführt; denn es ist nicht anzunehmen, daß von Gezon-Geber aus Schiffe durch diesen Kanal zu überseeischen Unternehmungen in das Mittelmeer eingelaufen seien. Es standen zu Fahrten nach Westen außer Joppe und Akko die vorzüglich phönizischen Häfen zu Gebote, man muß also mit aller Bestimmtheit annehmen, daß der Weg

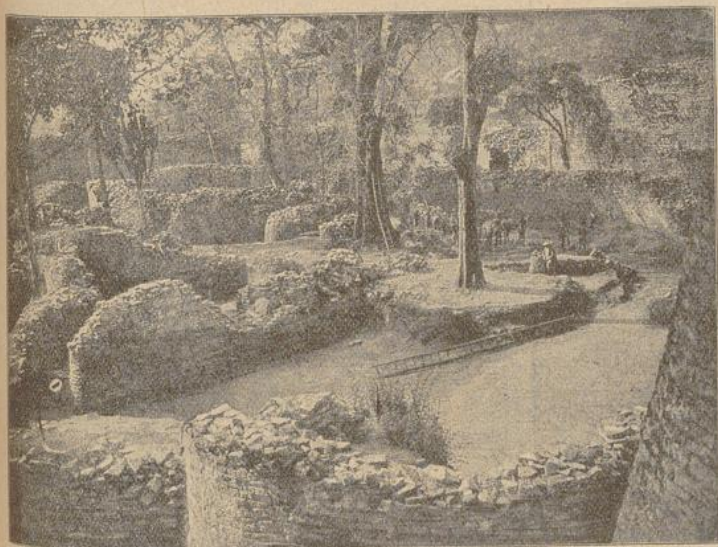


Abb. 4. Inneres des elliptischen Tempels. Ausgrabungsarbeiten auf der Plattform.

gangspunkt in der Hafenstadt Gezon-Geber am nördlichen Ende des Meerbusens von Akaba am Roten Meere hatten. Es gab von dort aber nur zwei Wasserwege, nämlich durch das Rote Meer nach dem Indischen Ozean und durch den von dem ägyptischen Pharao Merneptah oder Menephtah um die Mitte des 14. Jahrhunderts v. Chr. angelegten Kanal von Bubastis im Nildelta nach dem Nordende des Meerbusens von Suez. Der letztere Weg sei nur der Vollständigkeit wegen angeführt; denn es ist nicht anzunehmen, daß von Gezon-Geber aus Schiffe durch diesen Kanal zu überseeischen Unternehmungen in das Mittelmeer eingelaufen seien. Es standen zu Fahrten nach Westen außer Joppe und Akko die vorzüglich phönizischen Häfen zu Gebote, man muß also mit aller Bestimmtheit annehmen, daß der Weg

der Ophirfahrer nach dem Indischen Ozean führte. Wir haben somit in dem Ziel ihrer Reisen eines der Küstenländer dieses Binnenmeeres zu suchen. Indien ist ausgeschlossen, eben so wenig ist an die Sundainseln zu denken; denn es sind ebenfalls keine Goldländer, und man findet dort auch kein Elfenbein. Noch weniger kommt das ferne Neu-Holland in Betracht, dessen große Entfernung schon dagegen spricht. Seine Nordküste ist sozusagen ganz unwirtbar und birgt auch weder Gold noch Elfenbein. Es blieben also nur die Nord- und Westufer des indischen Ozeans übrig. Die ersteren müssen auch ausgeschaltet werden,



Abb. 5. Phönizischer Turm im elliptischen Tempel.

da die Südpfeile Persiens und Belutschistans im großen und ganzen Wüsten sind, aus denen niemand Schätze holen kann. Die den Persischen Meerbusen begrenzenden Küstenländer sind teilweise Alluvialboden. An bedeutende Metallsunde ist dort nicht zu denken, und das wahrscheinlich älteste Kulturvolk der Erde, die Sumerier Südbabyloniens, hätten sicher nicht auf die fremden Seefahrer gewartet, um die Schätze ihres eigenen Landes. Ferner müssen wir noch bedenken, daß die Schifffahrt der damaligen Zeit noch sehr in den Kinderschuhen steckte, und es werden von den unbeholfenen, langsamen und primitiven Lastschiffen gar manche den Gefahren der See zum Opfer gefallen sein. Warum sollte also der Handelsverkehr zwischen zwei benachbarten Ländern wie Babylonien und Syrien samt dem angrenzenden Phönicien, der auf dem Landwege in viel kürzerer Zeit gefahrlos zu bewerkstelligen war, den weiten, gefährlichen Weg um die Halbinsel Arabien wählen? Es könnten also nur noch Arabien und Ostafrika in Frage kommen. Betrachten wir zunächst Arabien. Lange Zeit glaubte man, daß die südlichen

Küsten dieser Halbinsel das Ziel der Puntfahrten der ägyptischen Königin Hatschepsu gewesen seien, und daß man diese Reisen mit den Ophirfahrten der Phönizier und Israeliten in Beziehungen brachte, so glaubte man in der Landschaft Hadramaut Ophir zu erkennen. Das ist ganz unhaltbar. Elefanten hat es dort gegeben; Gold wurde allerdings gefunden, aber nur in geringen Mengen, und in der Bibel wird gerade Ophir im Gegenjag zu Arabien genannt. In dem somit auch auszuschalten, so bleibt uns nur noch die Ostküste Afrikas übrig. Da werden wir sehen, daß hierauf alle Anzeichen hinweisen und keines widerspricht. Der Goldreichtum von dem Randgebirge bei Johannesburg bis weit nach dem Norden über den Sambesi hinaus ist allgemein bekannt. Dort ist Gold übergenug vorhanden, um die gewaltigen Summen, welche die alte Zeit aus Ophir entführte, vollständig glaubwürdig erscheinen zu lassen. Daß Afrika die eigentliche Heimat des Elfenbeins ist und auch heute noch der größte Teil der auf den Markt kommenden Ware in den ostafrikanischen Häfen verschifft wird, ist ebenfalls bekannt. Was den Reichtum an edlen Steinen betrifft, so genügt schon der Name Kimberley als Beleg. Endlich sind auch alle anderen Ophirwaren in Ostafrika beheimatet: Affen, Papageien, pflanzenähnliche Hühner und Ebenholz. Die Bevölkerung der tropischen Landschaften steht heute noch auf einer niedrigen Kulturstufe und früher war es sicher nicht anders. Jedenfalls waren den Sambesingern die fremden Kaufleute, welche an ihren Küsten landeten, weit überlegen und es ist einem Kulturvolk noch immer gelungen, sich die Naturvölker dienstbar zu machen, zu dem es in Beziehungen trat. Nur aus einem solchen Land und mit solcher Bevölkerung war es möglich, in regelmäßigen Fahrten und in rationellem Bergwerkstriebe so gewaltige Mengen der gesuchten Kostbarkeiten zu entführen. Schon in der fernsten Vorzeit trieben die Ägypter und die arabischen Sabäer mit Ostafrika einen ausgedehnten Handel. Der Landverkehr der ersteren erreichte in dem äthiopischen Nepata keineswegs sein Ende, wie lange angenommen wurde. Die Bezeugen die Bilder und Inschriften von Theben, welche sogar das vor wenigen Jahren in den Urwäldern Libyjas aufgefundenen Ophi darstellten. Die Sabäer aber hatten als seefahrende Nation für den Indischen Ozean eine ähnliche Bedeutung wie die Phönizier für das Mittelmeer. Wie diese hatten sie auch dort alle notwendigen Stützpunkte und Handelsniederlassungen. In Gegenden zu beiden Seiten der Sambesimündung waren förmliche Sabäerkolonien und standen unter deren Herrschaft und Verwaltung. Durch sie werden wohl auch die Israeliten von dem reichen Goldlande erfahren haben, da sie ja in engen Handelsbeziehungen zu Land mit denselben standen und freundschaftlichen Verkehr pflegten. Möglicherweise hatten sie die förmliche Erlaubnis zu Schürfungen dort erlangt, wenigstens so sicher anzunehmen, daß sie nur im Einverständnis mit den Sabäern, den Herren des Landes, von dort Gold und andere Kostbarkeiten holen konnten. Die Seefahrer des frühesten Altertums konnten bei ihren geringen nautischen Kenntnissen die offene See nicht halten; sie mußten vielmehr Küstenfahrer bleiben. So wandten sie sich nach Umschiffung des Kap Guardafui der Somalküste entlang nach Süden. Die nächsten Gebiete hatten in ihrer Wasserarmut und ihrem Wüstencharakter nichts verlockendes. So mußten sie sich immer weiter nach Süden wenden. Bald fanden sie zahlreiche

flüsse, die zwar auf ein fruchtbares Hinterland schließen ließen, aber auch gleichzeitig durch zahlreiche Katastrophen ein tieferes Eindringen der Schiffe unmöglich machten, und die Seefahrer segelten weiter nach Süden. Wandmal werden sie entmutigt wieder umgekehrt sein, und es können viele Jahrzehnte, vielleicht sogar Jahrhunderte verflossen sein, bis sie die südlichsten Gebiete erreichten. Zweifellos haben sie bei diesen Fahrten die Inseln Pemba, Sansibar und Mafia entdeckt. Ferner ist als sicher anzunehmen, daß sie vom Kap Delgado unter Benutzung der Komorenbrücke Madagaskar erreichten; denn nach alten Nachrichten, wie wir sie zum Beispiel dem Periblus maris Erythraides Ptolemäus entnehmen, kamen die Ophirfahrer auch nach einer

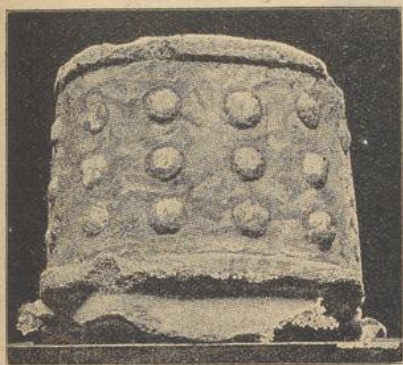


Abb. 6. Zylinder mit gebuckelten Rosetten aus dem phönizischen Tempel zu Paphos (Cypern).

an Ort und Stelle Nachforschungen anstellte. Er brauchte nicht lange zu suchen. In den beiden Ufern des Sambesi in den Landschaften Inyanga und Manica fand er ein gewaltiges, weit ausgebreitetes Goldfeld mit zahllosen Resten uralter Minen. Er entdeckte dort Ruinen von Städten, die darauf schließen ließen, daß sich ihre Erbauer für lange Zeit, vielleicht dauernd dort aufhalten wollten. Und alle diese Reste einer verschwundenen Kultur tragen in vollster Klarheit den arabisch-semitischen Typus. Der Hauptort dieses sabäischen Kolonialreiches ist wohl die Ruinenstadt Simbabwe, südlich von dem heutigen Salisbury gewesen. Solche Steinbauten, wie sie diese und andere Ruinenfelder zeigen, kommen bei keinem afrikanischen Negervolke vor. Sie gleichen auch in ihren Trümmern ganz denjenigen in den Heimatländern der Kolonisatoren. Auch die Fundobjekte, die sich auf den religiösen Kultus beziehen, zeigen den semitischen Typus. Man verehrte Baal und Aschera, ferner Sonne, Mond und Sterne. Die wenigen Inschriften weisen altarabische Schriftzeichen auf. Der britische Gelehrte Randall Mac Iver behauptete allerdings, die Ruinen von Simbabwe seien neueren Ursprungs und rührten von Negern her; allein diese Behauptung steht auf sehr schwachen Füßen und ist auch außer anderen von dem Historiker des Kaplandes Dr. G. M. Theal leicht widerlegt worden. Durch einen glücklichen Fund sind wir auch in der Lage, die Zeit der Blüte des Ophirlandes zu bestimmen. Ein in dem großen Tempel von Simbabwe vorgefundener Tierkreisstein zeigt die Sonne im Jahresanfang im Sternbild des Stieres. Aus den

an Ort und Stelle Nachforschungen anstellte. Er brauchte nicht lange zu suchen. In den beiden Ufern des Sambesi in den Landschaften Inyanga und Manica fand er ein gewaltiges, weit ausgebreitetes Goldfeld mit zahllosen Resten uralter Minen. Er entdeckte dort Ruinen von Städten, die darauf schließen ließen, daß sich ihre Erbauer für lange Zeit, vielleicht dauernd dort aufhalten wollten. Und alle diese Reste einer verschwundenen Kultur tragen in vollster Klarheit den arabisch-semitischen Typus. Der Hauptort dieses sabäischen Kolonialreiches ist wohl die Ruinenstadt Simbabwe, südlich von dem heutigen Salisbury gewesen. Solche Steinbauten, wie sie diese und andere Ruinenfelder zeigen, kommen bei keinem afrikanischen Negervolke vor. Sie gleichen auch in ihren Trümmern ganz denjenigen in den Heimatländern der Kolonisatoren. Auch die Fundobjekte, die sich auf den religiösen Kultus beziehen, zeigen den semitischen Typus. Man verehrte Baal und Aschera, ferner Sonne, Mond und Sterne. Die wenigen Inschriften weisen altarabische Schriftzeichen auf. Der britische Gelehrte Randall Mac Iver behauptete allerdings, die Ruinen von Simbabwe seien neueren Ursprungs und rührten von Negern her; allein diese Behauptung steht auf sehr schwachen Füßen und ist auch außer anderen von dem Historiker des Kaplandes Dr. G. M. Theal leicht widerlegt worden. Durch einen glücklichen Fund sind wir auch in der Lage, die Zeit der Blüte des Ophirlandes zu bestimmen. Ein in dem großen Tempel von Simbabwe vorgefundener Tierkreisstein zeigt die Sonne im Jahresanfang im Sternbild des Stieres. Aus den

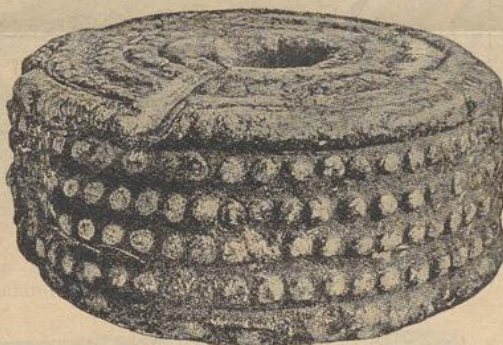


Abb. 7. Seifensteinzylinder mit gebuckelten Rosetten aus der Umgebung von Simbabwe.

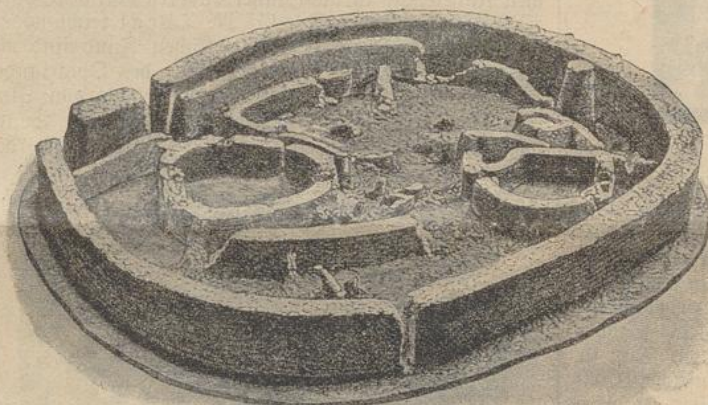
astronomischen Tafeln ersehen wir, daß obiges Ereignis im Jahre 1100 v. Chr. eintrat. Also bestanden damals schon die phönizischen Kolonien am Sambesi. Man dürfte vielleicht nicht fehlgehen, wenn man jenen Stein mit der Gründung des Tempels in Verbindung bringt. Dieser war aber, nach den Ruinen zu urteilen, ein großer Monumentalbau. Daraus läßt sich wieder folgern, daß die Phöniker schon lange vor seiner Gründung dort ansässig waren; denn in der ersten Zeit ihres Dortseins, und als sie noch wenig zahlreich waren, werden sie an so gewaltige Bauten nicht gedacht haben. Sicher darf man annehmen, daß sie lange vor der Regierungszeit Davids und Salomos dort heimisch waren. Die Kolonisten müssen auch das Land als ihr zweites Vaterland angesehen haben. Hätten sie in dem Goldlande nur vorübergehenden Aufenthalt genommen, so würden sie sicher nicht so bedeutende Summen für

Tempelbauten in der Fremde aufgebraucht haben, sondern sie würden solche Prachtbauten in der alten Heimat errichtet oder wenigstens die zu spendenden Schätze den Tempeln des Vaterlandes überwiesen haben. Wir müssen also annehmen, daß die Bewohner von Ophir

außer den Sambesigebieten kann mit Ophir identisch sein. Diese selbst boten den alten Seefahrern alle die Ophirische aufgezählten Dinge. Ausgedehnte antike Minen bekunden, daß hier in altersgrauer Zeit ein reger Bergwerksbetrieb bestand, und endlich deuten zahlreiche Städte- u. Tempelruinen unzweifelhaft phönizisch-semitischen Ursprungs auf eine reiche kolonialisatorische Tätigkeit der in Frage kommenden Völker in jenen Gegenden. Also lag das Ophir des Altertums auf den goldreichen Terrassen des Küstenhinterlandes zwischen Sati und Sambesi und zu beiden Seiten des letzteren.



Geier aus Speckstein auf Säulen aus Symbabue
(nach Th. Bent).



Symbabue

Modell des Rundbaues (nach Th. Bent). Rechts der große Turm im „Allerheiligsten“, links von ihm die Spitze des kleinen.



Specksteintiegel
zum Schmelzen des Goldes.
(Nach Th. Bent).



Oben: Specksteinform für Goldbarren aus Symbabue
Unten: Zinnbarren der Phönizier aus Falmouth (Cornwall).
(Nach Th. Bent).

dieses als ihre neue Heimat ansahen und ebensowenig an eine dauernde Rückkehr nach Phönizien dachten, wie etwa die Kolonisten von Utika, Karthago und anderen Tochterstädten jenes Landes. Wir kommen zu dem Ergebnis: Kein Küstenland des Indischen Ozeans

bieten zu Fuß durch die den Aufzug des Lordmarschall anstauende Menge zum genannten Bahnhof und übergeben dort ein kleines Paket einem Beauftragten des Bank, der ruhig inmitten anderer Passagiere in einem Abteil zweiter Klasse Platz nahm und auf diese Weise

Wie der „Cullinan“ nach London gebracht wurde.

Bekanntlich haben die Buren dem König Eduard VII. von England den größten bis jetzt gefundenen Diamanten, den „Cullinan“, zum Geschenk gemacht und dieser Diamant wurde ihm an seinem Geburtstag feierlich durch eine Burenrepräsentation überreicht. Es ist nun nicht ohne Interesse, in englischen Zeitungen zu lesen, auf welche Weise der kostbare Stein von Pretoria nach Capetown und von London nach Sandringham geschafft wurde, um etwaige Diebe irrezuführen. In Pretoria wurden offiziell große Vorbereitungen getroffen, um den Stein sicher zu verschicken, und an dem bestimmten Tag gingen vom Regierungsgebäude aus zwei bis zu die Zähne bewaffnete Männer zur Bahn, die in einer festverschlossenen eisernen Kiste den Schatz wegführten. Während auf diese Weise das Interesse der Bevölkerung auf den so eigenartigen Transport gelenkt wurde, gab ein kleiner Beamter auf dem Postamt zu Pretoria ein eingeschriebenes Paket nach London ab, in dem sich der wirkliche Diamant befand, den dort sicher niemand gesucht hätte. Auf ähnliche Weise wurde der Stein von London nach Sandringham, dem Landjägerkönig Eduards, befördert. Vier Detektive nahmen in einem von Soldaten bewachten Automobil Platz und fuhren in rasender Eile von der Bank von England aus zu der nicht sonderlich weit entfernten Liverpool Street Station. Während naturgemäß jeder glaubte, daß der kostbare Stein von vier Detektiven nach Sandringham gebracht würde, gingen zwei Bankboten zu Fuß durch die den Aufzug des Lordmarschall anstauende Menge zum genannten Bahnhof und übergeben dort ein kleines Paket einem Beauftragten des Bank, der ruhig inmitten anderer Passagiere in einem Abteil zweiter Klasse Platz nahm und auf diese Weise

den Diamanten unbemerkt ins königliche Schloß zu Sandringham brachte. Es sei indessen zugefügt, daß die Straßen, welche die beiden Boten passieren mußten, von zahlreichen Detektivs besetzt waren, um etwaigenfalls zu ihrem Schutze herbeieilen zu können.

Das Gebet macht glücklich.

Jedes gute, demütige, und vertrauensvolle Gebet steigt über die Wolken empor, und kehrt von oben auf uns herab als wohltuender Gnadentau, der unsere Werke heiligt und verdienstlich macht für unser himmlisches Vaterland, während die Unterlassung oder nachlässige Verrichtung des Gebetes uns kraftlos unserer verdorbenen Natur und den bösen Einflüssen der Welt und unserer verblendeten Eigenliebe überläßt. Zwei Meilen ungefähr von Versailles, am Ende unabsehbarer, goldiger Getreidefelder, begegnet unser Blick einer Reihe lachender Täler, deren grüne Wiesen sich weithin erstrecken zwischen zwei mit Kastanienwäldern getränkten Hügelreihen. Am Saume dieser Wälder liegt das niedliche Dorf Chateaufort. Vor längen Jahren war ein hervorragender Schriftsteller hierher gekommen, um in dieser reizenden, erfrischenden Einsamkeit seine Gesundheit wieder herzustellen. „Durch die Gloden der Kapelle gerufen“, erzählt er, „ging ich jeden Sonntag zur heiligen Messe. Dabei traf ich nicht selten zusammen mit einem merkwürdigen Manne. Es war ein Mann, dessen inbrünstige Anbacht ich nicht genug bewundern konnte. Bei seiner karmelitenähnlichen, dürftigen Kleidung zeigte sein ganzes Benehmen eine Ruhe und eine Anmut, die, je länger und aufmerksamer ich ihn beobachtete, einen desto tieferen und vorteilhafteren Eindruck auf mich machte.

Die Begegnung weckte meine Neugierde, so daß ich Erkundigungen über ihn einzog und alsbald erfuhr, daß er von der christlichen Nächstenliebe lebte. In bereits vorgerücktem Alter hatte er seine Frau und seine beiden Söhne verloren, von welchen letzteren der eine an der Beresina, der andere bei Waterloo den Tod gefunden hatte. Ermutigt durch diese Mitteilung redete ich ihn an und versprach ihm meine Hilfe. „Sie haben einen besseren Rock nötig“, sagte ich, „der Winter könnte streng werden und man muß sich bei Zeiten vorsehen.“ — Er schlug die Augen zu mir auf, sein Blick war sehr heiter. — „Warum sollte ich daran schon denken?“ erwiderte er sanft, „da ja der liebe Gott diese Sorge in das Herz anderer trauer Leute gelegt hat.“ — „Können Sie lesen?“ fragte ich weiter. — „Gewiß, mein Herr, ich habe in meiner Jugend guten Unterricht von meinem Pfarrer, einem herzensguten Manne, erhalten, der sein Vergnügen daran fand, die Kinder zu unterrichten.“ — „Haben Sie auch Bücher?“ — „O nein, in meinem Alter liest man nicht mehr, man betet.“ — „Sie beten also gern?“ — „O ja, das Gebet ist mein einziges Glück. Wenn ich abends vor meiner Hütte sitze, betrachte ich die untergehende Sonne und sage andächtig: Vater unser.“ — „Ist denn das „Vater unser“ ihr einziges Gebet?“ — „Mein liebstes! was kann denn mehr unser Herz ergreifen? Oft, wenn ich die Worte ausspreche, schwebt mein Blick über das Tal, ich betrachte das langsame Scheiden der Sonne und fühle die ganze Wahrheit meines Gebetes: „Vater unser.“ — „Wie geht es ihnen denn in der rauhen Jahreszeit?“ — „Auch dann betrachte ich den Himmel. Ich sehe die gewaltigen Wolken, die ihn be-

decken, von denen ich nicht weiß, woher sie kommen, die bald, vom Winde getrieben, dahineilen, bald fruchtbaren Regen herabgießen auf unsere grünenden Felder! „Vater unser, der du bist in dem Himmel“ denke ich dann, „du bist immer derselbe! Niemand kann ich töten, wie man meine Söhne getötet hat.“

Bei diesen Worten füllten sich die Augen des alten Mannes mit Tränen und ich hörte ihn flüstern, „Mein armer Bertrand, der jüngste, fiel bei Waterloo. Du hast es so gewollt, mein Gott, dein Wille geschehe!“ und seine Tränen trocknend, fügte er hinzu: „Dank dir lieber Vater im Himmel, du hast meine Kinder mir ersetzt durch gute, barmherzige Menschen.“ — „Sie wohnen aber wohl zu einsam, unten im Tale, sie müßten etwas näher zum Dorfe ziehen.“ — „Ach, ich kann mein Haus nicht verlassen; meine Kinder sind darin geboren, und ihre Mutter sah ich darin sterben. Uebrigens ist ja der, welcher sich im Gebete mit dem lieben Gott unterhalten kann, niemals allein.“ — „Sie sind also ganz zufrieden mit ihrem Geschehe?“ — „Warum sollte ich das nicht sein? Gott hat mich noch niemals verlassen.“ — „Und doch verdiensten sie noch glücklicher zu sein,“ rief ich aus. „Hier, guter Mann, nehmen Sie dieses Geld und beten Sie für mich.“ — „Betet man denn für Geld?“ sagte er erregt. Ich fühlte, daß ich ihn verletzt hatte. „So verzeihen Sie mir,“ schloß ich die Unterhaltung, „daß ich wie alle Weltmenschen von meiner Gabe Nutzen ziehen wollte.“ Gerührt ergriff ich seine beiden Hände und drückte sie ehrerbietig. Dann schied ich von ihm, voll Bewunderung für die Tugenden dieses Mannes, diesen Himmelslichtern, die den Abend seines Lebens so hell erleuchten und verschönern!

Heldentaten in der Tiefe des Meeres.

Eine kühne Tat hat vor kurzem der englische Taucher Leverett gewagt. Es galt das Leben eines Kameraden zu retten. In einer Tiefe von 25 Faden im Kanal war der Taucher an der Arbeit; da verwirrten sich seine Luft- und Atemschläuche am Meeresgrund und zu seiner Verzweiflung bemerkte der Taucher, daß er trotz aller Anstrengung sich nicht mehr befreien konnte. In einer solchen Tiefe mehr als eine halbe Stunde zu verharren, war bei dem furchtbaren Druck sicherer Tod. Leverett ließ sich nicht abhalten; er ging hinunter in die Tiefe, dem Genossen zu helfen. Zwei Stunden kämpfte er dort unten für das Leben des Kameraden; es gelang ihm auch schließlich, selbst völlig erschöpft, den Bewußtlosen emporzubringen. Aber seine Tat war umsonst geschehen, am zweiten Tage starb der Kamerad im Hospital. Aus diesem Anlasse erzählt eine englische Zeitschrift einige Episoden, die zeigen, mit welchen Gefahren die Männer oft zu ringen haben, die sich allein in die Tiefen des Meeres hinabwagen, oder auch nur wenige Meter unter der Oberfläche am Schiffsrumpfe arbeiten. Ein Abenteuer des Tauchers Palmer erscheint fast als wirkliches Gegenstück zu einer bekannten Romanze Viktor Hugos. Palmer war in Kapstadt bis zu einer Tiefe von 12 Metern getaucht, um die Schäden zu prüfen, die durch die Kollision des „Dunvegan Castle“ den Molen zugefügt war. Das Wasser war klar und der Taucher hoffte die Arbeit rasch vollenden zu können. Plötzlich schloß hinter einem Eisblock ein scheußlicher Fangarm hervor und schlingt sich um seinen Schenkel. Im nächsten Augenblicke ist sein Arm erfaßt und ein

riesiger Seepolyp schlingt seine Fangarme um sein unglückliches Opfer. Palmer war völlig wehrlos, sein Messer, nichts stand ihm zu Gebote; in höchster Verzweiflung zieht er die Signalleine, und die Genossen oben beginnen ihn emporzuwinden. Endlich erreicht er, immer noch in der grausamen Umarmung des Meeresungeheuers, das sein Opfer nicht mehr lassen will, die Oberfläche. Mit Netzen und Messern ging man nun der Bestie zu Leibe und es gelang schließlich auch, Palmer aus der graufigen Umklammerung zu befreien. Als man dann den Angreifer untersuchte, konnte man eine Länge von nahezu 12 Fuß feststellen. Aber ein noch häufigerer gefährlicher Besucher der Taucher ist der Hai; er wird von den Leuten so gefürchtet, daß viele sich weigern, in südlichen Meeren anders zu tauchen, als in einem Eisenkäfig, der sie schützt. Der Taucher Lambert verschmähte diesen Schutz; er war auf Diego Garcia engagiert worden und sollte an einer großen Kohlenbarke eine Reparatur unter Wasser ausführen. Als er zum erstenmale untertauchte, näherte sich ihm ein großer Hai, der neugierig den ungewohnten Eindringling in sein Reich inspizierte. Lambert gelang es, den ungemütlichen Gesellschaften dadurch zu verschweigen, daß er plötzlich ein Ventil am Helm öffnete und Luft entweichen ließ. Aber am nächsten Tage kam der Hai wieder und trotz des Manövers mit dem Helme wiederholte der Hai seine Annäherungsversuche und wurde allmählich immer aufdringlicher. Lambert war ein tollkühner Geselle; es reizte ihn, dem Hai allmählich eine gründliche Lektion zu geben, und als das Tier immer gefährlicher wurde, ließ er sich vom Schiffe ein Messer und eine Schlinge herunterkommen. Er benützte seine nackte Hand als Köder, brachte den Hai dazu, sich zum Bisse umzudrehen, und als die Bestie mit dem Bauch nach oben auf ihn zuschoß, griff er sie verwegend mit seinem Messer an und brachte ihr mehrere tödliche Wunden bei. Es gelang ihm dabei, die Schlinge um das Tier zu werfen, und nun signalisierte er nach oben und ließ sich emporwinden. Als Trophäe des unheimlichen Ringens trug er das Rückgrat des Haies nach Hause.

Eine seltsame Luftspiegelung.

Die Passagiere eines amerikanischen Dampfers gewahrten vor kurzem am Himmel die Spiegelung eines großen Ozeandampfers, der sich in voller Fahrt befand. Da Bild war so außerordentlich klar, daß man sogar das Schiff feststellen konnte: es war der französische Schnelldampfer „La Vorraine“. Am Horizont dagegen war selbst mit den Ferngläsern keine Spur des Schiffes zu entdecken. Man setzte nun die drahtlose Telegraphie in Tätigkeit und erlangte schnell Verbindung mit der „Vorraine“; sie steuerte in einer Entfernung von fast 25 englischen Meilen. Das Phänomen wird als von seltener Vollkommenheit geschildert; man konnte deutlich alle Einzelheiten an Bord unterscheiden und sah die Passagiere auf Deck lustwandeln. Die See war ruhig und die Sonne verhüllt; man beobachtete die Spiegelung eine halbe Stunde lang. Dann verschwand sie allmählich.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Riedlingen, Neumarkt Obpf., Schönberg, Bonndorf, Bordenburg, Hornberg, Würzburg, Niederbronn, Oberwittigshausen, Soltau, Greifstadt.

Dankfagungen

sind eingegangen aus: Brunn, Graz, St. Stephan ob. Stainz, Stadelprozelten, Monfeld, Bortel, Hausach.

Gebets-Empfehlungen.

Um Erkenntnis des Berufes. Glück. Standeswahl. Mehrere Kranke. Gute Lebensstellung. Gute Heiraten. Kummervolle Wägen und Mütter. Ungeratene Söhne und Töchter. Einige Glaubenslose. Mehrere schwere Anlegen. Trunksüchtige Männer. Priesterkandidaten. Mehrere Studenten. Gute Osterbeichten. Erstkommunikanten. Gebetskranke. Um Kindersegen. Glück. Entbindungen. Glück. Lourdeswallfahrt. Gute Ererzitten. Gute Examen. Um Bekehrung. Gute Vorbereitungen. Regelung von Erbschaften. Befreiung von Gewissensängsten. Wiedererlangung des Friedens. Beharrlichkeit in Dienste Gottes. Gutes Auseinanderkommen mit einer Nachbarin. Gute Wohnungen. Verdrängte Familien. Einige Lehrlinge. Ein Pfarrer mit Gemeinde. Mütter mit ihren Kindern. Mehrere Lungenleidende. Eine Familie mit ihren taubstummen Kindern. Gute Kindererziehung. Ein kranker Soldat. Um glückl. Sterbestunde. Drei Waisen. Um Verhütung von Selbstmord. Um Hausverkauf. Ueberhebungsangelegenheit. Erwachsenes Kind, das noch nicht sprechen kann. Eine Person mit schwerem Seelenleiden. Zwei dem Trunke ergebene Söhne. Ein schwerhöriges Mädchen. Ein im Kirchenbesuch gleichgültiges Ehepaar. Ein krankes Kind. Ein in Amerika weilender Bruder.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionsschwestern, der schwarzen Kinder, der Neubefehrten und aller Leser des Vergißmichnicht.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliebern unseres Wohltäter-Magazines sind gefordert und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Mr. Andreas Ziegler, Buffalo. Ottilia Schmelzer, Großenhild. Margot. Lassauer, Rothenburg o. Tauber. Sebastian Manz, Ruckbach. Kathar. Reiter, Plattenberg. Lina Grassel, Elmangen. A. Barb. Hofmann, Heibingsfeld. Leopold Stiglbauer, Münden. Magdalena Schönherr, Aich. Karolina Ziegler, Aich. Albert Bey. Anna M. Koller-Moser, Rosenau. Maria Anna Wang, Ruckbach. Maria Bierkam, Jöstein. Schw. M. Melchiora Klamm, Oberin, Breslau. Benedikt Roth und Walburga Pot, Regensburg. Barbara Burger, Forst. Die Hochwürdigsten Herren Pfarrer Mor. Weig. Hohenschambach. Benef. Joh. Schwarzlopf, Hohenburg. Pfarrer J. Rohrbirch, Ertheim. Karl Wiska, Neustadt. Ob.-Schl. Paul Nette, Osterwid. Frl. Luise Schultze, Frau Siehle und Frl. Friederika Zill in Biberach a. Nbg. Gabette Nuta, Rüssen. Magd. Boneberg, Leutkirch. Hochw. Herr ref. Pfr. Xaver Melber, St. Ottilien. Agnes Mader, St. Martin-Ruden. Maria Lutenberger, Graz. Wenzel Keibel, Lauterbach. F. A. Wiegeler, Völkern. Dr. Joh. Napp, Kallern. Katharina Petsch, Angenhof. Barbara Greber, Au, Borsberg. Maria Berger, Fischbach. Johanna Lachsmayer, Groß-Lajaz. Mathias Koller, St. Martin i. Sulmet. Maria Komet, Böhmig. Maria Kaiser, Josef Albrecht und Franz Schuppter, St. Nikolai-Sausal. Emanuel Schickanz, Lobendau. Maria Schneberger, Wind. Matrei. Vinzenz Sammernege, Glött. Stätten. Johann Wicher, Brandenburg. Franziska Lebel, Merfelden. Magdalena Reinhardt, Wald, Borsberg. Herr Vorleutner, Freyung. Marianna Hansner, Lenzenhof. Elisabeth Kohl, Eberhardsdorf. Laurer, Del.-Sohn, Lenzenhof. Anton Siegmüller und Anton Schöber, Donauwörth. Frau Wm. A. Maria Rohrer-Kaiser, Sachseln. Schw. Pauline Epper, St. Fiden, Schweiz. Hochw. Herr Pfarrer Haller, Härtingen, Schweiz.

Wir sind unsern geehrten Freunden und Gönnern stets dankbar für gütige Zusendung von genauen Adressen wohlthätiger Personen, an die wir das Vergißmichnicht versenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

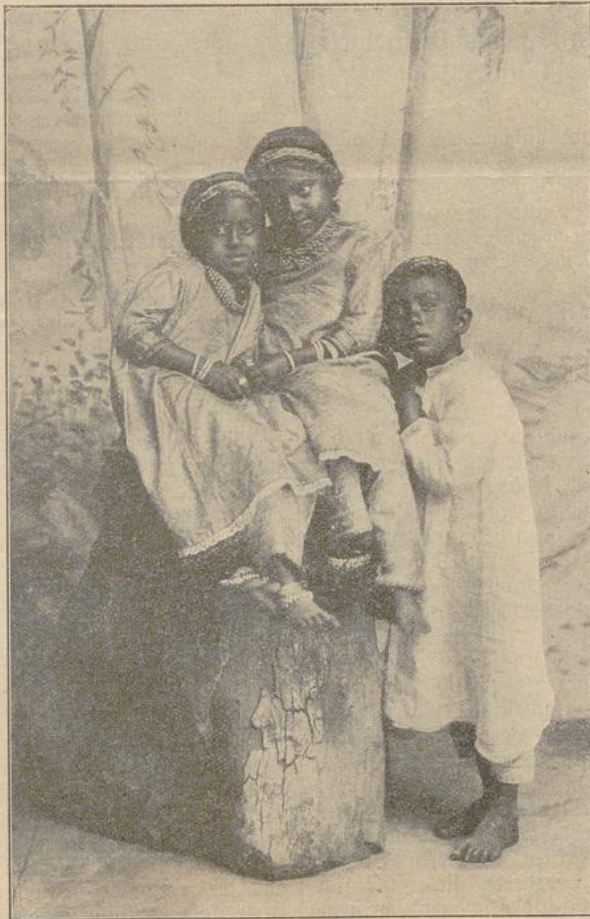
26. Jahrgang.
Nr. 7.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1,50,
direkt franco zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.
Uebersahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohlthätern wird
das Vergißmichnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
gehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Kinder indischer Kulis, in Natal ansäßig.

Köln a. Rh.
Juli 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Die Sehnsucht der ewigen Hügel.

Genes. 49, 26.

Nach den blauen Bergen
Geht des Pilgers Zug,
Zieht der Seele Sehnen,
Eilt des Vogels Flug.

Nach den blauen Bergen
Strebt gleich ihm mein Sinn,
Schwebt auf goldnen Schwingen
Hoch zur Ferne hin.

Von den blauen Bergen
Manches Lied ich sang,
Manchen Traum ich träumte
All mein Lebenlang!

An die ew'gen Hügel
Mahnt die Seele ihr, —
O wer leiht mir Flügel,
Hilft nach oben mir!

Von den ew'gen Hügel
Gottes Licht mir winkt,
Und vom sel'gen Auge
Dort der Schleier sinkt.

Auf den ew'gen Hügel
Wird mir ew'ge Ruh,
Drum auf Sehnsuchtsflügel
Diesem Ziele zu!

Cord. Peregrina.

Besuch des Hochw. Herrn Bischofs Dr. Heinrich Delalle O. M. I. in Mariazell.

Von Rev. P. Odo, O. C. R.

Ende Februar l. Js. kam Bischof Delalle, Apostol. Vikar von Natal, zum ersten Mal nach unsern im Norden gelegenen Missionsstationen. Ich hatte die Ehre, ihn am 25. Februar in einem leichten Gefährt, das wir der hohen Räder wegen Spider (Spinne) nennen, von Gärdenberg nach Mariazell zu begleiten.

Es ging durch eine meist unbewohnte Gegend, die Mgr. mit der Kalabari-Wüste verglich. Unsere Augen hingen meist an den Drahtbergen, jener imposanten Gebirgskette, die sich mit ihren bizarren Spitzen und Zacken in langer Flucht zu unserer Rechten hinzog. Immer näher und näher trat uns die herrliche Gebirgswelt, und forschend suchte unser Auge das sogenannte Unglücks-Neck, in dessen Nähe Mariazell gelegen ist. Den ominösen Namen „Unglücks-Necken“ erhielt der Berg durch den bekannten Griqualandhäuptling Adam Kok, der 1855 mit seinem ganzen Stamm aus der Gegend von Kimberley nach Griqualand zog und hier mit seinen Wagen und Karren eine Menge Unglücksfälle zu erdulden hatte. Noch sahen wir Mariazell nicht, als uns schon ein Trupp von ungefähr 50 Basutos entgegen geritten kam. Sie wollten dem hochw. Herrn Bischof das Ehrengelände bis zur Station geben. Bei der Begegnung hielt der schwarze Lehrer von Mariazell in Englisch eine kurze Ansprache, worin er im Namen all' seiner schwarzen Landsleute den hohen Gast willkommen hieß. Der Bischof seinerseits gab seiner Freude Ausdruck, endlich einmal seine lieben Christen in diesen Bergen besuchen zu können und forderte sie auf, sich durch einen musterhaften Wandel des schönen Christen-Namens stets würdig zu zeigen. Hoherfreut über die zündende Ansprache setzte sich der stattliche Trupp in munteren Galopp, und jubelnd ging es nun, den „Morena“ in der Mitte, der Missionsstation zu.

Von einem hohen Baume aus wehte uns eine stolze Flagge entgegen, und bald kam das herrlich gelegene Mariazell, das heute noch obendrein sein schönstes Festgewand trug, in Sicht. Gewiß, da waren viele Hände tätig gewesen, dem geliebten Oberhirten einen möglichst würdigen Empfang zu bereiten, und die Basutos fragten sich unwillkürlich, was denn das für ein großer, vornehmer Herr sein müsse, zu dessen Empfang solch' nie gesehene Vorbereitungen getroffen wurden. Der Wagen fuhr zunächst durch eine aus Maian gebildete Allee, an deren Ende ein schmucker Triumphbogen hergestellt war. Hier erwartete in Alben und Pluviale den hohen Gast P. Rektor, der Stationsrektor mit seinen Assistenzpriestern, die Brüder- und Schwesterngemeinde, die Schulkinder und ein zahlreich versammeltes Volk. P. Rektor sprach seine hohe Freude darüber aus, zum erstenmal einen katholischen Bischof in dieser Gegend begrüßen zu können. Viel Gutes hoffte er von diesem ehrenvollen Besuch, eine wahre Neubelebung katholischen Wirkens und Strebens, Erweckung des religiösen Sinnes bei den Heiden und Stärkung der Berufsgnade bei den Neubekehrten und Katechumenen. Zum Schlusse gedachte er noch der zahlreichen Firmlinge, die am kommenden Tag durch die sieben Gaben des hl. Geistes sollten ausgerüstet werden zu Streikern Christi im ständigen Kampf gegen das eigene Ich und das sie umgebende Heidentum. Nun bewegte sich der Zug unter Abjüngung des Liedes Ave maris stella processionsweise der Kirche zu; der Bischof ging dabei in vollem kirchlichem Ornate unter dem Traghimmel. Das alte, mit Stroh gedeckte Missionskirchlein war mit Blumen und frischem Grün aufs festlichste geschmückt. Beim Eintritt des Bischofs stimmten die Schulkinder das Ecce Sacerdos magnus an, dann folgte eine kurze sakramentale Segensandacht, welche der hochwürdigste Herr Bischof, umgeben von zahlreicher Assistenz, persönlich hielt. Auch hier zeigten die Kinder ihre Meisterschaft im Singen. Im Gegensatz zu dem kriegerischen Eulus, die ein rasches Tempo und kräf-

tiges Musizieren lieben, geben die seiner beanlagten Santos einer mehr ruhigen und sanfter Melodie den Vorzug, was sich bei ihren silberhellen Stimmen ganz vorzüglich macht.

Es mochte gegen 4 Uhr nachmittags sein, als

davon wegzusehen. Das ganz besondere Interesse des hohen Gastes erregte die große hiesige Waldanlage, die seinerzeit von der englischen Regierung durch einen eigenen Preis ausgezeichnet worden war. In der Schule saß eben der schwarze Organist am



Schulunterricht im Freien. Untere schwarzen Lehrer sind alle staatlich geprüft.

die kirchliche Feier beendet war. Nach einem kleinen Imbiß folgte ein Rundgang durch die verschiedenen Gebäude und Anlagen der Station. Im Weinberg begannen gerade die Trauben zu reifen, und eine Schwester hatte vollauf damit zu tun, die vielen Vögel

Harmonium und mußte auf Ersuchen des Bischofs einige Proben seiner Tätigkeit ablegen, die auch zur allgemeinen Befriedigung ausfielen. Die Gebäude sind allerdings zum größten Teil nur armselige Lehm- bauten, wie man sie eben bei Neugründungen als Pro-

visorium herzustellen pflegt, sollen jedoch in absehbarer Zeit durch solide Stein- und Ziegelbauten ersetzt werden. Ueberall auf der Station war noch das von allen Himmelsgegenden zusammengeströmte Volk zugegen. Sobald irgendwo der „Morena“ an ihnen vorüberkam, knieten sie nieder und baten um den hl. Segen, den der hochw. Herr auch mit vieler Liebe und natürlicher Herablassung erteilte. Sogar den Kindern, welche die Mütter auf dem Rücken trugen, machte er ein Kreuzchen auf die Stirne, wodurch er sich die Herzen der beglückten Eltern im Sturme eroberte. Gegen Abend traf aus dem im Basutolande gelegenen St. Gabriel, das etwa zehn Reitstunden von Mariazell entfernt ist, Rev. P. Derriennio O. M. J. ein. Er ist ein ehemaliger Mitschüler von Mgr. Delalle, und beide, die sich seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hatten, freuten sich nun herzlich über das unerwartete Wiedersehen. Im ganzen waren, da inzwischen auch die Missionäre von Gadenberg und M. Linden herbeigekommen waren, acht Priester um den geliebten Oberhirten versammelt, gewiß eine Seltenheit in einem von der großen Heerstraße so weit abgelegenen Missionsbezirke. Etwas Regen, der sich gegen Abend einstellte, ließ uns schon für die Feier des kommenden Tages fürchten, doch siehe, am nächsten Morgen war mit Sonnenaufgang das denkbar schönste Wetter, und wiederum kamen die Schwarzen, Christen, Heiden und Katechumenen, in Scharen herbei. Der Beginn der kirchlichen Feier war auf 9 Uhr festgesetzt worden. P. Rektor, begleitet von einem Assistenten-Priester, einem Diakon und Subdiakon holte den hochw. Bischof, der seinerseits ebenfalls zwei Ehren-Diakone hatte, von seiner Wohnung in feierlicher Prozession ab und hielt sodann das levitierte Hochamt, wozu der Bischof von seinem Throne aus bewohnte. Für eine solch' außerordentliche Feier war der Raum in dem bescheidenen Kirchlein allerdings etwas beschränkt, doch die kundige Leitung des Zeremonienmeisters (Rev. P. Canisius) half über alle Schwierigkeiten hinweg. Auch die kleinen schwarzen Sänger machten ihre Sache wieder ganz prächtig, ob schon sie bei dem Reize der vielen schönen Zeremonien ihre Augen mehr beim Altar, als im Buche hatten. Nach dem Hochamt war Firmung. Zuvor jedoch hielt der hochw. Herr Bischof eine begeisterte Ansprache, schilderte die großen Gnaden dieses hl. Sakramentes und ermunterte alle zur Ausdauer und Standhaftigkeit im hl. Glauben. Es waren Worte voll väterlicher Liebe, die er zu seinen teuren Kindern sprach. Dabei unterließ er es aber nicht, mit apostolischem Freimut auch manche Unsitte zu rügen, die sich da und dort als Rest des alten heidnischen Aberglaubens noch geltend machen wollte. Der Bischof sprach englisch, das natürlich nur von den wenigsten verstanden wurde. P. Kotter versäumte daher nicht, die Rede sofort in Sesuto zu übersetzen, was ihm nachher den speziellen Dank eines alten Weibchens eintrug. „Ach Vater,“ sagte sie, „wie froh war ich doch, als du uns alles in unserer Sprache so schön wiederholtest, was der große Morena mit seiner hohen Mühe und dem goldenen Stab in so feierlichem Ernst zu uns sprach.“ Die Ausspendung des hl. Sakramentes selbst vollzog sich in schönster Ordnung. Die Zahl der Firmlinge betrug, wenn ich nicht irre, gegen 180, und waren dabei alle Altersstufen vom 12jährigen Schulknaben bis zum hochbetagten Greise vertreten. Alle zeigten einen großen religiösen Ernst,

nur vor dem „Bachenstreich“ schienen sich einige der Jüngeren zu fürchten, wenigsten wollten sie gleich nach Salbung der Stirne hinweggehen.

Inzwischen war es Mittag geworden. Für den Tisch hatten die schwarzen Neudriften selbst gesorgt; sie hatten nämlich für all die vielen, geladenen und ungeladenen Gäste Ziegen, Schafe, Truthühner und sogar einen Ochsen herbeigeschafft. Natürlich fehlte es auch nicht am nötigen Lithing, dem Nationalgetränk der Basutos. Es ging übrigens alles recht ruhig und wohlgeordnet her. Auch eine Menge Protestanten, die ihrerseits wieder den verschiedensten Sekten angehörten, hatten sich eingefunden und sprachen voll Bewunderung von der Schönheit und erhebenden Pracht des katholischen Gottesdienstes, mit dem sich der ibrige bei weitem nicht messen könne. Bei solchen Anlässen fühlen sich immer viele zur alten Mutterkirche hingezogen. Im Laufe des Nachmittags traf noch ein verspäteter Gast ein, es war der alte, in ganz Afrika berühmte Chief u Mhlonhlo. Er hatte zwei Tage reisen bis Mariazell und dennoch war er trotz seines Alters hierher gekommen, um in einer wichtigen Angelegenheit persönlich mit dem Bischof zu reden. Sein einziges Verlangen nämlich ist, in seinem Distrikt eine katholische Missionsstation zu bekommen. Schon oft und oft hatte er darum gebeten. Heute wurde ihm endlich die Bitte gewährt. Bei erster Gelegenheit wollen die Trappisten mit Zustimmung des hochw. Herrn Bischofs eine Mission daselbst beginnen. Wer war nun glücklicher als der alte Chief! Mit Freuden gab er das Versprechen, alle seine Leute zum katholischen Glauben anhalten und selber mit einem guten Beispiel vorangehen zu wollen.

Nach dem Abendessen, als es schon dunkel geworden war, erschien vor dem Zimmer des hohen Gastes noch ein kleiner Fackelzug. Singend und tanzend kamen die munteren Jungen mit ihren buntfarbenen, meist selbst verfertigten Lampions daher und führten damit die verschiedensten Spiele und Reigen aus, was sich im Dunkel der Nacht ganz prächtig machte. Dazwischen wurde gesungen, gespielt, geturnt und getanzt. Die Knaben veranstalteten Kriegs- und Fechtspiele, mitten hinein fielen vereinzelte Schüsse; ein Teil der losen Jungen fiel sofort maustot zu Boden, um ein paar Augenblicke darauf jauchzend wieder aufzuspringen und sich neuerdings am Kampfe zu beteiligen. Bischof Delalle hatte seine helle Freude an den muntren Burischen; einzelne, die ihre Sache besonders gut machten, wurden von ihm mit kleinen Geschenken, wie Medaillen usw. ausgezeichnet. Vielen Anklang fand auch das „Froschlied“; die Mädchen sangen dabei im höchsten Sopran, die Knaben antworteten mit urkräftigem Quad-Quad. Endlich zog sich mit den feierlichen Klängen des Ave-Glücks alles zur stillen Ruhe zurück. Am nächsten Morgen reiste der hochwürdigste Herr Bischof wieder ab, begleitet von den Gebeten und Segenswünschen seiner schwarzen Kinder, deren Herzen er durch seine Leutseligkeit und väterliche Herablassung für immer gewonnen. Uns allen aber wird dieser erste Besuch eines katholischen Bischofs in Mariazell und die damit verbundene religiöse Feier unvergänglich bleiben für immer.

In Treue fest.

Von Schw. Engelberta.

Czenstochau. — William, ein schwarzer protestantischer Lehrer, brachte eines Tages — es war

im Jahre 1892 — alle seine Kinder in die hiesige Missionschule. Leider war seine Absicht keine reine. Er hatte sich nämlich mit dem Vorstande und andern hervorragenden Mitglieder seiner wesleyanischen Sekte

seine Knaben gesinnt. Sie waren stolz und aufgeklärt und sahen als Pastorenöhne mit Verachtung auf ihre Mitschüler herab. Das frühe Aufstehen, viele Beten und strenge Arbeiten, das sie auf der Missionsstation



Kaffirischer Tanz.

verfeindet und schickte nun ihnen zum Trost seine Kinder in die katholische Schule. Vom einem Uebertritt zur katholischen Kirche wollte er aber weder für sich noch für seine Kinder etwas wissen; er war und blieb Protestant. Wehnlich wie der Vater, waren auch

vorhanden, behagte ihnen wenig, weshalb sie auch bald wieder zum Vater zurückkehrten. Besser waren die Mädchen; namentlich das älteste derselben, die etwa 14 jährige Mary, zeigte großen Ernst, lernte mit vielem Fleiß den Katechismus und war bald ganz

und gar katholisch gesinnt. So verging beinahe ein volles Jahr, da kam plötzlich William mit seinem Bruder Josua und verlangte ungestüm die Herausgabe seiner Mädchen. Sie lernten hier bloß beten, singen und arbeiten, sagte er, er aber wolle, daß seine Söhne Prediger und seine Mädchen Lehrerinnen würden, um über das übrige Volk herrschen zu können. Es gab einen ziemlich heftigen Austritt, dem später noch unzählige ähnlicher Art folgen sollten. Emma fiel sogleich ab und ging mit dem Vater. Mary, Fanny und Helena blieben fest und ließen sich um keinen Preis zur Rückkehr in die protestantische Schule bewegen. Ebenso mutig und entschieden zeigten sie sich, als der Vater ein zweites und drittes Mal wiederkehrte. Das viertemal gelang es William, die 13jährige Helena gewaltiam mitzuschleppen, doch war es ihm namentlich um Mary, das beste und talentierteste aller seiner Kinder, zu tun. Doch gerade sie war am wenigsten zur Rückkehr bereit. Er ging neuerdings zur Missionsstation und begann diesmal zu weinen und zu jammern wie ein Kind. Das schnitt den guten Kindern tief ins Herz; sie hatten in ihrem ganzen Leben den Vater noch niemals weinen sehen. Fanny erlag diesem Sturm; sie ging hinaus, legte beschwichtigend ihren Arm in den des Vaters und sprach: „Weine nicht, Vater, ich gehe mit dir!“ Mary zitterte bei diesem Austritt am ganzen Leib; gewaltig hämmerte und pochte es in ihrem jugendlichen Herzen, denn auch sie liebte ihren Vater, sowie Heimat und Geschwister sehr, doch höher noch stand ihr der katholische Glauben, den sie längst als den einzig wahren erkannt hatte. „O Schwester“, rief sie der scheidenden Fanny nach, „was hast du getan! Was nützt dir die Liebe des Vaters, wenn du darob deine unsterbliche Seele verlierst?“ Kaum 14 Tage später kehrte Fanny reumütig zurück. Weinend warf sie sich um den Hals ihrer Schwester und bekannte: „Mary, ich bin nicht so brav wie du; aber von jetzt an bleibe ich für immer hier; wir wollen zusammen katholisch werden!“ Eine zeitlang trat nun Ruhe ein, dann aber ging der Sturm von neuem los, denn William wandte sich jetzt an die weltliche Behörde. Sowohl Mary wie unser P. Missionär mußten vor Gericht erscheinen. Als nun aber hier das Mädchen erklärte, es sei ihr freier Wille, in der Missionschule zu bleiben, und niemand zwingen sie, katholisch zu werden, sprach sich der Magistrat zu ihren Gunsten aus und verbot dem Vater, sie mit Gewalt heimzuholen. Man hätte denken sollen, damit habe die Sache definitiv ihren Abschluß gefunden, doch dem war keineswegs so. Nachdem die Männer ihr Spiel verloren sahen, setzten die Weiber ein. Kommt da eines Tages eine förmliche Prozession protestantischer Frauen und Mädchen nach Ezenstochau gezogen. Alle sind in Schwarz, die Farbe des Todes, gekleidet und beginnen nun, vor dem Schullokal sitzend, eine Trauerklage, welche den Klageweibern der Juden alle Ehre gemacht hätten. Esther, Judith, Sara, Resare, und wie sie alle hießen, beweinten die verlorenen Töchter ihres Glaubens. Das Ganze trug den Stempel der Heuchelei so offenkundig an der Stirne, daß es auf Mary und Fanny nicht den geringsten Eindruck machte. Doch, es sollte anders kommen. Die Mädchen sahen unter den weinenden Frauen und Kindern auch ihre Mutter, und deren Schmerz war aufrichtig und ungekünstelt. Ihre Tränen taten den zarten Kinderherzen bitter weh. Als sie aber gar anfing, in milden, wehmütigen Worten die Kinder zu bitten und zu beschwören,

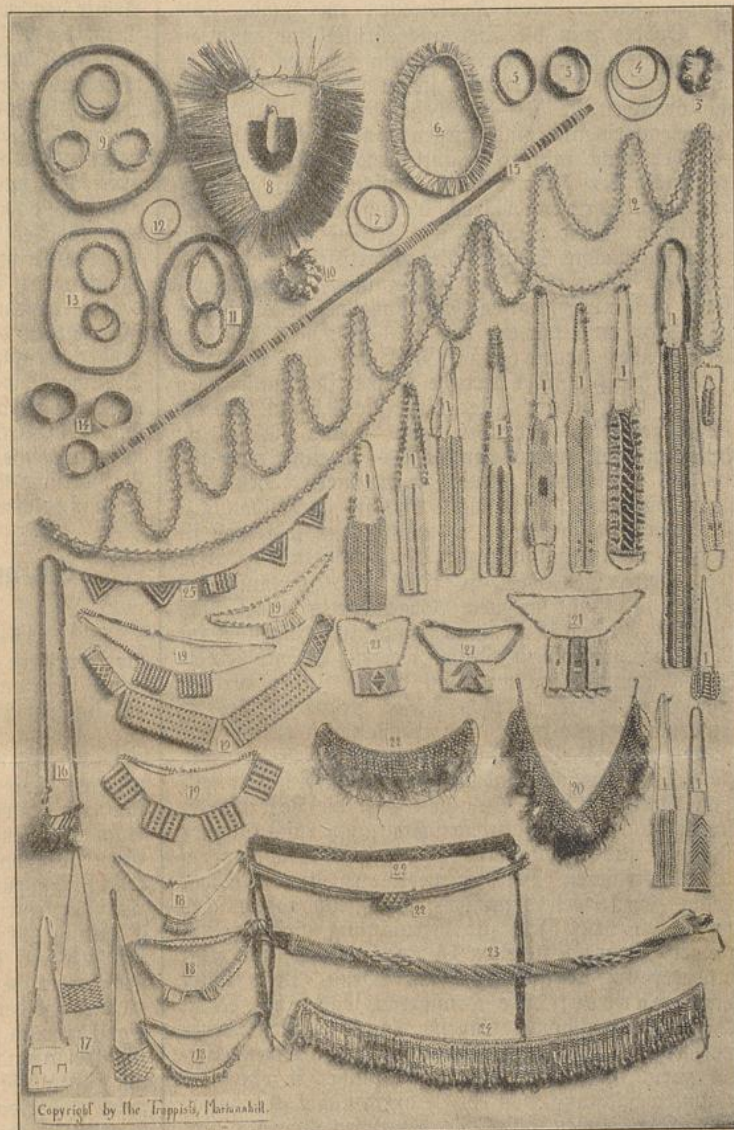
Mitleid zu haben mit ihr, der armen trostlosen Mutter, und endlich heimzukehren, weil sie sonst die heimatische Schwelle nicht mehr überschreiten dürften und der Vater sie verfluchen und immer von sich stoßen würde, da lehnte Fanny zitternd ihr Köpfchen an die Schulter der Schwester und brach zuletzt in krampfhaftes Weinen und Schluchzen aus. Auch für Mary war dies die schwerste Prüfung, die sie zu bestehen hatte. Doch sie blieb auch diesmal fest. Ihr heiliger Glaube war ihr um keinen Preis der Welt mehr feil, denn sie dachte an das Wort der Schrift: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.“ Matth. 10, 37. An ihrer Seelenstärke fand auch die jüngere Schwester den nötigen Halt; die beiden Mädchen blieben hier, und die Klageweiber mußten unverrichteter Dinge nach Hause ziehen. Endlich kam der Tag, an dem die beiden standhaften Bekennerinnen feierlich in die katholische Kirche aufgenommen und zum Tische des Herrn zugelassen wurden. Ihre Freude und ihr Jubel kannte buchstäblich keine Grenzen. Dieser eine Tag war ihnen überreicher Ersatz für alle die Opfer, die sie bisher ihrem hl. Glauben zuliebe gebracht hatten.

Bald darauf wurde Mary krank. Die Kunde davon drang bis zu ihrem ertelichen Knaal, und neuerdings versuchte der Vater, dieses sein liebstes Kind zur Rückkehr zu bewegen. Eines Tages ging Mary als Konvaleszentin vor der Schule auf und ab. Niemand war in der Nähe, — da fühlte sie sich plötzlich von zwei kräftigen Armen umfaßt und fortgeschleppt! Der greise Vater trug unter Ausbietung all seiner Kräfte seine Tochter davon. Anfangs hielt er sie wie ein Kind in beiden Armen, dann zerrte und schleifte er sie wie ein Stück Holz hinter sich her. Das bedrängte Mädchen rief laut um Hilfe und wehrte sich aus Leibeskräften. Sie suchte sich an jedem Grasbüschel und jedem Steinblock festzuhalten, bis endlich einige Schwestern und Kinder und zuletzt der P. Missionar selbst herbeikamen und sie wieder an sich rissen. Sollte denn das arme Mädchen gar keine Ruhe mehr bekommen? Doch, und zwar schneller und gründlicher, als man gedacht hatte. Mary schrieb nämlich nach diesem Vorfall ihrem Vater einen schönen, langen Brief, in dem sie in begeisterten Worten das Glück schilderte, das sie in der katholischen Kirche gefunden habe. Das geistreiche und auch kalligraphisch schön ausgestattete Schreiben überzeugte plötzlich den Vater, daß sein Kind in der Missionschule etwas Ordentliches gelernt habe, ja daß es besser unterrichtet sei als alle seine protestantischen Kinder. Von dieser Stunde an war der stolze Mann versöhnt. Völlig umgewandelt kam er abermals zur Missionsstation, sprach freundlich mit der Schwester Lehrerin, ließ sich von ihr die feinen Häkel- und Nadelarbeiten der Kinder zeigen und zollte ihnen seine höchste Bewunderung und vollste Zufriedenheit. Jetzt durften auch seine Kinder wieder in die Heimat auf Besuch kommen, und niemand machte fortan den leisesten Versuch, sie von der Missionschule zurückzuhalten; und als zwei Jahre später Mary ihr Lehrerin-Examen bestand, kannte seine Freude und sein Stolz vollends keine Grenzen mehr.

Seitdem ist Mary als Hilfslehrerin in der hiesigen Mädchenschule tätig. Zeitweilige Krankheitsfälle hindern sie zwar manchmal an der Erfüllung ihres Berufes, doch jedesmal nimmt sie, sobald sie nur kann, die gewohnten Arbeiten wieder auf. Sie ist eben eine fromme, starkmütige Seele, voll Pflichttreue und Opfersinn. Ihr Grundsatz ist: „In Treue fest!“

Kassrische Schmuckgegenstände.

1. Itikiti, ein Schmuck, der in dieser Form von den Bacakassern getragen wird und der anderswo ulimi genannt wird. Diese länglichen Perlschleiere werden in größeren Mustern von Burschen und Mädchen um den Hals, an der Brust herabhängend, getragen. Die kleinen Muster werden von Kindern getragen.
2. Amapholo, Kette von biden Glasperlen, welche von Mädchen um den Hals oder um die Fußgelenke gewickelt wird.
3. Isipanga, Armband aus Schneefingerringen; wird von Männern getragen.
4. Ubusenge, Drahtringe mit kleinen Messingringen verzert, werden von Burschen und Mädchen um Arme und Beine getragen.
5. Isipandhla, breite Grasarmbänder, von kleinen Burschen und Mädchen getragen.
6. Uqondo, Halsband aus Gras, von kleinen Burschen und Mädchen getragen.
7. Inkasa, mit Messingdraht ähnlich wie Gitarrensaiten umwickelte Schnüre werden von Burschen und Mädchen um Arme und Beine getragen.
8. Isiqu sotsbani, große Ringe aus Gras, und Isiqu somtomboli, kleine Ringe aus wohlriechenden Holzstäbchen. Erstere werden von Knaben und Mädchen um den Hals, letztere von Männern um die Handgelenke getragen.
9. Umbijo, große und kleine Ringe aus gedrehten Grasschnüren; werden von kleinen Knaben und Mädchen um den Hals getragen.
10. Isipanga sesimbota, Armband aus Muscheln, wird nur von Männern getragen.
11. u. 13. Umpulu, bide Ringe aus Gras oder Draht, werden von kleinen Burschen und Mädchen um Hals und Handgelenke getragen.
12. Ingema, Armband aus einem Grassengel von besonderer Grasart gedreht; von kleinen Buben und Mädchen getragen.
14. Amasongo, Metallringe verschiedener Form, werden von Burschen und Mädchen um Handgelenke getragen.
15. Induku yokusina, ein mit Perlen verzierter Tanzstock; wird von Burschen und Mädchen beim Tanz nach dem Takt des Gesanges und Tanzes geschwungen und gestochen.
16. Isigamsu, Perlschmuck, der wie eine Schärpe von Burschen und Mädchen getragen wird.
17. Umasikike, ein Perlschmuck, der von Burschen und Mädchen auf einem Ohr herabhängend auf dem Kopf getragen wird.
18. Wie 17, eine andere Form.
19. Amageageana, an einer Perlschnur befestigte Perlvierecke, deren Zahl von zwei bis fünf schwankt. Die kleineren werden von Kindern, die größeren von Burschen und Mädchen getragen.
20. Umgesco uesangoma, Halsband aus Perlen und zähem Gras; wird von Wahrsagerinnen getragen.
21. Isibebane, Perlvierecke, die an einer Perlschnur am Halse herabhängend getragen werden; die Muster sind mannigfaltig.
22. Umqwazi, Perlhänder von verschiedener Form, die von Bräuten aus Ehrfurcht vor dem Manne bis zur Geburt des ersten Kindes über der Stirn getragen werden.
23. Isibamba, Gürtel für Burschen und Mädchen; die Muster sind zahlreich.
24. Umutsha, eine der vielen Arten von Bedeckungen für Mädchen.
25. Impangele, Halsperlschmuck, aus Perlbrieten bestehend, von Burschen und Mädchen getragen.



Die Wander-Heuschrecke.

Von Dr. Eiburtius, O. C. R.

Mariannhill. — Seit dem Jahre 1894 ist die Heuschreckenplage in Natal ständig geworden. Fremd war sie hier auch früher nicht; vom Jahre 1848—1854 flogen wiederholt einzelne Schwärme durch Natal und Zululand, verschwanden dann aber wieder ebenso plötzlich, wie sie gekommen waren. Seit dem Jahre 1894 aber sind sie wirklich fürs ganze Land eine ständige

Plage geworden. Während der Monate Oktober und November, wenn also hierzuland der Frühling beginnt, die ersten Regen kommen und alles zu keimen und zu wachsen beginnt, legen sie fast regelmäßig den Küstenstrichen entlang ihre Eier. Am liebsten wählen sie dabei weichen Grasboden oder ein mit etwas Gras überwachsenes Ackerland; auch geben sie, falls sie sich an einem Hügel niederlassen, stets der Sonnenseite den Vorzug. Eine weibliche Heuschrecke legt durchschnittlich 50—60 Eier in ein zirkel 4 Zoll tiefes Loch und läßt

sie dann von der Sonne ausbrüten. Nach dem Eierlegen sterben die Alten schnell hinweg, und es ist dies die einzige Zeit, da keine Heuschrecken im Lande sind.

Sobald nun die Eier ausgebrütet sind, und die jungen Heuschrecken zum Vorschein kommen, heißt es mit allem Eifer darangehen, sie zu vertilgen. Gewöhnlich brauchen sie 70—80 Tage, bis sie vollkommen ausgewachsen sind und fliegen können, deshalb sind sie aber nicht minder gefährlich wie die alten; im Gegenteil, der Farmer fürchtet nicht so fast die fliegenden Heuschreckenschwärme, die sich noch immer etwas vertreiben lassen und die jetzt fressen und vielleicht schon die nächste Stunde wieder fortfliegen, als vielmehr die junge Brut, die sogenannten „Fußgänger“. Denn diese nimmerfatten Fresser bleiben beständig auf der Farm und wirken, wo sie hinkommen, wie ein verheerendes Feuer. Zum Glück hat auch die Heuschrecke, wie fast jedes lebende Wesen, ihre natürlichen Feinde; dies sind in erster Linie die Vögel. Wo die Vögel zahlreich vorhanden sind — und dies ist im Buschland fast immer der Fall — braucht man sich um die Heuschrecken wenig zu kümmern. Denn bis ihnen die Flügel gewachsen, sind sie auch schon alle miteinander aufgefressen, es müßte denn sein, daß sie in ganz ungewöhnlich großer Zahl aufgetreten wären.

Fehlen die Vögel, so muß man zu künstlichen Mitteln Zuflucht nehmen. Gegenwärtig pflegt man meistens Arsenik in Anwendung zu bringen. Eine Mischung von einem Pfund weißen Arsenik, einem halben Pfund Soda und fünf Pfund Zucker wird in zehn Liter Wasser gekocht. Dieses Präparat wird im Anwendungsfalle mit 90 Liter Wasser verdünnt und sodann mittels einer Pumpe auf das Gras gesprüht, wo sich die Heuschreckenbrut gerade aufhält. Der seltsame Geruch und die Süßigkeit zieht die Leckermäuler auf beträchtliche Entfernung mächtig an, rasch kommen sie herbei und fressen gierig das vergiftete Gras, worauf sie bald freipieren. Bei Regenwetter hat diese Methode wenig Zweck, weil dann das Gift gleich abgewaschen wird. Die beste Zeit zur Vernichtung dieser „Fußgänger“ ist, wenn sie etwa 14 Tage alt sind, und zwar entweder am Morgen oder am Abend. Denn unter Tags wandert diese Heuschrecke, daher ihr Name *Wander-Heuschrecke*. Tag für Tag legen diese „Nimmerfatten“ bei schönem Wetter eine gewisse Strecke Weges zurück, und zwar bleiben sie immer in einer bestimmten Richtung, von der sie durch nichts abzuhalten sind. Was ihnen dabei in den Weg kommt, wird zernagt und angefressen, nicht einmal die Baumrinde bleibt von ihnen verschont. Abends setzen sie sich dann so eng als möglich zusammen, sodaß an einem einzigen Grashalm oft 10 und 20 der kleinen Schelme sitzen. Hier bleiben sie, bis am nächsten Morgen die Sonne an Kraft gewinnt, dann brechen sie wieder auf und setzen ihr Zerstörungswerk ohne Unterbrechung bis zum späten Abend fort. Wehe dem Garten, der Wiese, dem Ackersfeld, das sie einem wilden Heer gleich überschwemmen! Werden sie auf einem frisch bepflanzten Felde ausgebrütet, so ist die Saat schon vernichtet, sobald man den Feind nur bemerkt. Unsere Mariannhiller Farm ist von den Heuschrecken ganz besonders bevorzugt. Fast kein Jahr vergeht, ohne daß wir die eine oder andere Brutstätte auf der Farm hätten. Heuer war die ganze weite Umgegend frei von dieser Plage, nur ein Teil unserer eigenen Farm war wieder dicht voll von den gefürchteten Fußgängern. Zentnerweise mußten wir Arsenik kaufen und in der

bekannten Mischung auf allen infizierten Plätzen ausgießen, um mit dieser Pest fertig zu werden. Welche Arbeit das ist, weiß nur jener, der es mitgemacht hat. Denn da heißt es unzählige Eimer voll Wasser aus dem Fluß über Stod und Stein, durch Röhricht, Buschwerk und mannshohes Gras, weite, weite Strecken steil bergauf schleppen. Ohne die Hilfe von Kaffernweibern, die im Wassertragen bekanntlich eine eigene Routine haben, würden wir damit gar nicht fertig werden; aber schon das bloße Präparieren der ätzenden Mischung und das Besprengen der infizierten Stellen mit dem scharfen Giftstoff, der die Ränder der Fingernägel aufrisst und ungemein peinlich auf Brust und Lunge wirkt, ist anstrengend genug. Bruder Servulus, der in diesem Punkt eine jahrelange Praxis hinter sich hat und deshalb speziell mit der Vernichtung junger Heuschrecken betraut wurde, könnte manches Stüdchen davon erzählen. Doch er unterzieht sich all diesen Strapazen mit Freuden in dem Bewußtsein, daß er dadurch von unsern Gärten und Feldern ein ganz immensen Schaden abwehrt. Möge uns in Walde die göttliche Vorsehung wieder ganz von der gefürchteten Heuschreckenplage befreien!

Ein gnadenreiches Muttergottesfest.

Von Schw. Corona.

Maris-Stella. — Das Fest Maria Lichtmess war heuer ein großer allgemeiner Freudentag für unsere ganze Missionsstation, denn am genannten Tag wurde ein junges Brantpaar getauft, traten 8 Protestanten zur katholischen Kirche über und wurden 9 Schulkinder und 11 Auswärtige zur ersten hl. Kommunion zugelassen. Wir können unsern Katechumenen und Erstkommunikanten wieder volles, ungeteiltes Lob spenden. Auch die Auswärtigen waren, obschon manche von ihnen einen Weg von ein paar Stunden zu machen hatten, recht fleißig zum christlichen Unterricht gekommen. Während der letzten Woche aber, die ausschließlich der Vorbereitung auf den „großen Tag“ gewidmet war, blieben alle auf der Station. Am Morgen wohnten sie gemeinsam der hl. Messe bei, im Laufe des Tages hielt ihnen der hochw. P. Missionär fünfmal geistliche Vorträge und Unterichte, — die Zwischenpausen waren mit Gebet und leichter Handarbeit ausgefüllt, — und am Abend fand gemeinschaftliche Rosenkranzandacht statt, wobei ein schönes, frisch und kräftig gesungenes Marienlied den würdigen Abschluß bildete. Maria-Lichtmess fiel heuer bekanntlich auf einen Sonntag, und da P. Rektor voraussah, daß des hohen Doppelfestes wegen außerordentlich viele Katechumenen und Neuchristen beim Gottesdienst sich einfinden würden, wurde die Zeit für die Hochmesse etwas später als gewöhnlich angesetzt. Trotzdem aber knieten unsere braven Tauslinge und Erstkommunikanten schon in früher Morgenstunde vor dem Tabernakel. Lange, lange verharrten sie dort in stillem, andächtigem Gebet und zogen sich sodann geräuschlos zurück. Gegen 9 Uhr vormittags wurden sie von den übrigen Schulkindern prozessionsweise in die Kirche geleitet. Wohl war das Fähnchen, das ihnen vorangetragen wurde, gar klein und unscheinbar, doch in den Augen der Schwarzen, die noch nie so etwas gesehen hatten, war alles „muhle kakula“, einzig-schön! Nach kurzer Ansprache wurden zuerst die Protestanten in die katholische Kirche aufgenommen, worauf von den Anwesenden ein urkräftiges „Großer Gott, wir loben dich“, — aber kassfrisch natürlich —

geungen wurde. Daran reihte sich das hl. Messopfer. Kurz vor der hl. Kommunion war für die Erstkommunikanten Erneuerung der hl. Taufgelübde. Die schöne Zeremonie machte auf alle Anwesenden — darunter waren, wie bemerkt, auch viele Katechumenen oder noch ganz heidnische Verwandte, — in Verbindung mit der schönen, kraftvollen Ansprache des P. Missionsnarrs einen mächtigen Eindruck. Recht erbauend und tief gesammelt nahen sich sodann die glücklichen Ausgewählten dem Tische des Herrn. Von einem schön geordneten, paarweisen Zutritt, wie es bei derartigen Festlichkeiten Brauch zu sein pflegt, mußten wir allerdings absehen, denn unser armes Notkirchlein war heute so gedrängt voll, daß die Kinder fast den Priester am Altare bei der hl. Handlung hinderten; und von den Erwachsenen noch viele außerhalb der Türe knieten. Nach der Feier wurde ein bescheidenes Frühstück verabreicht, doch die Beglückten getrauten sich kaum aufzuweichen, geschweige denn etwas zu nehmen, bis man ihnen zu verstehen gab, es sei nun hohe Zeit, — war doch die Mittagsstunde schon nahe — daß sie ein klein wenig auch an die leiblichen Bedürfnisse dächten. Im Laufe des Nachmittags war noch einmal Prozession und sodann sakramentaler Segen. Jetzt erst getrauten sich die Angehörigen zur Begrüßung zu nahen. Die guten Kinder und Neubefehrten fanden kaum Worte, ihr Glück, ihre Freude und ihren Seelenfrieden zu schildern. — Mögen die Früchte dieses großen Gnadenfestes dauernd sein für die ganze hiesige Missionsgemeinde!

Ein glücklich abgewendeter Ueberfall.

Bamania im Kongostaat. — Jüngst wäre es in Mpaku, einer Nebenstation von Bamania, das von dort aus auf dem Rückfluß in einer kleinen Tagereise erreicht werden kann, beinahe zu einem nächtlichen Ueberfall gekommen. Das kam so: Die Frau eines heidnischen Negers hatte sich zu den Schwestern nach Mpaku geflüchtet, um Christin zu werden. Schon bestand sie sich einige Monate dort, ohne daß ihr Mann oder ihre Verwandten sich gemeldet hätten. Da schlich sich eines Tages ein starker, mit einem langen Messer bewaffneter Mensch — ob er irgendwie mit der erwähnten Frau verwandt war, wissen wir nicht — in die Wohnungen ein, sie zu entführen. Die Schwestern jedoch, welche rechtzeitig davon Kunde erhalten, hatten das Weib versteckt, und somit sah der freche Eindringling nicht nur seinen Plan vereitelt, sondern wurde noch obendrein von den hochw. Patres hinter Schloß und Riegel gesetzt. Gegen Abend nun kamen einige seiner schwarzen Landsleute und baten gar bescheiden, mit dem Gästling ein paar Worte reden zu dürfen. Sie möchten doch gerne wissen, wie es ihm gehe. Die Bitte schien harmlos und wurde ihnen daher gerne gestattet. Sie aber machten im Nu den Mann frei und ergriffen eiligst mit ihm die Flucht. — Die Sache machte uns vielen Spaß, denn wir hatten gar nicht im Sinne gehabt, den Menschen lange hier zu behalten oder bei Gericht anzuzeigen; doch siehe, da ging plötzlich das Gerücht, die Mission sollte nächstlicher Weile überfallen werden! Kein Mensch wollte im Ernst daran glauben, bis eines Tages spät am Abend ein uns wohlgesinnter Häuptling in atemloser Hast daherkam und die Patres mahnte, auf der Hut zu sein, denn das ganze feindliche Dorf, mit dem Häuptling an der Spitze, sei schon im Anzug, uns nachts

zu überfallen und die ganze Mission zu zerstören. — Die Patres riefen nun schnell die christlichen Männer herbei, welchen sich auch noch verschiedene Katechumenen und treugesinnte Heiden mit Gewehren angeschlossen und rückten dem Feind entgegen. Unsere Kinder aber packten in Eile ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und flüchteten sich zu uns, in die Schwesternwohnung hinüber. Wir selbst eilten mit den Kleinsten in die Kirche vor den Tabernakel und empfahlen uns dem Schutz der göttlichen Vorsehung. Uebrigens ging die Gefahr ebenso schnell vorüber, als sie gekommen war. Die Feinde hatten geglaubt, uns ahnungslos und gänzlich unvorbereitet überfallen zu können, als sie sich aber im Walde dicht vor Mpaku plötzlich beherzten Männern gegenüberfanden und mit einigen Schüssen empfangen wurden, nahmen sie eiligst Reißaus. Einige von ihnen wurden dennoch glücklich erwischt und sollen nun allen Ernstes zum warnenden Beispiel für andere dem Gericht überliefert werden. Seitdem ist alles wieder in Frieden.

Eine Schlange eine halbe Stunde auf dem Kopf getragen.

St. Peter. — Einst gingen unsere Schulmädchen Holz sammeln. Um schnell recht große Bündel beisammen zu haben, nahmen sie mit Vorliebe halbverfaulte Zweige und Baumäste. Nach Negerstille wird die Last auf dem Kopf getragen, und es ist zum Erstaunen, welche kolossale Bürden die schwarzen Frauen und Mädchen oft stundenweit zu tragen vermögen. Auch unsere Mädchen gingen also mit ihren Bündeln nach Hause, ohne zu ahnen, daß eines von ihnen den „T o d“ auf dem Kopfe trage. Erst als sie zu Hause angingen, ihre Lasten aufzubinden und zu eigentlichem Brennholz zu verkleinern, wand sich aus einem der großen, morschen Äste — eine gefährliche Schlange heraus! Doch die wackeren Mädchen kannten keine Furcht; mutig eilten alle herbei, und bald war das giftige Reptil durch ein paar kräftige, wohlgezielte Hiebe getötet. Ein eigentümliches Gefühl überjählich nun aber die fast wunderbar gerettete Trägerin doch bei dem Gedanken, daß sie eine halbe Stunde lang, ohne es zu ahnen, in augenscheinlicher Lebensgefahr gewesen war.

Eine Taufe im Königskraal.

Von Br. Maximilian, O. C. R.

Mariathal. — Am Sonntag Septuagesima s. d. Js. wurde der Chief Butaza in seinem, etwa zwei Wegstunden von unserer Missionsstation entfernten Kraal getauft. P. Rektor hatte die Güte, mich an der seltenen Feierlichkeit teilnehmen zu lassen. Zuerst war in Mariathal selbst Predigt und Hochmesse; kurz darauf bestiegen wir die schon bereit stehenden Pferde, und nun ging es in gestrecktem Galopp dem Lufasa-Tale zu. Bald bogen wir in einen schmalen Fußpfad ein und passierten nun eine prächtige Hochebene mit schönem Weideland, woselbst Pferde, Rinder und Schafe, frei und ohne Hirten sich ihr Futter suchten. Es war ein schöner, sonniger Tag, und vom Indischen Ozean her wehte uns eine frische, wohlthuende Brise entgegen. Als Neuling im Missionswerk hatte ich natürlich über Land und Leute eine Menge Fragen zu stellen, die mir auch P. Rektor mit großer Geduld beantwortete. So kamen wir rasch unserem Ziele näher, und bald winkten uns von ferne eine auf einem Baum befestigte

Flagge sowie die zahlreichen Hütten des Königskraales entgegen. Doch mit der schönen Landschaft war es nun aus, denn vor uns lag ein förmliches Labyrinth von Bergen, Tälern und Schluchten. Uebrigens ist das in Südafrika fast überall so, das schöne, für Vieh- und Landwirtschaft wohl geeignete Land haben die Weißen okkupiert, der Rest blieb den Schwarzen als sogenannte Lokation. Uebrigens wählt der Kaffer selbst mit einer gewissen Vorliebe sein Heim in solch' abgelegenen Bergwinkeln. Sei das Land noch so rau und gebirgig, die wenigen Ziegen, die er hält, finden immer noch darauf ihr Futter, und er selbst versteht es am steilsten Bergabhang und in der entlegensten Schlucht, wo kein Weißer mit seinem Pflug etwas machen kann, ein kleines Gartenfeld sich anzulegen, das ihm den nötigen Unterhalt sichert. Nachdem wir noch eine hohe Bergspitze unritten hatten, ging es steil abwärts in eine schaudervolle Tiefe hinab. Da hieß es absteigen und die Pferde am Zügel nachführen. Nur Tiere, welche an solche Touren gewöhnt sind, lassen sich an solch' abschüssigen Stellen, wo ein kolossaler Steinblock neben dem andern liegt, noch weiterbringen. Endlich waren wir unten, stiegen auf und passierten den Fluß. Am anderen Ufer aber kamen uns schon jubelnd die Mariathaler Schulkinder entgegen, die uns unter der Aufsicht ihrer Lehrerinnen hieher vorausgeleitet waren, und begrüßten stürmisch ihren geliebten Vater und Missionär. Bald nahte in Begleitung unseres schwarzen Katecheten der Chief selbst. Ehrfurchtsvoll entbot er dem Priester, der ihn heute zum Kinde Gottes machen sollte, seinen Gruß. Der gute Mann mochte schon gegen 70 Jahre zählen; Bart und Haupthaar waren grau und sein ganzes Auftreten verriet eine höhere Bildung. Er hatte seinerzeit in Kapstadt die Schule besucht, war ziemlich belesen in der hl. Schrift, zumal im alten Testament, und bekundete nun eine kindliche Treue und Anhänglichkeit an den katholischen Missionär. Als Taufpatron wählte er sich den hl. Balthasar, einen aus der Zahl der hl. drei Könige. Die schöne Feier fand im Freien statt. In der Nähe des Kraales standen nämlich vier mächtige Pfirsichbäume, darüber wölbte sich der schöne blaue Himmel und der üppige Grasschub dazwischen bildete den denkbar schönsten Teppich. Vor dem Taufakt mußte jedoch eine Heiratsangelegenheit geordnet werden. Der Chief war nämlich dreimal verheiratet gewesen; seine erste Frau war tot, und von den beiden noch lebenden wählte er nun, vom Paulinischen Privileg Gebrauch machend, die jüngere zur Gattin aus und erneuerte hier vor dem Priester und den anwesenden Zeugen den Konsens. Nun begann die Tauffeierlichkeit selbst. Es machte einen tiefen Eindruck auf uns alle, als der hochbetagte Taufpater auf alle Fragen des Priesters gar laut und deutlich antwortete und dabei seine Worte nicht selten mit energischen Gebärden und Aktionen bekräftigte. Endlich floss das heilbringende Wasser der hl. Taufe über sein graues Haupt, das Reich Gottes auf Erden hatte abermals ein Kind der Gnade, und der Himmel einen neuen Erben bekommen. Alles wäre so schön und friedlich abgelaufen, hätte nicht das heidnische Weibervolk einen leidigen Streit angefangen. Sie warfen nämlich die Frage auf, wo der Chief im Todesfalle beerdigt werden sollte, ob auf dem katholischen Friedhof in Mariathal oder in der Sibaya (im Ochsenstall) des heimathlichen Kraals. Namentlich tat sich dabei ein altes, buckeliges Weiblein durch ihre Zungen-

fertigkeit hervor. Alle Bemühungen, sie zur Vernunft zu bringen, waren vergebens, so daß wir uns zuletzt, um von den keifenden Weibern loszukommen, in den Kraal zurückzogen. Uebrigens bekam ich da, nachdem ich mühsam auf allen Vieren durch das Schlupfloch gekrochen war, zum erstenmal das Innere eines heidnischen Kraals zu sehen. Unsere Christen in Mariathal bewohnen allerdings zum Teil auch noch kraalförmige Hütten, doch sind sie alle mit Türen und Fenstern versehen. Viel zu bewundern gab es da allerdings nicht. Einige schwarzbraune ausgehöhlte Kürbisse, die als Flaschen, Krüge und sonstige Behälter dienten, nebst ein paar Strohmatten und einem kleinen Holzschemel, der dem Kraaleigentümer den Dienst eines Kopfkissens versehen muß, war die ganze Einrichtung. Zu guter Letzt bemerkten wir im Hintergrund eine rot-schneidige Ziege, die ebenfalls hier Unterschlupf und Gasse freundschaft genoss. In Ermangelung von Stühlen und Bänken nahmen wir alle auf dem nackten Boden Platz und die Schwestern suchten aus ihren Körbchen eigens für diesen Tag hergestelltes Nachwerk nebst sonstigen Maritäten hervor und breiteten sie auf einer Matte aus. Dem Chief waren dies nie oder wenigstens nur selten verkostete Leckerbissen, dennoch sagte er zum Schluß: „Diese Sachen sind alle gut und schön, viel schöner aber ist doch die Taufschuld, die ich nun im Herzen trage!“ Fürwahr, ein schönes Wort im Munde eines neubekehrten Schwarzen. Gegen 3 Uhr nachmittags brachen wir wieder auf. Als ich dem Glücklichen die Rechte zum Abschied bot, ergriff er sie mit beiden Händen und bezeugte noch einmal mit vielen berebten Worten, welch ein Glück ihm heut zu teil geworden. Leider konnte ich, da ich der kaffrischen Sprache noch nicht völlig mächtig bin, die schwungvolle Rede nur zum Teil verstehen, doch mehr als seine Worte besagte mir sein leuchtendes Auge und der selige Herzensfriede, der sich aus seinem ganzen Neuheim widerspiegelte. Möge das gute Beispiel, das dieser treffliche Chief hier im Heidenlande gibt, von den jegsreichsten Folgen begleitet sein bei all seinen Untergebenen. Das walle Gott!

Die Magd mit dem einen Ohr.

Nur nicht die Geduld verlieren, Gretchen! Zeitlich eingefädelt, obs Böhlein auch klein und der Faden gar grob erscheint. Wenn du eingefädelt hast, will ich dir die Geschichte erzählen, die mir die Großmutter erzählt hat und die ich nimmer vergessen werde. So ist's recht! Und nun die Geschichte:

In einem stillen Tal standen zwei Häuser nebeneinander. In dem einen wohnte Frau Fröhlich und in dem anderen wohnte Frau Sauertopf, und beide machten ihrem Namen Ehre. Bei der Frau Fröhlich war Tisch und Stuhl, Schrank und Fenster blank und aus den Augen des Mannes schaute die Zufriedenheit und aus den Augen der Kinder ein frisches, fröhliches Wesen heraus. Vor der Tür der Frau Sauertopf saß ein Wandersmann, der hatte sich auf dem Rasen im Sonnenschein niedergelassen und stützte seine Schuhe, die auf der Wanderschaft zerissen waren. Die Hausfrau trat vor die Tür und sah ihm eine Weile zu und weil er sie gar so treuherzig ansah, drum beschloß sie, ihm ihr Herz auszusüßten und erzählte ihm, wie die Leute drüben im Hause so gar zufrieden und glücklich und sie hier haben immer unzufrieden und unglücklich seien. Und sie fragte, ob

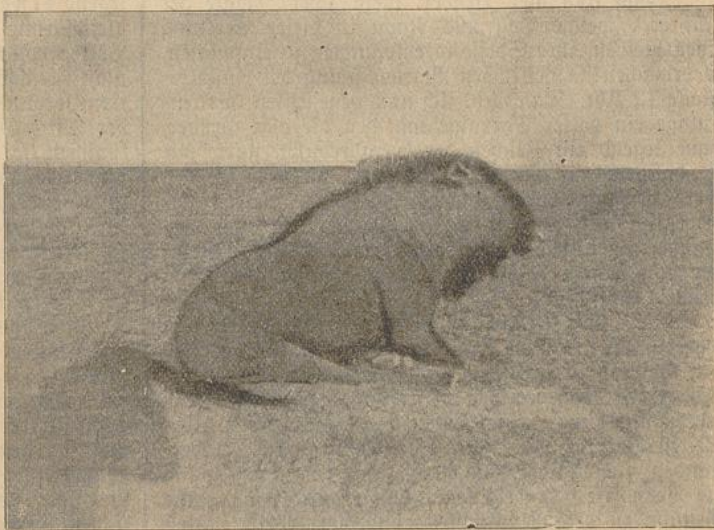
er ihr nicht einen guten Rat geben könne, wie es besser werde; sie wollte ihm dafür auch einen Kaps frischer Milch schenken. „Deine Milch mag ich nicht“, antwortete er, „denn deine Töpfe sind so schmutzig, daß ich daraus nicht trinken kann, aber helfen will ich dir, wenn du mir versprichst, daß du deine Töpfe besser scheuern willst.“

— „Das will ich gerne tun“, sagte sie, „sage mir nur, wann du wiederkommen wirst.“ — „Heute über acht Tage“, sagte er, und damit ging er weiter.

Die Frau aber machte sich über ihre Töpfe, und weil sie einmal im Zuge war, ging's auch gleich über die Küche her; und als ihr Mann heimkehrte, da war die messingene Kaffeekanne blank, und dem Hans leuchtete der Widerschein ordentlich aus den Augen. So ging's nun weiter in den nächsten Tagen. Dann kam der Wandersmann wieder, stand stille vor dem Hause, und als die Frau heraustrat, blinzelte er hinüber zu ihren Fenstern und sagte: „Ei, du hast wohl neue Scheiben einsetzen lassen?“ — „Nein“, antwortete sie, „ich habe sie nur gepußt. Aber nun sage mir, was du mir versprochen hast.“ — „Recht gern“, erwiderte er. „Ich sehe, daß du selbst schon einen guten Anfang gemacht hast, daß bald alles anders wird; aber eine Helferin, die deine Nachbarin drüben bei ihrer Arbeit hat, fehlt dir noch, das ist die Magd mit dem einen Ohr.“ — „Wie“, sagte die Frau, „die Frau Fröhlich sollte eine Magd haben und gar eine mit einem Ohr? Na, da muß ich lachen.“ — „Gewiß“, sagte der Mann. „Und damit du siehst, daß ich es gut mit dir meine, habe ich dir auch eine solche Magd mitgebracht.“ — Mit diesen Worten zog er ein Büchlein aus der Tasche und reichte der Frau eine — Nähna del. „Da hast du sie“, sagte er und ging eilig von dannen. Die Frau aber sah ihm nachdenklich nach und sah dann die neue Magd an. Was aber weiter geschehen ist, das kann

man daraus entnehmen, daß nach einem Jahr noch die Fensterscheiben in diesem Hause hell und blank waren und daß der Mann und die Kinder mit fröhlichen Gesichtern aus- und eingingen.

Das ist eine alte Geschichte. Meine Großmutter



Angeschossenes Gnu in der Etosapfanne (Deutsch-Südwest-Afrika).

Charakteristisch ist der vegetationsarme Boden der Salzpfanne mit dem geraden Horizont, links vorn der Schatten des Photographen. (Nach Photographie von Herrn G. v. Nechtitz.)
Aus „Südafrika“ von Prof. Siegfried Passarge.

hat sie immer gern erzählt, aber sie pflegte hinzuzufügen, daß es der Frau Sauertopf oft bitter sauer geworden sei, die Magd mit dem einen Ohr festzuhalten, weil sie dieselbe reichlich spät ins Haus genommen habe. Du und ich, mein Gretchen, wollen uns üben, daß uns in jungen Tagen diese Magd eine liebe Hausgenossin werde, denn wenn man sich ihrer schon in jungen Tagen erfreut, wird man sie nimmer entbehren wollen. Für die Arbeit mit dieser Magd gilt allereit auch das Sprichwort: Jung ge- wohnt — alt getan!“

Gottes Strafgericht.

Ein Reisender, der in London die Merkwürdigkeiten dieser Stadt aufsucht und bewundert hatte, wollte auch das berühmte Zrennhaus Bedlam kennen lernen. Er meldete sich in dieser Absicht bei einem Inspektor dieser Anstalt, der ihn gegen mittag durch alle Gemächer des menschlichen Glends führte. Sie hatten es schon in allen seinen Abstufungen gesehen, von der leisen Schwermut bis zum Blödsinn, zur Narrheit, zum Wahnsinn, zur Naserei herauf; lauter herzerreißende, tief erschütternde, Grausen und Entsetzen erregende Bilder der höchsten Zerrüttung des menschlichen Geistes. Da kündigte ihm sein Führer an, daß sie jetzt das letzte Zimmer besuchen würden, er sollte sich gefaßt halten auf eine wunderbare, höchst seltsame Erfahrung. Beklemmten Herzens trat er ein und erblickte vier Männer, die auf



Hottentottenfrauen auf Reitochsen

in Deutsch-Südwest-Afrika. (Nach Photographie von Herrn G. v. Nechtitz.)
Aus „Südafrika“ von Prof. Siegfried Passarge.

vier Stühlen saßen, in der Figur eines Quadrates, so, daß sich je zwei und zwei unaufhörlich ansahen. Kein Laut, kein einziges Zeichen des Lebens dabei in ihren Gesichtern; eine schauerhafte Ähnlichkeit unter einander!

„Das sind vier Brüder, mein Herr!“ sagte der Führer, „welche Tag und Nacht in dieser Stellung sitzen bleiben, ihre Speise so empfangen, so einschlafen, so erwachen!“ Bei diesen Worten schlug die Anstaltsglocke 12 Uhr. Da erhebt sich nach dem letzten Glockenschlage ein voller Choralgesang, den die vier Brüder, ohne irgend ein Zeichen der Verabredung, starr, wie sie dasigen, auf einmal anstimmen. Nachdem sie den Vers geendigt haben, schweigt alles, sie bleiben unbeweglich und starren sich an. Erschüttert und verwundert über diese grauenvolle Szene hört unser Fremder von seinem Führer den wunderbaren, aber warnenden Aufschluß.

Diese vier Brüder hatten von ihren Eltern eine sehr einfache, fromme Erziehung genossen, als der Tod den Vater hinwegraffte und die Söhne unter die Aufsicht eines leichtsinnigen Vormundes gerieten. Sie traten nun jung in die Welt ein; da lockten von allen Seiten Verführungen, denen sie zwar anfangs widerstanden, später aber doch nachgaben. Nun regten sich die Vorwürfe des Gewissens, die sie durch neue, wüste Genüsse zu betäuben suchten; auf diese Weise sanken sie immer tiefer ins Verderben. Da kamen sie an einem Sonntage um die Mittagsstunde taumelnd an einer Kirche vorbei, und sogleich steigt in ihrem Herzen der böshafte Gedanke auf, den Gottesdienst mit Gewalt zu stören. Wütend, wie Beseffene, stürzen sie ins Gotteshaus, als eben die Orgel mit vollen Tönen in den Gesang eines alten Kirchenliedes einstimmt, welches die vier Brüder in der Kindheit auswendig gelernt hatten und das jetzt mit seinem rührenden Inhalt wie strafend mit entsetzlicher Gewalt in ihre Seele griff. Wie versteinert und vom Donner Gottes getroffen, standen sie auf der heiligen Stätte, blickten stier und sprachlos vor sich hin und versanken in jenen stummen Wahnsinn, der sie zu der Zeit, als der Fremde sie sah, seit sieben Jahren noch nicht verlassen hatte. So saßen sie Tag und Nacht starr und unbeweglich, und nur der letzte Schlag der 12. Mittagsstunde löste das graue Schweigen in eben den Gesang auf, der sie einst zum Wahnsinn brachte. Welche ernste Mahnung liegt in dieser wahren Begebenheit für die, welche sich ungebührlich im Gotteshause benehmen!

Aus „**Modernes ABC**“ von P. Brors, S. J.

(Fortsetzung.)

Amerikanismus.

Man kann heute oft den Ausspruch hören: „Man muß den Zeitgeist nicht bekämpfen, sondern so weit als möglich ihm entgegenkommen, so gewinnt man die Menschen für unsere Sache. Nur nicht aggressiv!“ Darauf antwortet P. Brors in seinem ABC:

Ob man dem Zeitgeist entgegenzukommen oder ihn zu bekämpfen hat, hängt eben vom Zeitgeist ab. Der Christ und Katholik muß sich auf die Seite Christi stellen, dem entgegenkommen, dem Christus entgegenkam, und das bekämpfen, was Christus bekämpft hat; denn Christus und sein Geist ist „wie heute und gestern, so auch in Ewigkeit.“ Hebr. 13, 8.

Der Zeitgeist ist aber gar zu oft der Geist, von dem der hl. Joh. I, 2, 16 spricht: „Alles was in der Welt ist, ist Fleischeslust, Augenlust und Hosiart des Lebens“, und den zu lieben er uns warnt. Dem Weltgeiste — und der Zeitgeist ist regelmäßig irgend eine Form des Weltgeistes — sich nicht gleichförmig zu machen, mahnt so eindringlich der Völkerapostel Römer 12, 2. „Machet euch dieser Welt nicht gleichförmig, sondern wandelt euch selbst um in Erneuerung eures Sinnes, so daß ihr prüfet, was der Wille Gottes ist, was gut, wohlgefällig und vollkommen sei.“ Daher ist es eine gar heikle Sache, dem Zeitgeiste entgegenzukommen. Christus und Belial lassen sich nicht miteinander verbinden.

Wollen wir also die Menschen für die Sache Christi gewinnen, dann wirds jedenfalls klüger sein, das Gute, was wir bei ihnen finden, zu schützen und zu wahren, aber es mit dem Geiste Christi beseelen; das Unchristliche aber unumgänglich bekämpfen und juchen auszurotten. Wir freuen uns z. B. sehr über den „Geist des Fortschritts“, aber nur insofern er bedeutet einen Fortschritt von der erkannten Wahrheit zu neuen noch nicht erkannten Wahrheiten. Auch wir begeistern uns für den „Fortschritt zur Erkenntnis der vollen Wahrheit“. Ein anderes Entgegenkommen hieße uns, uns vom Zeitgeiste, vom Weltgeiste, vom widerchristlichen Geiste besetzen zu lassen; damit gewinnen nicht wir andere für die Sache Christi, sondern die andern gewinnen uns für die Sache des Widerchrist. Leo XIII. hat 1899 den sogenannten „Amerikanismus“ verurteilt. Derselbe strebt nach Loderung der kirchlichen Disziplin; er glaubt durch Verschweigen der speziell kat. Wahrheiten die Andersgläubigen zu gewinnen; er verwirft die Abtötung wie jede passive Tugend, kämpft nur für die aktiven Tugenden, namentlich für die natürlichen Tugenden, die heutzutage besonders zu pflegen seien. Die Tugend des Mittelalters passe nicht mehr für unsere Zeit. Diesen Geist bekämpfen wir.

Weib, Frau, Gemahlin.

In alten Papieren fand ich folgende hübsche Zusammenstellung:

Wenn man aus Liebe heiratet, wird man „Mann“ und „Weib.“

Wenn man aus Bequemlichkeit heiratet, wird man „Herr“ und „Frau“.

Wenn man aus Verhältnissen heiratet, wird man „Gemahl“ und „Gemahlin“.

Man wird geliebt von seinem „Weibe“, geachtet von seiner „Frau“, geduldet von seiner „Gemahlin“.

Man hat für sich allein ein „Weib“, gegenüber den Hausfreunden eine „Frau“, für die große Welt eine „Gemahlin“.

Man geht spazieren mit seinem „Weibe“, führt aus seine „Frau“, macht Partien mit seiner „Gemahlin“.

Die Wirtschaft besorgt ein „Weib“, das Haus die „Frau“, den Ton besorgt die „Gemahlin“.

Wenn man krank ist, wird man gepflegt von dem „Weibe“, besucht von der „Frau“, und nach dem Befinden erkundigt sich die „Gemahlin“.

Unsern Kummer teilt das „Weib“, unser Geld die „Frau“, unsere Schulden die „Gemahlin“.

Sind wir tot, beweint uns unser „Weib“, beklagt uns unsere „Frau“, geht in Trauer unsere Gemahlin. (Augsburger Postzeitung.)

St. Josephsgärtchen.

Anbetung der hl. drei Könige.

(Fortsetzung.)

Die Höhle sah ich voll von übernatürlichem Licht. Maria saß dem Eingange gegenüber auf der Stelle der Geburt, neben ihr war der hl. Josef. Beim Eintritte Menfors nahm sie das Kind vor sich auf den Schoß und stützte ihm dabei das Köpfchen mit einer Hand. Es hielt die Händchen vor der Brust, wie lebend, war sehr freundlich und leuchtend und griff nach um sich her. Menfor ließ sich auf die Knie nieder und brachte in Liebe und Demut seine Geschenke dar. Er opferte Gold, weil er voll Liebe und Treue war und mit unerschütterlicher Andacht und Anstrengung immer nach dem Heile suchte. Seine Begleiter hielten tief gebeugten Hauptes hinter ihm. Als er und die Seinen sich zurückzogen, ging Sair mit seinen vier Begleitern hinein und ließ sich auf die Knie nieder. Er trug in der Hand ein goldenes Weihrauchschiffchen voll kleiner grünllicher Körner wie Harz. Er gab den Weihrauch, denn er war der, welcher sich willig und ehrerbietig anschmiegte und liebevoll den Willen Gottes folgte. Nach ihm nahte Theofano, der älteste

Könige ist. Wir sind gekommen, ihn anzubeten und ihm Geschenke zu bringen!" Unter zärtlichsten Tränen empfahlen sie dem Jesukinde sich, die Ihrigen, ihr Land, ihre Leute, ihr Hab und Gut, kurz alles, was ihnen auf Erden einen Wert hatte. Es sollte ihre Herzen, ihre Seelen, all ihr Tun und Denken hinnehmen, er sollte sie erleuchten und ihnen alle Tugend schenken und der Erde Glück, Frieden und Liebe. Es ist nicht zu sagen, wie sie in Liebe und Demut glühten und wie die Tränen der Freude über ihre Wangen und den Bart des Ältesten flossen. Sie waren ganz selig, sie glaubten in dem Stern darin angekommen zu sein, nach dem ihre Vorfahren sich so lange gesehnt und in den sie so begierig geschaut hatten. Josef und Maria weinten auch und waren so freudig, wie ich sie nie gesehen. Die



Böhms Kunstverlag, München.

Geburt der allert. Jungfrau Maria.

Er konnte nicht knien, er war zu alt. Er stand gebeugt und stellte ein goldenes Schiffchen mit grünem, feinem Kraut auf die Tafel. Es war noch frisch und lebendig, stand aufrecht und hatte weiße Blümchen. Er brachte Myrrhen, denn sie bedeuten Abtötung und überwundene Leidenschaften. Dieser gute Mann hatte schwere Anfechtungen zum Götzendienste und zur Vielweiberei bekämpft. Zuletzt kam auch das Gefolge zu je fünf, geleitet von einem der Vornehmen, herein, knieten vor dem Kinde nieder und beteten stille. Die Knaben hatten dabei kleine Mäntelchen an. Die Herren der Könige und aller, welche nach ihnen ab- und zutraten, waren ungemein kindlich und lieb- samten. Sie begannen: „Wir haben seinen Stern gesehen und erkannt, daß er der König über alle



Böhms Kunstverlag, München.

hl. Vinzenz v. Paul.

Ehre und die Anerkennung ihres Kindes und Heilandes, den sie so arm betten mußten, und dessen hohe Würde in der stillen Demut ihrer Herzen verborgen ruhte, erquickte sie unendlich. Sie sahen ihn durch Gottes Allmacht auch der Ferne gesendet, was sie ihm selbst nicht geben konnten: die Anbetung der Mächtigen mit heiliger Pracht. Ach, sie beteten mit an, seine Ehre beseligte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

Als Anna Katharina älter wurde und mit Kindern ihres Alters verkehren konnte, gab sie diesen, um Gotteswillen, was sie nur immer verschenken durfte. Noch hatte sie das vierte Lebensjahr nicht zurückgelegt, als sie schon so weit gekommen war, daß sie sich nie mehr eine volle Sättigung bei einer Mahl-

zeit erlaubte. „Ich gebe es dir, o Gott“, — sprach sie dann im Herzen — „damit du es den Armen zuwendest, die es am nötigsten brauchen.“ Sah sie einen Hungrigen oder Dürftigen, so lief sie auf ihn zu und rief mit rührender Einfalt: „Warte, warte, ich hole dir ein Brot zuhause!“ Und die gute Mutter ließ es geschehen und verwies es nie dem Kinde, wenn die Geladenen kamen, die Gabe zu empfangen. Selbst Kleidungsstücke gab sie vom Leibe und wußte mit süßen Bitten die Zustimmung der Eltern dafür zu erlangen.

Kein Kind konnte Anna Katharina krank oder weinend sehen, ohne Gott zu bitten, er möge auf sie die Ursache dieser Tränen legen, ihr selbst die Krankheit oder Schmerzen senden, damit andere befreit würden. Sah sie ein Kind, das üble Gewohnheiten und Fehler an sich hatte, so bat sie um dessen Besserung, legte sich aber, um erhört zu werden, eine Strafe auf und begehrte von Gott, für das Kind die Buße tragen zu dürfen. Als sie in späteren Jahren darüber Rechenschaft geben sollte, wie sie als Kind zu solchen Bitten gekommen sei, gab sie zur Antwort: „Ich kann nicht sagen, wer es mich gelehrt hat, aber es liegt dies schon im Mitleiden. Ich habe immer gefühlt, wir alle seien in Jesus Christus ein Leib, und wie der Finger meiner Hand schmerzte mich das Weh des Nächsten. Von Kindheit auf habe ich die Krankheiten anderer auf mich erkauft. Ich war stets der Meinung, Gott sende keine Leiden ohne eine besondere Ursache, und es müsse damit immer etwas bezahlt werden. Erstaunlicher aber als jede andere Abtötung ist an Anna Katharina die so früh begonnene und nie mehr unterbrochene Übung des nützlichen Gebetes. Schon im vierten Jahre fing sie an, die einem Kinde so notwendige Nachtruhe sich abzukürzen, um der Andacht zu pflegen. Waren die Eltern eingeschlafen, so erhob sie sich aus dem Bette und betete mit dem Engel 2 bis 3 Stunden lang, manchmal gar bis zur Morgendämmerung. Sie liebte dies unter freiem Himmel zu tun; darum schlich sie, wenn die Bitterung es gestattete, vor die elterliche Hütte nach einem etwas höher liegenden Felde und betete, nach den Kirchen von Koesfeld schauend, mit ausgespannten Armen. Manche werden erstaunt fragen, was denn bei einem vierjährigen Kind der Inhalt eines so lang anhaltenden Gebetes gewesen sei. Dieser war so reich und mannigfach, als die Ursachen und Veranlassungen, für welche Gott das Gebet des Kindes empfangen wollte. Täglich wurde ihr im Gesicht ihre Gebetsaufgabe vor Augen gestellt. Sie sah in einer Reihe von Bildern drohende Unglücksfälle und Gefahren für Leib und Seele, um deren Abwendung sie zu flehen hatte. Sie sah ungeduldige Kranke, betrübte Gefangene, unvorbereitet Sterbende. Sie sah Reisende, Verirrte, Schiffbrüchige, sah Notleidende und Verzagende, an Abgründen Taumelnde, denen die gütigste Vorsehung Gottes aus den Früchten ihres Gebetes Hilfe, Trost und Rettung wollte zuschießen lassen. Darum wurde ihr in diesen Bildern auch gezeigt, daß, wenn sie ihr Bitten und Flehen unterlassen würde, kein anderer ihre Stelle vertreten, die Bedrohten und Dürftigen aber auch ohne Rettung bleiben würden. Der hl. Schutzengel unterstützte ihr Gebet, und die Glut der Nächstenliebe machte die Flehende vor Gott so kühn, so beredt, und ausdauernd, daß ihr die Stunden eher zu kurz, als zu lange wurden.“

(Fortsetzung folgt.)

Der hl. Joseph, ein Retter in der Not.

Im Jahre 1631 öffnete sich auf dem Vulkan Vesuv in Italien ein furchtbarer Krater, der eine furchterliche Menge Feuer und Asche ausspie. Die glühende Lava floß heraus, gleich einer Wasserflut und überdeckte die benachbarten Städte und Dörfer. In einem dieser Dörfer wohnte eine Frau namens Camilla, die den hl. Josef auf's innigste verehrte. Sie hatte bei sich einen kleinen Knaben von fünf Jahren, ihren Neffen, der Josef hieß. Um sich von der heranfliehenden Feuerflut zu retten, nahm sie das Kind in die Arme und suchte zu fliehen. Bald aber sah sie ihren Weg durch einen Felsen, der aus dem Meere herausragte, abgeschnitten, und hinter ihr kam immer näher der Lavastrom. Sie sah sich nun einer zweifachen Gefahr ausgesetzt, entweder von der brennenden Lava verbrannt und überdeckt zu werden, oder, wenn sie noch einen Schritt weiter wagen würde, in die Tiefe zu stürzen. In diesem gefährvollen Augenblicke erinnerte sich die Frau an ihren erhabenen Beschützer. „Heiliger Josef“, betete sie, „ich empfehle dir deinen kleinen Josef, du mußt ihn retten.“ Nachdem sie diese Worte in der Eile gesprochen, nahm sie den Knaben geschwind, da der Lavastrom schon nahe war, und setzte ihn oben auf den Felsen und sprang dann, beherzt und vertrauensvoll auf die Hilfe des hl. Josef, von der schwindelnden Höhe hinab in das Meer. Der Sprung glückte vortrefflich, anstatt in's Wasser zu fallen, kam sie ganz sanft hinunter auf den Sand des Meeresufers und tat sich nicht im Geringsten weh. Sie war gerettet; aber was war aus dem Knaben geworden, den sie der Wut des Feuers preisgelassen hatte? Dieser Gedanke verursachte ihr furchtbare Schmerzen. Sie fing an in der Richtung des Knaben hin zu laufen und bewachte sein Unglück. Da auf einmal hörte sie ihren Namen rufen. Es war die Stimme des teuren kleinen Neffen, der voll Freude auf sie zusprang. „O Gott!“ schrie Camilla, indem sie den Kleinen in ihre Arme nahm. „Wer hat dich denn aus dem Flammenmeer, das dich zu verbrennen drohte, erretten können?“ „Das war der heilige Josef“, antwortete lächelnd das Kind. „Das war der heilige Josef, den du mir als Wächter beigegeben hast. Er nahm mich bei der Hand und führte mich hierher, wo ich dich antraf.“ Sogleich fiel die fromme Camilla vor Freude weinend auf die Kniee und dankte ihrem lebenswürdigen Beschützer für das doppelte Wunder, das er an ihr und ihrem Neffen getan hatte, indem er ihn von der Feuerwut und sie von dem Wogen rettete.

Eine hochherzige Antwort.

Thomas Morus, der ehemalige Kanzler von England, sah sich mit Gefangennahme und Tod bedroht, wenn er nicht einwilligte, dem König Heinrich VIII. in dessen ruchloser Empörung gegen den Papst zu folgen. Seine, durch die Liebe zu ihrem Gatten verblendete Frau suchte Morus dahin zu bringen, daß er sich den Befehlen des Königs füge. „Ich flehe dich an, Thomas“, sagte sie zu ihm, — „denke doch an deine Frau und deine Kinder. Willst du uns denn ins Unglück stürzen?“ — „Ich liebe meine Frau und meine Kinder viel zu sehr“, antwortete er, „um sie zu zwingen, über meine Feigheit erröten zu müssen.“ — „Dann ziehst du also vor, uns zu verlassen? Man kann doch wohl der Gewalt weichen und in seinen Grundgesetzen etwas nachgeben, wenn es sich darum handelt, sein

leben zu erhalten“, erwiderte die unglückliche Frau. „Wie viele Jahre glaubst du denn, daß ich noch leben könnte?“ fragte Morus. — „Nun, zwanzig Jahre noch wenigstens, wenn es Gott gefällt, mein teurer Gatte.“ — „Zwanzig Jahre! Fürwahr, geliebte Gattin, du bist keine geschickte Rechnerin! Du willst mich veranlassen, eine Ewigkeit zu tauschen gegen diese zwanzig Jahre eines elenden Lebens?“ —

Und Thomas Morus, treu seinem Gott und seinem Vorgesetzten, opferte, um diesen nicht zu verleugnen, mutig sein Leben.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

14. Kapitel.

Die Wolfsbrüder.

Am nächsten Abend saßen Galazi und Umschlopogaas wieder beisammen in ihrer Höhle bei einem lustig brennenden Feuer, da nahm Galazi seine Erzählung wieder auf: „Ich kam mit meiner Bürde auf den Schultern zum Fluß. Das Wasser war inzwischen zwar etwas gefallen, reichte mir aber immer noch bis an die Hüften. Ich stieg hinein, die Donnerkeule als Stützholz mitnehmend. Wie ich nun langsam durch die Strömung watete, erblickte ich vom andern Ufer her ein Mann. Sporntreulich eilte er dem nächsten Kraale zu und rief: Da kommt ein Toter auf den Schultern eines Wolfes über den Fluß herüber!“ Die seltsame Kunde lockte eine Menge Neugieriger herbei. Doch wie ich mit meiner Last das Ufer erreiche und langsam die Böschung emporsteige, ergreift sie alle eine graufige Furcht. Die Kinder hängen sich an ihre Mütter, die Weiber an ihre Männer, offenen Mundes starren alle mich und den Toten an und weichen dann langsam Schritt für Schritt rückwärts. Der Schrecken hatte sie gelähmt, sie waren unfähig zu fliehen und konnten kein Auge von uns wenden. Am Kraaleingange aber saß das alte Mütterchen. Sie blieb ruhig sitzen und rief: „Was habt ihr denn, ihr Leute? Seid ihr beherzt, daß ihr immer rückwärts geht? Und was ist denn das für ein großer, toter Mann, der da zu mir kommt?“ Das Volk machte in seiner Angst erst bei der inneren Kraalsence Halt. Ich aber nahte mich dem alten Weibchen, nahm den Toten von meinen Schultern und setzte ihn auf den Boden mit den Worten: „Sieh, Mütterchen, da ist nun dein Sohn. Es hat mich ein ordentliches Stück Arbeit gekostet, ihn den Zähnen der vielen Wölfe, die da oben hausten, zu entreißen. Mutter, die leisten was im Sprung! Doch, ich wurde mit ihnen fertig. Hier nimm nun deinen Sohn und begrabe ihn, ich habe ihm nun lange genug Gesellschaft geleistet.“ Da blickte das alte Mütterchen lange, lange auf den Toten, der vor ihr saß, streckte dann ihre hageren, vor Aufregung zitternden Arme aus, löste die Binde von seinen erloschenen Augen, schrie laut auf, schlang die Arme um den Nacken des Toten und rief: „Mein Sohn, mein lieber Sohn! Hab' ich dich endlich wieder gefunden! Ich, wie lange bist du fort gewesen. Zweimal zehn Jahre und nochmals fünf hab' ich dich nicht mehr gesehen. Willkommen, mein Kind, willkommen! Du sollst nun ein Grab erhalten, ein Grab, du, mein Sohn, und — ich mit dir!“ Nochmals schrie sie laut auf, richtete sich dann empor, blickte zum Himmel auf, streckte die Arme aus und brach dann bewußtlos neben der Leiche ihres Sohnes zusammen. Schaum bedeckte ihre Lippen, und wenige Augenblicke darauf war sie

tot. — Schweigen und Entsetzen herrschte rings umher. Endlich rief einer aus der Menge: „Was ist denn das für ein Mann, der den Toten vom Geisterberg herunter geholt hat?“ „Ich bin Galazi“, gab ich zur Antwort. „Nein“, sprach er, „du bist der Wolf. Trägst du nicht ein Wolfskleid über Haupt und Rücken?“ „Gut“, sagte ich, „ich bin's zufrieden. In Zukunft will ich also Galazi, der Wolf heißen.“ „Doch“, fuhr er fort, „mich dünkt, du seiest ein ganzer Wolf. Brüder, schaut ihn nur an! Seht, wie er grinst und die Zähne fletscht! Das tut kein Mensch, so macht's nur ein Wolf.“ „Weder ein Wolf noch ein gewöhnlicher Mensch“, rief nun ein zweiter, „sondern ein böser Zauberer. Wie hätte er sonst den Toten von der steinernen Höhe herunterholen können?“ „Ja, ja, ein bezauberter Wolf“, schrieen nun alle zusammen und drangen mit ihren Affegais auf mich ein. „Schlagt ihn tot, den Zauberer, schlägt ihn tot, sonst bringt er noch alle die Wolfsgeister über uns!“ „Gut, die sollt ihr noch kennen lernen“, rief ich ihnen zu, machte dann Kehrt und rannte so eilig davon, daß sie mich bald aus den Augen verloren. Auf dem Wege begegnete mir ein Mädchen mit einem Körbchen voll Maiskolben auf dem Kopf und einer jungen Ziege unter dem Arm. Ich entriß ihr beides, setzte dann über den Fluß und verberg mich im hohen Gras. Ich erquidete mich am frischen Fleisch und den trefflichen Maiskolben und schlief dann bis zum kommenden Morgen. Da stand ich auf, streifte den Tau von meinem Wolfsfell, ging in den Wald und heulte wie ein Wolf. Meine Stimme fand ein hundertfaches Echo, bald hörte ich ein sonderbares Fauchen, dann ein Knistern von den am Boden liegenden Baumzweigen, noch ein Moment, und sie waren da, meine Freunde und getreuen Untertanen! Zu je zehn und zwanzig rannten sie herbei und sprangen heulend an mir empor. Ich zählte sie, sie waren alle da, alle 363. Später kam ich in diese Höhle und wurde mit der Zeit ein ganzer Wolfsmensch. Zwölfmal ist seitdem der Mond schon voll geworden und ich fühle mich ganz heimisch hier. Es ist auch ein prächtiges Leben! Du solltest mich nur einmal sehen, Umschlopogaas, wenn ich nächtlicher Weile mit meinem Kriegsheer durch die Wälder streife. Hei, ist das ein Rennen, Jagen und Heulen! Heute Nacht soll der Tanz wieder losgehen. Hast du Lust, Umschlopogaas? Du bist jetzt wieder vollständig hergestellt, doch ich fürchte, bei unserem Anblick befällt dich ein Zittern wie ein Kind und mit solchem Volk kannst du niemals gleichen Schritt halten.“ Umschlopogaas stand lachend auf. „Ich bin zwar noch jung“, begann er, „und kaum vollständig ausgewachsen, doch wisse, mein Freund, Furcht ist mir einfach unbekannt! Ich schrecke vor keinem Gegner zurück, sei er nun ein Löwe oder ein Wolf oder ein Zauberer. Komm, Galazi, komm, laß mich deine Leute sehen, die mit den schwarzgrauen Fellen, die auf allen Vieren marschieren und statt der Schilde und Affegais nur Zähne und Klauen haben.“ „Nimm die zweite Wolfschaut da“, mahnte Galazi, „hänge sie über den Kopf und binde sie unter den Armen fest. Wo nicht, so ist es um dich geschehen, bevor du zweimal die Finger der linken Hand abzählst, wird kaum mehr ein Knochen von dir übrig sein.“ Umschlopogaas tat, wie ihm geheißen und befestigte mit langen Riemen die Haut der Wolfskönigin an seinem Leibe. Schrecklich gähnte über seinem Kopf der aufgesperrte Nacken mit den langen, spitzen Zähnen. Galazi seinerseits nahm das schwarzgraue Fell des Wolfskönigs und dann traten

beide hinaus auf den freien Platz vor der Höhle. Hier machte Galazi eine Weile Halt; das volle Mondlicht fiel auf ihn und Umschlopogaas sah mit Staunen, wie dessen Gesicht plötzlich etwas Wildes, Bestialisches annahm. Seine Augen glühten wie die eines aufgeregten Tieres, die Lippen waren weit aufgeworfen und die Zähne fuhren zuweilen knirschend übereinander. Nun erhob Galazi das vom Wolfsrachen gekrönte Haupt und heulte dreimal, immer lauter und lauter in die Nacht hinaus. Und siehe, noch bevor das Echo in der Luft erstarb, kam von allen Höhen und Schluchten ein wildes Wolfsgeheul als Antwort nieder. Bald kam es näher und näher, man hörte ein unheimliches Haften, Knistern und Jagen, ... ein großer, schwarz-grauer Wolf tauchte auf und hinter ihm kam's schwarz und grau in großen, großen Haufen. Sie kamen alle zu Galazi, sprangen freudig an ihm empor und huldigten ihm als ihrem König. Da gewahrten sie plötzlich Umschlopogaas und rannten wütend mit offenem Rachen auf ihn los. „Mut!“ rief ihm Galazi zu, „bleib stehen und rühr' dich nicht!“ „O, von Furcht ist bei mir keine Rede“, entgegnete Umschlopogaas, „bin immer mit Hunden gerne umgegangen!“ Dennoch aber zitterte er und unwillkürlich bebte sein Innerstes, als die wilden Bestien von rechts und links, von hinten und vorn an ihm emporsprangen, und ihn in tausend Stücke zu zerreißen drohten. Doch siehe, plötzlich ließen sie von ihm ab; sie hatten das Fell der Wolfskönigin gerochen und waren dadurch wie umgewandelt. Furchtsam, wie schmeichelnde Hunde, krochen sie näher, besleckten die Füße des jungen Helden und huldigten ihm als ihrem Fürsten. Es waren lauter Wölfinnen — die Wölfe waren bei Galazi — große, graue, schnellfüßige Tiere. Umschlopogaas sah in ihre rotglühenden Augen und fühlte, wie sein Herz in der Brust hart und wild wurde wie das eines Wolfes; auch er erhob nun sein Haupt und heulte in die Nacht hinaus, und die Wölfinnen rings um ihn heulten mit ihm, daß weit umher Berg und Tal widerhallten.

„Das Rudel ist vollzählig“, begann Galazi, „nun mag die Jagd beginnen! Heb' deine Füße auf, lieb Brüderchen, es gibt ein nächtliches Rennen. Hollah, Schwarzfuß, hurrah, Grauschwanz, frisch auf, mein Völkchen, schwarz und grau, frisch auf zum fröhlichen Jagen!“ Sprach und sprang voraus, und hinter ihm folgte Umschlopogaas, und rechts und links von beiden wimmelte es förmlich von den Geisterwölfen. Wie im Flug gingen den Bergrücken hinab unter Hüpfen und Springen, als wärs eine Herde von Antilopen. Bei einer mit wildverwachsenem Gestrüpp überwucherten Schlucht machten sie Halt. Galazi hob die Donnerkeule in die Höhe, und regungslos standen die Wölfe. „Ich rieche eine Beute! Schnell, meine Kinder, hinein, hinein!“ Lautlos stürzten die Wölfe in die dunkle Schlucht, Galazi und Umschlopogaas aber warteten an deren Rande. ... Da, ein Krachen brechender Aeste — und heraus tritt, stolz und kühn, wie ein König im Waldbrevier, ein mächtiger Büffel. Er wirft die Erde zornig mit dem Fuße auf und schnüffelt zornig in die Luft.

„Brüderchen, das gibt heute eine Jagd! Siehe, da kommen sie schon, meine braven Kinderchen!“ Schwarzfuß wars, der als erster aus dem Dickicht kam und geraden Wegs auf den Büffel lossprang! Ihm folgte der ganze große Haufen auf dem Fuße nach. Der Büffel wandte sich eilends zur Flucht, und nun begann ein Rennen, Schreien, Heulen und Jagen,

daß ringsum die Felsen widerhallten. Galazi und Umschlopogaas waren stets den Wölfen voraus, nur Bluthund und Todgriff, Grauschwanz und Schwarzfuß waren ihnen voran, hart an den Flanken des gehezten Büffels. Dieser wandte sich anfangs dem Tale zu, die Wölfe aber trieben ihn bald aufwärts, hinauf zur steilen Höhe, wo bis ans Ende der Welt die steinerne Hege sitzt.

„Umschlopogaas, erinnerst du dich noch des Wettrennens, das wir vor drei Wochen verabredeten? Gut, heute gilt's! Bis jetzt bist du gar nicht so übel gerannt, doch jetzt geht die Gasse erst los. Drauf, Kamerader, drauf!“ Heulend vor Wut eilten nun die Wölfe bergauf. Schon hatte der Büffel einen Vorsprung von zwei Speerwürfen gewonnen. Man mußte ihn wieder einholen um jeden Preis. Hei, wie die Wölfe liefen mit ihren rotglühenden Augen und weit aus dem Maul hängenden Zungen, Grauschwanz und Schwarzfuß allen voran!

Da war es Umschlopogaas, als sei er selber zum Wolfe geworden; seine Füße schienen kaum noch den Boden zu berühren, so behend lief er an Bluthund und Todgriff vorbei, überholte Schwarzfuß und Grauschwanz; jetzt war er beim Büffel ... ein tüchtiger Sprung — und einen Moment darauf sah er wie ein Reiter auf dem Rücken des Tieres! Ein paar Minuten ließ es sich von ihm durch das Buschwerk tragen, dann ergriff er seinen Affegai und holte zum Stoße aus. Wie der Blitz fuhr das spitze Eisen zwischen den Halswirbeln durch — und einen Moment darauf brach das gehezte Wild regungslos zusammen.

Nun kam auch Galazi auf den Plan. „Galazi, wer ist nun Sieger im Wettlauf? Ich oder du, oder einer deiner graufälligen Gefellen?“ — „In meinem Leben sah ich keinen Menschen so rennen, wie dich Umschlopogaas. Das geht einfach über alles Maß hinaus!“ — „Ich war schon bisher der schnellste Läufer im ganzen Sululand, jetzt aber habe ich Herz, Sehnen und Lunge eines Wolfes bekommen. Galazi, es ist fürwahr etwas Großes, „Wolfskönig“ zu sein!“ Jener verstand ihn, und sie grinsten und heulten zusammen im Hochgenuß ihrer königlichen Würde. Die Wölfe, die endlich auch rudelweise nachgekommen waren, wollten sich sofort über die Beute hermachen, doch ein paar kräftige Hiebe mit der Donnerkeule brachten sie zur Reison. „Zuerst kommen wir, die Fürsten“, sprach Galazi zu Umschlopogaas, schnitt sodann mit seinem Speer mächtige Stücke Fleisches ab und begann sie roh zu verzehren. Umschlopogaas tat dergleichen. Zuletzt kamen auch die Wölfe zu ihrem Recht, und fünf Minuten darauf war von dem ganzen Büffel nichts mehr übrig als ein paar unförmliche Knochen.

Damit war aber auch die Jagd für heute beendet. Man zog sich in die Höhle zurück und pflegte der nächtlichen Ruhe. — An einem der folgenden Tage erzählte auch Umschlopogaas seine Geschichte. „Was hast du nun im Sinn?“ fragte ihn hierauf Galazi. „Willst du dich hier verborgen halten und mit mir in brüderlichem Verein über die Wölfe herrschen, oder willst du zurück zu deinem Vater Mogo in Tschalas blutbesleckten Königsraal?“ — „Von Tschalas und seinem Raal will ich nichts mehr wissen; ein Gedanke aber erfüllt aber Tag und Nacht mein Herz, wie ich nämlich Naba wieder finden möchte, meine vielgeliebte Schwester. Sie hält sich gegenwärtig in den Höhlen deiner Heimat verborgen, Galazi, und genießt die Gastfreundschaft der Halakazi.“ — „Warten

wir noch eine Weile, Umschlopogaas, bis wir zu unserer vollen Manneskraft gelangt sind, dann wollen wir zusammen zu den Galatazi gehen und Nada, deine Schwester, suchen." Umschlopogaas wars zufrieden. Er blieb also bei Galazi, den er wie seinen Bruder liebte, und herrschte mit ihm über die Wolfsgeister.

In mancher mond hellen Nacht jagten sie zusammen in den Schluchten und Wäldern des Geirberges; später, als das Wild allmählich anfang rar zu werden, kamen sie auch über den Fluß und streiften die angrenzenden Felder und Höhen. Mit Entsetzen vernahmen die Kraalbewohner ihr fürchterliches Geheul; die meisten verflochten sich in die äußersten Winkel ihrer Hütten und nur selten wagte es der eine oder andere, einen Blick ins Freie zu werfen, wo er dann mit Grausen sah, wie zahllose schwarzgraue Wölfe heulend über die Ebene dahinfegten, und dazwischen zwei große, in Wolfshäute gekleidete Männer, die offenbar deren Führer und Herren waren.

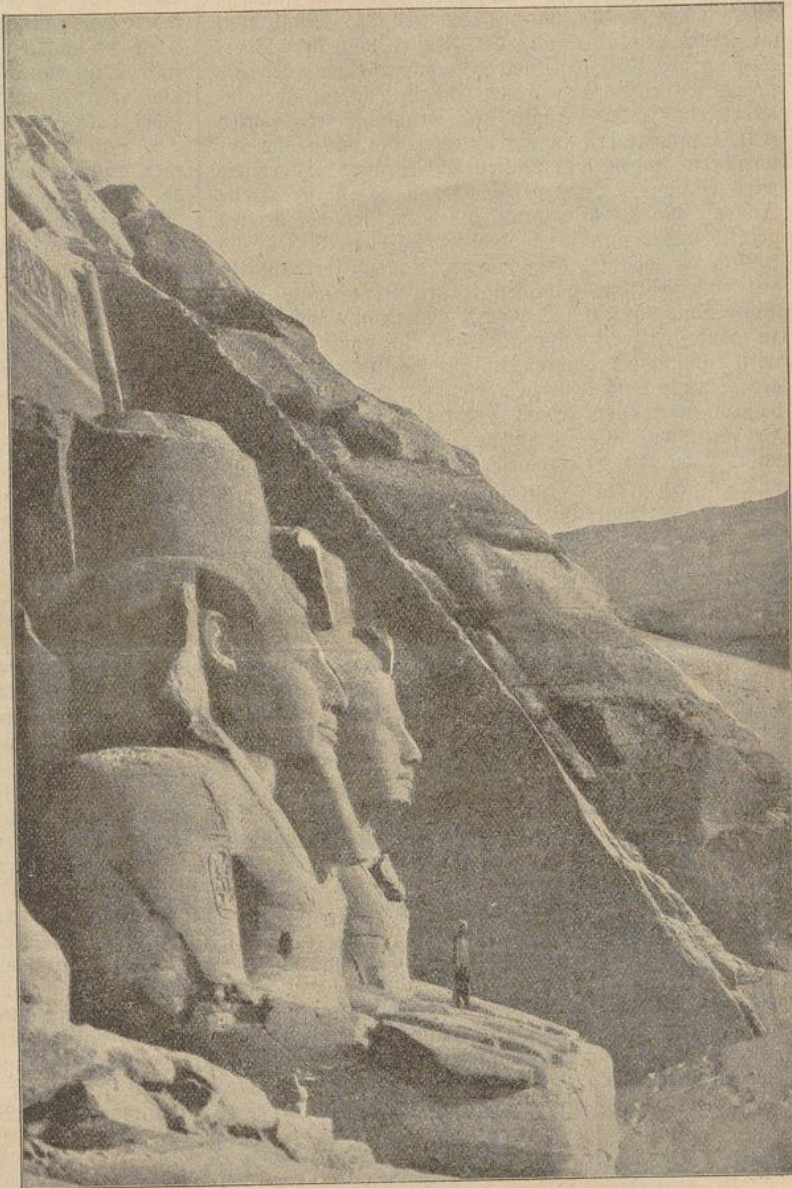
(Fortf. folgt).

Ein Kanal über die Alpen.

Mit einer Uebersichts- und einer Profilarte.

Italiens wirtschaftliche Entwicklung leidet unter dem Umstande, daß einer ausgedehnten Küste mit zahlreichen Häfen eine nur verhältnismäßig geringe Landmenge gegenüber steht. Es fehlt ein großes Hinterland, dessen Produktion die Grundlage einer Industrie und damit eines Welt Handels zu bieten vermöchte. In dem Bestreben, ein derartiges Hinterland zu schaffen, ist man auf den Gedanken verfallen, die Schweiz und die ihr benachbarten Gebiete den Handelsgelegenheiten und damit den Handelsinteressen Italiens anzugliedern. Für einen derartigen Anschluß erscheint die Wassertrasse als das geeignetste Mittel, und so hat denn der Ingenieur Pietro Caminada in Rom ein Projekt ausgearbeitet, das die Vertheilung eines über die Alpen wegführenden Kanals bezweckt, der Genua mit Basel verbinden soll. Durch diesen würden dann die ganze Schweiz und die ihr benachbarten Gebietsteile mit ihrer Produktion den italienischen Seehäfen, in erster Linie nahe gebracht werden und es würde neben dem Rhein-Rhone-Kanal eine zweite Verbindung zwischen der Nordsee und dem Mittelländischen Meer entstehen. Das Projekt Caminadas läuft nicht etwa auf einen durch die Alpen hindurchgegrabenen Tunnel mit Kanalsohle hinaus, sondern es soll vielmehr ein Kanal

geschaffen werden, der im vollsten Sinne des Wortes über die Alpen hinwegführt, der an den Abhängen der Berge emporsteigt, Täler überschreitet, gewaltige Höhen überwindet, und der dann — gleichfalls unter Verachtung aller Hindernisse und Terrainschwierigkeiten — am Gebirge entlang in das Rheintal hinab-



Die Ramieskolosse zu Abu Simbel (Aegypten).

Diese aus dem Felsen gehauenen, neben dem Portal des sogenannten „großen Tempels“ zu Abu Simbel in gigantischer Größe aufragenden Standbilder gehören zu den bedeutendsten und sind den berühmten Memnonskolossen in Theben mindestens ebenbürtig. Es sind vier Kolosse, von welchen zwei beschädigt sind. Die Standbilder sind von der Fußsohle bis zur Spitze der Krone zirka 20 Meter hoch; Nase und Ohr sind zirka 1 Meter lang, die Breite des Gesichtes beträgt über 4 Meter, die Länge der auf den Knien ruhenden Hände über 2½ Meter.

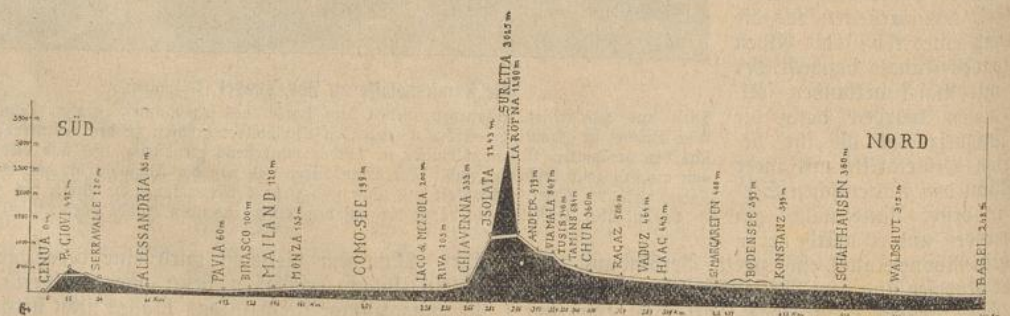
führt. Manchem vielleicht wird eine derartige Idee als ein Unding erscheinen, denn einer weitverbreiteten Meinung zufolge fließt ja das Wasser nicht bergauf — eine Ansicht, die indes nicht oder doch nur bedingt richtig ist.

Um die Hindernisse, die das Alpenmassiv der Führung eines Kanals entgegenstellt, zu überwinden, hat Caminada ein eigenartiges System erdacht, das im Prinzip jedoch nicht mehr ganz neu ist. An einem der Wasserfälle Scandinaviens ist bereits eine auf ähnlichen technischen Grundlagen basierende Anlage zu dem Zweck ausgeführt worden, die Höhe der Fälle zu überwinden, d. h. um den Schiffen die Möglichkeit zu geben, vom Unterlauf des Flusses nach dem Oberlauf an den Fällen seitwärts emporzusteigen. Es sind sieben Schleusen angeordnet, die stufenartig übereinanderstehen. Das Schiff, das stromaufwärts fahren will, kommt zuerst in die unterste, die dann aus der darüberstehenden mit Wasser gefüllt wird. Hierdurch wird es soweit emporgehoben, daß es in die zweite Schleuse hineinfahren kann, die dann aus der dritten gefüllt wird, und so wiederholt sich das Spiel, bis endlich die oberste, die siebente, Schleuse erreicht ist, zu deren Füllung das Wasser des Stromlaufs selbst Verwendung findet. Das Schiff wird also von Stufe zu Stufe senkrecht emporgehoben. In ähnlicher Weise will Caminada verfahren, um die Schiffe auf die Höhe des Splügenpasses zu bringen. Er ändert das eben besprochene System jedoch derartig ab, daß es sich den Verhältnissen, wie sie in den Alpen vorliegen, anpaßt. Hierbei geht er von der richtigen Voraussetzung aus, daß ein großer Kraftaufwand und eine verhältnismäßig große Wassermenge dazu gehören, um ein Schiff von Stufe zu Stufe senkrecht emporzuheben. Da diese Kraft und die für sie nötigen Gefälle und Wassermengen nicht überall zur Verfügung stehen, so sucht er eine Verringerung des Kraftaufwandes herbeizuführen. Zu diesem Zweck hat er ein neues Kanalsystem erdacht, dessen Wesen wir uns dann am besten vorzustellen in der Lage sein werden, wenn wir uns das Rohr einer Wasserleitung vor Augen halten, das vom Hauptreservoir über Hügel und Berghänge herab zu der Stadt hinführt, der das Wasser zugeleitet werden soll. Ähnliche Röhren, natürlich von bedeutend größerem Durchmesser, will Caminada überall da, wo die Terrain- und Wasserverhältnisse dies nötig machen, als Kanalbett verwenden. Die Röhren sind im Innern mit einer großen Zahl von Schleusentoren versehen, wodurch sie in eine Anzahl einzelner Abteilungen, in längliche Schleusen, zerfallen. Sie führen mit wechselnder Neigung an den Berghängen entlang und klettern — ähnlich wie die Alpenstraßen — in Serpentin auf die Höhen hinauf. Im Innern liegt am Boden eine in der Längsrichtung angeordnete Schiene. Soll nun ein Schiff über die Alpen hinübergebracht werden, so fährt es in die unterste Schleuse ein, deren Tor sich hinter ihm schließt. Es wird dann

durch zwei Rollen mit der Schiene verbunden, so daß es auf dieser entlang und in langsamer Steigung emporzurollen vermag. Dann wird Wasser in die Schleuse eingelassen, das sich zuerst am untersten, tiefsten Ende, also hinter dem Schiffe, zu sammeln beginnt, und das in dem Maße, wie die Wassermenge anwächst, das Schiff vor sich herschiebt, so daß dieses allmählich vorwärts und aufwärts befördert wird, bis es das Niveau der nächsten Schleuse erreicht hat, die jedoch nicht stufenartig darüber steht, sondern sich ohne weiteres als direkte Fortsetzung des Rohres anschließt. Dann fährt das Schiff in diese zweite Schleuse ein, deren Tor sich wieder hinter ihm schließt und wo sich die eben beschriebene Prozedur wiederholt. Die Grundidee des Caminadaschen Systems beruht also darauf, daß die Stufen Schleusen zu einem fortlaufenden Rohrtrakt, zu Rohrschleusen, wie man sie nennen könnte, umgewandelt sind. Um Wasser zu sparen und damit die Betriebskosten zu verringern, bildet Caminada seine Schleusen des weiteren zu sogenannten Doppelschleusen aus, wie eine solche auch am Teltowkanal bei Klein-Machnow mit Erfolg im Betrieb steht. Zu diesem Zweck sind stets zwei Rohrstränge nebeneinander angeordnet, von denen der eine für die Bergfahrt, der andere für die Talfahrt dient. Diese beiden Rohrstränge stehen derart miteinander in Verbindung, daß immer je eine Schleuse des einen direkt neben einer des andern zu liegen kommt. Das Wasser, das aus der Schleuse des einen Rohrstranges abfließt, wobei sich das darin befindliche Schiff senkt, fließt direkt in die nebenanliegende Schleuse, die es allmählich füllt, wobei das in ihr befindliche Schiff emporgehoben wird. Es müssen also immer zwei Schiffe gleichzeitig geschleust werden, ein bergauf und ein bergab fahrendes. Hierbei wird jedoch durch die doppelte Ausnutzung derselben Wassermenge sowohl zum Senken wie zum Heben eine beträchtliche Wasser- und damit Kostenersparnis erzielt.

Der Röhrenkanal findet natürlich nicht überall Verwendung, sondern nur da, wo er sich als nötig erweist. An anderen Stellen sollen wieder offene Kanäle zur Ausführung kommen. Auf der Höhe des Splügenpasses ist die Anlage eines 15 km langen Tunnels vorgesehen, in welchen Röhrenkanäle zu liegen kommen. Die Gesamtlänge des Alpenkanals soll 596 km betragen, wovon 230 km auf bereits bestehende Wasserläufe kommen, während 293 km als offene Kanäle und 43 km in Form von Röhrenkanälen auszuführen wären.

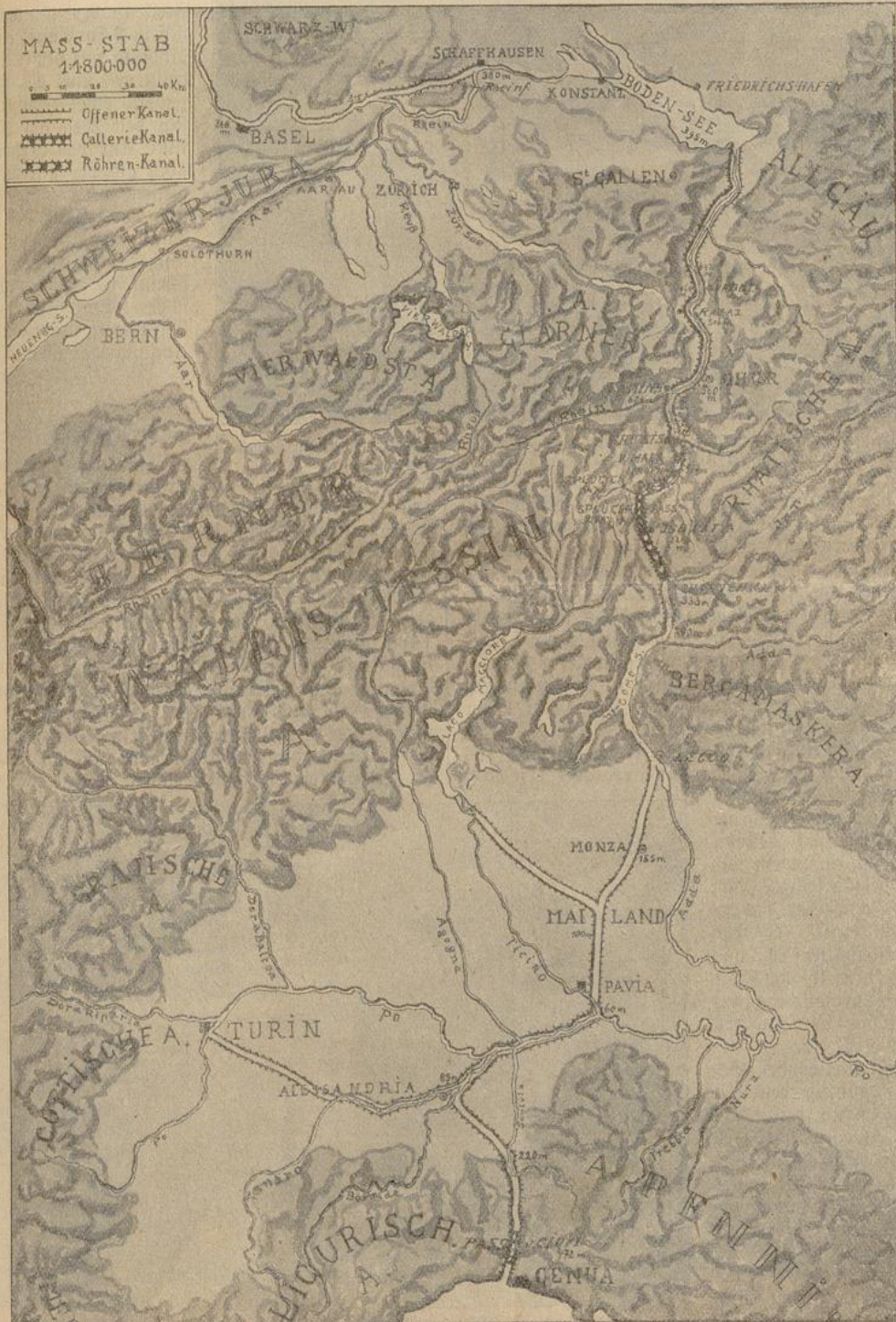
Der Ausgangspunkt des Kanals befindet sich bei Genua. Von hier führt die Wasserstraße weiter über Alessandria nach Mailand. Von Alessandria geht ein



Profilkarte zu dem Kanal über die Alpen. Gezeichnet von Gustav Schulze.
(Höhen in 80fachen Maßstab der Länge.)

Stichtkanal nach Turin, während in Mailand ein zweiter derartiger Stichtkanal münden soll, der die Verbindung mit dem Lago Maggiore herzustellen bestimmt ist. Von Mailand führt der Hauptkanal weiter nach Trezzo; der Comer See wird durchquert und an dessen nördlichem Ende das Alpenmassiv erreicht, wo die

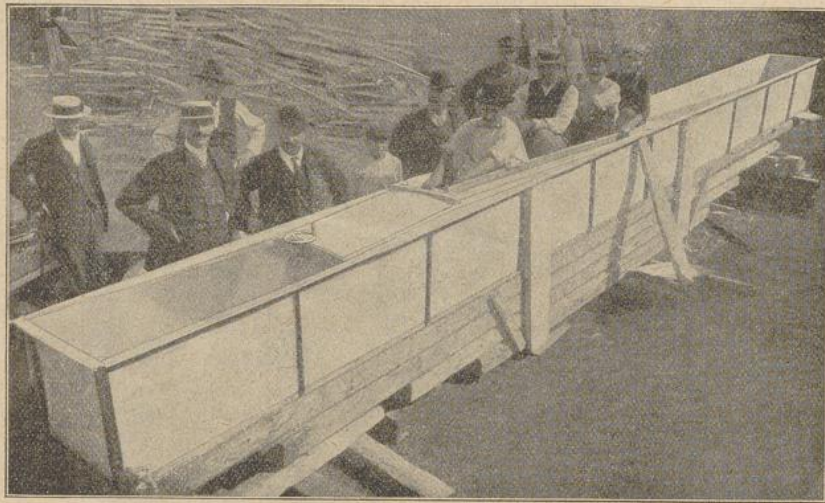
großen Steigungen beginnen. Dann führen die Röhre ziemlich steil bergan nach Isolato, wo der oben bereits erwähnte Tunnel unter dem Splügen beginnt; jener endigt bei La Rionna. Hier ist die höchste Höhe mit etwa 1290 Meter über dem Meeresspiegel erreicht; der Kanal geht wieder herab bis Thufis, nach Chur,



Ein Kanal über die Alpen: Uebersichtskarte über das Projekt des italienischen Ingenieurs Pietro Caminada.

ins Tal des Rheins, dent er dann in seinem weiteren Laufe bis zum Bodensee und von da nach Basel folgt. An der Mündung der Aare, ziemlich genau zwischen Schaffhausen und Basel, mündet ein Anschlußkanal, durch den Aargau, Solothurn, Bern, Basel, Luzern,

es müssen auch beträchtliche Abgaben erhoben werden. Da die Schweiz kein Industriestaat ist und trotz ihrer beabsichtigten Kanalverbindung mit dem Mittelmeer niemals ein solcher werden wird, so ist ein Zweifel in die dereinstige Rentabilität wohl um so mehr be-



Vom Alpen-Kanalprojekt Caminada: Vorführung eines bemannten Fahrzeuges in einem Modellkanal in der Academia dei Lincei in Rom. Phot. Abénicar.

Zürich, der Thuner, Brienzer, Vierwaldstädter und Zuger See in das Gebiet, das durch den Alpenkanal erschlossen werden soll, einbezogen werden.

Caminada wurde vor kurzem vom König von Italien empfangen, der sich lebhaft für das Kanalprojekt interessiert; er steht gegenwärtig im Begriff, ein Modell seines Kanals in der Academia dei Lincei zu Rom, einer der ältesten und gegenwärtig der bedeutendsten wissenschaftlich-technischen Vereinigungen Italiens, auszustellen, um weitere Kreise, in erster Linie solche von Kapitalisten, für die Sache zu interessieren. Diese Absicht stellt die Frage auf, ob das Projekt technisch durchführbar und rentabel erscheint.

An der Durchführbarkeit ist bei dem heutigen Stand der Technik nicht zu zweifeln. Sie erscheint außerdem auch dadurch gewährleistet, daß Caminada einer der hervorragendsten jetzt lebenden Wasserbautechniker ist, und daß sein Projekt, was die technische Durchbildung anbetrifft, auch von anderen bedeutenden Vertretern der in Betracht kommenden Gebiete sehr günstig beurteilt wird. Ob es sich freilich als rentabel erweisen wird, ist eine andere Sache. Die Gesamtkosten stellen sich, einer vorläufigen Schätzung zufolge, auf etwa 600 Millionen Lire. Um diese zu amortisieren und einen Ueberschuß zu erzielen, muß nicht nur ein starker Verkehr sich entwickeln, sondern

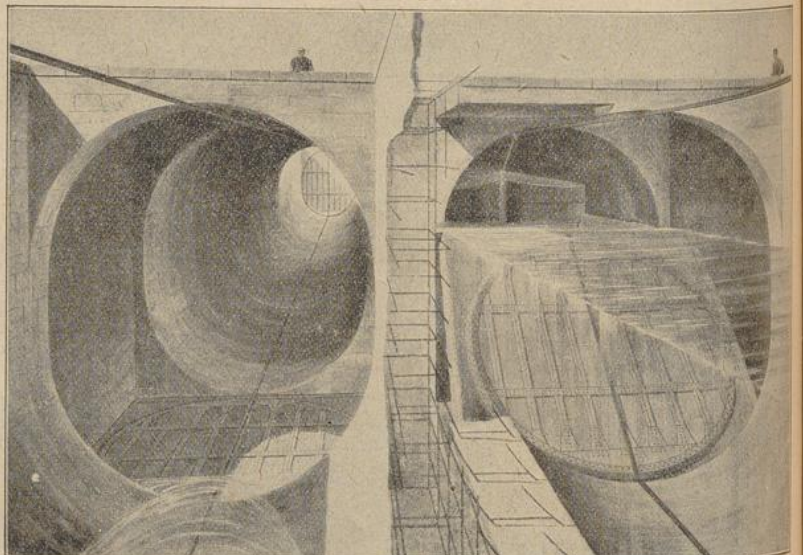
den Mittelalters und der beginnenden Neuzeit gehört unstreitig Paracelsus, mit seinem ganzen Namen Philipp Aureolus Paracelsus Theophrastus Bombastus von Hohenheim. Er war gleichberühmt als Arzt, Chemiker und Theosoph. Er ist als Sohn eines Arztes zu Einsiedeln im Kanton Schwyz am 17. Dezember 1493 geboren. Von seinem Vater wurde ihm eine sorgfältige wissenschaftliche Ausbildung zuteil. Die damalige Schulgelehrsamkeit genügte jedoch seinem lebhaften Geist nicht und unsterk irrte er von Ort zu Ort und erregte allenthalben durch seine Wunderkuren Aufsehen. Sein Hauptbestreben war auf die Entdeckung des Steins der Weisen gerichtet. Seine vielen alch-

rechtigt, als die nördlich der Schweiz liegenden Länder strecken bereits durch den Rhein-Rhonekanal eine Verbindung mit dem Mittelmeer besitzen, und als schließlich jenseits einer gewissen Grenze sich der Weg um die Westküste Europas herum immer noch als der allerbilligste erweisen wird. So gewaltig und interessant das Projekt Caminadas deshalb in technischer Beziehung ist, scheint es doch in ökonomischer Hinsicht die nötigen Garantien nicht in vollem Umfang darzubieten.

Dr. Albert Neuburger.

Theophrastus Paracelsus.

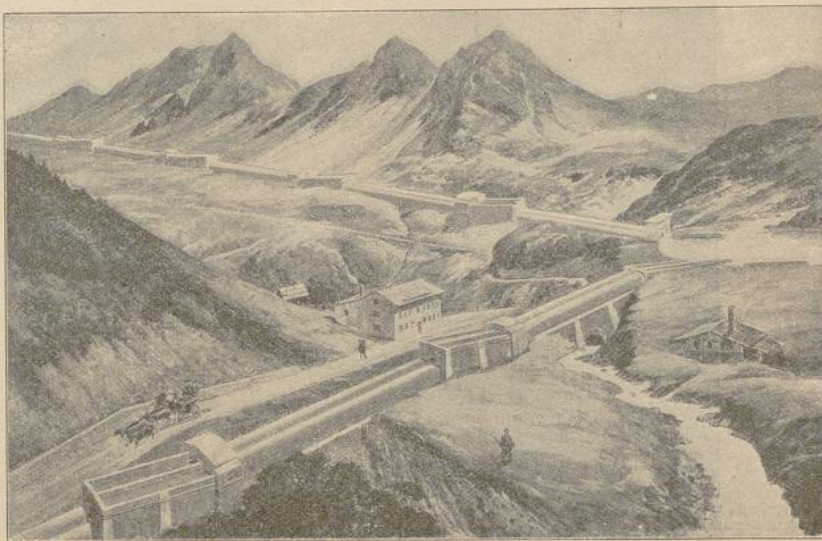
Zu den eigentümlichsten Erscheinungen des ausgehenden



Vom Alpen-Kanalprojekt Caminada: Veranschaulichung des Zweiröhrensystems — im Betriebe. Nach einem von Caminada selbst hergestellten Modell. Phot. Abénicar.

nützlichen Versuche waren jedoch nicht zwecklos, da sie ihm viele äußerst wertvolle Entdeckungen machen ließen. Zwischen 1526 und 1528 schien es, als ob er in Basel seinen Fuß fassen wollte, denn er hielt dort vielbesuchte Vorlesungen über Medizin. Er überwarf sich jedoch mit dem Magistrat und begann wieder sein unstetes und wüßtes Leben, das ihn durch ganz Deutschland führte und in aller Leute Mund brachte. Er starb am 22. September 1541 zu Salzburg. Wahrscheinlich wurde er ermordet. Er wurde im Sebastians-Hospital begraben. Die Wiener Gemäldegalerie besitzt ein sehr interessantes Bild von dem

Gesichtszüge des Paracelsus erscheinen auf dem Bildnis nicht sonderlich sympathisch. Vielmehr zeigen sie die deutlichen Spuren eines wüßten Lebens. Jedenfalls mußte auch schon die äußere Erscheinung des seltsamen Mannes, wenn sie dem Bilde, das wir bringen gleich,

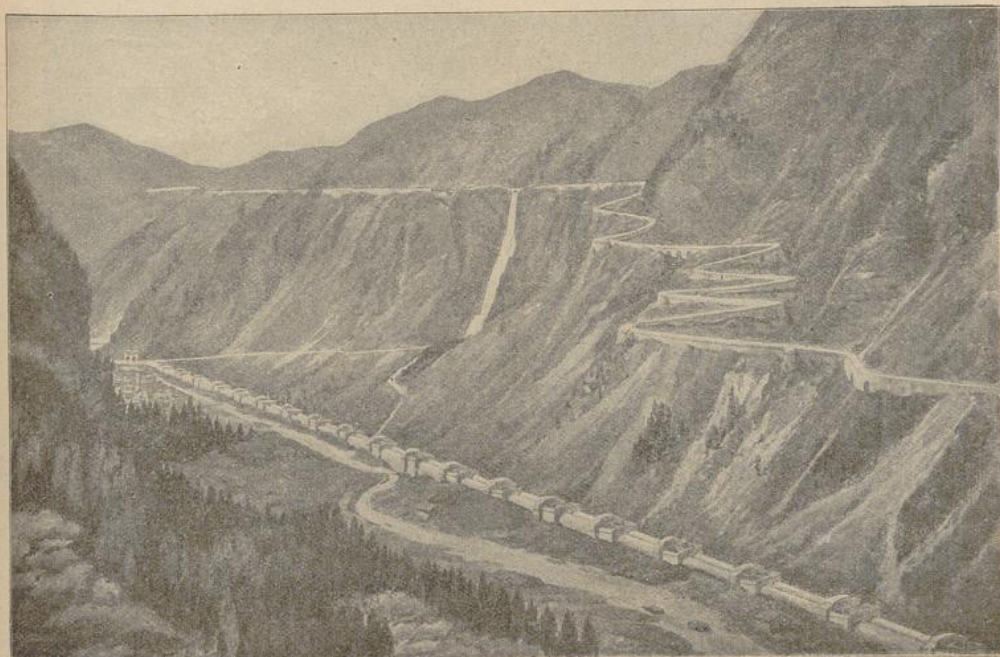


Vom Alpen-Kanalprojekt Caminada: Perspektivische Veranschaulichung einer Gabelung des Kanals mit je zwei Röhren, in einer getreu der Natur im Modell nachgebildeten Alpenlandschaft.

Phot. Abéniaçar.

berühmten Mann. Es stellt ihn in der farbenprächtigen Kavaliersstracht des 16. Jahrhunderts dar, wie er mit seinem Diener eben aus einer feuchtröhlichen Symphonie, die Weinflasche in der Hand, zurückkehrt. In einer Eisenkette hat er einen Affen gebunden, der den Dritten in diesem seltsamen Trifolium bildet. Die

seiner Umgebung aufgefallen sein. In neuester Zeit wendet man den Schriften des Paracelsus wieder mehr Aufmerksamkeit zu. Allerdings sind es weniger seine medizinischen und chemischen, als seine theosophischen Werke, in denen ein reicher Schatz mittelalterl. Geheimlehren, in die er offenbar eingeweiht war, hinterlegt ist.



Vom Alpen-Kanalprojekt: Perspektivische Veranschaulichung eines Stückes der Wasserstraße, bestehend aus zwei Röhren mit entsprechenden Zwischenjammelbecken. Nach Caminadas Entwurf. — Oben links: Caminada selbst. Phot. Abéniaçar.



Theophrastus Paracelsus und ein Zechgenosse.

(Von einem unbekannten Meister Anfang des 17. Jahrhunderts. Im k. k. kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien.)
(Text siehe Seite 164/5.)

Der Affe als Kindsmagd.

In der alten Residenz zu München soll zur Zeit, als daselbst Ludwig der Strenge regierte, eine ganz außerordentliche Begebenheit vorgefallen sein. Ein großer Affe, der klug und manierlich war, durfte ob seiner guten Aufführung in den Räumlichkeiten und Gängen des weitläufigen Gebäudes frei herumlaufen, und weil bekanntlich die Affen eine große Neugierde besitzen, und alles nachzuahmen suchen, was ihr Interesse erregt, kam er eines Tages vor eine Thür, die halb offen stand. Gleich stieg er sie mit seiner Pfote weiter auf und spazierte ins Zimmer hinein. Daselbst lag in einer prächtigen Wiege der kaum ein Jahr alte Prinz und spielte ruhig mit seinen Händchen. Der Pavian schlich hinzu und betrachtete mit sichtlichem Wohlgefallen das kleine Menschenkind. Kaum aber erblickte dieses das über und über behaarte Gesicht und die schwarze, große Nase des einstigen Urwaldbewohners, so erhob es alsbald ein jämmerliches Geschrei. Der Affe, der schon früher von der Kindsmagd, die eben kurz vorher in ähnlicher Weise aus dem Zimmer gegangen war, bemerkt hatte, daß sie in solchen Fällen den kleinen, schreienden Prinzen aus seinem Bettchen herausnahm und auf den Armen wiegte, begann sich keinen Augenblick, sondern faßte das Kind in seine zottigen Arme, begann es förmlich zu schaukeln, auch drückte er es ein paarmal an seine zottige Brust, genau das Gebahren der Kammerfrau, wie er solches öfter gesehen hatte, nachahmend. Im selben Augenblicke kam diese letztere mit verstörtem Gesichte herbeigerannt, einige mit Stöcken bewaffnete Bediente folgten ihr. Der Affe, welcher in seiner Eigenschaft als Kindsmagd keine Lust hatte, eine so unfreundliche Begegnung zu riskieren, ersah mit echt affenartiger Geschwindigkeit den Ausgang durchs Fenster, das bei dem heißen Sommertage unglaublicherweise offenstand. Mit dem linken Arme drückte er den Prinzen, dem mittlerweile vor lauter Schreien Stimme und Atem ausgegangen war, an die Brust, mit dem rechten griff er, sich aufs Gesims des Fensters schwingend, nach der Dachrinne und mit einer Gewandtheit, die dem größten Preisturner Ehre gemacht hätte, hatte er nach wenigen Sekunden das Dach erreicht, dessen Giebel er sofort erkletterte. Dort lagte er sich zunächst auf einem Kamine nieder und begann den Prinzen mit der Sorgfalt einer erfahrenen Kindsmagd zu wiegen und zu schaukeln. Uebereifrige und unüberlegte Leute unten auf dem Hofe meinten, man solle den Affen mittels eines wohlgezielten Pfeilschusses erlegen, oder auch, es solle ein im Klettern gewandter und beherzter Mann durch ein Dachfenster auf den First emporsteigen und den frechen Pavian einfach beim Schwänze fassen und hineinziehen. Das alles waren aber durchaus törichte Pläne, die schon von vornherein, deshalb unausführbar waren, weil sie dem kleinen Prinzen unfehlbar den Tod gebracht hätten. Da sagte ein kluger Mann: laßt uns einfach alle ruhig zurückgehen, daß uns der Affe nimmer sieht, und sich dann von freien Stücken entschließt, herabzu steigen. Wenn das Tier aber fortwährend das Geschrei und Gemäuer hört und fürchten muß, daß es halb zertrümmert wird, dann können wir bis morgen warten und der kleine Prinz ist so gut wie verloren, weil ihn der Affe ohne Zweifel, sobald ihm die Last zuwider wird, auf die Straße herunterwirft. Der Vorschlag des alten Mannes fand allgemeinen Beifall und man hatte es wahrlich nicht zu bereuen, ihn befolgt zu haben. Kaum bemerkte der Affe von seinem lustigen Wohnsitze

aus, daß sich die Leute unten in der Tiefe um ihn und seinen kleinen Pflegling nicht mehr kümmerten, sondern nach allen vier Windrichtungen auseinander gingen, so beeilte er sich, seine Stellung als Kindsmagd wieder niederzulegen und demzufolge den Prinzen dahin zu verbringen, von woher er ihn geholt hatte. Auf demselben halbsbrecherischen Wege stieg der geschwänzte Waldbewohner wieder vom Dache herab, schwang sich mit unglaublicher Gewandtheit von der Dachrinne ins Zimmer und legte das schlummernde Kind fein säuberlich in die Wiege hinein. Welche Belohnung der Affe für seine großartige Leistung nachträglich erhalten habe, wird nicht weiter berichtet; aus Liebesungen aber, Streicheln und Federbissen wird sie vermutlich nicht bestanden haben. („Sfeuranken“.)

Eine treue Magd.

Am 22. März ds. Js. starb in Wien im Alter von 78 Jahren eine brave Dienstmagd, Magdalena Wawronetz, die von ihrem 16. Jahre an bis zu ihrem seligen Tode in einem und demselben Hause diente. Also volle 62 Jahre! Am 7. April 1846 trat sie als Kindermädchen unter sehr bescheidenen Lohnverhältnissen in den Dienst. Neben der treuen Erfüllung ihrer Berufspflichten nahm sie stets freudig Anteil an allen kirchlichen und charitativen Vereinen. Namentlich wendete sie ihr Augenmerk dem Wirken der Trappisten zu, als sie im Jahre 1865 Br. Zacharias Vogt aus Marienwald kennen lernte. Mit Bienenfleiß sammelte Magdalena unter allen Bekannten kleine Beiträge für die Mission Mariannhill, deren Gründer den hochwürdigsten res. Abt Franz Pfanner sie persönlich kannte, auf welche Ehre sie nicht wenig stolz war. Sie entschlief selig im Herrn, versehen mit den hl. Sterbesakramenten am 3. Fastensonntage, 22. März. Ihre letzte Ruhestätte fand sie im Familiengrabe, wo sie an der Seite ihrer Herrschaft der seligen Auferstehung entgegen schlummert.



Glaubensfestigkeit.

Von Franz Eichert.

Wie segne ich die Stunde, licht und klar,
Da ich des Zweifels Stürmemeer entrann
Und wilder Brandung tosender Gefahr.
Wie bin ich glücklich, daß ich glauben kann!

Nun liegt der Erdendinge Wirrniss licht
Und hell vor meiner Seele gläub'gem Schauen,
Und in die granddurchwob'nen Nächte bricht
Ein Strahl herein vom Himmels-Morgengrauen.

Das ist der große Sieger einer Welt,
Der demutsvolle, kindlichreine Glaube;
Das stumme Götzenbild der Zeit zerfällt,
Zertrümmert liegt's vor Gott im Staube.

Und wiederkehrend naht die große Zeit,
Da frommer Glaube Sieg auf Sieg gewann;
Schon braust heran der heiße Höllenstreit;
Wie bin ich glücklich, daß ich glauben kann!

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Kabeltschhofen, Ringingen, Weissenhorn, Scheidegg, Hornberg, Bettmaringen, Bodenmais, Münster i. W., Aachen, Neuf, Erier, Köln, Brand, Bettingen a. D., Rauteuthal, Erbach, Düsselhausen, Gellingen, Lindenbergl, Größbergshausen, Wentaumstadt, Ravensburg, Kofshaupten, Kirchberg, Kofsbach, Waldbittelbrunn, Königshofen a. d. Tauber, Holzheim, Augsburg, Seebach, Würzburg, Grünfeldshausen, Leipferdingen, Eurburg, Obergeffertshausen, Bingenwangen, Rottenburg, Betra.

Dankjagungen

Bettmaringen, Epe, Münster i. W., Aachen, Bonn, Bilsbach, Köln, Duisdorf, Mondfeld, Würzburg, Ginzburg, Kaltentgeben.

Gebetsempfehlungen.

Um Befehrung mehrerer Personen. Um Erlangung der Gesundheit. Um Glück und Segen in Familien. Mehrere Studenten. Mehrere ungeratene Söhne und Töchter. Viele Kranke. Trübsüchtige. Schwermütige. Um Kinderlegen. Glückliche Niederkunft. Glückliche Standeswahl. Gemütskranke. Befehrungen. Schwer betäubte Eltern. Glücklichen Verlauf eines Anwesens. Abwendung großer Verrücknisse. Sinnesänderung. Kranke Priester. Die Oberin eines Klosters mit großem Anliegen. Um zahlreiche brave Studenten. Um Klosterberuf. Gutes Examen. Um gute Beicht. Augenranke. Schüler, die schwer lernen. Glück. Heiraten. Dem Fluchen ergebene. Formtätige. Um guten Ruf eines Jünglings. Ein Familienwarter, der den Angehörigen großen Kummer bereitet. Um gute Lehrer. Um gesunde Wohnung. Guten Hausverkauf. Guten Geschäftsgang. Um passende Lebensgefährtin. Um die frühere Anstellung zu erhalten. Gebörkranke. Um gute Krankenpflegerin. Rückkehr eines Sohnes aus Amerika. Verunglückter Sohn in Amerika.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messebundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

L. Burgart, Lehrer a. D., Köln-Bindenthal. Jakob Münster, Eupen. Dr. A. Hillers, Beien. Kath. Müller, Limburg (Lehn). Sibilla Ulrich, St. Witz. Maria Weyand, Eich. Elise Thoma, Bonn. Elfab. De Lambou, Aachen. F. Schneider, Pfarrer, Floisdorf. Burghardt Slatte, Pfarrer, Mülheim (Möhne). Valentborn, Vilar, Grotelweje. Bernard Widmann, Pfarrer, Darfeld. Dr. Joh. Driejen, Pfarrer, Cleve. Anton Koch, Altenessen. Agnes Matenaers, Worf. Margareta Kriescher, Steinfeld. Anna Altenkamp, Bottrop. Heinrich Gevalier, Schleiden (Eifel). Werfäth, Mülheim (Ruhr). Marg. Kern, Neufes. Ludwig Drost, Saffrau. Laura Klittenberg, Walhorn. Heinrich Jofe, Erier. Johann Hinfenlamp, Effen. Maria Salome Niny, Jrel. August Niny, Jrel. Anton Eeben, Bochum. Anton Altkermann, Grefeld. Lorenz Gurringer, Schwarzenfeld. Anna Winter, Schwarzenfeld. Anna Hilbebrand, Stadtprozelten. August Meyer, Avolesheim. Frau Dr. Walbel, Rempten. Frau Spengler, München. Mathias Trojer, Appolonie Bachmaar. Agnes Lirawitz, Wilhelm Neger, Kanonikus. Theresia Pailer. Katharina N. R. Juliana Ranninger. Theresia Gobajsch. Luise Bledmann. Alois Haibauer. Johann Blant. Katharina Rindig, Sarnenstorf. Fräulein Frei, Wärenlingen. Scherrer, Kaplan, Herrgottswald. Josef Dittli, Altinghausen. Frau Doll, Kappelrobed. Marg. Haedler, Meierhof. Philipp Wolz, Rittershausen. Anton Guismittel, Kanau. Theresia Kipp, Landsberg. Anna Steinberger, Herrnsaal. Franz Josef Neubert, Obergrombach. Wilh. Franz Henrich, Walbstadt. Anton Deller, Domvikar, Augsburg. Josef Schmid, Kaiserhofen. Louise Schmitt, Erstein. Frz. Kav. Köttel, Ginzburg. Wilhelm May, Wollbach. Frau Hug, Ueberlingen. Peter Maier, Hubertshofen. Frau Haas, Steinhausen. Peter Feuerer, Kriens. Rosa Schüle, Wahlberg. Magdal. Fuchs, Passau. Anna Hilbebrand, Mondfeld. Anna Feuerer, Bielenhofen. Kath. Eder, Cham. Christiana Schweizer, Kofsbach. Maria Bieri, Tempelen-Jowa. Adolf Schmid, Wäschendeuren. Eleonora Osolobit, Brunn. Anna Jaspel, Aurozmünster. Anna Bönisch, Karlsruhe, Böhmen. Georg Vongraf, St. Andrea, Kärnten. Juliana Steinbaugger, St. Georgen b. Neumarkt. Herr Stiegelmeier, Bruck a. d. Mur. Valentin Auer, Gleisdorf. Theresia Nemes, Großau bei Brünlich. Katharina Neuhold, Deutschlandsberg. Joh. Ant. Nachbauer, Weiler. Maria Beric, Bischofsat. Johann Moser, Graz. P. Josef R. Riebig, Erzbechant, Politz. Mathias Ebner, Marlan. Pfarrer Alfred Hainisch, Kallmizberg. Anna Maria Birtin, Wadassen. Ww. Gertrud Borjfel, geb. Verhoeven, Gronau. Jakob

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Brülls, Köln. Pfarrer Josef Auserberg, Breiten. Pauline Hügel, Beelen. Kath. Müller, Limburg a. d. Lahn. Frau Bouffard, Kittenhoff. Frau Hauptlehrer Felten, Bagem. Kath. Schröder, Bagem. Johann Böfelen, Ebnshede. Karl Lotter, Effen-Küntenfeld. Anna Lünighaus, Warendorf. Rechtsanwalt Schlachter, Emsheim. Marab Noll, Blerlingen. Elise Urmiller, Erstein. Virgil Kämmer, Blienschweiler. Xaver Köttel, Ginzburg. Maria Barb. Hofmann, Heibingsfeld. Frau Dorfner, Langenbrud. S. Steiner, Langenbrud. Anton Jgel, Augsburg. Eberhard Peters, Barton-Wis. A. Köttel, Cleveland-Ohio. Barbara Beck, Baden-Baden.

Mariannhiller Kalender pro 1909.

Der Kalender ist überaus reich an interessanten Erzählungen und steht auch, was Bilder Schmuck anbelangt, in der vorderen Reihe der katholischen Kalender. Von den vielen Bildern nennen wir nur die der 96 Mitglieder der christlich-sozialen Fraktion im österreich. Abgeordnetenhaus. Von den Erzählungen einzelne Ueberschriften: „Unter Menschenfressern“; „Kurze Geschichte eines langen Gehrockes“; „Afrikanische Mäusejagd“; „Der Hageldoktor“; „Gottverlassen“; „Das große Ingomboco oder Herengericht“; „Im Schneesturm“; „Kochfrau's Lieschen“; „Der Salbator“; „Die Totenkammer“.

Der Kalender ist von den im Bergheim nicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland 50 Pfg., für Oesterreich-Ungarn 60 Heller, für die Schweiz 65 cts., für Amerika 20 cents.

Hilfs-Missionär der Trappisten-Mission Mariannhill ist jede Person, welche den Mariannhiller Kalender pro 1909 verbreitet, weil der Reingewinn zur Ausbreitung des heiligen Glaubens unter den heidnischen Kaffern bestimmt ist. Die Verbreiter unseres Mariannhill-Kalenders nehmen als Wohltäter unserer Mission Anteil an den zwei, oft drei hl. Messen, welche in der Abteikirche zu Mariannhill täglich für die Wohltäter gelesen werden.

Ende September oder Anfangs Oktober reisen wieder Postulanten in unser Missionskloster nach Afrika. Die Aufnahme-Bedingungen finden sich im Vergiftmeinnicht Nr. 2 Jahrgang 1907 und muß die Anmeldung bei der Missionsvertretung geschehen. Zwei Priester gehen auch mit als Postulanten.

Jubiläums-Festschrift.

Wir machen auf die im Verlage von B. Herder, Freiburg i. Br., erschienene Festschrift zum 25jährigen Jubiläum der Gründung des Trappisten-Missionsklosters Mariannhill, welches Ende Dezember gefeiert wurde, aufmerksam. Das Buch ist auf das prächtigste ausgestattet, sehr reich illustriert, und eignet sich ganz besonders zu Geschenken, ist auch von unseren Missionsvertretungen zu beziehen zum Preise von Mf. 4.50 = Kr. 5.40 = Fr. 6.—.

NB. Der Reinertrag ist für die Mission bestimmt.

Vergißmennicht.

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrica.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.

Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.



26. Jahrgang.
Nr. 8

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.
Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohltätern wird
das Vergißmennicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmennicht
geschehen am ein-
schlichsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Köln a. Rh.
August 1908

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmennicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmennicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Christliches Kaffernmädchen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Der Großmutter Segen.

Peter Joseph Belte.

Als ich ein Kind noch war,
Wann ich zur Ruhe ging,
Ich trat zur Großmama,
Die mich so lieb umfing.

Ich blidt' in's treue Aug':
„Großmutter, segne mich!“
Sie legt' die Hand auf's Haupt:
„Der Herr behüte dich!“

Einmal hab' ich umjohnt
Des Segens lang geharrt. —
Da war das Auge tot,
Die Hand, sie war erstarrt.

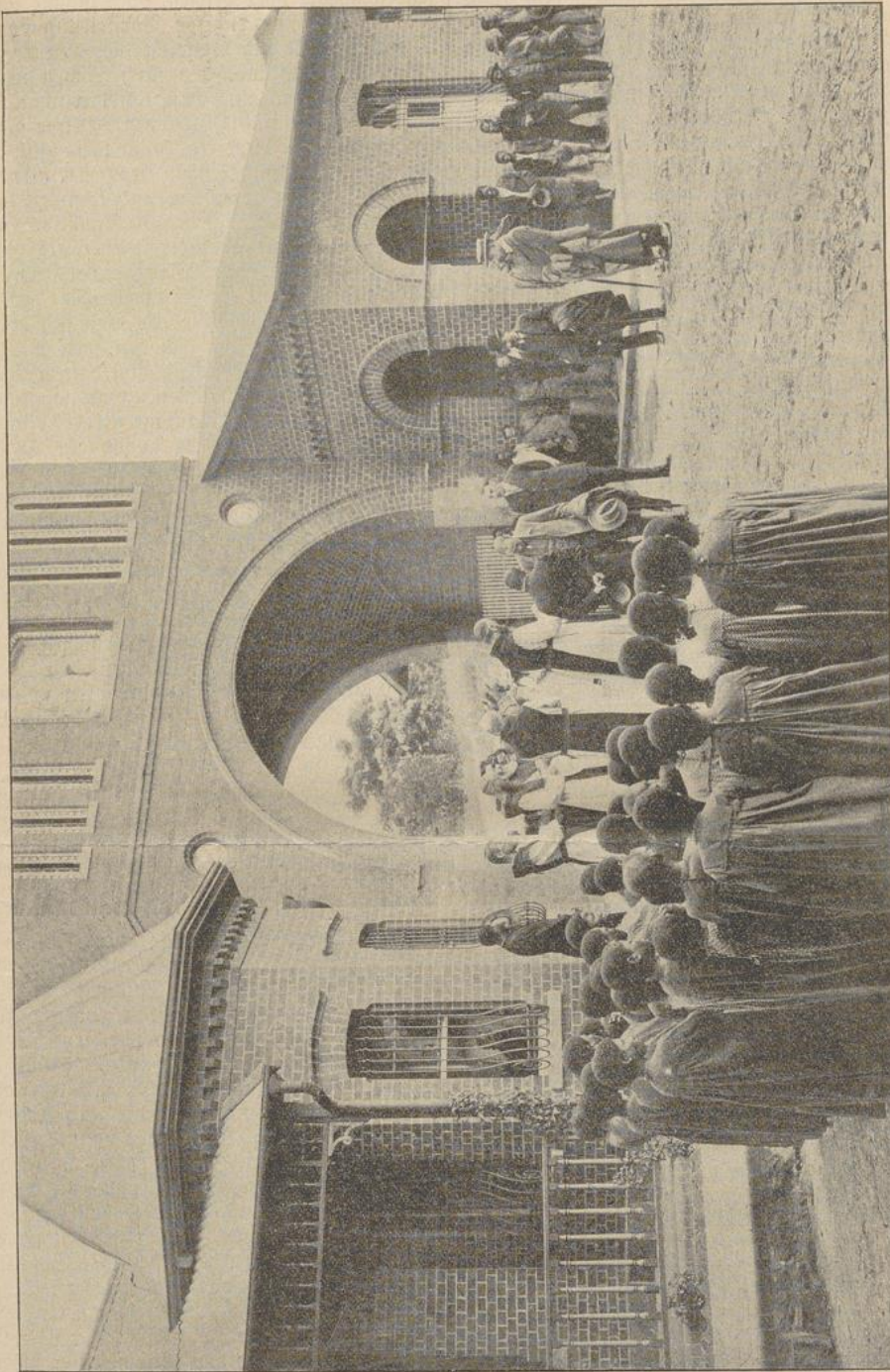
Viel Jahre sind entflohn,
Doch nie verging ein Tag,
Daß nicht ihr Segenswort
Mir in der Seele lag.

Ich stelle mich im Geiße
Abendlich noch hin
Und fühle jederzeit,
Daß ich gesegnet bin.

Hoher Besuch.

Mariannhill. — Am 2. April l. Js. besuchte der neue Gouverneur von Natal unser Mutterhaus Mariannhill mit seinem Besuch. Tags zuvor war der Hochw. Herr Bischof Dr. Heinrich Delalle O. M. J., der den hohen Beamten ebenfalls zu sprechen wünschte, hier eingetroffen. Gegen 9 Uhr vormittags versammelten sich mehrere unserer Patres und Brüder mit dem Hochw. Herrn Bischof an der Spitze vor der neuen Pforte, wo sich bereits außer unseren Schulkindern eine große Zahl der auf unserer Farm wohnenden Christen eingefunden hatte. Vom Portale wehten Flaggen, und auch die Schulknaben waren mit einer Menge bunter Fähnchen ausgerüstet, die sie lustig im Winde spielen ließen. Um 1/2 10 Uhr traf der Gouverneur mit mehreren Begleitern hier ein. Mgr. Delalle stellte ihm die einzelnen Beamten des Klosters vor, worauf Rev. P. Baldwin eine von unseren Brüdern kunstvoll ausgestattete Adresse verlas. Es war darin namentlich betont, daß Mariannhill die Erfolge, die es während seines 25jährigen Bestehens errungen, in erster Linie seinem Prinzip: „Ora et labora, bete und arbeite“, zu verdanken habe. Der Gouverneur, der in seinem ganzen Auftreten ein äußerst einfaches und schlichtes Wesen bekundete, erklärte, er habe schon so viel von Mariannhill gehört, es freue ihn aufrichtig, daß er nun Gelegenheit habe, es persönlich kennen zu lernen, und auch er billige und akzeptiere unser Motto: „Ora et labora.“ Nun sangen die Schulkinder mit ihren frischen, hellen Stimmen ein passendes Lied, worauf sich als Vertreter der hiesigen schwarzen Männerwelt Johannes Bumbo zum Worte meldete. (Josef Pattwa, der alte kaffrische Bürgermeister, der bei solchen Anlässen immer den Wortführer zu machen pflegte, war gerade in Trauer, da am gleichen Tag seine Frau begraben wurde.) Rev. P. Bruno übersetzte die kaffrische Rede sofort ins Englische. Sie ließ an Originalität und biederer Offenherzigkeit nichts zu wünschen übrig: die Hauptgedanken waren etwa folgende: „Mosi, es freut uns sehr, daß du heute zu uns gekommen bist und wir danken dir dafür von ganzem Herzen! Wir haben überhaupt gar vieles den weißen Männern zu verdanken; sie brachten uns den wahren Glauben, unterrichteten uns in ihren Schulen und lehrten uns viele nützliche Dinge. Doch wir haben auch Grund zu Klagen. Wenn wir z. B. an die engli-

sehen Gerichtshöfe kommen, wir, die wir keine nackten, unwissenden Heiden mehr sind, sondern anständige und wohl unterrichtete Christen, so behandeln uns manche Schreiber und sonstige untergeordnete Beamte mit großer Wegwerfung und Verachtung. Wahrlich, mancher aus uns hätte Kenntnisse genug, selber solch' einen Posten bei Gericht zu versehen, doch daran ist nicht zu denken, wollen doch in den englischen Städten nicht einmal die weißen Handwerker es dulden, daß ein Zulu, und sei er in seinem Geschäft noch so tüchtig, mit ihnen und neben ihnen arbeite. Eine andere indaba (Angelegenheit) ist die: Seit mehr als einem Jahre herrscht eine neue Viechseuche im Land. Die Regierung hat gegen geringen Entgelt all' unser Vieh hinweggetrieben und geschlachtet. Hoffentlich wird die Krankheit bald vorüber sein; dürfen wir dann aber auch erwarten, daß die Regierung wieder Vieh in's Land schafft und uns zum Kauf anbietet, und zwar um denselben geringen Preis, den wir jetzt dafür erhielten? In unseren Gärten und Feldern richtet das Wild, namentlich die Affen, großen Schaden an; oft ernten wir kaum die Ausfaat. Nun ist aber uns Schwarzen die Jagd verboten. Die Regierung hat sogar für einzelnes Wild eine eigene Schonzeit eingeführt; ja, das hat sie getan, und nicht einmal der Weiße darf während dieser Zeit ein solches Tier erlegen. Uns aber wäre es lieber gewesen, sie hätte diesen Tieren zugleich die Mäuler verbunden, damit sie uns nicht mehr schaden könnten. — Früher hat die Regierung gesagt: Der Schwarze, der sich statt seiner dunkeln, rauchgeschwärzten Hütte mit dem kleinen Schlupfloch ein anständiges Haus mit Türe und Fenstern baut, ist frei von der Hüttetaxe. Die meisten von uns haben auf dieses hin unter vielen Kosten nach europäischem Muster neue Wohnungen gebaut und haben sie mit Tischen, Stühlen, Betten usw. gut eingerichtet. Doch jetzt kommt die Regierung und fordert die Poll-Tax (Kopfsteuer) ein, die von allen ohne Ausnahme zu entrichten ist.“ In diesem Tone sprach der berebte Zulu gegen 20 Minuten lang, denn der Schwarze liebt eine breite, bilderreiche Sprache, dazu mußte die Rede, wie schon bemerkt, Punkt für Punkt ins Englische übersetzt werden. Der Gouverneur hörte ihm übrigens mit großem Interesse zu und machte sich zuletzt verschiedene Notizen, wie es überhaupt seine Gewohnheit ist, alle seine Visitationen in ganz Natal und Zululand mit



Empfang Sr. Exz. des Gouverneurs von Natal an der Klosterpforte von Mariannhill.

P. Valbuit verliest die Worte, aufknüpfend an die Worte, welche über dem Eingange der Pforte zu lesen sind: „Ora et labora“. Das sei die Devise des Trappisten-Ordens, gemäß welcher auch die vielen hundert Schulkinder zu gottesfürchtigen, nützlichen und loyalen Bürgern herangezogen würden.

dem Notizbuch in der Hand zu machen. Zum Schluß sangen die Schulkinder die englische National-Hymne, die von allen Anwesenden entblößten Hauptes mitangehört wurde, es folgte von den anwesenden Zulus noch ein donnerndes „Bayete“, dann fuhr der Gouverneur mit seiner Begleitung dem Schwestern-Konvente zu. Hier wurden die einzelnen Etablissements in Augenschein genommen. Besonders Interesse erregten die von den Schwestern hergestellten kirchlichen Paramente und eine feine, äußerst kunstvolle Stickerie.

Auch die Näh- und Klöppelarbeiten, die Stickerien, die Korb- und Palmenflechterien der Mädchen fanden volle Anerkennung, nicht minder die Leistungen der aus der Schule bereits entlassenen größeren Mädchen, die an 70—80 Nähmaschinen ausschließlich mit der Herstellung von Kleidern für die in Johannesburg arbeitenden Chinesen beschäftigt sind. Die Mehrzahl dieser Mädchen wohnt und schläft im elterlichen Heim und kommt nur unter Tags ins sogenannte Marienhaus zur Näharbeit, die ihnen einen nicht unbeträcht-

lichen Gewinn abwirft. Meisterinnen in ihrem Fach stellen sich auf 30 Schilling und darüber im Monat, Anfängerinnen erhalten ungefähr die Hälfte. Im Laufe des letzten Jahres wurde für diesen Arbeitszweig ein eigener größerer Bau in Angriff genommen, der in wenigen Wochen seiner Vollendung entgegensteht. Vom Schwesternkonvent ging es zur Mühle. Man besichtigte daselbst die hübsche Herz Jesuskirche, die Seberei, Druckerei und Buchbinderei, die Mahl- und Sägemühle, den schönen, großen Gemüsegarten usw. und kehrte sodann zum frugalen Mittagstisch in die Gasträume des Schwesternkonventes zurück. Im Laufe des Nachmittags wurde die im Bau begriffene St. Josefskirche besucht. Sie ist für den ausschließlichen Gebrauch der schwarzen Neuchristen bestimmt, liegt zwischen dem Trappistenkloster und Schwesternkonvent auf einer sonnigen Anhöhe mit prächtigem Ausblick und ist nun seit Neujahr unter Dach. Immerhin jedoch dürfte bis zum Ausbau der beiden Türme und der vollen Herstellung der inneren Ausstattung noch ein Jahrzehnt vergehen. Da der Gouverneur noch am gleichen Abend nach Durban zurückkehren wollte, war die Zeit gemessen und konnte deshalb das eigentliche Trappistenkloster mit seinen verschiedenen Werkstätten usw. nur flüchtig wie im Durchgehen besichtigt werden. Da er selbst ein vorzüglich geschulter Ingenieur ist, schenkte er sein Hauptaugenmerk überall den mannigfachen Bauten und Maschinen. Besonders gefiel ihm die Turbine, welche Kloster und Konvent mit dem nötigen Wasser versieht. Das Wasser wird zunächst gegen 300 Fuß hoch auf einen Berg in ein großes Reservoir gepumpt und von hier aus in die verschiedenen Räume, Werkstätten und Gartenanlagen usw. geleitet. Von da ging es zur Ziegelei, wo Br. Servulus, ein Autodidakt, sich nebenbei auch mit der Herstellung zierlicher Töpferarbeiten beschäftigt und außerdem eine automatische Ziegel-Zählmaschine hergestellt hat. Es folgte noch ein Gang durch die einzelnen Werkstätten, wie die Schmiede, Wagnerei, Schreinerei, die Gerberei und Schuhmacherei usw. In der Baukassenerie des Br. Rivard, der überhaupt auf dem ganzen Weg den Cicerone machte, nahm ihn allein die Besichtigung der zahlreichen fürs Mutterhaus Mariannhill und sämtliche Stationen hergestellten Baupläne eine volle halbe Stunde in Anspruch. Im benachbarten photographischen Atelier wurde schnell eine hübsche Aufnahme gemacht, dann ging es in Eile durchs Klosterquadrat, das Refektorium, den Kapitelsaal, in's Krankenhaus, die Knabenschule usw. usw. Zum Schluß sagte der Gouverneur: „Jetzt weiß ich einmal, wie viel Schönes und Interessantes in Mariannhill zu sehen ist. Heute muß ich mich mit einem flüchtigen Rundgang begnügen, bei einem längeren zweiten Besuche aber will ich mir alles mit Muße ansehen!“ Der hohe Herr hatte durch sein einfaches, schlichtes Wesen und seine treffenden Bemerkungen, die ein hohes fachmännisches Wissen bekundeten, die Herzen aller gewonnen. Auch in Durban war er voll des Lobes über Mariannhill, und als wir ihm einige Tage später verschiedene photographische Aufnahmen zuschickten, beehrte er uns eigenhändig mit einem sehr gnädigen und ehrenvollen Schreiben.

Grasfeuer in Südafrika.

Von Br. Tiburtius, O. C. R.

Mariannhill. — Gewiß haben unsere gelehrten Leser schon manches von den afrikanischen Gras-

feuern gehört oder gelesen, doch möchte ich bezweifeln, ob sich alle eine richtige Vorstellung davon machen. Mancher denkt sich vielleicht diese Grasfeuer in einer ungeheuren Wildnis, wo noch Löwen und Tiger ihre Unwesen treiben und von landwirtschaftlicher Kultur weit und breit nichts zu sehen ist, wie dies zum Teil in den Prärien Amerikas auch tatsächlich der Fall ist. In solcher Wildnis können Grasfeuer allerdings keinen großen Schaden anrichten, und kommen dabei auch so und so viele Schlangen und Raubtiere um's Leben, so ist das für die Menschheit eher als Gewinn, denn als Verlust anzusehen. Ganz anders aber ist dies in Südafrika, speziell in Natal, der Fall, wo schon das ganze Land bevölkert ist und sich eine Farm an die andere reiht. Der Schaden, den hierzulande beinahe alljährlich unvorsichtig angelegte oder schlecht überwachte Grasbrände anrichten, ist ein ganz enormer. Hier brennt eine große Waldanlage nieder, dort ein blühender Obstgarten; wo kurz zuvor ein üppiges Maisfeld das Auge entzückte, sehen wir zwischen vertrockneten Stengeln die gerösteten Maiskolben am Boden liegen. Die Zäune, welche in gewaltigen Dimensionen die Farm umgrenzen, sind niedergebrannt, mächtige Hühnerhaufen sagen uns, daß an der gleichen Stelle kurz zuvor ein prächtiger Henhaufen gestanden, kurz überall begegnet uns das ernste, trostlose Bild des Todes und der Verwüstung. Am schrecklichsten aber ist es, wenn bei solchen Grasbränden, wie das leider auch vorkommt, ganze Herden von Schafen und Ziegen ein Raub der Flammen werden, oder wenn gar Menschenleben dabei zu beklagen sind. Unerhört ist letzteres keineswegs, so sind z. B. erst vor wenigen Jahren in der Gegend von Kewlaer bei einem solchen Grasbrand, der sich viele Meilen weit ausdehnte und verschiedene Kafferkrauts einäscherte, gegen 20 Schwarze, namentlich Frauen und Kinder, ums Leben gekommen. Das beste Mittel, um solchen Unglücksfällen tunlichst vorzubeugen, besteht im Brennen sogenannter Feuerlinien. Welche Bewandnis hat es nun damit? Zunächst, wann werden sie angelegt? In der Regel schon kurz nach der eigentlichen Sommer- oder Regenzeit, sobald die Feldfrüchte eingeheimt oder wenigstens reif sind. Denn jetzt beginnt die kalte, trockene Winterzeit, und das Gras verliert seine frische, grüne Farbe und wird infolge der kalten Nächte und der unter Tags herrschenden Hitze immer mürber und trockener. Dazu hat um diese Zeit der Grasboden noch die nötige Feuchtigkeit, um darin mit einem guten Pflug die nötigen Furchen ziehen zu können. Denn eine wohlangelegte Feuerlinie wird zunächst rechts und links durch ein paar Furchen markiert. Diese Furchen werden in der Regel an den Grenzen der Farm den einzelnen Drachenzäunen entlang gezogen, und ihre Herstellung ist meist mit großer Mühe verbunden; denn da geht es bei großen Farmen oft meilenweit hier auf hartem, steinigem Boden, steil bergauf, nach einer Weile ebenso steil in eine tiefe Schlucht hinab, dort über einen Sumpf, und an dritter und vierter Stelle über einen Bach oder einen Graben usw. Zuweilen mußte ich dabei schon 16 Ochsen an einen einzigen Pflug spannen. Selbstverständlich müssen auch die dabei verwendeten Pflüge äußerst solid und stark sein; Wendepflüge haben überdies den Vorteil, daß man sie nach Belieben stellen kann. Man pflügt gewöhnlich der Fenze entlang, damit beim wirklichen Grasbrand das Feuer den galvanisierten Drähten und den noch vielfach hiezu verwendeten Holzpfeilen nicht schade. Die eine Furche geht, wie gesagt,



Beauch Sr. Exz. des Gouverneurs von Natal (sitzt rechts von Bischof Delalle) in Mariannhill.

Der neue Gouverneur ist Jude, war früher Gouverneur in Hongkong und soll ein tüchtiger, energischer Mann sein. Das Hauptinteresse bei seinem offiziellen Besuche am 2. April dieses Jahres widmete er den Bauten und Ingenieuranlagen des Dr. Mowat, dem er für seine Leistungen seine besondere Anerkennung zollte. Er versprach seinen Besuch später privatim zu wiederholen, um alles genauer in Augenschein zu nehmen, und gestand, nie solche Leistungen in einer Mission gesehen zu haben. Er hatte natürlich die äußeren technischen und wirtschaftlichen Leistungen im Auge, die ihm als Royal Engineer am meisten auffielen.

der Fenz entlang, die zweite läuft ihr parallel, der dazwischen liegende Streifen ist von verschiedener Breite und differiert je nach den Umständen zwischen 15 und 100 Yard oder englischen Ellen. Ist dann das Gras genügend trocken, so wird an einem schönen, windstillen Tag dieser Grasstreifen ausgebrannt und somit die eigentliche Feuerlinie, welche gegen ungewollte Grasbrände den nötigen Schutz gewähren soll, hergestellt. Auch dieses Brennen der Feuerlinien ist mit mancherlei Mühen und Gefahren verbunden. Die dabei

zu beobachtende Methode ist folgende: Mehrere starke, gewandte Männer begeben sich zusammen ans Werk. Jeder von ihnen ist mit einem nassen Sack bewaffnet, um damit ein eventuelles Schadensfeuer rasch auslöschen zu können; auch die an der Küste wachsenden Palmzweige leisten dabei gute Dienste, während grüne Baumzweige weniger zu empfehlen sind, weil die Blätter in der Nähe des Feuers schnell dürr werden und abfallen. Nun wird von zwei dazu bestimmten Burschen mit dürrm Gras oder eigens dazu konstruierten Petro-

leumlampen an jeder Seite hart der gezogenen Furche entlang Feuer angezündet. Hinter ihnen stehen auf jeder Seite ein paar Männer und geben mit ihren Palmzweigen oder nassen Säcken in der Hand genau acht, daß das Feuer nicht über die Furche kommt. Sind die Furchen gut gepflegt, so können die beiden erstgenannten Burichen bei ruhigem, windstillen Wetter rasch voranmachen. Lassen jedoch die Furchen zu wünschen übrig, oder erhebt sich gar, was hierzulande oft der Fall ist, plötzlich ein Wind, so heißt es mit der größten Vorsicht vorangehen, zumal, wenn man neben Waldbpflanzungen, Obstgärten, Zuckerröhrenfeldern usw. vorbeikommt, wo viel altes Gras oder sonstiger Brennstoff vorhanden ist. Springt hier das Feuer über die Linie und tritt ihm kein natürliches Hindernis wie ein Fluß, eine Straße, ein gepflegtes Ackerfeld usw. entgegen, so hält es ganz unglaublich schwer, dem entseßelten Element Einhalt zu gebieten. Da heißt es dann buchstäblich mitten ins Feuer hineingehen und sich stundenlang wehren aus Leibeskraft. Das Lästigste dabei ist neben der kolossalen Hitze der heiße Rauch, der das Atmen und das Deffnen der Augen beinahe unmöglich macht. Schuhwerk, Kleider, Bart und Augenbrauen werden dabei hart mitgenommen, und wenn ich jemals Leute ganz erschöpft liegen sah, so daß sie vor Ermattung kaum mehr ein Glied rühren konnten, so war es nach dem Grasbrennen. Die Sache ist übrigens eine Mühe und Anstrengung wert, denn hat der Farmer seine Feuerlinien gut gebrannt, so ist er gegen Außenfeuer so ziemlich sicher und kann er ruhig dem Winter entgegensehen. Kommt dann die Zeit heran, daß man bald auf die ersten Frühlingsregen rechnen darf, was hierzulande im Juli und August der Fall ist, so beginnt erst das eigentliche Grasbrennen. Nun kann man Tag für Tag bald da, bald dort mächtige Rauchwolken aufsteigen sehen, und des Nachts sind die Berge mit langen, zergentartigen Feuerstreifen bedeckt, was oft einen zauberhaft schönen Anblick gewährt; auch hört man das Prasseln und Knistern der an dem dichten, oft mannhohen Gras emporzüngelnden Feuerflammen große Strecken weit; und wenn aus einem fernen, dem Auge unsichtbaren Berg ein Grasbrand ist, so gibt es zur Nachtzeit in dem darüber stehenden Gewölke einen vibrierenden Widerchein, der einem beständigen Blitzen und Wetterleuchten täuschend ähnlich sieht. Sind die Feuerlinien gut gebrannt, dann ist es eine Leichtigkeit, ein Stück Grasland abzubrennen. Man wählt dazu einen schönen, warmen Tag, zündet das trockene, durch und durch abgestorbene Gras auf einigen Seiten an, und schon nach wenigen Stunden ist die ganze Fläche mit einer dichten, schwarzen Aschenschichte bedeckt. Am liebsten hat man es, wenn bald nach dem Brennen etwas Regen fällt, der die Asche gut in den Boden hineinwäscht; denn bei trockenem, windigem Wetter wird sie nicht selten nach allen Himmelsrichtungen verjagt. Man sollte glauben, der Schwarze würde, nachdem er einmal beim Weißen die Feuerlinien gesehen und deren Nützlichkeit erkannt hat, sofort die gleiche Methode annehmen. Doch dem ist leider nicht so. Er bleibt beim alten Schlandrian und macht es genau so, wie es seine Väter und Urgroßväter seit unvordenklichen Zeiten gemacht haben. Da wird einfach, ohne viel Rücksicht auf Wind und Wetter, irgend ein Stück Grasland angezündet und alles übrige dem reinen Zufall überlassen, höchstens daß er rings um seinen Kraal einen Streifen Land vom Graze frei hält, damit ihm

nicht die Hütte überm Kopf abbrennt. Kein Wunder also, daß bei solchem Vorgehen unter Umständen meilenweit alles niederbrennt, was dem Feuer in den Weg kommt, und daß man nachher das Vieh halbe Tageweise weit treiben muß, bis es wieder die nötige Weide findet. Dazu kommt noch die sonstige Unvorsichtigkeit und Gleichgültigkeit des Kaffern. Es fällt ihm gar nicht ein, glühende Kohlen oder halbverbrannte Asche, die er ins Freie wirft, vollends auszulöschen, sorglos wirft er ein brennendes Zündhölzchen oder einen glimmenden Zigarrenstummel weg, wo er gerade geht und steht, oder macht als Fuhrmann bei seiner Haltsstelle, die er mit Vorliebe auf einem guten Weideplatz ausschlägt, sein Feuerchen an und sucht sich seinen Pallsch unbefürchtet darum, daß in nächster Nähe viel dürres Gras oder sonstiger gefährlicher Brennstoff zu finden ist. Ein besorgter Farmer hält daher namentlich zu gewissen Zeiten, wenn die Grasbrände besonders häufig sind, seine Augen offen, und sieht er irgendwo eine Rauchwolke aufsteigen, sei es bei Tag oder Nacht, so schaut er sofort an Ort und Stelle nach, bis er sich vergewissert hat, daß seinem Heim kein Schaden droht. Eine abgebrannte Grasfläche bietet, zumal bei großer Ausdehnung, einen trostlosen Anblick dar, so daß man sich kaum etwas Deberes und Traurigeres denken kann, als so ein schwarzbraunes, riesiges Leichenfeld, auf dem auch nicht ein einziges grünes Ständchen oder Gräschen mehr zu finden ist. Doch sieht, schon nach kurzer Zeit ändert sich das Bild. Das Grasfeuer übt, was früher bestritten wurde, jetzt aber allgemein anerkannt wird, auf das Wachstum des jungen Grases eine reizende Wirkung aus, und schon nach wenigen Wochen verwandelt sich zur großen Freude des Farmers das düstere Schwarz in frisches, saftiges Grün, denn der lange, trockene Winter mit dem dürren, abgestorbenen Gras nimmt das Vieh gewaltig mit, und bei Schafen kommt es nicht selten vor, daß sie gegen Ende der Winterszeit aus Mangel an Futter zu Hunderten krepieren. Nun dürfte aber mancher unserer Leser die Frage aufwerfen: Weshalb denn eigentlich das Gras brennen? Könnte man es nicht besser als Streu verwenden oder es wenigstens ruhig verwittern lassen, damit es dem sandigen, humusarmen Boden, über den man so häufig klagt, aufhelfe; denn beim Verbrennungsprozeß gehen doch viele, dem Boden sehr wertvolle Stoffe verloren. Mit solchen Ideen kam auch ich, wie die meisten hiesigen Kolonisten, nach Südafrika, doch die Erfahrung belehrte mich eines Besseren. Das Gras einfach verwittern lassen, geht nicht an, denn das hiesige Gras ist so hart und zäh, daß es bei den trockenen, regenlosen Wintern, wie man sie hier hat, nur verhältnismäßig wenig verwittert. Kommt im nächsten Frühjahr das junge, frische Gras hervor, so ist das ganze Weideland noch derart vom alten, langen und aufrechtstehenden Graswuchs bedeckt, daß das junge kaum emporkommen und von dem darauf weidenden Vieh nicht ohne das alte verzehrt werden kann. Das Vieh will aber von dem alten, krafft- und saftlosen Gras durchaus nichts wissen; nur am Morgen, wenn gerade frischer Tau darauf liegt, oder bei Regenwetter, wenn es weich geworden, läßt es sich herbei, auf solcher Weide zu fressen. Ferner nimmt das Ungeziefer, namentlich die so lästige Zecke, im alten Gras so überhand, daß die Vernichtung des Grases eine absolute Notwendigkeit ist. Für Streu ist hier wenig Bedürfnis, weil Stallfütterung eine seltene Ausnahme ist; dazu ist das Abmähen des Grases mit vielen Schwere-

rigkeiten verbunden. Das Land ist meist uneben und steinig, teilweise auch mit Gestrüpp bewachsen, das Gras selbst aber so hart, daß die besten Mähmaschinen, die man importierte, nur kurze Zeit aushalten. Seit einigen Jahren hat man angefangen, eine gewisse Sorte australischen Grases dahier zu pflanzen, das, wie es scheint, viele Vorzüge in sich vereinigt, denn es bleibt Winter und Sommer hindurch grün und widersteht in hohem Grade der Hitze und Trockenheit. Es sind bis jetzt von verschiedenen südafrikanischen Farmern beträchtliche Strecken damit angepflanzt worden und man macht sich Hoffnung, daß es mit der Zeit alle unsere Weidegründe bedecken wird. Der Name dieses Grases ist *Paspalum dilatatum*.

Eine Sonnenblume. (Von Schw. Engelberta.)

Die Sonnenblume liebt das Licht,
Sie will sich stets zur Sonne drehen.
So mußt du Gottes Angesicht,
Willst du nicht irren, auch ansehen.

Ezenstochau. — Schon wiederholt habe ich unsere Mission mit einem Garten verglichen, woselbst in friedlichem Verein Blumen mannigfacher Art neben einander duften und blühen. Heute möchte ich von unserer Viktoria erzählen, einem der ältesten, aber auch reuesten Mädchen des Marienhauses. Sie erinnert mich in ihrem ganzen Wesen an die starke, hochaufstrebende Sonnenblume, die mit ihrem großen, flammenden Auge uns wie mahnend anschaut, und die sich vom Morgen bis zum Abend stets der Sonne zukehrt. So blieb auch Viktoria seit dem Tag ihrer hl. Taufe ihrem Gott und Heiland treu, verachtete das Irdische und strebte allein nach dem Himmlischen und Ewigen.

Ihre Heimat ist drunten am stillen Illovu, nicht allzu weit von unserer jetzigen Missionsstation Maria Tsiwedeln entfernt. Der ganze Kraal, Vater, Mutter und Geschwister, waren natürlich heidnisch geunnt. Was wußten sie vom Christentum? Nur hie und da drang aus einer benachbarten protestantischen Mission die Kunde von einer neuen Religion zu ihnen; allein wie sollten sie einen Glauben lieben, den sie nur im Zerbild kennen lernten und der überdies von den ihnen so verhassten Weißen kam?

Später hörten sie von der Schule und Mission, welche die Trappisten drunten am Umschlatuzan eröffnet hatten. Man erzählte darüber weit und breit so viel Schönes und Gutes, daß sich zuerst eine jüngere Schwester unserer Viktoria heimlich aufmachte und ohne Wissen ihrer Eltern nach Mariannhill in die Schule ging. Zwei Jahre später (1890) folgte ihr Viktoria, welche damals noch Romatscholoischolo (kleiner Nase) hieß, ihrem Beispiele. Beide Mädchen waren von auffallend hohem, kräftigen Wuchs und galten in den Augen der Rassen als Schönheiten ersten Ranges; die jüngere mochte damals 17, Romatscholoischolo 19 Jahre zählen. Ihr Vater, ein Unterhändler, hielt in seinem starkbevölkerten Kraal strenge Zucht und genoß unter seinen Stammesgenossen bedeutendes Ansehen. Er war von Natur gut und edel gesinnt, doch das Christentum war ihm allzu fremd, als daß es irgendwelchen Eindruck auf ihn hätte üben können. Viel schlimmer waren die älteren Brüder der beiden Mädchen gesinnt; sie standen der Mission geradezu feindlich gegenüber und versuchten alles, um ihre Schwestern zur Rückkehr in den heidnischen Kraal zu bewegen. Als sich letztere in der Mariannhiller Schule vor deren Nachstellungen nicht mehr sicher fühlten, gingen sie nach der gegen 100

englische Meilen von Mariannhill entfernten Trappistenmission Ezenstochau, woselbst sie auch bis zur Stunde noch weilen. Agnes, die jüngere Schwester, ist seit einiger Zeit verheiratet, Viktoria aber weilt trotz ihrer 36 Jahre noch immer im Marienhaus, und wird, soweit es von ihr abhängt, auch noch lange dort bleiben. Doch wir wollen dem Gang unserer Erzählung nicht vorgreifen.

Vom ersten Tag ihres Eintrittes an betrug sich Romatscholoischolo, wie sie damals noch hieß, geradezu musterhaft. Das gute Kind lechzte förmlich nach den Heilswahrheiten der christlichen Religion, und oft schimmerten während des Unterrichtes ihre Augen in Tränen. Nie werde ich vergessen, welchen Eindruck namentlich die Erzählung vom bitteren Leiden und Sterben Jesu auf das empfängliche Herz dieses guten Kindes machte. Die heißen Tränen liefen ihr über die Wangen, als ich ein Bild, Jesus an der Geißelsäule darstellend, in der Schule vorzeigte. Obgleich noch nicht getauft, betete doch dieses brave Mädchen mehr als die meisten Christen. Wenn sich die übrigen Kinder am Abend schon längst dem Schlafe überließen, kniete Romatscholoischolo noch lange in ihrem Bette und betete mit großer Andacht den hl. Rosenkranz. Am Morgen aber stand sie jeden Tag mit den Trappistenbrüdern um 3 Uhr auf, begab sich in die Kirche und verweilte da Stunde um Stunde vor dem Tabernakel, bis die letzte hl. Messe vollendet war und die Glocke zur Arbeit rief.

Endlich, am hochheiligen Pfingstfest 1894, schlug für sie die heißersehnte Stunde, da sie in der hl. Taufe zum Kinde Gottes umgewandelt wurde. Wohl keines von all unseren Täuflingen folgte den schönen, bedeutungsvollen Zeremonien mit solchem Verständnis wie unsere Viktoria. Sie war nach dem hochheiligen Akte so übergelöst von Glück und Freude, daß sie buchstäblich auf Speise und Trank vergaß, und daß keine Feder im Stande ist, ihren Seelenjubiläum ganz und voll zu schildern.

Sie war jetzt eine Christin, und zwar nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der Tat. Und dieser ihr Eifer war keineswegs ein leeres Strohfeuer, das jetzt mächtig auslodert und dann ebenso schnell wieder in sich zusammenbricht und erlischt, nein, ihr Tugendleben war echt und hatte deshalb auch Dauer und Bestand. Jahre um Jahre vergingen, Viktoria aber blieb sich immer gleich, nur ihr Verständnis für die christlichen Wahrheiten wurde immer klarer, ihr Eifer reiner und verklärter.

Dabei ist sie eine ausgezeichnete Arbeiterin; sie weiß sich in alles zu fügen und zeigt in den schwierigsten Fällen eine ganz erstaunliche Ausdauer. Noch niemals sah ich sie launisch oder mürrisch, im Gegenteil, fast überall, wo sie nur geht und steht, klingt ihr reines, frohes Lachen. Wo sie weilt, kommt keine Traurigkeit auf, es ist, als verbreite sie überall hellen, frohen Sonnenschein.

Du Sonnenblume dort oben,
Dir bin ich allzeit gut,
Weil stets so fromm erhoben
Dein Auge in der Sonne ruht.

Du willst mir, Blume, deuten,
Daß ich so glaubensvoll
Zum Quell der Himmelsfreuden
Mein Auge richten soll.

Viktoria hatte nur noch einen Wunsch, auch ihre lieben Angehörigen zum wahren Glauben zu be-

lehren. P. Missionär erlaubte ihr auch zeitweilig, dieselben gemeinsam mit ihrer Schwester Agnes zu besuchen. Die beiden Mädchen wurden in der Tat Glaubensboten für den heimatlichen Kraal. Fast jedesmal, so oft sie nach Czenstochau zurückkehrten, brachten sie eine jüngere Schwester, ein Brüderchen oder sonst eines aus der großen Verwandtschaft in die Missionschule mit. Vor 7 Jahren gelang es ihnen sogar, die liebe Großmutter zum Mitgehen zu bewegen. Die Greisin, eine noch ziemlich rüstige Frau, heißt nun Luzia und fühlt sich überglücklich im hiesigen Nazareth-Haus. Da kam eines Tages die Nachricht, der Vater sei schwer krank und wünsche sehnlichst, seine beiden Töchter, Viktoria und Agnes, nochmals zu sehen. Da gab's kein Zögern; unverzüglich eilten die beiden Mädchen der Heimat zu. Die Gebete und Segenswünsche der ganzen Station begleiteten sie, denn alles vereinigte sich in dem einen Wunsch, dem an sich gut gesinnten Vater noch die Gnade der hl. Taufe zu erbitten.

Unerwartet schnell kamen sie eines Abends wieder zurück. Agnes war todmüde, — hatten sie doch hin und zurück vier volle Tagereisen zurücklegen müssen, — Viktoria aber wußte nichts von Müdigkeit, im Gegenteil, strahlend vor Freude rief sie der Schwester Koleta entgegen: „O Schwester, Mutter, freue dich und stimme mit mir das Magnificat an! Wohl ist mein guter Vater tot, doch seine Seele lebt. Ich selbst habe ihn getauft. Siehe, mit dieser meiner Hand durfte ich das hl. Taufwasser über das Haupt meines eigenen Vaters gießen!“ — Bei dieser Kunde fingen alle Marienhausmädchen an, in die Hände zu klatschen und zu singen und zu tanzen im Uebermaße der Freude.

Nachdem sich der erste Freudensturm einigermaßen gelegt hatte, begann sie der Ordnung nach zu erzählen: „Wir fanden unseren guten Vater recht schwach auf einer Strohmatten liegend. Die Hütte war voll von Leuten: auch einige Zauberer und Wahrsager befanden sich darunter. Unsere Brüder warfen uns beim Eintritt böse Blicke zu, denn sie teilten die Ansicht der Kaffern-doktoren, welche erklärten, unjereitwegen müsse der Vater vor der Zeit sterben. Als ich mich dem kranken Baba näherte und ihm die Hand küßte, erhob er sich ein wenig und blickte uns freundlich an, die andern aber entfernten sich mit Murren. „Meine lieben Kinder“, begann der Vater mit schwacher Stimme, „es mag ja sein, daß eurewegen die heidnischen Medizinen mir nichts nützen, allein deshalb liebe ich euch dennoch und freue ich mich, daß ihr zu mir gekommen seid. Immer waret ihr meine guten Kinder und habt mir, eurem Vater, niemals Kummer bereitet...“

„Nun begannen auch wir zu reden. Ich glaube, Gott selbst legte mir die rechten Worte auf die Zunge, denn als ich zum Vater von Jesus Christus sprach, der für uns Mensch geworden und uns durch sein Leiden und Sterben den Himmel geöffnet, sagte er zu meiner unbeschreiblichen Freude: „Auch ich glaube an ihn und hoffe auf ihn! Tausche mich, mein Kind, denn ich will als Christ sterben!“ — „Meine Hand zitterte vor Aufregung, als ich das in der Ecke stehende Wassergefäß ergriff, — denn ich dachte in diesem Augenblick gar nicht daran, daß ich ein Fläschchen Weihwasser bei mir trug, und den eigenen Vater taufte. Agnes aber stand unter der Türe und wachte, daß kein Unberufener in die Hütte käme. Der gute Vater war nun wie umgewandelt und sprach mit großer Andacht die Worte nach, die ich ihm vorbereitete, und er schien diese Akte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, sowie die Ergebung in

Gottes hl. Willen so gut zu verstehen, als wäre er schon längst in die Geheimnisse unseres hl. Glaubens eingeweiht gewesen.

Als bald darauf unsere Brüder mit ihren Frauen und Kindern in die Hütte traten, schien es, als habe der Vater plötzlich das Bewußtsein verloren. Er sprach mit niemand mehr, nur kurz vor dem Tod rief er zur Verwunderung aller Anwesenden laut den Gott der Christen an.“ — Ein Jahr darauf finden wir Viktoria und Agnes abermals im heimatlichen Kraal. Diesmal galt es, die Seele eines jüngeren Bruders, eines geistlichschwachen, krüppelhaften Knaben, zu retten. Auch ihn konnten die wackeren Mädchen heimlicherweise taufen: still und friedlich wie ein Kind starb er in ihren Armen. Dann kehrten sie wieder zur Missionsstation zurück; im elterlichen Kraal wollten sie nicht mehr länger verweilen, denn alle besser Gesinnten waren teils tot, teils als Christen nach Czenstochau gezogen, die übrigen aber waren ihnen geistig noch mehr entfremdet als zuvor. Geraume Zeit hörten sie von ihnen nichts mehr, nur einmal kam das jüngste Weib eines ihrer Brüder mit einem todkranken Kinde auf dem Rücken, und bald demselben die hl. Taufe zu spenden, eine Bitte, die natürlich mit Freuden erfüllt wurde. Staunend war die Mutter in ihrem Perlenknecht Zeuge der hl. Handlung und sicherlich pochte dabei auch an ihrem eigenen Herzen die Gnade Gottes mit mächtigen Schlägen an. Vor zwei Jahren machte Viktoria nochmals einen kurzen Besuch in der Heimat. Sie kehrte mit sichtlichen Spuren roher Mißhandlung zurück, achtete jedoch dies alles nicht, war es ihr doch gelungen, abermals zwei Seelen, die etwa 17jährige Komateschli und die kleine Witi, die etwa 8 Jahre zählen mochte, zu retten und in die Missionschule mitzunehmen. Gegen 12 Jahre ist nun Viktoria im Marienhaus und sie ist sich immer gleich geblieben: gleich eifrig im Gebet, gleich fleißig bei der Arbeit und gleich heiter und fröhlich im gegenseitigen Verkehr. Ihre schönsten Tage sind immer die Komunionstage, und seit dem bekannten Dekret unseres hl. Vaters geht sie noch viel öfter und freudiger zum Tische des Herrn. Von einem Frühstück ist bei ihr an solchen Tagen keine Rede. Sie fände schon keine Zeit dazu. Ihre Dankagung endet sie erst, wenn die Glode zur Arbeit ruft. Dann aber greift sie nach ihrer Hute und geht mit den übrigen aufs Feld, so heiter und fröhlich, als verstände sich dies alles ganz von selbst. Agnes, ob ihrer hohen, mächtigen Gestalt von den Kaffern auch Indscholubasi (Elephant) genannt, ist seit einem Jahre mit einem braven Christen verheiratet; Viktoria aber will vom Ehebunde nichts wissen; sie ist und bleibt die flammende, hochauftrebende Sonnenblume, die keine andere Liebe kennt, als Christus, den Seelenbräutigam aller jungfräulichen Herzen.

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

Von Rev. P. Wilhelm, O. C. R.

Still und friedlich wie eine liebliche Dase in der Wüste, liegt Dettig, eine unserer ältesten Missionsstationen, am Fuße des imposanten Inholokozi-Berges, der gegen die Station zu steil abfällt, oben aber ein weites Plateau bildet und der ganzen dortigen Gegend den genannten Namen gibt.

Es war am Palmsonntag des Jahres 1894; der Gottesdienst war eben beendet, und die schwarzen Neubekehrten hatten den Heimweg nach ihren Kraals angetreten, die zum Teil ziemlich weit von der Station entfernt lagen. Die Schulkinder aber vereinten sich zwischen

den Stationsgebäuden zum munteren Spiel, während die scharenweis im nahen Wäldchen nistenden Vögel ihr fröhliches Gezwitscher hören ließen. Ich selbst hatte mit ein paar Kleinen eben einen Besuch auf unserm in einem Blätmattewäldchen verborgenen Friedhof gemacht, als ein Mann zu mir kam und meldete, ein hochbetagter Heide sei schwer krank und verlange dringend nach mir. Der Kranke war mir bekannt, es war ein gutmütiger, uralter Mann. Er hatte mehrere Weiber gehabt, von denen jedoch nur noch zwei am Leben waren. Die älteste war katholisch geworden, ebenso ihre beiden schon erwachsenen Kinder. Ich hatte

Der betreffende Kraal war ungefähr anderthalb Stunden von Detting entfernt, und da das Wetter sehr schön war, gestattete ich einigen der älteren Kinder, mit mir zu gehen. Die munteren Kleinen verstanden es prächtig, mir durch ihre naiven Reden und die fröhlichen Lieder, die sie dazwischen sangen, die Zeit zu vertreiben. Ehe wir uns verabschiedeten, waren wir am Ziel. Ich fand den Kraal voll von Leuten; Verwandte und Nachbarn hatten sich von allen Seiten eingefunden; leider waren darunter auch ein paar stockheidnische Zauberer und Doktoren. Letztere erinnerten mich unwillkürlich an das Wort der Schrift: „Wo ein Nas ist,

Kaffrische Haus- und Küchengeräte.



1. Ukezo, große Holzlöffel zum Rühren beim Bierkochen etc.
2. Ukezo, mittlere Holzlöffel zum Essen ausschöpfen.
3. Ukezo, kleine Holzlöffel zum Essen und Füttern der Babys.
4. Isicamelo, teils aus gegabelten Ästen gemacht, teils aus einem Stück Holz geschnitzt, dient als Kopfstütze und als Stuhl.
5. Izabango, geschnitzte kurze, oft mit Messingdraht verzierte Stöcke, als Tanzstöcke dienend.
6. Umcegezi, Beise aus Kuhhorn mit eingefestem Holzstäbchen, auf welches ein ausgehöhlter Stein zur Aufnahme des Tabaks geschnitten wird. Das Kuhhorn wird mit Wasser gefüllt und der Rauch mit vollen Backen aus dem dicken Ende gezogen.
7. Umcegezi, flache Holzsteller, einer davon mit ausgeschnitzten Rändern, dienen zum Speisenvorsetzen.
8. Iunga, Messlöffel aus einem Stück Holz geschnitzt.

ihn schon wiederholt besucht und von Taufe und Belehrung mit ihm gesprochen, doch immer vergebens. Das Haupthindernis war und blieb sein jüngstes Weib, die auch ihrerseits von einer Trennung nichts wissen wollte. Dennoch gab ich die Hoffnung nicht auf und vertraute dabei namentlich auf das Gebet seiner Kinder, die auf meine wiederholte Ermahnung hin fleißig um die Befehre des Vaters beteten. Nun schien das Gebet erhört. Gott hatte den Greis mit einer schweren Krankheit heimgesucht, dies weckte in ihm ganz ernste Gedanken an Tod und Ewigkeit, und unaufgefordert ließ er mich nun zu sich rufen. Ich säumte natürlich nicht, mich sofort zu ihm zu begeben.

versammeln sich die Geier.“ Der leidende Greis streckte mir voll Sehnsucht beide Hände entgegen und rief: „Baba, ich bin krank, und will nun getauft werden!“ „Schon gut, willst du nun aber auch die Bedingungen erfüllen, welche die katholische Kirche in dieser Beziehung stellt?“ „Welche, Vater?“ „Nun, ich habe sie dir schon früher, als du noch gesund warst, wiederholt genannt. Vor allem mußt du mir versprechen, dein zweites Weib zu entlassen.“ „Aber!“ — „Hier gibt es kein „aber“, es ist das eine kirchliche Vorschrift, von der ich unmöglich abgehen kann. Solange du mir das nicht versprichst, kann und darf ich dich nicht taufen.“ Der Kranke schien die Sache zu überlegen; doch da flüsterte ihm einer

der heidnischen Doktoren etwas ins Ohr, nun blieb er hartnäckig bei seiner Weigerung. „Wer wird mir dann mein Essen kochen und das Brennholz sammeln?“ sagte er nach einer Weile. „Mein anderes Weib ist schon alt und Agnes, ihre Tochter, ist in der Schule in Mariannhill.“ „O, dafür wird der liebe Gott sorgen! Uebrigens bist du jetzt schwer krank, du bist alt und deine Tage sind gezählt, darum denke an den Tod und die Ewigkeit. Was wäre es Schreckliches, wenn du ohne Taufe sterben würdest!“ . . .

In dieser Weise sprach ich noch länger zu ihm; vergebens, offenbar fürchtete er sich vor seiner heidnischen Umgebung und konnte es nicht übers Herz bringen, in deren Gegenwart sein jüngstes Weib zu entlassen. Beim Abschied gab ich daher seinem Sohn Alois, einem verständigen Mann, im stillen den Rat, fleißig auf seinen Vater acht zu geben, ich würde zwar am nächsten Morgen wieder kommen, doch sollte sich während der Nacht plötzlich eine Gefahr einstellen, so solle er den Vater auf den Namen Josef taufen, selbstverständlich aber nur unter der Bedingung, daß er sich zuvor bereit erkläre, sein zweites Weib zu entlassen.

Es war schon spät am Abend, als ich wieder nach Hause kam. Am nächsten Morgen machte ich mich noch vor Tagesanbruch auf den Weg nach Mariatrost, um die Osterbeichte der dortigen Schwestern zu hören; auch wollte ich meinem Versprechen gemäß den kranken Greis besuchen, dessen Kraal nur wenig abseits vom Wege lag. Es war ein kalter Morgen; dichter Nebel, wie er dort häufig vorkommt, hinderte mich, schnell zu reiten. Dazu ist der Weg von Detting nach Mariatrost äußerst beschwerlich; er besteht fast nur aus schmalen Fußpfaden, die vielfach an steilen, oft senkrecht abfallenden Bergabhängen vorbeiführen, und nimmt etwa fünf Reistunden in Anspruch. Uebrigens ist die ganze dortige Gegend hochromantisch, ein wahres Labyrinth von Hügeln, Schluchten und Tälern, meist mit langem, zähem Gras zwischen niedrigem Dornestrüpp bewachsen. Die Sonne ging eben auf, als ich mich der Hütte des kranken Mannes nahte. Sein Sohn kam mir mit der Kunde entgegen, er habe den Vater während der Nacht getauft. Als die meisten Leute fort waren, habe er nach mir gefragt mit den Worten: „Kommt denn der Vater noch nicht bald?“ Auf die Erwiderung, er würde erst am Morgen kommen, sei er ganz traurig geworden und habe gesagt: „Wie aber, wenn ich nun sterben muß, bevor er kommt?“ Der Sohn entgegnete: „Du willst ja nicht tun, was der Umsundisi von dir verlangt.“ — „Doch, doch, ich will alles tun, wenn ich nur getauft werde!“ Auf dieses hin habe ihn der Sohn getauft, aus Furcht, er möchte sonst ohne Taufe sterben. Der Kranke selbst rief mir, als ich zu ihm in die Hütte trat, voll Freude entgegen: „Vater, jetzt bin ich getauft! O wie freue ich mich darüber!“ Ich teilte sein Glück von ganzem Herzen und ermahnte ihn zur Geduld in seiner Krankheit und zu wahrem Gottvertrauen. Er bedauerte sehr, daß ich nicht länger bei ihm bleiben konnte, denn ich hatte noch einen weiteren Weg vor mir; übrigens tröstete ich ihn beim Abschied mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Doch ich sollte ihn auf dieser Welt nicht mehr sehen. Etwas wehmütig gestimmt bestieg ich mein Rößlein wieder. Es war das erstemal, daß ich dieses Tier, das ich von einer Nachbarstation erhalten hatte, ritt. Es war sonst ganz willig und zahm, hatte aber doch einige Untugenden an sich, die ich damals noch nicht kannte. Der Weg führte mich hochbergauf; nach zwei-

stündigem Ritt kam ich an einer Rasternhütte vorbei, in der sich ein kleines, harmloses Hündchen befand, das, sobald es meiner ansichtig wurde, mir heftig bellend entgegen kam. Mein früheres Pferd kannte das und hatte sich wenig darum bekümmert, nicht so das jetzige, denn kaum gewahrte es das bellende Hündchen, als es auch schon anfang, in wildem Galopp davonzu-rennen. Ich zog die Zügel stramm an, um es zum Stehen zu bringen, denn der Weg dafelbst war in hohem Grade gefährlich. Vergebens, je stärker ich die Zügel hielt, um so wilder wurde das Pferd. (Erst später merkte ich, daß es das absolut nicht ertragen konnte.) Wie rasend stürmte es an dem Kraal vorbei. Ich rief den Leuten zu, den Hund zurückzuhalten; doch es war schon zu spät. Ich hatte rechts einen hohen Berg, links ein tiefes Tal, der Weg war schlecht und kaum einen Fuß breit. Jeden Augenblick fürchtete ich samt dem Pferde in die Tiefe zu stürzen. — So ging es in sausenem Galopp etwa eine Viertelstunde fort, bis ich an eine Stelle kam, wo der Weg steil abwärts zu einem Flusse führt. Hätte ich hier das Pferd weiter rennen lassen, so wäre ich einfach verloren gewesen. Der schmale Hügel, auf dem ich mich gerade befand, mochte etwa hundert Meter breit sein. Ich warf nun das Pferd herum, um es wieder auf den Weg zu lenken, auf dem ich gekommen war; umsonst, stets rannte es wieder nach einem der Abhänge zu. Von drei Seiten drohte mir der Tod, ich wußte nicht mehr, was ich anfangen sollte. Zulezt kam mir der Gedanke, mich heruntergleiten zu lassen. Ich zog den rechten Fuß aus dem Steigbügel und ließ mich nach der linken Seite herunterfallen, blieb aber dabei mit dem linken Fuß im Steigbügel hängen. Zum Glück jedoch blieb das Pferd, sobald ich die Zügel los ließ, stehen, sobald ich nur ein paar Schritte geschleift wurde. Ich fühlte heftige Schmerzen in der linken Seite, und mein linker Arm schwoll zusehends an. Was nun anfangen? Weit und breit war kein Mensch zu sehen, und bis Mariatrost hatte ich noch zwei volle Stunden zu reiten. Ich setzte mich auf einen Stein, um vorerst etwas auszuruhen. Mein Pferdchen stand traurig neben mir, als wollte es sagen: „Ich bin nicht schuld an deinem Fall, warum hast du mich so grausam gehalten mit dem scharfen, schneidenden Zügel?“ Ja nun, später kannten wir einander schon besser. Ich ließ das Tier eine Weile weiden, suchte in der Zwischenzeit meinen Gut, der mir bei dem wilden Rennen entfallen war, und versuchte zulezt von einem etwas höheren Felsblock aus wieder auf den Gaul zu kommen, was mir auch gelang, obschon ich den linken Arm vor Schmerzen kaum mehr rühren konnte. Von jetzt an ließ ich meinem Rößlein ruhig seinen Willen, und dieses trachte mit mir hübsch langsam, Schritt für Schritt, den Berg hinab bis zum Umzumbi-Fluß. Es ist das ein wildromantischer Wasserlauf, der in der Nähe unserer Missionsstation St. John entspringt, sich mühsam zwischen zahllosen Bergen und Hügeln hindurchwindet und zulezt unterhalb N. Schepstone sich ins Meer ergießt. Seine Ufer sind meist mit dichtem, niedrigem Gebüsch bestanden; in der trockenen Jahreszeit ist er leicht zu passieren, in der Regenzeit aber kann er, wie alle südafrikanischen Flüsse, recht gefährlich werden. Von hier aus führte mein Weg steil bergauf über den sogenannten Teufelsberg. Mühsam schlängelt sich der schmale, raue Fußpfad zwischen dem Dornestrüpp hindurch. Sonst hatte ich diesen Berg meist zu Fuß erklettert, nicht so fast um das Pferd zu schonen, sondern

der Dornen wegen, die dem Reiter bald von rechts, bald von links das Gesicht zerkrakten; heute aber mußte mich mein Kößlein den ganzen Berg hinauftragen. Dafür ließ ich ihm aber auch Zeit, und so brauchten wir zusammen zur Zurücklegung eines Weges, den man sonst in zwei Stunden zu machen pflegt, fast fünf Stunden. Oben von der stolzen Höhe des Teufelsberges aus hat man einen prächtigen Ueberblick über das ganze weite Terrain, wo sich ein stolzer Berggipfel neben dem andern erhebt. Wie gewaltige Riesen stehen diese Berge da und sonnen ihre zackigen, oft mit sonderbaren Felsenmauern gekrönten Häupter im schönsten Azurblau des afrikanischen Himmels. Es war heinacht, als ich in Mariatrost ankam. Selbstverständlich fand ich dort die liebevollste Aufnahme, und alles wetteiferte, meinen inzwischen hoch angeschwollenen Arm wieder in Ordnung zu bringen.

Die Nachricht von meinem Unglück hatte sich schnell bis nach Detting verbreitet, und so kam es, daß am folgenden Abend fast alle größeren Kinder der Dettinger Schule hier in Mariatrost eintrafen, mich zu besuchen. Sie waren recht müde und hungrig und durstig dazu, denn sie hatten den ganzen weiten Weg ohne Speis und Trank zurückgelegt. Doch da kam Hilfe zur rechten Zeit: Ein Ochse hatte Tags zuvor ein Bein gebrochen und mußte geschlachtet werden; somit gab es für alle Kinder Fleisch im Ueberfluß, was sie schnell wieder munter machte. Ueberhaupt gibt es kein besseres Mittel, einen Kaffer rasch auf die Beine zu bringen, als ihm ein tüchtiges Stück Fleisch in Aussicht zu stellen. Für Fleisch und Utschwala ist ihm kein Weg zu weit. Mittwochs nachmittag traf die Kunde ein, der alte Joseph sei gestorben. Donnerstag früh machte ich mich daher auf den Rückweg. Die Kinder führten mich einen anderen Weg, der zwar weiter, doch viel bequemer war als der erste. Gegen Mittag kamen wir zusammen wohlbehalten in Detting an. Ich wollte vor allem dem alten Joseph die letzte Ehre erweisen und hoffte bei dieser Gelegenheit den anwesenden Heiden recht ins Gewissen reden zu können, doch ich fand bei meiner Ankunft die Arbeit schon getan. P. Ludger in St. Michael hatte ebenfalls von meinem Unglück gehört und war schnell herbeigeeilt, mich zu besuchen und die nöthigste seelsorgerliche Aushilfe in Detting zu leisten. Gott sei Dank hatte dieser Unglücksfall für mich keine weiteren schlimmen Folgen; ich war bald wieder hergestellt und konnte wie sonst meinen Verpflichtungen nachkommen.

Sind Träume immer nur Schäume?

Von Schw. Innocentia.

St. Peter, D. O. A. — Kalage war erst seit einigen Monaten der munteren Schar unserer Missionsschüler beigetreten, als er eines Morgens seinen Mitschülern auffallend ernst und in sich gekehrt vorkam. Um die Ursache seiner sonderbaren Gemüthsstimmung befragt, erzählte er Folgendes: „Ich hatte diese Nacht einen höchst wunderbaren Traum, der einen so tiefen Eindruck auf mich machte, daß ich nicht imstande bin, ihn aus dem Sinne zu schlagen. Ich träumte aber also: P. Missionär gab mir Erlaubnis, einige Tage in der Heimat zuzubringen. Dort setzten mir meine Eltern mit einer großen Versuchung arg zu. Sie hielten mir nämlich vor, es sei höchste Zeit, daß ich den Geistern das Opfer der Großjährigkeit bringe und den dabei üblichen Festlichkeiten beizuhole. Alle meine Altersgenossen hätten diese Pflicht bereits erfüllt und

falls ich nicht das Gleiche täte, müßte ich die Rache der Geister fühlen mein Leben lang. Ich weigerte mich anfangs entschieden, auf diese Zumutung einzugehen, meine Angehörigen darauf hinweisend, daß ich den Weg zum Christentum bereits eingeschlagen habe, daß ich bald getauft sein möchte und als Christ die Geister nimmermehr ehren dürfe. „Mein Sohn“, erwiderte hierauf mein Vater, „du stellst dir die Sache zu schwer vor; siehe, mein Kind, es geht ja ganz leicht: Gerade jetzt vor der Taufe hast du noch schön Gelegenheit, deine Pflichten den Geistern gegenüber zu erfüllen. Siehe, du bist jetzt ganz allein bei uns; niemand von der Mission sieht es, niemand wird es erfahren, wenn du den Willen deines Vaters tust. Am bestimmten Tage kehrst du zum Missionär zurück, und lernst und wirst Christ; ich habe dann nichts mehr dagegen. Aber jetzt mußt du vorher die Pflichten deines Stammes erfüllen. Mein Kind, es muß sein, du würdest sonst unglücklich werden für immer! Mein allerliebster Sohn, ich bitte dich, tue es wenigstens mir, deinem Vater zu lieb! Du weißt ja, ich würde mir den Zorn der Geister zuziehen, falls eines meiner Kinder ihnen nicht die gebührende Ehre erwiese. Ach Kind, mein liebstes Kind, bringe deinen alten Vater nicht vorzeitig ins Grab!“ Diese Bitten und Vorstellungen meines greisen Vaters durchschnitten mir das Herz; ich war unfähig, weiteren Widerstand zu leisten. Weinend senkte ich den Kopf und antwortete meinem Vater: „So geschehe also dein Wille; feiere morgen deinem Sohne das rückständige Fest! Doch ich bitte dich, laß es möglichst geheim geschehen; denn nimmermehr würde ich auf Ostern zur Taufe zugelassen, falls diese Tat dem Missionär bekannt würde.“ Schnell wurde hierauf die Feier vorbereitet: Mehrere Boten mußten eiligst die nächsten Verwandten und Bekannten zusammenschicken, die freudig herbeigelaufen kamen, so daß es gegen Mitternacht im Elternhause schon wimmelte von Gästen. Frauen aus der Nachbarschaft schleppten wohlgefüllte Bierkrüge herbei. Auch der schwarze Doktor war da, und noch vor Tagesanbruch wurde die Opferziege geschlachtet. Was der mshai (Zauberer) dabei für Zeremonien machte, und welche Gebete er mit den anwesenden Männern sprach, — ich beachtete es gar nicht; denn ich saß stumm und teilnahmslos in ihrer Mitte. Eine innere Stimmung sagte mir fortwährend: „Das ist in den Augen des großen Gottes eine schwere Sünde!“ Ach, und wie bang wurde mir da um's Herz! Ebenso gleichgiltig saß ich da, als man mich in die großen Geheimnisse einweihte. Mit Tagesanbruch waren die religiösen Zeremonien beendet und man rüstete sich zum Tanze. Wir Jünglinge mußten als Vorbereitung unsere Kleider ablegen, den Körper mit weißer Erde beschmieren, und dann einen Lendenschurz von Palmblättern umtun; auch unseren Messingschmuck legten wir an. Endlich, als die Sonne schon hochgestiegen war und allmählich heitere Gesänge erklangen, begleitete von fröhlichem Trommelschlag, da verloren sich die schweren, düsteren Gedanken; ich fühlte mich wieder wohl wie ehemals bei solchen Festlichkeiten, und tanzte nach Herzenslust im Kreise meiner Kameraden. Da plötzlich, mitten im ärgsten Stampfen, Springen und Singen sehe ich zwei mir wohlbekannte Burschen zornig auf mich zuschreiten: Philipp und Christian, die vertrauten Gehilfen des P. Missionärs, hatten mich auf frischer Tat ertappt! — „Wie? So betrügst du unseren Vater“, begannen sie in strengem Tone! Ich aber

hörte nichts weiteres mehr, denn, ganz außer mir vor Schrecken, ergriff ich eiligst die Flucht. In wilder Angst rannte ich ins Gebüsch und die beiden Christen hinter mir her. Es gelang mir jedoch bald, deren Blicken zu entkommen und eine sichere Richtung einzuschlagen. Als ich mich allein glaubte, da, — o Schrecken! — sehe ich plötzlich einen gewaltigen Jüngling mit zwei leuchtenden Flügeln hinter mir herkommen. Ich versuchte nochmals, zu entfliehen, doch im Nu hat er mich erreicht, und hält mich mit unwiderstehlicher Gewalt fest. „Du glaubst also auch vor mir entfliehen zu können“, fährt er mich an, „doch da hast du dich wahrlich verrechnet! Vor mir gibt es kein Entfliehen; wohin du dich immer auch verstellen magst, so bin ich dennoch bei dir und sehe dich. „Du bildest dir wohl ein, Gott selbst zu sein“, wagte ich trotzig zu entgegnen. „Ich bin zwar nicht Gott selbst“, erwiderte er, „aber ich bin der Bote Gottes. Das will ich dir gleich beweisen; denn siehe, du Flüchtling, jetzt bring' ich dich vor den Richterstuhl Gottes.“ Mit diesen Worten faßte er mich beim Arm. Da überkam mich eine so entsetzliche Angst, daß ich vom Schlaf erwachte. — „Ach!“ fügte der ergriffene Knabe seiner Erzählung bei, „ich zittere jetzt noch und meine noch immer die kräftige Hand des geflügelten Jünglings zu fühlen. Wahrlich, diesen Traum werde ich nie vergessen! Er wird mich davor behüten, jemals in eine Versuchung meiner Angehörigen einzuwilligen.“

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Rev. P. Joseph, O. C. R.

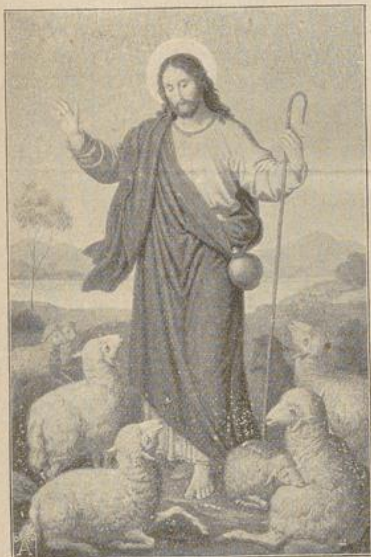
E m a u s. — Eines Tages kamen zwei große heidnische Mädchen aus dem Pondoland hier an und baten um Arbeit. Die Sache fiel uns auf, denn die Heimat der Mädchen war zwei volle Tagereisen von Emaus entfernt. Der kommende Sonntag sollte uns die nötige Aufklärung bringen; denn da kam der Vater der Mädchen zu Pferd dahergesprenkt und forderte mit Ungestim seine Töchter heraus. Er habe beide an heidnische Männer verheiratet wollen, sie aber hätten ihm die Zustimmung verweigert und seien zuletzt heimlich entflohen. Die Mädchen, welche das Lärmen und Toben ihres Vaters gehört hatten, versteckten sich zunächst im Nähzimmer der Schwestern, dann aber gewannen sie Mut, traten ruhig vor den zürnenden Vater hin und erklärten kategorisch, daß sie keinen Heiden heiraten würden. Sie seien jetzt hier und wollten immer bei den ama-Roma bleiben, um Christen zu werden. — Der Vater mußte zuletzt unverrichteter Dinge wieder heimreiten, die Mädchen aber begaben sich, um von weiteren Behelligungen verschont zu bleiben, in die Missionschule nach Mariathal. Zu den Exkursionen, die ich gelegentlich behufs eines Krankenbesuches oder einer Kottauße mache, nehme ich meistens unsern Stationsgaul, den alten „Fritz“, der wohl schon seine 20 Sommer auf dem Rücken hat, aber immer noch erstaunlich bei Kräften ist. Gewöhnlich muß er den ganzen Tag am Pflug gehen; nehme ich ihn gelegentlich zu einem Missionsritte mit, so weiß er die Ehre wohl zu schätzen, spielt dabei aber auch den Erfahrenen und Klugen. So oft es einem steilen Abhang zugeht, und das ist hierzulande gar oft der Fall, bleibt er stehen und nötigt mich, abzu steigen. Besonders vorsichtig benimmt er sich auch, wenn es gilt, einen Sumpf oder Bach zu überschreiten; solange er seiner Sache nicht sicher ist, bringt ihn

kein Mensch da durch. — Einmal sah er am Weg eine Pfeife liegen. Er blieb stehen und schnupperte solange daran herum, bis ich abstieg und sie aufhob. Verwendung hatte ich allerdings keine dafür; was sollte ich mit einer Pfeife anfangen? Kurz darauf kam ich an Pauls Hütte vorbei. Es ist das einer unterer tüchtigsten Arbeiter und bravsten Christen. Paul ließ mir nach und ersuchte mich, sofort zu ihm zu kommen. Ein heidnisches Weib sei in seiner Hütte mit einem Kinde eingelehrt, das am Sterben liege. Es war in der Tat so; das Kind lag schon in den letzten Zügen. „Hast du kein Wasser zur Hand, Paul?“ — „Doch, wir haben welches!“ Er suchte überall eiligst herum und kam endlich mit einer vollen Flasche daher. „Nimm es auch wirkliches, reines Wasser?“ — „Ja, wir trinken alle daraus!“ — Gut, ich nehme die Flasche und taufe den sterbenden Knaben auf den Namen „Jesaja“. Paul war nun außer sich vor Freude, desgleichen seine brave Ida. Da erinnerte ich mich der Pfeife. „Wißt du eine Pfeife haben, Paul? Tabak habe ich aber keinen dazu; den mußt du selber liefern.“ — „Ja, mein Vater, ich habe etwas Tabak“, sprach's, stopfte sich das Pfeifchen und paffte und rauchte nun darauf los wie ein Schlot. — Sagt nicht das Schicksal: „Man muß das Glück beim Schopf ergreifen?“ — Häufig sieht man in Natal und Griqualand Kaffernweiber daherkommen, die ungeheure Bündel von 6–7 Fuß langem Deckgras auf dem Kopfe schleppen. Dieses zum Decken der Kraalhütten benützte Gras wächst nicht überall, sondern nur an einzelnen, besonders günstig gelegenen Stellen und ist zeitweilig sehr gesucht. Das Schneiden und Herbeischleppen desselben ist Sache der Mädchen und Weiber und legt für deren Körperkraft ein sehr beredtes Zeugnis ab, denn so ein Grasbündel ist oft über einen Zentner schwer, und wird von ihnen über Berg und Tal Stunden weit getragen. Zu Hause wird es an sicherem Ort aufgestapelt, um damit zu gelegener Zeit die Hütten zu decken oder am Tag schadhafte Stellen auszubessern. Ich sprach vorhin von der Kraft dieser Kaffernweiber und sie verdient in der Tat alle Anerkennung, denn ein Mann wäre nicht imstande, auf so weite Entfernung solche Lasten zu tragen. Uebrigens macht das Geschick im Heben und Tragen, sowie die Gewohnheit auch viel. Kaffernmädchen tragen von Kindheit an alles auf dem Kopf: Flaschen, Wasserkrüge, Utensilien, Steine, kurz alles, was es eben zu tragen gibt; nicht selten sieht man sogar eine Sichel oder ein Beil in ihrem dichten Wollhaar stecken; und die nötige Übung im Tragen gibt ihnen das tägliche Herbeischleppen des Trink- und Waschwassers, das sie oft aus sehr unbequem gelegenen Quellen holen müssen, sowie des nötigen Brennholzes. Die Kost dieser Leute könnte nicht einfacher sein. Fast das ganze Jahr hindurch haben sie nur Maisbrot, von ihnen Ballitich genannt, den sie aber in ihren großen, dreifüßigen Kesseln wirklich famos zu bereiten wissen. Sind sie gerade bei Kasse, so rühren sie auch noch im Store gekauften Zucker daran, oder bereiten sich ein Zuckerwasser daraus. Man sieht, ohne zeitweiliges Naschen geht's auch beim Kaffernweib nicht ab. Sie werden bei dieser einfachen Lebensweise oft uralt. Genau läßt sich das Alter so eines Kaffernweibchens allerdings nicht bestimmen — sie selbst haben meist keine blasse Idee von der Zahl ihrer Jahre, — doch sicherlich gibt es unter ihnen manche, die ihre 100 Jahre und darüber alt sind. (Fortf. folgt.)

St. Josephsgärtchen.

Rückkehr der hl. drei Könige. (Fortsetzung.)

Kurz darauf, so erzählt Anna Katharina weiter, kamen die hl. drei Könige noch einmal in die Krippenhöhle herein. Sie trugen weißliegende Seidenmäntel und hatten Rauchfässer in den Händen, womit sie die hl. Familie und die ganze Höhle beräucherten. Zwei Diener hatten zuvor eine tiefrothe Decke auf dem Boden ausgebreitet, worauf Maria mit dem Kinde lag. Ich sah sie nachher in dem Zelte auf einem Teppich um ein niederes Tischchen liegen, und daß der hl. Joseph Tellerchen mit Früchten, Bröbchen, Honigwaben und Schüsseln mit Kräutern hinbrachte und mitten unter ihnen saß und mitaß. Er war so fröhlich und gar nicht schüchtern und weinte immer vor Freude. Ich dachte dabei an meinen Vater, wie er bei meiner Profess im Kloster unter so vielen vornehmen Leuten sitzen mußte, wovor er in seiner Demut und Einfalt sich gescheut hatte, wie er aber doch so fröhlich war und vor Freude weinte. Zuletzt hielten die Könige unter einem großen, in der Nähe befindlichen Terebinthenbaum mit ihren Leuten Gottesdienst



Der gute Hirt.

sach, mit rührendem Dank entgegen. Man sah da keine Freude an den Sachen, nur Dank gegen die frommen Geber. Die Könige, durch einen Engel gewarnt, daß Gefahr von Herodes drohe, baten die hl. Familie, mit ihnen zu fliehen; diese aber blieb im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung. Dann bestiegen sie ihre Tiere und eilten weg. Ich sah einen Engel bei ihnen draußen auf dem Felde, der ihnen den Weg wies, den sie ziehen sollten. Als man am kommenden Morgen in Bethlehem von ihrem Aufbruch erfuhr, waren sie schon bei Engaddi, und das Thal, wo sie gelagert hatten, war bis auf einige Zeltpfähle und die Spuren im niedergetretenen Gras wie sonst ruhig und still. Joseph hielt die Geschenke der Könige wohl verborgen.



Die hl. Familie.

Es waren in dem Hügel unter der Krippe noch andere Höhlen, die niemand kannte, die aber Joseph schon als Knabe entdeckt hatte. Sie rührten vom Patriarchen Jakob her, der, als Bethlehem erst aus ein paar Hütten bestand, bei seinen Zügen hier über der Krippenhöhle ein Zelt gehabt hatte. Die Geschenke der Könige, die Zeugstoffe, die Mäntel, die goldenen Gefäße, dies alles ist nach der Auferstehung des Herrn zum ersten Gottesdienst verwendet worden.

Glücklich, wer auf Gott vertraut
Und bei trüben Tagen
In die ferne Zukunft schaut
Sonder Angst und Zagen.

Nichts hat in der Welt Bestand:
Was da kommt, muß scheiden,
Und so reichen sich die Hand
Immer Freud' und Leiden.

Hat der Himmel Müß' und Schmerz
Dir einmal beschieden —
Sei getrost, ein jedes Herz
Findet seinen Frieden! —

mit einem rührenden Gesang, wobei die Stimmen der Knaben gar lieblich mitklangen. Dann lagerten sie sich in verschiedenen Zelten. Am folgenden Tag waren alle nochmals abwechselnd in der Krippenhöhle, auch sah ich sie viel verschenken, namentlich an die Hirten, wo sie ihre Tiere stehen hatten und auch sonst an arme Leute. Ein Teil ihres Gefolges wollte für immer hier bleiben; sie wurden von den Königen liebevoll entlassen und reichlich beschenkt. Am Abend sah ich sie in der Krippenhöhle Abschied nehmen. Menzinger zuerst allein hinein. Die hl. Jungfrau gab ihm das Jesuskind auf die Arme. Er weinte sehr und leuchtete förmlich vor Freude. Dann kamen auch die andern und nahmen unter Tränen Abschied. Sie brachten noch viele Geschenke, namentlich kostbare Decken und seine Stoffe. Die hl. Jungfrau nahm alles ein-

Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

Als Anna Katharina in späteren Jahren ihrem außerordentlichen Gewissensführer Overberg Rechenschaft über ihr Gebet in erster Jugendzeit abzulegen hatte, gab sie zur Antwort: „Von Kindheit auf betete ich weniger für mich selbst, als für andere, daß doch keine Sünde geschehen und keine Seele verloren gehen möge. Ich begehrte alles von Gott und immer mehr, je mehr ich erhielt, und nie hatte ich genug. Ich war bei ihm so dreist und dachte: Er hat ja alles, und sieht es gern, wenn wir nur recht herzlich von ihm begehren.“

Ein großer Teil ihres Gebetes wurde von Anna Katharina den armen Seelen im Fegfeuer aufopfert. War es Winterszeit, so kniete sie nachts in den Schnee und betete für sie, bis sie vor Kälte ganz erstarrte, mit ausgespannten Armen. Auch nahm sie ein scharfkantiges Stück Holz zum Knieschemel, oder kniete sich in Kesseln und geißelte sich damit, um durch solche Peinen ihr Gebet wirksamer zu machen. Hierbei ward ihr sehr oft der Trost, den Dank der durch sie befreiten Seelen zu empfangen. Doch hören wir ihre eigenen Worte: „Da ich noch ein Kind war, wurde ich von einer mir unbekannten Person an einen Ort geführt, der mir als das Fegfeuer erschien. Ich sah dort viele Seelen in großen Leiden, die mich um Gebet ansahen. Es war mir, als werde ich in einen tiefen Abgrund geführt. Ich sah einen weiten Raum, der einen schrecklichen und dabei doch rührenden Eindruck auf mich machte; denn da saßen so stille, traurige Menschen, und ich fühlte, daß die armen Leute innerlich sehr große Schmerzen litten.“

Wenn ich recht lebhaft für die armen Seelen betete, hörte ich oft Stimmen um mich, die sprachen: „Ich danke dir, ich danke dir!“ — Als ich älter geworden, ging ich zur Frühmesse nach Roesfeld. Um besser für die armen Seelen beten zu können, ging ich einen einsamen Weg. War es noch dunkel, so sah ich arme Seelen paarweise vor mir schweben, wie glänzende Perlen in einer trüben Flamme. Der Weg wurde mir ganz helle, und ich freute mich, daß sie um mich waren, weil ich sie kannte und sehr liebte. Denn auch Nachts kamen sie zu mir und begehrten meine Hilfe.“

Es wollte aber unser Herr der Lehrer und Führer Anna Katharinas nicht allein im Reiche des Schauens, sondern noch mehr in der Übung aller Gottseligkeit sein. Darum ging er in alle Formen eines kindlichen Verkehrs mit ihr ein, um sie Schritt für Schritt zur Vollkommenheit und höchsten Gleichförmigkeit mit ihm zu führen. Er trat z. B. vor sie als Kind mit einem Kreuze beladen und sah sie schweigend an, daß sie, gerührt von seiner Geduld, ein schweres Stück Holz auf sich nahm und betend trug, so lange die Kräfte es vermochten. Oder sie sah ihn weinend über die Unbilden, welche freche, ausgelassene Kinder ihm zufügten; und dieser Anblick trieb sie oft in Dornen und Nesseln, um durch ihre schuldlose Buße den Herrn zu versöhnen. War sie auf dem Felde oder beim Hüten der Kühe, wozu sie von dem 5. Jahre an gebraucht wurde, so kam er in Gestalt eines Gespielen zu ihr und unterrichtete sie, wie sie ihr ganzes Tun und Lassen zur Ehre Gottes einzurichten habe.

Der Segen dieses wunderbaren Verkehrs ging auf alle über, mit denen Anna Katharina zu verkehren hatte, insbesondere auf ihre Alters- und Spielgenossen, deren kindlichem Treiben sie immer eine höhere Beden-

tung zu geben wußte. Wandelte sie z. B. mit ihnen durch schmale Feldwege, über denen die Halme zusammenstiegen, so lud sie die kleine Schar ein, in Prozession des Weges zu ziehen, eingedenk, daß die hl. Engel zugegen seien. „Wir wollen“, pflegte sie zu sagen, „den Himmel auf Erden vorstellen, wir wollen alles im Namen Jesu tun und immer denken, das Jesukind sei unter uns... Wir wollen nach und nach eine ganz andere Welt anfangen, damit recht ein Himmel auf Erden werde!“

(Fortsetzung folgt.)

Belohntes Vertrauen.

Der letzte Abendstrahl der Februarsonne strahlte in ein ärmliches Stübchen und huschte über den blonden, aber bereits von manchem Silberfaden durchzogenen Scheitel einer Frau, die am Fenster saß und einen Knabenanzug ausbesserte. Derselbe war schon oft unter ihrer Hand gewesen, so daß ein Flecken am andern saß. Du lieber Himmel! und dabei war er der beste, den ihr Josef besaß. Mutter Marie seufzte tief auf, während sie die Nadel führte, und unwillkürlich drängten sich Tränen in ihre entzündeten Augen, die eine blaue Brille deckte. Fürwahr, des Lebens Mühe und Leid drückten gar schwer auf die schwachen Schultern der Frau, zumal in diesem harten, kalten Winter, der gar kein Ende nehmen wollte! Wieder ergriff die Frau einen Flecken, um ihn künftgerecht aufzuweken; diemal spann sie ihre Gedanken weiter. — Seit vier Jahren mußte sie sich als Witwe allein durchs Leben helfen, nachdem ihr Mann, ein Maurer, durch ein typhöses Fieber binnen weniger Tage von ihrer Seite gerissen ward. Es war nichts Leichtes für das arme Weib, sich mit vier Kindern redlich durchs Leben zu schlagen; aber mit Gottes Hilfe war es gegangen, schlecht allerdings, aber doch redlich und recht.

Schon zu Lebzeiten ihres Mannes hatte Mutter Marie Botengänge besorgt, vom Dorfe hinein in die Stadt und in die umliegenden Ortschaften. Daneben begann sie einen kleinen Hausierhandel mit Butter, Eiern, Geflügel, Obst, je nach der Jahreszeit. Viel warf ja das nicht ab, aber doch etwas; und da die beiden älteren Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, bereits eine Kleinigkeit hinzuverdienten, durch Viehhüten, Beeren- und Pilzesuchen, Kinderwarten und dergleichen, hatte Mutter Marie sich auf der Oberflache zu erhalten gewußt.... Im letzten Jahre war es leider anders gekommen. Durch einen Gang über Land bei sehr scharfem Winde hatte die arme Frau sich eine Augenentzündung zugezogen, die sie wochenlang in einer Augenklinik zuzubringen. Wenn sie hier auch unentgeltlich aufgenommen wurde, so gab es dennoch eine Menge Nebenausgaben, die ihre wenigen Spargroschen völlig aufzehreten. Und dazu keinen Pfennig Verdienst! Ein Glück, daß gute Menschen sich ihrer Kinder annahmen; sie hätten sonst Hungers sterben müssen in dieser schweren Zeit. Als Mutter Marie aus der Klinik heimkehrte, waren ihre Augen wohl gebessert, aber noch sehr der Schöpfung bedürftig. Ach, und doch war es so sehr von nöten, daß sie ihren kleinen Erwerb wieder aufnahm! Von was sollten sie und ihre Kinder denn leben? — So begann sie denn in Gottes Namen ihre Wanderungen wieder, aber sie mußte stets Rücksicht auf ihre schwachen Augen nehmen und so geschah es, daß die Einnahme recht schmal blieb und gar nicht im Einklang stand mit den Kohlenpreisen, die sich um so fühlbarer machten,

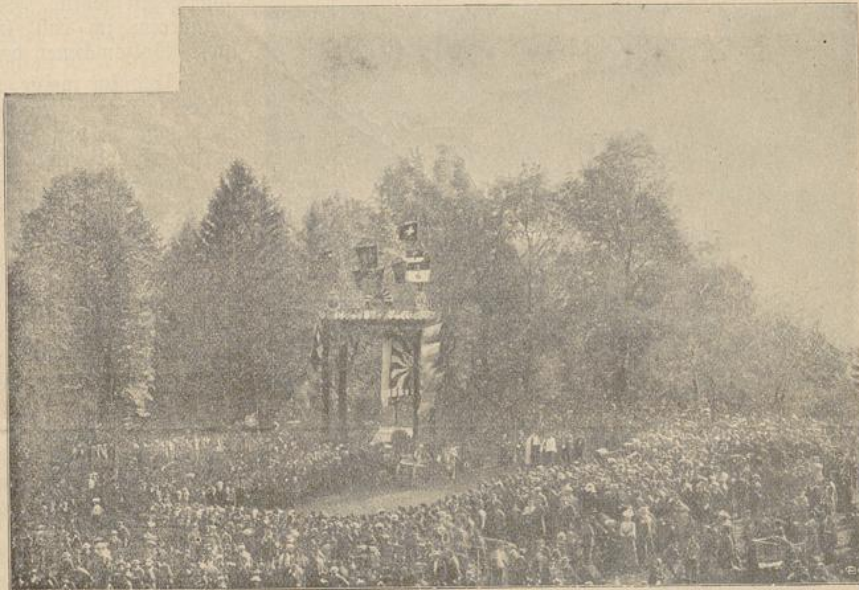
härter und strenger der Winter blieb. Und noch ein Kummer nagte am Herzen der Mutter Marie. Am nächsten Sonntag sollte ihr Erstgeborener, Josef, zum erstenmale an den Tisch des Herrn treten, und auch nicht das mindeste besaß sie zur würdigen Ausstaffierung ihres Knaben an seinem Ehrentage. Wie gesagt, sein bestes Kleidungsstück hatte sie in Händen und wie konnte er sich mit diesem unter seinen Kameraden sehen lassen. Seit Jahren hatte sie für diesen Zweck ein kleines Sümmlen zusammengepart; aber leider war es in dieser Zeit der Not gleich allem andern dahin geschmolzen und jetzt stand sie da mit leeren Händen, ohne zu wissen, woher auch nur ein Stück, und wenn es noch so einfach wäre, für ihren Lieben nehmen — und in wenigen Wochen war der Weiße Sonntag. Wieder entrang sich ein Seufzer dem bedrängten Mutterherzen, und in stummer Ergebung die Hände faltend, blickte sie trübe vor sich hin. Da — nein, wie sie doch darauf verzichten konnte! — fiel ihr Blick auf das Bild des hl. Nährvaters Josef, das über ihrer Lagerstatt hing. Dieser treue Helfer in irdischer Bedrängnis, zugleich der Namenspatron ihres verstorbenen Mannes und ihres Knaben, war ihr schon gar oft beigestanden, wenn es den Anschein hatte, als wolle es nimmer weitergehen. Sollte er sie diesmal gänzlich im Stich lassen? — Das gläubige Mutterherz vermochte das nicht anzunehmen. Und weiter falteten sich die Hände der Witwe und mit einem Ausdruck ruhten die tranken Augen auf dem Bilde an der Wand. . . . Ein inbrünstiges Gebet aus treuer, bedrückter Mutterbrust rang sich los und nahm seinen Weg hin zum mächtigen Schuttpatron der christlichen Familie, seine Fürsprache bittend.

Einige Tage später. Die Sonne scheint heute beinahe frühlingssmild und Mutter Marie hat einen ihrer Gänge in ein benachbartes Dorf unternommen. Jetzt steht sie in der Küche eines Herrschaftshauses, und nachdem die Hausfrau verschiedenes für die Haushaltung von ihr eingehandelt, erkundigt sie sich nach den Verhältnissen der Witwe, welcher sie schon manche Guts tat erwiesen. In bewegten Worten schildert diese ihre bedrängte Lage und erwähnt auch, was augenblicklich ihre Hauptforgen bilde: die würdige Ausstaffierung ihres Knaben für den Tag der ersten heiligen Kommunion. „O, was das anbelangt, liebe Mutter Marie“, unterbricht die edle Gönnerin die Rede der Witwe, „dürfen Sie beruhigt sein. Der hochwürdige Herr Pfarrer von N., dem Orte, wo Sie eingepfarrt sind, hat mir jüngst gesagt, daß ich ihm einen bedürftigen Knaben in Vorschlag bringen dürfe, welchen er für den Tag der ersten heiligen Kommunion vollständig be-

kleiden wolle. Sehen Sie, das wäre etwas für Sie. Gehen Sie noch heute zu dem geistlichen Herrn, überbringen Sie ihm meine Empfehlungen und tragen Sie ihm in meinem Namen Ihre Bitte vor.“ Einen Augenblick lang stand Mutter Marie bei diesen Worten da, als hörte sie nicht recht, dann aber rief sie, die Hände ihrer Gönnerin erfassend, mit Tränen in den Augen aus: „O mein Gott, da hat er also doch geholfen, wahrhaftig, der gute, liebe, hl. Josef!“

Darauf erzählte sie der teilnehmend lauschenden Dame, wie sie sich ganz vor kurzem in ihrer Bedrängnis so recht innig und vertrauensvoll an den gütigen Helfer der Bedrückten und Verlassenen gewendet und ihn um seine Fürsprache gebeten habe.

Mutter Mariens Zuversicht auf die Hilfe des hl. Josef ward in der Tat nicht betrogen. Ihr Junge



Erinnerung an die schweizerische Rütlifeier 1907. Feldgottesdienst.

konnte in einem netten, anständigen Anzuge an den Tisch des Herrn treten und verdankte nicht allein diese Wohltat dem menschenfreundlichen, geistlichen Herrn, sondern auch eine Stelle als Lehrling bei einem gut katholischen Handwerksmeister, wo er Gelegenheit fand, ein tüchtiger Mensch und eine kräftige Stütze für seine Mutter zu werden.

Für diese selbst machte der hl. Josef seine Fürsorge überdies dadurch geltend, daß er die Herzen guter Menschen rührte; man wandte ihr die Segnungen des St. Vinzenzvereines zu und erleichterte so ihr Los um ein Beträchtliches.

St. Peter. D. O. R. — Neulich hörte ich zufällig, wie sich die Wajschambala den Nebel erklären: „Du“, sagte ein Junge zu seinem Kameraden, als er morgens die Gegend mit dichtem Nebel belagert sah, „heute hat aber der geheimnisvolle Mann vom Walde wieder die ganze Nacht durch geraucht“. „Der muß aber auch eine große Pfeife haben und sehr viel Tabak, um so viel Rauch machen zu können“, meinte der andere. (Schw. Innozentia.)

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

15. Kapitel. Boten aus dem Königskraal.

Umschlopogaas hatte bereits einige Monate bei Galazi zugebracht, da träumte ihm einmal während der Nacht von Nada. Beim Erwachen war ihm ganz weich ums Herz, und er beschloß, Nachrichten einzuziehen über mich, seinen vermeintlichen Vater, und Nada, seine Schwester. Er zog daher wieder seine alten Kleider an, nahm Abschied von Galazi und wandte sich dem Kraal zu, wo die alte Frau gelebt, deren Sohn Galazi vom Geisterberge geholt hatte. Hier gab er sich für den Sohn eines fernen Chie aus und tat, als suche er eine Braut.

Verwundert schaute das Volk den jungen, hochgewachsenen Mann mit den großen, schwarzen Löwen-



Erinnerung an die Schweizerische Rütlifeier 1907.
Festrede des Herrn Ständeratspräsidenten Adalb. Wirz.

augen an, und einzelne von ihnen meinten, es sei dies der große Zauberer vom Geisterberge, Galazi, der Wolf. Andere widersprachen und sagten, er sei es nicht, denn sie hätten Galazi schon wiederholt gesehen. Während sie darüber noch disputierten, nahte plötzlich eine Truppe fremder Krieger. Es waren Zulus, 50 an der Zahl; Umschlopogaas erkannte sofort den Anführer. Schon wollte er sich zu erkennen geben, doch nach einiger Ueberlegung zog er es vor, sich in einen Winkel der Hütte zu setzen, und vorerst das Weitere abzuwarten. Das war klug getan, denn als der Kraalbesitzer voll Bangen den Hauptmann fragte, was er denn hier wolle, entgegnete jener: „Es handelt sich eigentlich um nichts. Wir sind nur von Tschaka ausgesandt, um einen gewissen Umschlopogaas, den Sohn des Mopo, zu suchen. Letzterer ist des Königs Leibarzt und er sagte, der Junge sei hier in diesen Bergen von einem Löwen getötet worden. Die Sache kam dem König etwas zweifelhaft vor und darum sollen wir nun nähere Erkundigungen darüber einzuziehen.“

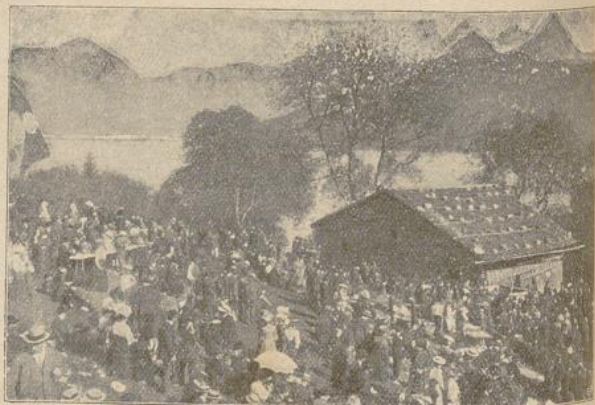
„Kein Mensch hat hier jemals etwas von einem Umschlopogaas gehört“, entgegnete der Hausherr, „doch, was wollt ihr denn eigentlich von dem Jungen?“ „Wir wollen ihm das Lebenslichtlein ausblasen; sonst nichts.“ „Und sein Vater Mopo, was ist's mit dem?“ „Das ist ein alter Zauberer und Bösewicht. Tschaka hat übrigens seinen ganzen Kraal: Männer, Weiber und Kinder aufgefressen.“ — Da wurde

dem armen Umschlopogaas das Herz gar schwer, denn er glaubte, ich, sein Vater, den er über alles liebte, sei ebenfalls ermordet worden. Doch er schwieg und schlich sich kurz darauf heimlich aus der Hütte hinaus. Draußen fing er zu rennen an, setzte über den Fluß und eilte dem nahen Walde zu.

Kurz darauf fragte der Hauptmann den Hausherrn, ob sich nicht wohl in der Nähe so ein junger Mensch, wie der Gesuchte, herumtreibe.

„Ich kenne keinen“, entgegnete er, „als Galazi den Wolf. Doch der kann es nicht sein, denn der hat schon seit mehr als einem Jahre auf dem Geisterberge. Doch halt, da fällt mir gerade der fremde junge Mann mit seinen blizenden Löwenaugen ein, der soeben hier ankam. Wo steckt er denn? Sitzt er nicht mehr da hinten in der Ecke? — Sieh“, er ist fort, und kein Mensch hat ihn gehen sehen! Vielleicht ist er ebenfalls ein Zauberer; ich hab' in der Tat gehört, daß jetzt zwei Wolfsmänner auf dem Geisterberge haufen.“

„Und ich meine, wir sollten dich den Mjagari küssen lassen“, schrie zornig der Hauptmann. „Weshalb hast du den Burschen entweichen lassen? Er ist sicherlich Umschlopogaas, der Sohn des Mopo!“ — „Es ist nicht meine Schuld. Was kann man Zauberern gegenüber machen? Die verbergen sich nach Belieben, wo sie wollen. Suche sie selbst; sie haufen mit ihren Wölfen da droben auf dem Geisterberge. Aber das sag' ich dir, von meinem Volk geht keiner mit. Mit Geistern und Zauberern wollen wir nichts zu tun haben.“ — „Wir sind Krieger des Tschaka und fürchten nichts als den Willen des Königs. Was fragen wir nach Geistern, Wölfen und ähnlichem Unsinn? Also morgen geht nach dem Geisterberg!“ Nun aber schaffe uns ein ordentliches Essen her, denn wir sind hungrig und müd und die Sonne hat sich schon geneigt.“ — Inzwischen schritt Umschlopogaas in den waldigen Schluchten rüstig der Höhe zu. Bald brach die Nacht herein und man hörte von allen Seiten die Wölfe heulen. Umschlopogaas beantwortete den Ruf, und kurz darauf stand ihm mit glühenden Augen „Grauschwanz“ gegenüber. Umschlopogaas rief ihn an, doch siehe, der Wolf kamte ihn nicht. Er hatte eben seine Wölfschaut nicht umhängen. Er schlug nach der Bestie mit seinem Stod, sah sich jedoch im nächsten Augenblick von einem ganzen Rudel heulender Wölfe bedrängt. Da konnte ihn nur

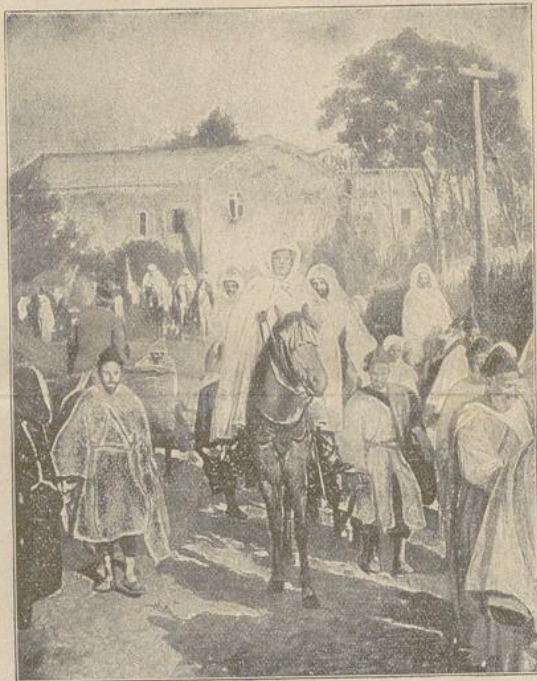


Erinnerungen an die Schweizerische Rütlifeier 1907.
Das Festreiben auf der Rütliwiese.

Im Hintergrund der Vierwaldstätter See und die Mythen.

eines retten: schnelle Flucht. Umschlopogaas be-
griff das. In mächtigen Sätzen — sein flüchtiger Fuß
ging kaum noch den Boden zu berühren — flog er
hinter seiner Höhle zu. Heulend kamen die hungrigen
Wölfe hinter ihm drein, doch sie erreichten ihn nicht,
denn er lief, wie noch nie in seinem Leben. Endlich
war er am Ziel, stürzte in die Höhle hinein und
rollte den mächtigen Schlußstein vor die Öffnung.
Er war gerettet! Ein paar Augenblicke später kam
er mit der Wolfszucht über Kopf und Rücken wieder
heraus, und siehe, nun erkannten sie ihn und wichen
auf sein Geheiß zurück in die finstere Nacht. Bald
darauf kam Galazi zurück. Umschlopogaas erzählte,
was ihm begegnet war. „Das Völkchen möchte eben
wieder einmal Menschenfleisch haben“, bemerkte
Galazi; doch woher es nehmen? Friedliche Menschen
will ich mit meinen schwarzgrauen Gefellen nicht an-
fallen. „Nun, da kann geholt werden! Hör' nur,
Galazi, was mir in jenem Kraal dort unten begeg-
nert.“ — Nun erzählte er von dem Hauptmann und
dessen 50 Krieger, vom Befehle Tschafas und der
Vermordung all seiner Angehörigen im Königskraal.
„Was sagst du dazu, Galazi?“ Dieser saß eine Weile
nennend da, lachte dann bitter auf und sprach: „Das
soll heute eine lustige Nacht werden, Bruder! Wir
haben jetzt lange genug wilde Tiere gejagt, heute wollen
wir zur Abwechslung 'mal Menschen jagen. Ver-
dammt diese brutalen Gefellen da eine Schonung?
Würden sie dir nicht mit einer wahren Wollust die
Brust durchbohren? Wer weiß auch, was sie noch
alles vorhaben; vielleicht wollen sie morgen da herauf
in die Berge. Ist's nicht besser, wir kommen ihnen
zuvor?“ Umschlopogaas nickte Beifall. „Auch mich
verlangt es, vor allem diesen Hauptmann noch-
mals zu sehen! Er soll Umschlopogaas, den „dummen
Jungen“, nicht mehr lange zu suchen brauchen. Doch
müde wollen wir ruhen und uns durch einen kräftigen
Trunk stärken, dann aber, Galazi, unser Heer auf-
stellen!“ Gegen Mitternacht brachen sie auf; beide
waren in ihre Wolfsfelle gekleidet, Umschlopogaas trug
einen Mjagai nebst einem Schild, Galazi aber die
Donnerkeule. Auf ihren Ruf kamen die Wölfe herbei in
Horden von je zehn und zwanzig. „Diese Nacht gibt's
kein Wild zu jagen, Kinderchen“, redete sie Galazi
an, „sondern Menschen. Liebt ihr Menschenfleisch?“
Da fingen die Augen der Bestien zu leuchten an und
sie heulten alle zusammen laut auf, als hätten sie
ihn gar wohl verstanden. — In zwei Haufen ging
es sodann in rasender Eile den Berg hinab; die Wölfe
folgten Galazi, die Wölfinnen Umschlopogaas. Bald
waren sie am Fluß, schwammen hinüber und hatten
schon nur noch acht Speerwürfe weit zum bezeichneten
Kraal. Lautlos nahten sie den Hütten, denn Galazi
hatte den Wölfen mit seiner Keule Schweigen geboten.
Umschlopogaas stellte sich mit seinem Gefolge am süd-
lichen Eingangstore auf, Galazi im Norden. Der Ein-
gang war mit Dornen versperrt, doch die beiden Wolfs-
brüder machten rasch freie Passage. Da schlugen die
Hunde an in den Hütten und nahten mit lautem
Geheiß. Bei ihrem Anblick waren die Wölfe durch
nichts mehr zu halten; im Nu fielen sie heulend über
dieselben her und rissen sie in tausend Stücke. Nun
erwachten auch die Kraalinsassen und die Kriegerleute.
Erstarrt griff alles zu den Waffen und eilte hinaus.
Da sahen sie im Mondlicht einen großen, in ein Wolfs-
fell gekleideten Mann und rings um ihn ganze Rubel
schwarzgrauer Wölfe. „Die Geister-Wölfe sind da“,

schrien sie entsetzt und eilten in schneller Flucht
dem nördlichen Ausgang zu. Doch siehe, auch hier
stand ein Mann im Wolfsfell und rings um ihn
heulten schwarzgraue Wölfe ohne Zahl! Da war das
Maß der Schrecken voll! Die einen warfen sich
kriechend auf den Boden, andere suchten irgend einen
Schlupfwinkel auf, die meisten aber rotteten sich zu
dichten Haufen zusammen. Wohl zitterten alle vor
Furcht, doch sie wollten als Männer sterben und
nicht ohne tapfere Gegenwehr. Heulend warfen sich
die hungrigen Wölfe auf die entsetzten Krieger. An
jedem einzelnen Mann hingen ihrer drei bis vier;
und dazwischen arbeitete Galazi mit der Donnerkeule
und schwang Umschlopogaas seinen Mjagai. Bald war
das schreckliche Werk getan; die Wölfe hatten ein reich-
liches Mahl, die beiden Brüder aber machten sich über
die vollen Mjagais her und löschten ihren



Muley Hafid, der marokkanische Gegenkultan.

Durst. Eben wollten sie sich wieder entfernen, als sie
merkten, daß ein paar Wölfe verdächtig an einer Hütte
herumschnüffelten. Sie hezten dieselben hinein, und
gleich darauf rannte ein hochgewachsener, breit-
schulteriger Mann heraus. Es war der Hauptmann,
der sich hier ein Versteck gesucht hatte. „Ah, will-
kommen, tapferer Hauptmann!“ rief Umschlopogaas,
die Wölfe von ihm zurücktreibend. „Welch' ehrenvollen
Auftrag hast du denn vom König erhalten und was
suchst du hier im Schatten des Geisterberges?“ Der
Hauptmann war keineswegs ein Feigling. „Was geht
das dich an, verfluchter Zauberer?“ sprach er. „Es
ist nicht meine Gewohnheit, gegen eine Herde Wölfe
zu kämpfen. Hebe deine elenden Kreaturen auf mich,
dann ist es aus mit mir und mit dem Auftrag, den
mir mein Herr und König gegeben!“ „Nur lachte,
lachte“, mahnte Umschlopogaas. „Sag' mir, suchst
du nicht einen jungen Mann, den Sohn eines ge-
wissen Mopo?“ „Ja, dem ist so; ich suchte einen
harmlosen Jungen und fand statt dessen diese abscheu-

lichen Bestien.“ „Vielleicht hast du mehr gefunden, als du ahnest. Schau' mal her! Bei diesen Worten zog Umschlopogaas die Wolfshaut zurück und zeigte dem Hauptmann sein volles Gesicht. „Sieht der gesuchte Junge etwa so aus?“ „Wahrhaftig, du bist es!“ gestand der verblüffte Hauptmann. „Ah, du kennst mich also? Gut, nun wähle, aber schnell: Willst du mit diesen Wölfen einen Wettlauf eingehen auf Leben und Tod, oder willst du gegen vier derselben kämpfen? Es sind meine bravsten, sie heißen: „Grauschmuck, Schwarzfuß, Bluthund und Todgriff“. Oder willst du Aug' in Aug' mir gegenüberstehen, und, wenn ich fallen sollte, diesem da, der die wuchtige Keule trägt?“ „Mit Geiern und wilden Bestien will ich nichts zu

tätig ein. Der Verfolgte wandte sich bald dahin, bald dorthin, und dabei waren seine Augen stets wie suchend auf den Boden gerichtet. Plötzlich bückte er sich nieder, richtete sich im Flug wieder auf — und schwang in seiner Rechten eine kleine, mondformige Art! Der Hauptmann rannte auf ihn los! Schon erhob er den Arm zum tödlichen Stoß, — da, ein Blitz in der Luft, — und die eiserne Spitze war vom Schaft getrennt. Ein neuer Schlag, und auch des Hauptmanns mächtiger Schild ging in Scherben und der hünenhafte Zulu selbst brach, mitten in die Brust getroffen, sterbend zusammen. — „Wohlan, mein Freund“, sprach gelassen Umschlopogaas, „du hast einen simplen Jungen gesucht und hofftest ihn wie ein Kalb dem Tschala

zuführen zu können und siehe, nun sind deine 50 Krieger eine Beute der Wölfe, und du selber hast in ehrlichem Zweikampf deinen Mann gefunden. Nun schade, daß du dies dem famosen Tschala nicht mehr melden kannst!“ — „Nebengens“, sprach er, zu Galazi gewendet, „will ich fortan mit keinem Assegai mehr kämpfen, sondern bloß mit einer Art. Wenn ich nur eine gehörige hätte! In diesem Dingelchen da brach der Schild schon beim ersten Hieb, ähnlich wie bei meiner Lanze. Wohl wüßte ich eine Waffe, die mir so lieb und teuer wäre, wie deine Donnerkeule, es ist die Blizart des Tschiliza. Galazi, was glaubst du, sollte es mir nicht möglich sein, sie zu gewinnen? Sei, wär' das ein Jubel, wenn wir zwei mit den besten Waffen der Welt zusammenständen!“ „Nun, für heut' wollen wir zufrieden sein“, entgegnete Galazi. „Wir haben heut' auch ohne Tschilizas Art recht saubere Arbeit gemacht. Komm, bevor der Morgen graut, schnell zurück in unsere Felsenhöhle!“ (Fortf. folgt.)



Druische Mädchen vom Berge Karmel.

schaffen haben, Menschen aber fürchte ich nicht, und seien sie auch die abgefeimtesten Zauberer!“ „Also los!“ rief Umschlopogaas und schwang seinen Speer in der Luft. Es war ein wildes Ringen. . . . Neuerdings holte Umschlopogaas zum Stoße aus —, da brach an des Hauptmanns hartem Schild der Schaft seines Assegais und er stand somit dem gewaltigen Kriegermann wehrlos gegenüber! — Schnell wie der Blitz machte er Kehrt und sprang in mächtigen Schritten schnell wie ein Antilope über die Leichenhaufen und die daran nagenden Wölfe hinweg, während ihm der Hauptmann mit hoherhebener Lanze unter grimmigem Lachen folgte. Galazi wunderte sich, daß Umschlopogaas vor einem einzelnen Manne floh, doch griff er nicht

am Mittelmeere als Bindeglied zwischen zwei Erdteilen, der Schauplatz, von welchem die drei großen monotheistischen Religionen ihren Ausgang nahmen und über den alle Völkerstürme der Jahrtausende hinweggingen, brachte es mit sich, daß auf diesem Boden niemals eine nationale Einheit sich bilden konnte. Vor allem war die religiöse Zersplitterung das hervorragendste Hindernis, und es ist merkwürdig, daß dieser Kluft so tief eingerissen war, daß — wie die heutigen Sekt der Drusen, Nusairiye, Ismaelien dartin — die Wurzelstöcke des Heidentums niemals ihre Triebkraft verloren. Wenn wir heute unter der Bezeichnung „Syrier“ diejenigen Völkerschaften zusammenfassen, deren Vorfahren neben den Aramäern die

Ethnographisches aus Syrien.

Die syrischen Völker lassen sich unter die uralte Bezeichnung der Aramäer zusammenfassen. Die Griechen nannten sie Syrer und dieser Name ist ihnen bis heute geblieben. Die Phönizier, welche die Küsten des mittleren Syrien innehatten, gehörten, obwohl gleichfalls Semiten, nicht zu den Aramäern. Die weltgeschichtliche Bedeutung Syriens und seine geographische Lage

Sprache der letzteren redeten, so haben wir vorzugsweise an die jetzige christliche Bevölkerung zu denken. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung (unter byzantinischer Herrschaft), war ihre Zahl ungleich bedeutender. Den starken Abbruch verursachten die Araber, welche vom Jahre 636 n. Chr. an das Land als Eroberer überschwemmten und vermöge ihrer treffsüchtigen Individualität den zersplitterten Völkern ein einheitliches Gepräge verliehen. Zwar wissen wir von früher her, daß diese meist aus Südarabien in Syrien eingedrungenen Partisanen des Islam Vermischungen mit fremden Völkern ver-

Althergebrachten festhaltend, tapfer und jedem Fortschritte feindlich, wurzelt dieser Grundstock der arabischen Bevölkerung Syriens auch bezüglich der historischen Ueberlieferungen noch allenthalben in der vergangenen Ruhmesepoche, als deren Träger wir die jetzhaften Araber aus der Zeit Mohammeds anzusehen haben, und aus denen auch die Dynastien der Glanzzeit hervorgegangen sind.

Die syrischen Beduinen lassen sich in allem und jedem ihren Genossen in Nordarabien anreihen. Sie sind lediglich Glieder der ganzen Kette von Stämmen, welche die Steppen und Wüsten von den öst-

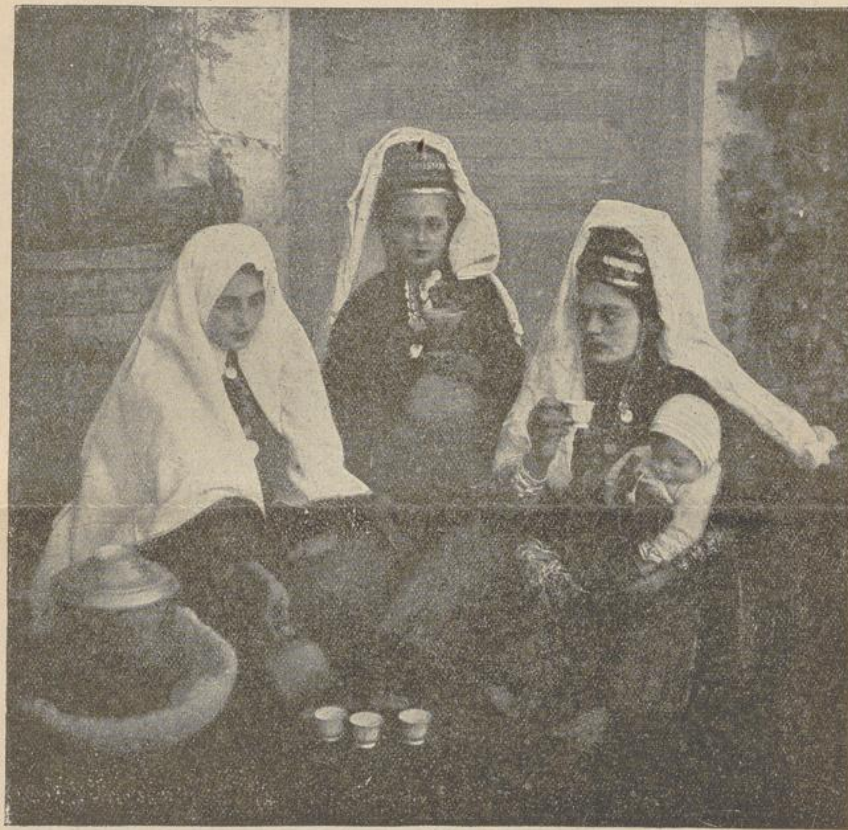


Drusische Prinzessin.

lichsten syrischen Siedelungen bis zum Persermeere hinab innehaben, somit kein besonderer, dem syrischen Gebiete eigentümlicher Typus. Bezeichnet man doch das weitgedehnte, bis zum mittleren Euphrat reichende Gebiet als syrische Wüste, also einen Bereich, der seit ältesten Zeiten ein Tummelplatz der Nomaden und zugleich jenes Sammelbecken war, in welchem die überschüssigen Bevölkerungselemente des Mutterlandes einströmten. Kein Wunder also, daß die syrischen Beduinen — die sich stolz „el-arab“ nennen — ihren Brüdern in Nordarabien völlig gleichen. Wie diese haben sie eine nur unvollkommene Vorstellung von der Lehre des Propheten, kümmern sich nicht um die Satzungen des Islam und verachten jede staatliche Autorität. Alle Versuche der letzteren, diese Nomaden festhaft zu machen,

sind, von ganz geringfügigen Ausnahmen abgesehen, bisher geachtet. Neben Indolenz und Unwissenheit sind ihre hervortretenden Charakterzüge Habgier, Raublust, Unzuverlässigkeit, Unbotmäßigkeit und Gewissenlosigkeit. Religiösen Fanatismus kennen sie so wenig wie ihre Stammesgenossen im Mutterlande, mit denen sie im übrigen die Lust an Kampf und Fehde, Raubzügen und Abenteuern gemein haben. In einer Beziehung aber stehen sie gleichwohl hinter den Angehörigen der nordarabischen Wanderstämme zurück. Die stete Verührung mit einem Lande mit einer geschlossenen, unter staatlicher Autorität stehenden, im-

Die Frauen sind hübsch, intelligent, ohne viel Bücherbildung, brave Mütter und sparsame Hausfrauen, den Männern kindlich ergeben. Sie verkehren wenig mit der Außenwelt und leben still zufrieden im häuslichen Kreise. Romanlesen und Klavierklängen sind glücklicherweise noch recht selten; nur wo die französische Halb- und Vollbildung ihren Einzug gehalten hat, schwand die alte Sitteneinstellung und trat europäische Nachlässigkeit an deren Stelle. An Mädchenschulen fehlt es nicht, leider aber ist der Unterricht daselbst vornehmlich auf das Erlernen des Französischen und Englischen beschränkt.



Bethlehemitinnen.

merhin relativ zahlreichen sesshaften Bevölkerung, hat die syrischen Beduinen im Laufe der Zeit mancher Tugend beraubt, die den Angehörigen des Mutterlandes erhalten blieb. Daß es nicht die „Hitterschaft der Wüste“ ist, mit der man es hier zu tun hat, steht fest.

Neben den Mohammedanern sind die Christen das nächst zahlreichste Volk Syriens (etwa 540 000 Seelen) und sie sind zugleich dasjenige Bevölkerungselement des Landes, das den Typus der semitischen Urbevölkerung am meisten erhalten hat. Trotzdem werden sie ganz allgemein als „arabische“ Christen angesprochen. Reisende, welche Gelegenheit hatten, die syrischen Christen genau kennen zu lernen, versichern, daß sie „ein sanftmütiges, gefälliges, edelsinniges, der Aufopferung und edler Gefühle fähiges Volk“ geblieben sind, das sie immerdar unter der liebevollen Fürsorge ihrer Priester waren, vornehmlich das einfache, echt patriarchalische Familienleben der syrischen Christen.

Die syrischen Christen gehören verschiedenen Konfessionen an, der griechisch-orthodoxen, syrisch-jakobitischen, armenisch-orthodoxen, griechisch-katholischen, syrisch-katholischen, armenisch-katholischen, maronitischen, römisch-kath. und protestantischen. Unter diesen Konfessionen (oder Kirchen) nehmen die Maroniten zweifellos die erste Stelle ein, indem sie fast die doppelte Zahl der übrigen Katholiken ausmachen. Sie sind die Nachkommen der syrischen Monophysiten, welche in Christus nur eine einzige göttliche und unvergängliche Natur anerkannten. Anfangs wurde diese Lehre in Syrien mit Feuer und Schwert verbrannt; als aber der Islam die Oberhand bekam und die Monophysiten keine Hoffnung hatten, besser zu fahren als die Anhänger der byzantinischen Hosiologie, dachte man an Vermittlung. Dasselbe wurde durch den „Reformator“ Maron dadurch bewerkstelligt, daß er zwar die Doppelnatur in Christus anerkannte, derselben jedoch nur „einen Willen“ zuschrieb. Nun nahm die Sekte den Namen Maroniten an und sie behielt ihn fortan, obwohl die ursprüngliche Lehre längst aufgehoben und der Friede mit Rom hergestellt wurde. Vor der Weihe ist dem niederen maronitischen Klerus die Ehegelielung gestattet. Die größte Zahl der Maroniten wohnt im Libanon, wo sie vielfach in kompakter Masse siedeln. Sie unterscheiden sich sowohl in ihrem Äußeren wie in ihrer Lebensweise kaum von den übrigen Landesbewohnern. Sie wohnen in steingebauten, meist einstöckigen Häusern (im Erdgeschoß ist das Vieh untergebracht) mit flachen Dächern und sehr einfacher innerer Einrichtung. Die reichen Maroniten staten ihr Heim selbstverständlich mit größerem Komfort aus und die alten Burgen zeigen sarazenischen Stil mit Spitzbögen und Säulenhallen. Ein genauer Kenner des Volkes — Graf Vogué — sagt, daß die Stärke und Gefahr dieses Volksstammes in der Neigung zur Glaubensaktion

lange, aus welcher in Syrien alles hervorgeht. In dieser orientalischen Welt ist die Religion Lebenslust. Unter ihren verschiedenen Formen ist sie in das ganze gesellschaftliche Leben verwebt. Kein Wunder also, daß wir ihnen und den — wenn auch in geringer Zahl — mit ihnen im Libanon hausenden Druzen Feindschaft besteht, welche bekanntlich nach vielen vorangegangenen Reibereien zu den großen Kämpfen und Schlachtereien im Jahre 1860 führte, die die manzonijsche bewaffnete Intervention zur Folge hatte.

Die Druzen umgibt bis zum heutigen Tage ein gewisses Mysticism. Allen Anschein nach sind sie ein Mischvolk aus syrisch-arabischen Elementen, wobei jedoch das syrische entschieden überwiegt. Weil unter diesen Fruchtgestalten viele Blondhaarige und Blauäugige vorkommen, hat man zur Hypothese gegriffen, die Druzen ständen in gewissen Beziehungen zu den germanischen Kreuzfahrern. Ihre Religion ist eine Vermischung des Heidentums mit dem Islam und wird dieselbe auf den fatimiden Kalifen Al Hakim, beziehungsweise den Prophetenmacher El Darazi, zurückgeführt. Tatsächlicher Begründer der Lehre aber ist der persische Filzfabrikant Hamza. Sie hat über den nördlichen Teil des Libanon hinaus keine Verbreitung gefunden. Noch heute gelten die Druzen als ritterlich, gastfreundlich und blutstolz. Der „Adel“ spielt daher eine große Rolle und obwohl seinen Angehörigen nur die landesübliche Titulatur „Emir“ (oder Scheich) zukommt, haben sie doch großen Gefallen daran, sich mit prince und „Votresse“ angeredet zu sehen. Der Reisende hat sich mit aller Macht zusammenzunehmen, um im Hause eines Emirs ernsthaft zu bleiben, wenn Ihre Hoheiten die Prinzessinnen unter den ehrerbietigsten Grüßen der Libanesen auf ihrem Kothurn in den Salon klappern und beim Diner mit blau tätowierten Händen und rot bemalten Nägeln das Huhn zerreißen und dem Gast den Bissen in den Mund schieben. Der Anstand verlangt es, daß hierauf der Gast Ihrer Hoheit ehrerbietigst Dank sagt und seinerseits ein Stück Kleebe oder einen Reisknödel der Gnädigsten in den Mund schiebt. Die gleichen Verhältnisse herrschen auch unter den Maroniten, welche zweierlei Geschlechter von verschiedenen Graden zum hohen Adel rechnen: die

Schahab und Abiel Dema, beziehungsweise die Khazen Habeisch und Dehdah.

Eine Sonderstellung nehmen die Nofairier (Nufairiyeh) ein, welche das nach ihnen benannte Gebirge nördlich des Drontes besiedeln. Ueber ihren Glauben weiß man, da sie sehr verschwiegen sind, so gut wie nichts. Das Wenige, das aus ihnen herauszubringen war, deutet darauf hin, daß diese Lehre ein wüßtes Gemisch von altchristlichem Heidentum, Islam und Christentum ist. Da sie Ali als Gott verehren,



Mädchen aus der Umgebung von Jerusalem.

können sie als Ultra-Schitten gelten. Nebenher verehren sie auch die Sterne, denn diese sind nichts anderes als die Seelen heimgegangener frommer Nofairier.

In engster Verwandtschaft mit den Nofairiern stehen die Ismaëlier, zweifellos ein Ableger der alten Karmaten, dieser erbittertsten und erfolgreichsten Gegner des Islam zur Zeit seiner Ausbreitung. Sie zählen nur einige Tausend Seelen, sind Nachbarn der Nofairier (ihre Hauptburgen sind Masjad und, etwas weiter südlich, Kalaat el Döss'n) und mit ihnen in

steter Fehde lebend. Die Zsmašlier gelten als die Nachkommen jener Assassinen, welche vornehmlich zur Zeit der Kreuzzüge als gedungene, von fanatischer Todesverachtung befeelte Mordmörder ihr Unwesen trieben. Haupt dieses Geschlechtes war ein gewisser Haffan, der im fernen Chorassan (in der Feste Alamut) in völliger Zurückgezogenheit lebte und den Titel „Scheich ul Dschebal“ (der Alte vom Berge) führte.

Schließlich wären noch die Metawile (Einzahl Mutawali) zu erwähnen, welche zerstreut im Libanon wohnen und über deren Glaubensbekenntnis nichts bekannt ist. Sie gelten indes allgemein für Anhänger des reinen Schiismus. Ihr Scheich genießt so hohes Ansehen, daß er Plätze im Paradiese anweist, wofür er natürlich entlohnt wird. Trotzdem ist dieses Oberhaupt so verflucht wie die meisten übrigen Metawile, die im Ruße tiefster sittlicher Verkommenheit stehen.

In dieser bunten Gesellschaft weist selbstverständlich das Familienleben viele charakteristische Züge auf. Bei den Fellahin (der sesshaften Landbevölkerung) besteht die Frauenkleidung aus einem weiten hemdartigen blauen Unterkleide mit Schleppe, schwarzem Kopfschleier, einem mit Ketten von Gold- und Silbermünzen geschmückten Gesichtschleier, welcher von den Augen bis zur Taille reicht. In manchen Gegenden Palästinas tritt an Stelle des schwarzen ein weißer Gesichtschleier. In Samaria tragen die Frauen eine Kappe, die vorne wie ein Pferdehuf gestaltet ist. Von der Stirn bis zu den Ohren zieht sich ein halbmondförmiger Schmuck aus übereinander gereihten Silbermünzen, der durch ein Tuch am Kopfe festgehalten wird und oft die ganze Aussteuer der Frau darstellt. Auffallend schön sind die Augen dieser Frauen und die feinen Gesichtszüge, welche leider durch die schwarzen und indigofarbigen Tätowierungen im Gesicht, auf Brust, Füßen und Händen arg verunstaltet werden. Ferner ist es Sitte, die Nägel, Fingerpitzen und Handflächen mit Hennah zu färben. . . Sehr malerisch ist die Frauentracht im Libanon. Hier tragen die Mädchen grüne, gelbe, rote oder blaue, die Frauen dunkelblaue oder schwarze Schleier, die nach hinten hinabhängen, während die Mohammedanerinnen mit dem Schleier das Gesicht verhüllen. Der Kopfschmuck der reicheren Frauen besteht in einem Häubchen oder in einer Art Diadem, welches mit Goldstücken reich behangen ist. Der Kopfschmuck der Armeren enthält auf beiden Seiten eine Reihe von Silbermünzen, deren Zahl und Größe von dem Vermögen derselben abhängt. Ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses ist unter den Libanonesen das Tätowieren allgemein im Schwunge. Der zivilisierte Araber aus guter Familie enthält sich zwar jetzt des Tätowierens, schämt sich auch in europäischer Gesellschaft seiner blauen Hände, trotzdem wird die Prozedur noch häufig genug vorgenommen. Gewöhnlich verunziert man auf diese Weise die Hände und Arme, doch wird häufig auch die Stirn und die Partien um den Mund mit tätowierten Zeichnungen versehen. Die Frauen färben ferner die Nägel gelb oder rot, die Augenlider schwarz, die Lippen blau, die Wangen rot und weiß. Sehr mannigfaltig ist im allgemeinen die Fußbekleidung. Sie besteht entweder aus Lederstiefeln mit Gummizug (lastik), oder einer sockenartigen Fußbekleidung (chuff) aus gelbem Schafleder, über welche Halbpantoffel (bätsch) getragen werden. Im Hause bedienen sich die Frauen mit Vorliebe hoher stiefelartiger Holzschuhe (tabšab), welche beim Gehen ein

auffallendes Klappern verursachen und den Gang unsicher und schwerfällig machen.

Die Drusinnen tragen einen weißen Ueberwurf (igâr), der bis zu den Knöcheln reicht und von einem Gürtel festgehalten wird. Eigentümlich ist die „Datura“ (tantâr), ein hornartiger Kopfschmuck aus Buch oder Zedernholz, auch aus Silber, mit Edelsteinen besetzt, bis 80 Zentimeter hoch und vom Schleier umgeben, der jedoch nur eine Hälfte des Gesichtes bedeckt darf. Die Drusinnen leben völlig abgeschlossenen und strengen Regeln normieren das eheliche Zusammenleben, doch macht es die gerühmte Keuschheit der drusischen Frauen überflüssig, daß die Dolche der Verwandten über ihre Sittenreinheit wachen. Vielweiberei ist gestattet, doch wird selten davon Gebrauch gemacht. Daraus werden die Ehen ebenso leicht getrennt wie geschlossen. Um das Vermögen in der Familie zu erhalten, erben die Weiber nichts und können auch nichts von ihrem Eigentum aus der Familie erwerben. . .

Unter den Frauen der Nofairier finden sich viele Schönheiten, wobei vornehmlich die hellere Hautfarbe und das glänzende braune Haar auffallen. Die Augen dagegen sind schwarz. Leider verblühen die Mädchen infolge der schweren Arbeit, die sie verrichten müssen, rasch, und die Frauen verlieren frühzeitig ihre Reize. Schließlich erliegen sie ganz der Rohheit ihrer gedrückten, unwürdigen Stellung. Die Nofairierinnen verschleiern sich nicht und leben völlig zurückgezogen in ihren armeligen Behausungen. In der Kleidung herrscht die weiße (die heilige) Farbe vor. Schleierzwang besteht nicht.

Seltam sind die Verlobungsbräuche. Wie bei den Mohammedanern kauft der Mann seine Frau, indem er ihrem Vater 100 bis 1000 Piaster (20 bis 200 Kronen), oder eine Stute, eine Kuh, oder einen Esel zustellt. Dann hat er noch ein Abstandsgehalt dem Zukünftigen zu zahlen, um die Erlaubnis zur Ehe zu erlangen. Ist dieser Handel abgeschlossen, so bezeugen die Freunde des Bräutigams, mit Stöcken bewaffnet, das Hausdach der Braut, deren Freunde, ebenfalls mit Stöcken bewaffnet, so rasch als möglich in das Innere einzudringen trachten, um sie — vor Schlägen zu schützen. Gelangt aber der Bräutigam dennoch zu ihr, so schlägt er sie, bis sie so laut schreit, daß sie von außen gehört wird. Hierauf zieht sich alles zurück und die Verlobung gilt als vollzogen. Scheidung ist unterzagt, aber die Polygamie bis zu vier Frauen gestattet. Das Familienleben in den Städten trägt jene typischen Kennzeichen, welche wir als „orientalisch“ zu bezeichnen pflegen. Ein gesellschaftliches Leben besteht — die Plauderstunden, wobei der Wasserpfeife mader zugesprochen wird, abgerechnet — kaum dem Namen nach. Wohl leben die Frauen in ihrer Zurückgezogenheit (in Damaskus in mitunter prachtvoll eingerichteten Räumen) von einem gewissen Luxus umgeben, aber die Haremswirtschaft hat alle geistigen und seelischen Regungen erstickt. In den Straßen herrscht des Abends fast geisterhafte Stille und man sieht nur hie und da eine Schöne, in ihren „Zar“ nach Nonnenart gewickelt, eilig über die Gasse huschen. Die Schönheit — und auch das nicht immer — ist das einzige Reizmittel, über welches sie verfügen. Bildung und Erziehung würde man vergeblich suchen. Niemand kümmert sich um sie, niemand spricht von ihnen, sie gelten außer dem Hause nichts und im Hause kommen sie nur mit ihren Gatten, Verwandten, Freudeninnen und dem Gesinde in Berührung. Begibt man

außerhalb der Stadt, um in der Abendkühle Bewegung zu machen, so wird man die Männer jeden Alters und Standes in eifriger Unterhaltung begriffen finden. Abwärts der Stadt wandern aber wandeln, gleich Schlangen in hellem Ueberwurf und Schleier die armen weiblichen Wesen streng geordnet. Sie kauern auf den weißen Grabsteinen und stoßen einen grellen Schrei aus, wenn unverjehens ein Europäer um die Ecke biegt, der von dieser Szene vielleicht noch mehr überrascht ist, als die stehenden weißen Tanten. Bedauerlicherweise besteht auch bei den Christen in der Öffentlichkeit die abstoßende Trennung zwischen Mann und Frau, obwohl hierin immerhin ein kleiner Fortschritt zu verspüren ist, vornehmlich in Beirut, wo für die geistige und sittliche Hebung des weiblichen Geschlechtes durch vorzüglich gestatete Schulen vorgejorgt ist.

Geograph Dr. Märzbacher eine äußerst erfolgreiche Forschungsreise in dieser allem Weltverkehr entrückten Hochregion bewerkstelligt. Die Ergebnisse der eifrigen



Aus dem Tian-Schangebirge: Teil der Umrandung des weiflichen Bayumkol-Gletschers.

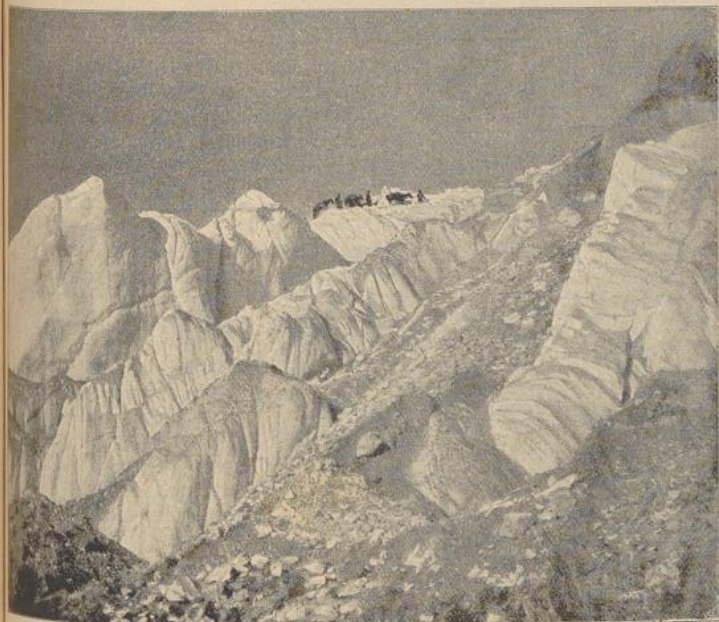
Das Tian-Schangebirge.

Zu den großartigen Gebirgserhebungen unseres Planeten zählt auch der Tian-Schan (Himmelsgebirge) in Hochasien, ein über 2000 Kilometer langes Gebirgsgebirge zwischen der Aralo-Kaspischen Niederung und der Mongolei. Seine höchste Erhebung ist der Khan-Tengri (6400 Meter), den die Abbildung vorführt. Mächtige Poralleketten, gewaltige Gletscher, prachtvolle Alpentäler zeichnen das Gebirge aus. In den Jahren 1902 und 1903 hat der Münchener

Sammeltätigkeit des Forschers werden die Grundlagen zu bedeutenden Erweiterungen der bisherigen Kenntnisse des gewaltigen Gebirges bieten.

Er starb für mich.

Kurz nach dem Bürgerkrieg in Amerika um die Mitte der 1860er Jahre besuchte ein Reisender den Soldatenfriedhof zu Nashville. Da traf er einen Mann, welcher Blumen auf ein Grab pflanzte. Der Reisende trat hinzu und fragte: „Liegt Ihr Sohn hier?“ — „Nein!“ erwiderte der Mann. „Ein Bruder?“ — „Nein!“ — „Ein anderer Verwandter?“ — „Nein!“ — „Wem pflanzen Sie denn, wenn ich fragen darf, diese Blumen?“ — „Sehen Sie,“ sagte der Mann, indem er ein Brettchen, das er in der Hand hielt, auf den Boden legte, „ich lebte beim Ausbruche des Krieges zu Illinois und wurde zum Heere gezogen. Da ich arm war und keinen Erfahmann stellen konnte, so mußte ich mich auch selbst stellen. Schon war alles bereit, und ich nahm Abschied von Frau und Kindern. Da kam ein guter Freund und sagte: „Du hast eine große Familie, die deine Frau, wenn du fortgehst, nicht ernähren kann. Ich will darum für dich einstehen.“ Ich willigte natürlich mit Dank und Freude ein. — In der Schlacht von Shidamanga wurde er schwer verwundet und starb nach langem Siechtum im Spital zu Nashville. Hier liegt er begraben. Seit ich es erfahren, ließ es mir keine Ruhe,



Aus dem Tian-Schangebirge: Dr. Märzbachers Karawanne in den Seracs des Dschipalik-Gletschers.

bis ich das Grab des guten, alten Freundes besucht und schön geschmückt hatte. Ich ersparte mir das Reisegeld und kam gestern hier an. Nun habe ich das Grab des teuren Freundes gefunden." — Bei diesen Worten nahm der Mann das Brettchen und befestigte es über dem Grab. Es trug diese einfache rührende Inschrift: „Er starb für mich!“ — In der Tat eine rührende Inschrift. Sie mahnt uns an einen anderen, größeren Gestorbenen, von dessen Grabmal, dem heiligen Kreuze, die Worte uns fort und fort entgegengerufen werden: „Er starb für mich!“ Ganz besonders vernehmlich und eindringlich schallen diese Worte an unser Ohr in der heiligen Leidenswoche: Womit können wir's ihm danken, daß er starb für uns? — Dadurch, daß wir leben und wirken und leiden für ihn.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Osternburg, Asbach, Weiterdingen, Kay, Parsberg, Thingen, Freiburg (Breisgau), Berkam, Schönberg, Bercha, Unterthürheim, Bortal, Dahn, Brennenberg, Weismain, München, Berching, Waldbach.

Dankjagungen

sind eingegangen aus: Reutenkirch, Schwaiz, Weibach, Postau, Waldbach, Mondfeld.

Gebets-Empfehlungen.

Verirrter Jüngling. Um glückliche Ehe. Epileptische Tochter. Seelenleiden. Standeswahl. Mehrere Kranke. Schwere Anliegen. Hausverkauf. Glückliche Entbindungen. Bedrängte Witwe mit ihren Kindern. Glück in Haushaltsangelegenheiten. Gefährdete Kinder. Gute Dienstboten. Ein Mann um Sinnesänderung. Augenranke. Zurückhaltung des Vermögens. Mehrere Kranke. Glückliche Heirat. Geschäftsanliegen. Um Frieden in der Familie. Schwere Anliegen. Zwei schwer Bedrängte. Erkenntnis des Berufs. Bekehrung eines Bruders. Geistesranke. Bekehrungen. Ohrenleiden. Befreiung von schwerem Nebel. Beharrlichkeit im Berufe. Glückliche Standeswahl. Ergebung in Gottes Willen. Um Gebuld. Ein schwer leidendes Kind. Verkauf einer Villa. Schweres Fußleiden. Glückliche Reise nach Australien. Wiedererlangung verlorenen Geldes. Zwei verirrte Brüder. Verblütung eines Prozesses. Bekehrung eines Sohnes. Gesundheit einer leidenden Frau. Um gute Stelle. Für kranke Mutter. Scrupuloze. Ein Vater mit zehn Kindern. Eine Familie in mehreren Anliegen. Bekehrung eines Bruders.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionschwestern, der schwarzen Kinder, der Neubefehrten und aller Leser des Vergißmeinnicht.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Josepha Jauch, St. Georgen. Ida Sommer, Wängi. Joseph Stählin, Lachen. Herr Key, Niesenberg. Luise Hüser, Altdorf. Frau Schäggle, Mählberg. Frä. Th. Feuerer, Wielenhofen. Maria Anna Meyer, Erstein. Hermann Heib, Stadlauringen. Anton Hummiller, Holzheim. E. Mülhaupt, Neckingen. Sebastian Wimmer, Frontenhäuser. Joseph Falkenhahn, Rastdorf. Josepha Ritz, Christian Rühl und Justus Rühl, Segelbach. Kath. Schuler, Pfauheim. Karl Wähl, Kaufmann, München. Karl Schiele, Basel. Theresia Dehner, Danleisweiler. Gregor Schmidhäuser. Maria Bieri, Templeton-Towa. Kath. Schun, Friedberg (Bayern). Friedrich Frey, Zwickau. Johann Reithmeier, Landschut. Joseph Petru und Franziska Braunsesser, Rillingen. Sabette Hiltner, Wiesau. Andreas Krissam, Wermerichshausen. Johanna Dömling, Gerbrunn. Maria Steindl, Weß. Galeta Bidel, Feldkirch. Schw. M. Laurencia, Ursul. Laibach. Schw. M. Dominika, Ursul. Laibach. Georg Kruch: St. Andrä (Kärnten). Johann Lindenbauer, Linz. Agatha Pfefferer, Haus. Joseph Hauser, St. Marein bei Bieleb. Album Joschitzka, Domeschau. Schw. Oberin Benita Wet, Wien. Johann Wilhelm, Eger. Franziska Popisil, Neupölla, N.-Oest. Anna Pisk, Eger.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Krupp in Würzburg. Druck und Vorlag der Frankischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Mgr. Robert Kurzweinhart, Domdechant, Linz. Vinzenz Kocher, Zechowitz. Franziska Kohacek, Brünn. Valentin Bauer, Gradenhausen. Rt. Rev. Bishop Hoffman D. D., Cincinnati-Ohio. Amalie Rint, Cincinnati-Ohio. Josef Haut, Pfarrer, Bisdorf. Wirtz, Königsbach.

Mariannhiller Kalender pro 1909.

Der Kalender ist überaus reich an interessanten Erzählungen und steht auch, was Bilder Schmuck anbelangt, in der vorderen Reihe der katholischen Kalender. Von den vielen Bildern nennen wir nur die der 96 Mitglieder der christlich-sozialen Fraktion im österreich. Abgeordnetenhaus. Von den Erzählungen einzelne Liebeschriften: „Unter Menschenfressern“; „Kurze Geschichte eines langen Gebroches“; „Afrikanische Mäusejagd“; „Der Jageldoktor“; „Gottverlassen“; „Das große Inkombo oder Herzeigericht“; „Im Schneesturm“; „Kochfranz's Lieschen“; „Der Saluator“; „Die Totenkammer“.

Der Kalender ist von den im Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland 50 Pfg., für Österreich-Ungarn 60 Heller, für die Schweiz 65 cts., für Amerika 20 cents.

Hilfs-Missionär der Trappisten-Mission Mariannhill ist jede Person, welche den Mariannhiller Kalender pro 1909 verbreitet, weil der Reingewinn zur Ausbreitung des heiligen Glaubens unter den heidnischen Völkern bestimmt ist. Die Verbreiter unseres Mariannhill-Kalenders nehmen als Wohltäter unserer Mission Anteil an den zwei, oft drei hl. Messen, welche in der Abteikirche zu Mariannhill täglich für die Wohltäter gelesen werden.

Ende September oder Anfangs Oktober reisen wieder Postulanten in unser Missionskloster nach Afrika. Die Aufnahme-Bedingungen finden sich im Vergißmeinnicht Nr. 2 Jahrgang 1907 und muß die Anmeldung bei der Missionsvertretung geschehen. Zwei Priester gehen auch mit als Postulanten.

Sowohl der Jahrgang 1907 des „Vergißmeinnicht“, als auch die bereits erschienenen Nummer pro 1908 können immer noch geliefert werden.

Jubiläums-Festschrift.

Wir machen auf die im Verlage von B. Herder, Freiburg i. Br., erschienene Festschrift zum 25-jährigen Jubiläum der Gründung des Trappisten-Missionsklosters Mariannhill, welches Ende Dezember gefeiert wurde, aufmerksam. Das Buch ist auf das prächtigste ausgestattet, sehr reich illustriert, und eignet sich ganz besonders zu Geschenken, ist auch von unseren Missionsvertretungen zu beziehen zum Preise von Mk. 4.50 = Fr. 5.40 = Fr. 6.—.

NB. Der Reinertrag ist für die Mission bestimmt.

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.
N 10.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.
Neberezahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohlthätern wird
das Vergißmichnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsien der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachen auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Köln a. Rh.
Oktober 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abtheilung zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Zwei schwarze Engelchen aus Mariannhill.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Im Oktober.

Nun braust es auf den Auen,
Der bunten Forst entlaubt der Nord,
Und schwirrend steuert hoch im Blauen
Der Zug der Wandervögel fort.

Geheime Schwerkut rieselt bange
Mir durch's Gemüt im Windesweh'n —
Fahr' wohl, mein Wald am Bergeshange!
Und werd' ich grün dich wiederseh'n?

Ach, sicher trägt der Schwan die Kunde,
Wenn's Zeit zu wandern, in der Brust;
Doch wer verkündet dir die Stunde,
O Herz, wann du von himmen mußt?

Em. Geibel.

Ein neues Missionsfeld.

Von Rev. P. Emmanuel.

(Fortsetzung.)

Lourdes. — Manduna wollte nach dem Tode seines teuren Pfleglings das Predigen in der protestantischen Kirche nicht mehr recht von statten gehen. Immer wieder und wieder kamen ihm die Worte des franken Heidentundes in den Sinn: „Gott hat an den Versammlungen unserer abafundisi kein Wohlgefallen.“ Arge Zweifel stiegen in seinem Herzen auf. Er suchte nach der Wahrheit, wußte aber nicht, wo sie zu finden sei. Von den Versammlungen seiner bisherigen Glaubensgenossen hielt er sich mehr und mehr fern, und blieb sie zuletzt gänzlich.

Da bekommt Manduna eines Tages einen unserer Missionäre zu Gesicht. Sofort fällt ihm das lange, weiße Kleid auf. Sollte wohl das einer der abafundisi sein, von denen sein Pflegekind mit solcher Begeisterung gesprochen? — Er zieht nähere Erkundigungen ein und erfährt, das sei einer von den ama-Romas, die zu Emaus, fünf Reistunden von seiner Heimat entfernt, eine Mission hätten.

Manduna ging bei diesen Worten ein neuer Stern auf! Am folgenden Samstag machte er sich auf den Weg, um am nächsten Morgen dem Sonntagsgottesdienst in Emaus beizuwohnen. Alles, was er hier hörte und sah, machte auf ihn den tiefsten Eindruck. Er fühlte, daß er nun die wahre Lehre gefunden, von der sein Pflegekind so oft gesprochen. Sein Entschluß stand fest: Dieser Kirche mußte er sich anschließen, koste es, was es wolle!

Von jetzt an ging er jeden Samstag nach Emaus, hörte hier mit voller Begierde den christlichen Unterricht und wohnte am kommenden Morgen dem heiligen Messopfer bei. Je länger er das tat, desto mehr wuchs in ihm die Liebe zur katholischen Kirche, desto schwerer wurden aber auch die Verfolgungen, die er nun seitens seiner ehemaligen Glaubensgenossen zu erdulden hatte. Hatten diese es nur mit Unwillen ertragen, daß er von ihren Versammlungen fern blieb, so kannte ihr Fanatismus keine Grenzen mehr, als sie hörten, daß er jede Woche den weiten Weg nach Emaus mache, um dort dem Gottesdienst der ama-Romas beizuwohnen. Gott allein weiß, was Manduna da alles zu erdulden hatte, abgesehen von der materiellen Einbuße, die ihm aus der Aufgabe seines protestantischen Predigtamtes erwachsen war. Doch er blieb fest. Er wußte, alles Gute wird von der gottentfremdeten Welt angefochten und was keine Prüfung aushält, ist vor Gott ohne Wert.

Sein schlimmster Gegner war ein gewisser Beseleganer, Lancu mit Namen, der auch seine Genossen zu allen möglichen Feindseligkeiten aufstachelte. Doch gerade aus diesem Saulus sollte ganz unerwartet ein Paulus werden. Das kam so: Lancu hatte eine Braut, auf die er hohe Stücke hielt. Dieser seiner Angebeteten nun träumte es in einer Nacht, als hörte er eine furchtbare Stimme, die mit der Gewalt des Donners zu ihr sprach: „Hindert Manduna nicht mehr auf seinem Gange zu den ama-Romas, denn was er tut, gefällt mir! Wenn Lancu ihn noch weiter verfolgt, sollst du sterben!“ — Nun muß man aber wissen, welche Rolle Träume bei solchen Naturvölkern spielen. Lancu war wie gelähmt vor Schrecken. Sofort versammelte er alle seine Freunde und erzählte ihnen den merkwürdigen Traum seiner Braut. Alle erkannten hier das Eingreifen einer höheren Macht und keiner wagte es fortan, Manduna weiter zu belästigen. Lancu aber schloß sich ihm als treuer Genosse an, sodaß nun beide Woche für Woche in friedlicher Betrachtung zum Gottesdienst der ama-Romas nach Emaus gingen.

Die allgemeine Stimmung der zahlreichen Bevölkerung des Bistithales gestaltete sich zusehends dem Katholizismus günstiger, da trat ein Umstand ein, der die Sache vollends zu rascher Entscheidung brachte. Die schwarzen Prediger, die so viele Klagen gegen die ama-Romas überhaupt und deren Missionäre im besonderen vorzubringen hatten, ließen sich allerlei Schulden kommen, was jeden rechtchaffenen Mann kugelmachte. Für ihre geistlichen Dienste verlangten sie hohe Entschädigung, und um Geld gewährten sie Freizeiten selbst in Dingen, die mit den Geboten Gottes in direktem Widerspruch standen. Kein Wunder, daß sie auf diese Weise zusehends zu Vermögern kamen. So konnte sich einer von ihnen, Pamula mit Namen, der seinerzeit blutarm sein Aemichen angetreten hatte, fünf Farmen kaufen.

Das fiel auf; man fing an, Vergleiche zwischen diesen protestantischen und den von ihnen so viel geschmähten katholischen Missionären anzustellen, und einige rechtchaffene Männer erkundigten sich bei uns, zwei Emauspilgern, wie es denn in dieser Sache bei den ama-Romas stünde. Diese waren nun voll des Lobes und luden sie ein, persönlich mit ihnen nach Emaus und Lourdes zu gehen, um sich von der Wahrheit ihrer Aussagen an Ort und Stelle zu überzeugen. Sie waren bereit und zeigten sich jetzt schon von dem Wunsche beseelt, katholische Missionäre in ihrer Gegend

haben, doch wollten sie in einer so wichtigen Sache nicht handeln, ohne zuvor die Zustimmung des großen ama-Baca-Chief Lenzana eingeholt zu haben. Es wurde zu diesem Behufe eine eigene Deputation an ihn abgesandt.

Lenzana genießt unter seinen Stammesgenossen ein Ansehen ohnegleichen. Schon durch seine Besitzungen ragt er unter allen hervor. Er besitzt ein fruchtbares, weitausgedehntes Land; sein Vieh zählt nach Hunderten, seine Schafe und Ziegen nach Tausenden. Er ist noch Heide und hat 9 Weiber, übt aber gegen seine Untertanen große Milde und befundet in allem einen großen Gerechtigkeits Sinn. Er verlangt keine Steuer; unentgeltlich dürfen sich seine Leute auf seinem Grund und Boden niederlassen und bauen und pflanzen; doch wehe demjenigen, der es wagt, seinen Befehlen zuwider zu handeln! „Der Löwe frisst ihn auf“, pflegen die Schwarzen zu sagen. Schnell ist in solchem Falle die schwarze Polizei zur Hand und straft den Frevel ganz empfindlich. Doch auch hier läßt der „Löwe“ königliche Großmut walten. So werden z. B. die Ochsen, die man dem Schulbigen abgenommen, im Königskraal geschlachtet, doch der König und seine Indunas rühren nichts davon an, sondern das Fleisch wird unter das anwesende Volk verteilt.

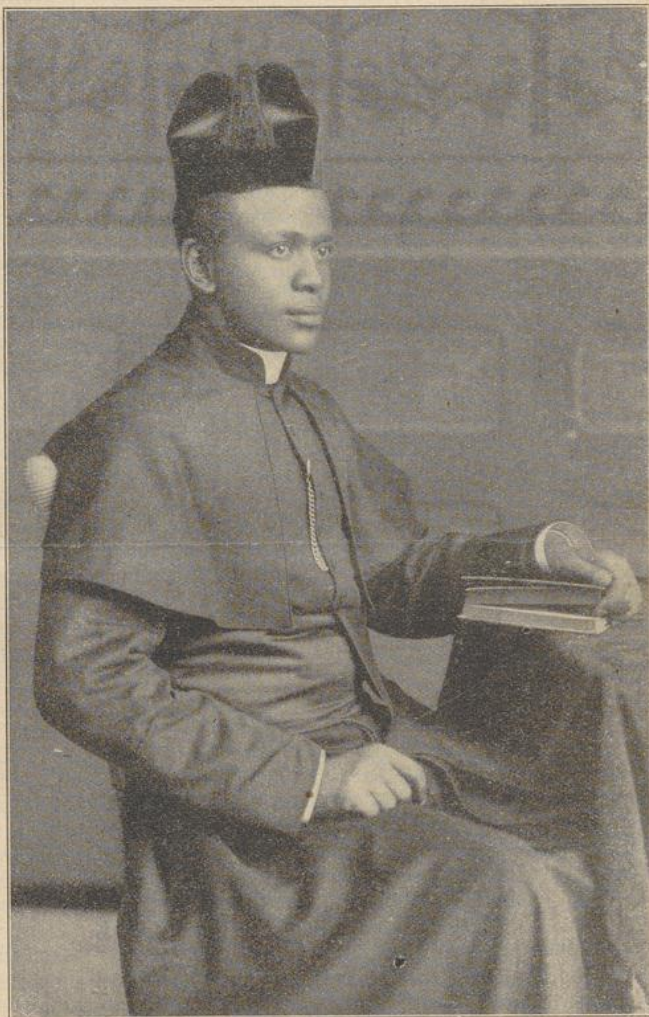
Zu diesem Chief begab sich also obige Deputation mit dem Ansinnen, katholischen Missionären freien Zutritt ins Land zu gewähren. Mit großer Umständlichkeit, wie dies bei den Schwarzen überhaupt üblich ist, erzählten sie alles bisher Vorgefallene, die Aussagen des sterbenden Kindes, den Traum von Lancus Braut, das Verhalten der eigenen Missionäre und schlossen endlich mit der Bitte um Missionäre mit den langen weißen Kleidern.

Nachdem Lenzana alles ruhig angehört hatte, berief er seinen Rat zu einer Sitzung, in der die wichtige Frage des Langen und Breiten erörtert wurde. Als die erbittertesten Feinde des Katholizismus zeigten sich wieder die protestantischen Prediger, die ebenfalls im Rat saßen. Ihr einstimmiges Urteil war: „Nie und nimmer sollen diese Römlinge unser Land betreten! Sie bringen Unheil über's ganze Land, und wollen dich, o Fürst, der Herrschaft berauben.“ ... Beweise hiefür konnten sie allerdings nicht vorbringen, und man kann sich ihren Verdruss vorstellen, als das Endurteil Lenzanas folgendermaßen lautete: „Eure Beschuldigungen gegen die ama-Romas sind durchaus unbegründet, denn ihr könnt sie durch kein einziges Faktum erhärten, darum ist es mein fester, unabänderlicher Wille, daß diese akafundisi in mein Land kommen!“

Damit hatte der Streit ein Ende. Kurz darauf gingen neue Abgeordnete nach unserer Missionsstation Lourdes, um sich katholische Missionäre für ihr Land zu erbitten. P. Apollinaris, der Rektor von Lourdes, empfing sie zwar mit hoher Freude, bedauerte aber, ihnen vorläufig keinen Missionär senden zu können, weil das kleine, ihm zu Gebote stehende Missionspersonal kaum für die bisherigen Bedürfnisse ausreiche. Traurigen Herzens gingen die Männer heim,

kehrten jedoch nach wenigen Wochen schon wieder zurück und erneuerten ihre Bitten dringender und anhaltender denn zuvor.

Was tun? Ein Priester war nicht zu haben, und ganz ohne Hilfe konnte man doch das schöne, vielversprechende Missionsfeld auch nicht lassen. P. Apollinaris entschloß sich also, seinen besten Katecheten, Magnus Goticho, ins Ibibithal zu senden. Goticho hatte in seiner Kindheit die wesleyanische Schule und später die Missionschule in Lourdes besucht, wo er sich



Der Kafferpriester Rev. Julius Mkomazi in Marlannhill.

einen ziemlichen Schatz von Kenntnissen erwarb und zuletzt zum Katholizismus übertrat. Jetzt ist er ein hochgewachsener, starker Mann, der sich schon wegen seiner Abstammung aus fürstlichem Geblüt großen Ansehens erfreut. Sein Gesicht weist eine künstlerische, noch aus dem Heidentum stammende Tätowierung auf. Er hat ein tief frommes Gemüt, einen festen, männlichen Charakter und verbindet mit einer seltenen natürlichen Rednergabe einen glühenden Seeleneifer.

Dieser Mann war für das neue Missionsfeld wie geschaffen. Alle Gutgesinnten nahmen ihn auch als den Abgesandten der ama-Romas mit großer Freude

und Hochachtung auf. Er selbst machte sich mit wahrem Feuereifer an die Arbeit und tat alles, was ein einfacher Katechet nur immer zu leisten vermag. Jede Woche kam er einmal nach Lourdes, um über seine Tätigkeit Bericht zu erstatten und sich beim P. Missionär in schwierigeren Fällen Rat zu erholen. Denn an Hindernissen mannigfacher Art fehlt es bei Eröffnung eines neuen Missionsfeldes nie; viele Protestanten, namentlich die Prediger, hegten noch immer ihren alten, schlecht verhehlten Groll, und der Chief Lenzana beobachtete, obgleich er an sich dem Katholizismus wohl geneigt war, eine kluge Zurückhaltung. Trotzdem wuchs die Zahl der Katechumenen von Woche zu Woche. Sie hatten ihrem Katecheten einen geräumigen Kraal eingeräumt, der fortan ausschließlich als Kapelle dienen sollte. Für ein passendes Altärchen mit dem nötigen Zubehör sorgte die Missionsstation Lourdes, und unser Magnus vertiefte sich sogar dazu, seine „Kirche“ allerdings nach kaffrischem Begriff und Kunstsinne auszumalen. Das lockte immer mehr schwarze Kirchenbesucher heran. An hohen Festtagen aber gingen die Katechumenen des Bistums trotz der weiten Entfernung von beinahe zehn Stunden zu Fuß zum Gottesdienst nach Lourdes, wo sie dann mit Staunen Zeugen des herrlichen katholischen Gottesdienstes waren und vom P. Missionär persönlich unterrichtet wurden.

Eines Tages kam Magnus mit einem großen Anliegen zum P. Missionär. Er klagte, wie schwer es ihm falle, seine Leute, die weit umher zerstreut wohnten, rechtzeitig zum Unterricht zu versammeln und welsch vorzügliche Dienste ihm da eine kleine Glocke leisten würde. Vor den protestantischen Weibern brauche er sich nicht mehr zu fürchten, er könne sich jetzt mit seinen Leuten schon an die Öffentlichkeit wagen. Zum Glück waren kurz zuvor von mehreren edlen Wohltätern einige Glocken gesandt worden und eine davon konnte nun der neuen Mission am Bischof überlassen werden. Welsch eine Freude für unsern wackern Magnus und seine mutige Schar! Mit einem großen Ochsenwagen kamen sie nach Lourdes gefahren, um den kostbaren Schatz abzuholen. In unsern Augen nahm sich das Glöcklein auf dem mächtigen Wagen allerdings gar bescheiden aus, und wir hätten den guten Leuten gern etwas Besseres mitgegeben; doch die Schwarzen hatten offenbar großen Respekt vor dem sonderbaren Ding, das trotz seiner kleinen Gestalt so erstaunlich schwer war und bei jeder Berührung so geheimnisvoll klang und sumimte.

In aller Stille wurde sie sodann von sachkundiger Hand bei der nur zehn Minuten vom Königskraal entfernten Kapelle aufgehängt. Am nächsten Sonntag aber, eine halbe Stunde vor dem Gottesdienste, ergriff Magnus das Glockenseil und fing zu läuten an. Die Wirkung übertraf noch weit seine kühnsten Erwartungen. Mann und Weib, Kind und Regel stürzte aus allen Hütten und schaute offenen Mundes zum katholischen Kirchlein hinüber, wo sich in lustiger Höhe ein Glöcklein im Winde wiegte und über Berg und Tal seine silberhelle Stimme erschallen ließ. Das war nun ein Ereignis ohnegleichen; geraden Wegs lief alles dem Kirchlein zu und staunte bald den braven Katecheten an, dem vom langen Läuten fast der Arm erschlammte, bald das sonderbare Ding dort oben, das sie nicht einmal dem Namen nach kannten. Noch heute nennen sie die Glocke bloß „Pumani“, d. h. „Geht hinaus!“ weil beim erst-

maligen Läuten alles einander zugerufen hatte: „Geht hinaus, hinaus, laßt uns sehen, was das ist!“

Seitdem sind sie mit dem lieben Glöcklein allerdings schon vertrauter geworden. Dreimal jeden Tag ruft es zum „Engel des Herrn“, und mehr als hundert Katechumenen falten nun die schwarz-braunen Hände zum Gruß der Himmelskönigin, die vor Jahresfrist in der ganzen dortigen Gegend noch unbekannt gewesen war.

Bald wurde der Kraal, der als Notkapelle dienen mußte, zu klein, und die braven Männer dachten allen Ernstes daran, ein ansehnlicheres Gotteshaus aus Stein zu bauen. Dazu mußte aber der P. Missionär selbst kommen, um die nötigen Instruktionen zu geben. Er tat es mit Freuden, und somit war endlich der Tag gekommen, an dem der erste Missionär „mit dem langen, weißen Kleide“ das Land betreten sollte.

(Schluß folgt.)

Schulverhältnisse in Tzenstochau.

Von Schw. Engelberta. (Schluß.)

Wenden wir nun unsern Blick zu den Mädchen-schulen. Tzenstochau besitzt deren zwei, wenn wir das Marienhaus dazu rechnen, drei. Die sogen. kleine Schule leitet Schwester Domitilla, der noch eine schwarze Hilfslehrerin, die unserem verehrten Leserkreis längst bekannte Veronika, beigegeben ist. Hier werden gegen 50 Mädchen in den Anfangsgründen bis zum dritten Standard inkl. unterrichtet. Es sind hier Mädchen von allen Altersstufen beisammen, weil viele von ihnen erst in späteren Jahren als halb oder ganz erwachsene Mädchen aus den heidnischen Kraals zur Missionschule eilen; und oft ist ein Mädchen mit zehn Jahren schon im zweiten oder dritten Standard, während ein sechzehn- oder achtzehnjähriges noch unter den Anfängerinnen sitzt. Die gegenwärtige Zusammenstellung dieser Schule ist folgende:

Mädchen von	6—10 Jahren	= 14,
"	" 10—14	= 16,
"	" 14—19	= 20.

Die Unterrichtsgegenstände sind genau dieselben wie in der Knabenschule; merkwürdigerweise ist jedoch unseren Mädchen das Englische viel schwerer beizubringen als den Knaben. Hauptursache bleibt wohl das geringe Interesse, das sie daran haben; auch haben sie weniger Bedürfnis darnach, da sie nur selten über die engen Grenzen ihrer kaffrischen Heimat hinauskommen, während die jungen Burschen und Männer viel in die Fremde müssen, wo ihnen das Englische absolut unentbehrlich ist. Ein Teil der Schuld trifft wohl uns Schwestern selbst, da wir in der freien Zeit nur kaffrisch mit den Kindern verkehren.

Außer den speziellen Unterrichts-Gegenständen lernen die Schulumädchen auch noch Zicken und Nähen. Ihre diesbezüglichen Arbeiten wie Schürzen, Hemden und Werktagkleider usw., werden bei der Schulprüfung vorgelegt und von den englischen Inspektoren immer hoch taxiert.

In allen Trappistenschulen ist die Arbeit ein Hauptfaktor, der wesentlich zur Erziehung und Ausbildung der Schwarzen gehört. Daher werden die Mädchen außerhalb der Schule je nach Alter und Maßgabe der physischen Kräfte zu den verschiedensten Arbeiten im Haus, in der Küche, im Keller, Stall, Garten und Feld usw. verwendet, wobei ihnen überall unsere Schwestern helfend und ratend zur Hand gehen. Die

meisten von ihnen, zumal die älteren und geübteren, stellen sich zu allen Arbeiten recht geschickt an, so daß die Schwestern eine wesentliche Hilfe an ihnen haben. Am liebsten gehen sie allerdings aufs Feld; hier in der frischen Luft, bei einer Arbeit, die sie von Jugend auf kennen, fühlen sie sich am wohlsten.

Die Arbeit gewinnen sie mit den Jahren immer lieber; nicht so das Lernen und das stundenlange Sitzen auf der Schulbank. Gewiß, im Anfang, solange noch alles leicht geht und der Reiz der Neuheit da ist, geht das Lernen flott von statten, meist schneller und besser als bei den Knaben. Später aber, wenn es mehr Anstrengung kostet, wenn sie scharf und anhaltend denken sollen, lassen die meisten im Eifer sehr nach. Schon einzelne Unterrichtsgegenstände, wie Rechnen,

Während die Kleineren und Neuangekommenen sich zur Rekreatiionszeit fröhlich umhertummeln, oder runde Lehmhütten bauen, kochen oder sonstige Arbeiten nachahmen, die daheim im elterlichen Kraal den Frauen zukommen, benützen die älteren ihre freie Zeit zum Häckeln, Stricken und Mattensplechten, üben sich im Gesang oder ergötzen sich am „Mühlensfahren“. Sonntags nehmen sie auch gerne ein Buch zur Hand, z. B. die kassrische biblische Geschichte; auch englische Bücher verschmähen sie nicht, falls sie leicht zu überlesen sind und interessante Geschichten enthalten.

Ihre letzte Ausbildung erhalten die Mädchen im Marienhaus. Hier werden sie vollends in alle häuslichen Arbeiten, wie Kochen, Waschen, Bügeln usw. eingeführt, müssen alle ihre Kleider selber flicken und



Rev. Julius Mkomazi, umgeben von einer Schar kleiner Schwarzen.

namentlich Kopfrechnen, Sprachlehre, und ähnliche, sind gar nicht mehr nach ihrem Geschmac, und die Lehrerinnen haben begreiflicherweise mit solchen Schülerinnen eine harte Geduldprobe zu bestehen. Natürlich gibt es auch Ausnahmen; einzelne bleiben immer fleißig und brav und überwinden alle Schwierigkeiten. Die große Mehrzahl aber ist nicht für anstrengende Geistesarbeit und jahrelangen Schulbesuch zu haben.

Verdienen diese älteren Schulmädchen im Lernen nur geringes Lob, so ist ihre Geschicklichkeit in den weiblichen Handarbeiten eine anerkannt große. Alle können schön und proper nähen, stricken und häckeln, einige auch flicken. Die älteren unter ihnen arbeiten mit voller Gewandtheit an der Nähmaschine und verstehen es, ihre Kleider ganz selbstständig herzustellen, nicht einmal zum Zuschneiden bedürfen sie fremder Hilfe. Gelegentlich der Schulprüfung haben sie alljährlich eine Menge tadellos ausgeführter Sachen und Säckelchen auszustellen, teils zum täglichen Gebrauch, teils als Zimmerzierde oder sonstigen Schmuck.

Ihre Spiele in der freien Zeit sind verschieden je nach dem Alter und der Zeit ihres Schulbesuches.

nähen und bereiten sich so auf einen christlichen Ehestand vor.

Das Marienhaus in Ezenstochau stand von jeher in schönster Blüte. Schwester Coleta, die seit Jahren mit der Leitung desselben betraut ist, hatte bis vor kurzem nicht weniger als 45 Zöglinge. Im Laufe des letzten halben Jahres haben sich sieben davon mit braven, christlichen Männern verheiratet, und innerhalb weniger Wochen werden sechs weitere Paare ihre Hochzeit feiern.

Zauberei und Hegenwahn unter den Kaffern.

(Schluß.)

Bei den Sena-Stämmen oberhalb des Sambesi sucht man die Krankheiten auf folgende Weise zu heben: Ein schwarzer Heilkünstler verfertigt aus Stroh die Figur eines Schweinchens. Durch einen Zauberspruch wird dieses Bildnis der geheimnisvolle Träger einer Krankheit, d. h. die Krankheit wird vom Doktor aus dem Leibe seines Patienten in das Bild hineingegaubert. Ist dies geschehen, so wird die kleine Strofigur in

möglichst unauffälliger Weise an einer Stelle im Gras verborgen, wo sich zwei Fußpfade kreuzen. Wehe nun dem ahnungslosen Wanderer, der das Figürchen mit seinem Fuß berührt! Sofort geht die Krankheit auf ihn über, während derjenige, der ursprünglich daran litt, nun vollkommen gesund ist.

Dudley Kidd erzählt, er habe einmal so ein Figürchen aufgehoben und in seinen Reisefack gesteckt, um es als Karität mit nach Haus zu nehmen. Da hätten ihn aber die Schwarzen hart angefahren und ihm alle möglichen Uebel und Krankheiten prophezeit, falls er es nicht sofort wieder an seinen Platz stelle. Er ließ sich dadurch nicht beirren und nahm das „Schweinchen“ mit, denn nach europäischer Symbolik bedeutet das Schwein Feti, Wohlergehen und Glück. Als er jedoch einige Tage später das Malariafieber bekam, erklärten die Schwarzen mit Genugtuung, da sehe er jetzt die Folgen seines Unglaubens. Hätte er das Schweinchen unberührt an seinem Platz gelassen, so wäre er nicht krank geworden.

Im Beschuanaland hat der Chies ein sehr einfaches Mittel, sich vom Kopfwel zu befreien. Ein Ochse wird von einigen kräftigen Männern auf den Boden geworfen und festgehalten. Der Chies setzt sich auf den Kopf des Tieres, während einige dienstbare Geister Wasser herbeischleppen und es dem hochthronenden Staatsoberhaupt über den Kopf gießen. Alles Kopfwel geht dadurch auf den Ochsen über; dieser selbst wird sodann in den Fluß getrieben und ertränkt, wobei man seinen Kopf, in dem ja nun das leidige Uebel steckt und das dauernd beseitigt werden muß, einige Minuten unter Wasser hält.

Sieht ein Mann im Matabelerland, daß seine Feldfrüchte von einer gewissen Art von Käfern oder Raupen bedroht werden, so sammelt er ein paar Duzend derselben in einem Flaschenkürbis, wirft noch einige Mehren hinein und verbirgt nun das Ganze auf einem Fußpfad, der zum Acker seines Nachbarn führt. Die Folge wird sein, daß all' die schädlichen Tiere sein Feld verlassen und die Wanderung in das des Nachbarn antreten.

Unter den Tieren, welche sich ganz vorzüglich dazu qualifizieren, als Träger von Krankheiten und sonstigen Uebeln zu dienen, nennen die Kaffern in erster Linie die Paviane. Wie die europäische Hexe auf ihrem Besenstiel reitet, so der kaffrische Zauberer auf seinem Pavian. Das Tier ist so flug und tren, daß er es auch als Boten benützen kann, um nächtlicher Weile Vieh und Volk zu bezaubern. Auch die Tigerkaze steht im Dienst des Hexenmeisters, und sieht ein Kaffer in der Nähe seines Kraals so ein Tier herumstreichen, so weiß jedermann, daß auch ein übelgesinnter Zauberer nicht mehr gar ferne ist.

Möglich ist einem richtigen Zauberer natürlich alles; seine Macht ist einfach grenzenlos. Sogar ein Elefant erscheint auf seinen bloßen Pfiff und läßt sich von ihm ruhig die Füße abschneiden. Will er ein Rhinoceros erlegen, so vergräbt er einfach eine Zwiebel im Sand. Kommt das Tier in die Nähe, so ist es außer Stande, noch einen Schritt zu tun, und es abzuschlachten, ist nun das reinste Kinderpiel. Um einen Löwen (mit Asagais) zu erlegen, reichen kaum 100 Männer hin, ein einziger Zauberer aber räumt, wenn er will, die ganze Gegend von den Löwen, und begibt sich mit einem Glauben und einem Vertrauen an sein Werk, die wahrlich einer besseren Sache würdig wären.

Ein Zauberer gräbt die Leichname aus und bringt sie wieder zum Leben. Zuvor aber schneidet er ihnen die Zunge aus und gibt ihnen die Gestalt von Kagen, Nachteulen, Wölfen und ähnlichen freischendenden und heulenden Tieren. Den Auferweckten aber brennt er, um ihnen das Gedächtnis zu nehmen, ein Loch in den Kopf und läßt sie in seinen Gärten arbeiten. Da sie keine Zunge haben, können sie natürlich nicht reden und vor keinem Gericht wider ihn zeugen. Doch die üppigen Gärten und Felder verraten schließlich doch, was geschehen. Dann aber ist es für den Zauberer Zeit, sich aus dem Staub zu machen, denn das Volk würde ihn unnachlässiglich töten.

Die Furcht, wegen Fruchtbarkeit der Felder in den Verdacht der Zauberei zu kommen, ist so groß, daß manche absichtlich die Bestellung ihrer Gärten und Acker etwas vernachlässigen. Denn der Meid hat scharfe Augen, und der abergläubische Kaffer ist leicht geneigt, seinen Konkurrenten der Zauberei zu beschuldigen.

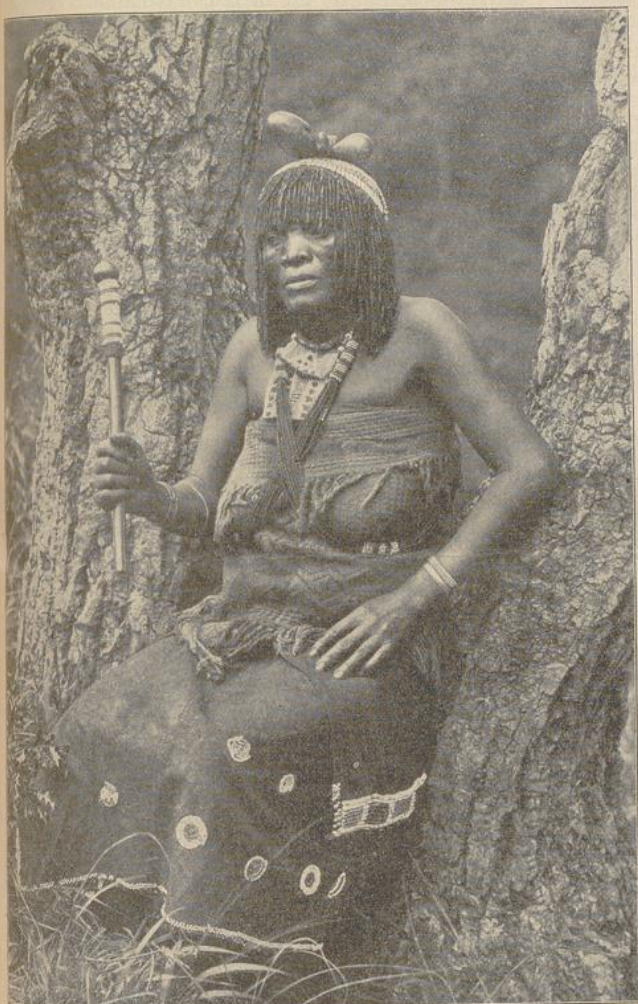
Endlich sei noch bemerkt, daß der Kaffer scharf unterscheidet zwischen Magie und Zauberei. Der Doktor oder Magier ist eine hochangesehene Persönlichkeit, die für ihre Leistung mit klingender Münze bezahlt wird, der Zauberer dagegen ist der größte Schuft, den man sich denken kann, gegen den sich selbst die eigenen Kraalgenossen erheben und der wenigstens verbannt, wenn nicht grausam getötet werden muß. Wohl tut der eine das Gleiche, wie der andere; allein der Doktor ist rechtmäßig dazu autorisiert, der Zauberer ist eine einfache Privatperson. Letzterer treibt seine Kunst eigenmächtig und zu seinem persönlichen Vorteil, er will Macht gewinnen über seine Stammesgenossen, und das in einer unerträglichen Hochmut, ein gemeinschädliches Unfangehen. Der Doktor dagegen handelt im Auftrag seines Chies zum Wohl des ganzen Stammes oder eines unschuldig Bedrängten. Er schützt und kräftigt durch seine Medizinen das in den Kampf ausziehende Heer und macht die Zaubermittel der Gegner schwach und kraftlos, er gebietet dem Himmel, ruft den besuchenden Regen herab, vertreibt die schädlichen Gewitter, lenkt den Blitz, heilt die Krankheiten, vertreibt die wilden Tiere und opfert den Geistern der Vorfahren. Kurz, er ist der Priester und Arzt des ganzen Stammes, der Helfer in jeder Not, und steht deshalb im Ansehen beinahe dem Häuptlinge gleich, ja wird zuweilen noch mehr geehrt und gefürchtet als dieser selbst. Daher auch die beständige Eifersucht zwischen den Stammeshäuptlingen und den Doktoren, und der Meid und die Anfeindungen dieser Doktoren untereinander. Selten findet auch so ein heidnischer Kafferndoktor, wenn er irgendein größeres Ansehen oder einen bedeutenden Einfluß auf sein Volk erlangt hat, eines natürlichen Todes.

Sehr oft kam es in der alten Zeit auch vor — gegenwärtig getraut man sich aus Furcht vor der europäischen Regierung die Sache nicht mehr so offen zu treiben, — daß ein ganz Unschuldiger, d. h. ein Mensch, der nie den leisesten Versuch dazu gemacht hatte, der Zauberei beschuldigt und öffentlich hingerichtet wurde. Die Sache ist bald erklärt, wenn man weiß, daß durch das Gesetz das ganze Besitztum des Ermordeten, d. h. sein Vieh, sein Land und seine Weiber usw. zur einen Hälfte dem Chies, zur andern dem die Anklage führenden Doktor zufiel. Eine Rechtfertigung oder Gegenwehr gab es in solchem Falle nicht. Der Bedauernswerte wurde einfach als Zauberer „ausgerochen und aufgeessen.“

Damit wollen wir unsere kleine Abhandlung schließen. Mancher unserer Leser hat vielleicht unwillkürlich über die höchst sonderbaren Zaubermittel gelacht, mit denen diese heidnischen „Doktoren“ zu Werke gehen. Zur Ergänzung nennen wir noch: Schlangenfett und Leberblut, Skorpionenöl und Antilopenhörnchen, Schlangenhäute, Schnecken, Wolfsfleisch und das Fett neugeborner Kinder. Doch fand und findet sich in Europa kein Aberglauben, und sind nicht auffallenderweise die Mittel fast die gleichen? Ich erinnere

mäßig beim Regierungsantritt eines neuen Chieftan. Unter Umständen sind selbst weiße Kinder vor derartigen Nachstellungen nicht sicher. Als Beweis diene Folgendes:

Ein europäischer Händler wollte einst in einem Fluße ein Bad nehmen und schickte daher seinen dreijährigen Knaben in Begleitung eines Kaffern heim zur Mutter. Doch fehlte, Kaffer und Kind verschwanden spurlos, und alle Nachforschungen der besorgten Eltern nach ihrem armen Kind waren umsonst. Erst später hörte man, daß der Knabe heimlich getötet und der Leichnam zu abergläubischen Zwecken mißbraucht worden war.



Kaffrische Zauberin. (Aus unserer Jubiläumsefestschrift.)

an die bekannte Stelle aus Shakespeares Macbeth, wo im 4. Akt drei Hexen am Kessel stehen und ihren jammervollen Zaubertrank kochen: Wenn auch der geniale Dichter dieses törichte Treiben persifliert, so entrollt er andererseits doch ein getreues Bild der magischen Künste und phantastischen Träumereien seiner Zeit.

So sonderbar diese Sachen und Sächselchen auch klingen, so sind sie doch in Wirklichkeit meist recht harmloser Art. Nur eines ist direkt schlimm und im höchsten Grade verwerflich: die Ermordung des unschuldigen Knaben. Leider ist Kindermord zu abergläubischen Zwecken auch unter den Kaffernstämmen nichts Seltenes. Versuche hiezu kommen fast regel-

Taubstummen-Unterricht.

Von Rev. P. Koffer.

Mariazell. — In Nr. 3 des Vergeßmeinnicht habe ich voriges Jahr von einem taubstummen schwarzen Heirats-Kandidaten gesprochen und die geneigten Leser gebeten, mir mit Rat und Tat zu Hilfe zu kommen, dem armen jungen Mann die notwendigsten Glaubenswahrheiten beizubringen. Ich versprach in jenem Artikel, später wieder etwas über diesen Gegenstand mitteilen zu wollen. Da mir heute eben die nötige Zeit zur Verfügung steht, will ich endlich diesem Versprechen nachkommen. Zunächst drängt es mich, auch auf diesem Wege all jenen Menschenfreunden meinen verbindlichsten Dank auszusprechen, die damals meinem Ansinnen in so überaus wohlwollender Weise entgegen kamen. Erhielt ich doch aus fachmännischen Kreisen wider all mein Erwarten eine ganze Reihe wertvoller Zuschriften. Am gediegensten war eine längere Abhandlung eines erfahrenen Taubstummenlehrers, der sich die Mühe nahm, sich ganz in meine Lage zu versetzen und mir auf Grund seiner Kenntnisse und Erfahrungen im Taubstummen-Unterricht eine praktische Anleitung zu schreiben, wie ich ungefähr vorgehen könnte. Auch eine Fachzeitung „Der Taubstummen-Kurier“ wurde mir seit jener Zeit ununterbrochen gratis aus Wien zugesandt.

Der Taubstummen-Unterricht hat im Laufe von Jahrzehnten manche Veränderungen erfahren, und wie ich sehe, ist man bis heute über die bessere Methode noch nicht ganz einig. Darin stimmten jedoch alle Zuschriften überein, daß ich meinen schwarzen Kandidaten ausschließlich mit der Zeichensprache, mit Mienen und Gebärden, unter Zuhilfenahme von Bildern unterrichten müsse.

So ging ich denn endlich daran, nachdem ich mir zuvor nach Möglichkeit ein größeres Bilder-Material gesammelt hatte. Zum besonderen Dank verpflichtete mich hierbei ein Konfrater einer Nachbarstation durch gütige Ueberlassung einer Sammlung biblischer Darstellungen, die mir ganz besonders zu statten kam. Ich will nun einiges zum Besten geben, wie ich es anstellte, meinem schwarzen Heirats-Kandidaten einige der wichtigsten religiösen Wahrheiten beizubringen. Erfahrene Taubstummenlehrer werden wohl darüber lächeln, doch bitte ich, nicht zu vergessen, daß es eben

die ersten Versuche waren, die ich in dem schwierigen Werke machte.

Zunächst suchte ich meinem Schüler beizubringen, daß Gott der Schöpfer aller Dinge sei. Ich legte ihm zu diesem Zweck einen Katalog vor, in dem mancherlei Gegenstände bildlich dargestellt waren. Dann zeigte ich ihm eine, auf dem Titelbild des Kataloges befindliche Photographie und suchte ihm klar zu machen, daß der hier dargestellte Mann all die vielen im Katalog verzeichneten Gegenstände verfertigt und verkaufe. Ähnlich verfuhr ich mit einem zweiten und dritten Katalog, und ich merkte, daß mich mein schwarzer Schüler recht wohl verstand. Zuletzt zeigte ich mit dem Finger nach oben, (was nach seiner Zeichensprache Gott bedeutet, den er schon kannte), sodann auf verschiedene Gegenstände draußen in der freien Natur; die Sonne, das Firmament, die Berge, die Bäume, das Gras, die Blumen, die Tiere, die Menschen (auch ihn und mich miteinschließend) und suchte ihm dadurch klar zu machen, daß dies alles Gott gemacht habe, der droben im Himmel wohnt. Durch kräftiges Kopfnicken bezeugte er, daß er mich gar wohl verstehe.

Nun ging ich über zur Erschaffung des Menschen. Für diesen Teil des Unterrichts hatte ich mir einen schwarzen Schuljungen abgerichtet. Dieser mußte sich der Verabredung gemäß regungslos auf's Bett legen. Ich betastete nun dessen Kopf, Brust, Hände und Füße, gebrauchte nebenbei die dem Taubstummen schon geläufigen Zeichen für Formen und zeigte zuletzt nach oben, ihm zu verstehen gebend, daß Gott den Leib des Menschen erschaffen habe. Nun mußte ich ihm auch beibringen, daß Gott diesem Leibe eine Seele eingehaucht habe. Ich wählte hiefür die Gestalt eines aus weißem Papier geschnittenen Herzens. Neben mir stand ein großes Bild: die Schöpfung. Ich zeigte auf Gott Vater, nahm das weiße Herzchen (das Bild der Seele) in den Mund und blies es dem noch regungslos auf dem Bette liegenden Knaben in den halb geöffneten Mund. Dieser öffnete nun sofort die Augen, begann schwer zu atmen, die Hände und Füße zu regen, erhob sich und stieg zuletzt vom Bette herunter.

Ich zeigte dann auf ein anderes Bild, Adam und Eva darstellend, und machte ihm klar, daß beide von Gott eine Seele, ein so reines, fleckenloses Herz erhalten haben.

Nun kam der Sündenfall, wofür mir ein gutes Bild zur Verfügung stand. Daß in der Schlange mit dem häßlichen, verzerrten Menschenkopf ein böser Geist stecke, um Eva zum Genuß der verbotenen Frucht anzureizen, hatte er bald erfaßt. Adam und Eva hatten Gottes Gebot übertreten, die erste Sünde begangen; ihr Herz war nicht mehr rein. Ich machte nun auf ein weißes Herzchen einen schwarzen, häßlichen Tintenfleck und legte ihn der Eva auf, ein zweites beschmutztes Herzchen kam auf die Brust Adams. Noch weitere kleinere und größere Flecken auf den schon verunreinigten Herzen sollten andeuten, daß auch später die Seelen des Menschen durch jede Sünde neuerdings befleckt werden.

Ein weiteres Bild, auf dem Gott über die vor ihm knieenden Stammeltern segnend die Hände ausbreitet, stellt die Einsegnung der Ehe dar. Da unser Zacharias — dies der Name des Taubstummen — speziell Ehe-Kandidat war, so knüpfte ich schon hier das Wesentliche vom Brautunterricht an. Dabei kam mir trefflich einer meiner Freunde und Altersgenossen

— er erhielt bei der Taufe den Namen Wilhelm — zu statten, den ich damals privatim zur Taufe und zur Ehe vorbereitete. Die beiden kannten einander schon lange und konnten sich zusammen mit Zeichen trefflich verständigen. So kam es, daß Wilhelm vermittelnd eintrat, wenn ich mit meinen Zeichen und Bildern nicht ganz zurecht kommen konnte. Ferner pflegte Zacharias seinem Freunde wieder mitzuteilen, was er bei mir im Privatunterricht gelernt hatte. Auf diese Weise konnte ich, da mir Wilhelm wieder alles getreulich berichtete, oft in recht erfreulicher Weise die Probe machen, daß er die Sache wohl erfaßt hatte. Namentlich half mir Wilhelm, wenn es galt, dem Taubstummen gewisse Gebote und Sünden begreiflich zu machen.

Als ich in meinem Unterricht zum Buß-Sakrament kam, mußte das Herz mit den Tintenflecken wieder herhalten. Ich zeigte ihm ein Bild, wo der Priester mit der Stola, dem Zeichen der priesterlichen Gewalt, angetan im Beichtstuhl sitzt, und nahm dann selbst eine violette Stola zur Hand. Dann legte ich dem auf dem Bilde dargestellten Pönitenten ein beschmutztes Herz auf die Brust, nahm es wieder weg, fuhr mit der Stola wie reinigend mehrmals darüber hin und legte zum Schluß dem Pönitenten ein neues, reines Herz auf. Wilhelm versicherte mir, daß sein taubstummer Freund dies alles recht gut verstanden habe. Leider wurde ich um jene Zeit auf eine andere Station versetzt, sodaß ich den mit Zacharias begonnenen Kurs nicht ganz vollenden konnte. Ob sich mein Nachfolger des armen Taubstummen mit demselben Interesse angenommen, weiß ich nicht. Auch haben sich seitdem die Heiratsaussichten unseres Zacharias etwas verschoben, und damit wahrscheinlich auch der Empfang weiterer Sakramente. Ich meinerseits würde wenig Bedenken tragen, ihn zum Empfang des hl. Bußsakramentes zuzulassen; auf alle Fälle könnte man ihn condicionaliter absolvieren.

Daß ein Taubstummen-Unterricht, der sich, wie hier, auf bloße Zeichen und Bilder beschränkt, lückenhaft bleibt, ist klar. Wie sollte es z. B. auch möglich sein, einem Taubstummen, zumal einem unzubereiteten, der nicht lesen und schreiben kann, das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit beizubringen? Ihm werden die drei göttlichen Personen wohl immer drei Götter sein. Oder sollten Fachmänner darüber anders denken?

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß, nachdem ich jenen ersten Artikel über den taubstummen Heirats-Kandidaten im Vergißmeinnicht veröffentlicht hatte, auch aus anderen Missionen sich Stimmen hören ließen, daß auch dort der eine und andere Taubstummer zu finden sei. Vielleicht bekommen wir auch hier in Südafrika mit der Zeit ein eigenes Institut, das sich dieser armen Schwarzen annimmt und sie gehörig ausbildet. Das wolle Gott!

Stephan, der kleine Missionär.

Von Schw. Innocentia.

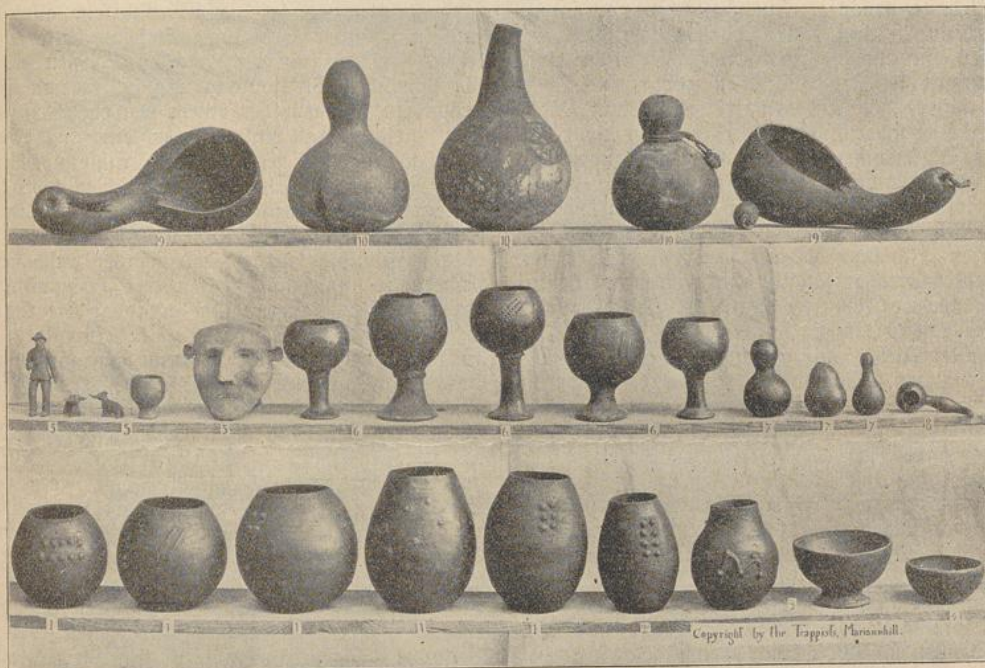
St. Peter. — Auf einem der vielen felsigen Abhänge des Usambara-Gebirges steht eine einsame Hütte, deren Laubdach bis auf den Boden reicht. Hier wurde einst ein Knäblein geboren, das an der rechten Hand sechs Finger hatte. In den Augen der Neger ist solch eine Abnormität Gegenstand großen Schreckens. Der Fluch der Geister lastet auf den da

mit Beschäfteten und deshalb müssen sie kurz nach der Geburt erbarmungslos erwürgt werden.

Der Vater des Kindes aber, der nicht umsonst den Namen Mfundawantu, der Menschenfreundliche, trug, zögerte, das hübsche, kräftige Knäblein umzubringen, zumal da die Mutter es vom ersten Augenblicke seines Daseins an überaus lieb gewonnen hatte und sich durchaus nicht von ihm trennen wollte. Doch so ohne weiters durfte er das Kind nicht am Leben lassen. Er rief also einen Wahrsager, gab ihm im Stillen ein hübsches Geschenk und fragte ihn, was in dem Fall zu tun sei. Dieser warf unter dem üblichen

der einen Hand einen Hirtenstab und ein langes Feldmesser als Waffe, in der andern eine Art Zither, stand der kleine Ziegenhirte auf seinem Posten. Unter Tags brachte ihm sein Schwesterchen geröstete Maiskolben nebst etwas Zuckerrohr, damit er nicht hungere. Das war nun allerdings ein armes, rauhes Leben, doch der Kleine fühlte sich auf seinen Bergen glücklich wie ein König. Er scherzte mit seinen Ziegen, sprang mit ihnen um die Wette von einem Felsblock zum andern oder warf sich zuweilen ins hohe Gras und entlockte seiner Zither nach eigener Komposition die prächtigsten Melodien.

Kaffrische Tonwaren.



1. Ukamba, aus gebranntem, mit Kuhdünger beschmierem Ton zum Biertrinken.
2. u. 3. Umancilshane, (Geizhals) heißen die kleinen Gefäße, weil es gegen die Gastsfreundschaft verstoßt, so kleine Gefäße zum Trinken vorzusetzen.
4. Udiwo, Gefäß für Brei und Sauermilch, für große u. kleine Leute.
5. Umfanekiso (Bild), von kleinen Kindern zum Spielen gemachte Gegenstände aus ungebranntem Ton.

6. Ingeazi, kleine Gefäße für Bier oder Wasser.
7. Amadhr-lo, kleine Dosen aus kleinen Kürbissen für wohlriechende Spezereien und Del.
8. Ein kleines Schöpföffelchen.
9. Große Schöpföffel aus Kürbissen gemacht, namentlich beim Bierkochen gebraucht.
10. Ingobongo, Gefäße aus ausgehöhlten Kürbissen, für Bier, Milch und Wasser gebraucht.

Wolfgang seine Zauberstäbchen und erklärte endlich: „Der Knabe ist ein Gotteskind, und darf am Leben bleiben!“

Diesmal war der heidnische Zauberpruch wirklich keine leere Formel, sondern volle Wahrheit, wie die Zukunft lehren sollte. Lubua, das Fruchtfeld, — so war der Knabe von seinen heidnischen Eltern genannt worden — wuchs bald zu einem kräftigen, pausbäckigen Jungen heran, und wurde schon frühzeitig von dem Vater, der seine helle Freude an dem geweckten Buben hatte, zum Ziegenhüten verwendet.

Morgens, wenn die Sonne über die Berge heraufgezogen kam, trieb Lubua seine kleine Herde hinaus und blieb den ganzen Tag draußen trotz Wind und Regen, trotz der brennenden Tropenhitze und den vielen Leoparden. In ein Stück Baumwollzeug gehüllt, in

So traf ihn eines Tages unser Katechet. „Lubua“, sagte er zu ihm, „es gibt noch etwas Schöneres als Spielen und Ziegenhüten. Komm zu mir in die Missionsschule; da sollst du Lesen und Schreiben lernen. Auch will ich dir viel vom lieben Gott erzählen, der Himmel und Erde erschaffen hat, und der auch dich liebt als wie ein Vater.“

„Gewiß“, erwiderte der muntere Kleine, „das möchte ich alles wissen und lernen und ich will gleich morgen zu dir in die Schule kommen!“

Zu Hause brachte er die Bitte vor, einmal, nur ein einzigesmal die Häuser der Weißen anschauen zu dürfen, was ihm von dem gutmütigen Vater gerne gestattet wurde. So erschien also unser Burschchen kommenden Tags schon in aller Frühe in der Missionsschule. Er war Aug' und Ohr für alles, was er da

sah und hörte. Nach dem Unterricht erklärte er dem Bruder: „Ich habe zwar nur für einen Tag die Erlaubnis erhalten, hieher zu kommen, allein ich will für immer bleiben. Ich will vieles lernen und ein Kind Gottes werden. Vater und Mutter werden mir das schon erlauben.“ So blieb also der Kleine in der Missionschule.

Selbstverständlich kamen schon am nächsten Tag Vater, Mutter und Geschwister Lubuas zur Missionsstation gerannt und wollten ihren Liebling wieder haben. Dieser aber hielt sich so tapfer und sprach so begeistert von seinem Verlangen, hier bleiben zu dürfen, daß sie, wenn auch schweren Herzens, schließlich doch ihre Einwilligung dazu gaben.

Lubua blieb also bei uns und machte sich in jeder Beziehung prächtig. Einen Knaben von solcher Gemütsart und solchen Talenten zu unterrichten und zu erziehen, ist ein wahrer Genuß. Er kam buchstäblich unsern leisesten Wünschen zuvor und übertraf weit unsere höchsten Erwartungen. Zum Lohne dafür wurde er aber auch schon ein Jahr nach Beginn seines Katechumenates zur hl. Taufe zugelassen, wobei er den Namen Stephan erhielt.

Ich will es versuchen, in Nachstehendem ein schwaches Bild dieses geradezu musterhaften Schülers zu entwerfen. Ich kann das um so unbedenklicher tun, da unser guter Stephan längst nicht mehr zu den Lebenden zählt, indem er schon im Mai 1905 in ein besseres Jenseits abberufen wurde.

Vor allem liebte unser kleiner Pünktlichkeit und Ordnung. Sobald die Glocke rief, ließ er alles andere im Stich und erschien stets als der erste auf dem Platz. Beim Unterricht war er trotz seines lebhaften Temperamentes die Aufmerksamkeit selbst; kein Wort entging ihm. Ebenso fleißig und treu machte er seine Schulaufgaben. Gab es etwas auswendig zu lernen, so war Stephan stets der erste, der es fließend herjagen konnte, obschon ihn, was Talent anbelangte, manch anderer Knabe noch übertraf. Seinem Fleiß entsprachen aber auch seine Leistungen: nach zweijährigem Schulbesuch konnte er fließend lesen, und seine Handschrift war so schön und korrekt, daß mancher weiße Knabe, der sieben volle Jahre europäischen Schulunterricht genossen, sich mit ihm nicht messen konnte.

Nicht minder fleißig und geschickt war Stephan bei der Arbeit. Heiter und fröhlich wie zum munteren Spiel eilte er mit der Hacke über der Schulter hinaus aufs Feld und arbeitete hier nach Leibeskräften. Nie hörte ich eine Klage über ihn, im Gegenteil, jeder Arbeitsvorstand war voll des Lobes über den flinken, rasch und sicher zugreifenden Knaben. Jeden Auftrag erfüllte er mit Freuden. Ich hatte oft bemerkt, wie schwer sich die Knaben zu gewissen Mädchenarbeiten wie Schule und Bänke reinigen, den Hof kehren etc. bequemen. Nicht so unser Stephan: oft hielt er ganz allein auch eine zweite und dritte Woche hindurch die Schule in Ordnung, wenn er sah, daß seine Kameraden es nicht gerne tun mochten.

Die Negerrasse im allgemeinen ist bequem und träge. Ernste, strenge Arbeit haßt der Schwarze, er arbeitet nur, wenn es gerade sein muß und dann überläßt er sich wieder dem süßen Müßiggang. Ebenso wenig kennt er unverdrossene Ausdauer und Beharrlichkeit. Nur zu oft hört man ihn jagen: „Ngizaihlwa, ich habe jetzt satt, bin der Sache überdrüssig.“ Ohne Not, Befehl und Auftrag tut er nichts. Von all' diesen Nationalitätsfehlern war Stephan frei. Ihm war

Arbeit und Beschäftigung ein wahres Bedürfnis; was er begonnen, führte er auch aus, und vieles tat er ungeheißt, schon aus Liebe zur Ordnung. Sah er zum Beispiel etwas am Boden liegen, so hob er es auf, desgleichen schloß er ungeheißt die offenstehende Tür. Wollte die Schwester Sakristanin zum „Engel des Herrn“ läuten, so lief er ihr nicht selten voraus und zog mit sichtlichem Vergnügen den Glockenstrang. Ein ganzes Jahr hindurch besorgte er täglich das zur Mahlzeit der Kinder notwendige Trinkwasser, ohne auch nur ein einzigesmal den Wunsch zu äußern, hierin von einem anderen Knaben abgelöst zu werden. Ging ich zuweilen zum Unterricht oder Krankenbesuch fort, und hatte ich vergessen, einen Knaben aufzustellen, der das Gßzimmer lüfte, in der Schule aufräume usw., so fand ich dennoch bei meiner Rückkehr alles besorgt und in schönster Ordnung. Stephan hatte sofort gesehen, was zu tun war, und ungeheißt die Arbeit übernommen. Wie freute ich mich da jedesmal über den prächtigen Jungen, der einem braven „Heizelmannchen“ gleich überall einsprang, wo eine Lücke war.

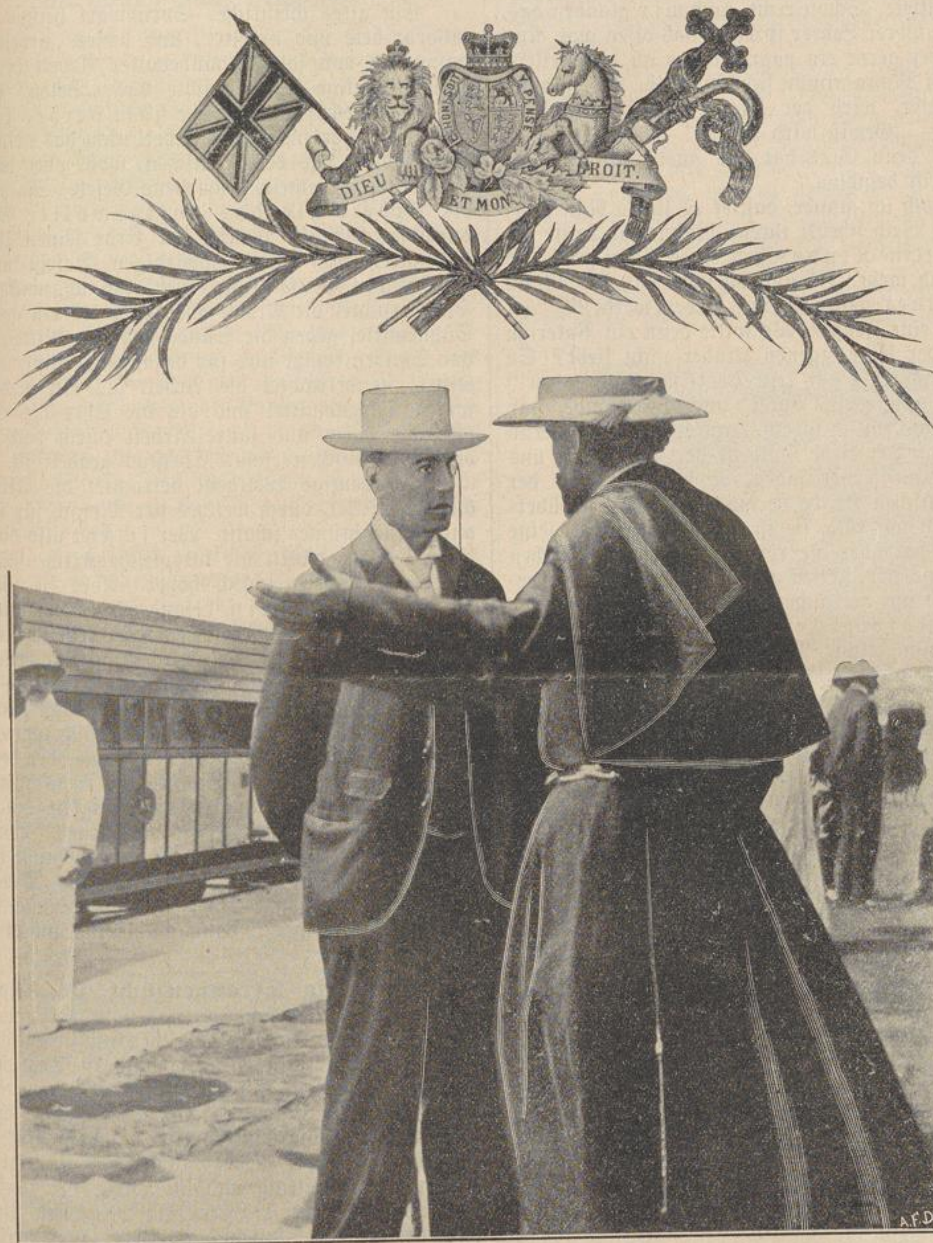
In besonders hellem Lichte strahlte namentlich auch seine Nächstenliebe. „Komm, ich will dir helfen“, sagte er z. B., wenn er bemerkte, daß einer seiner Schüler mit einer Arbeit nicht recht fertig werden konnte oder ungeduldig wurde, „wir werden rasch damit zu Ende sein und dann wollen wir zusammen spielen gehen!“ Nicht selten nahm er sogar die Strafen anderer auf sich. So hatte z. B. einmal ein Knabe auf dem Wege zur Kirche geläutet, und sollte nun zwei Handstreiche dafür bekommen. Doch siehe, da stand schon Stephan mit der Rute in der Hand neben mir und bat: „Schwester, bitte, gib mir die Handstreiche! Mir tut das weniger weh.“ — Der eigentliche Sträfling war sonst aus hartem Holze geschnitten, doch wie er sah, daß Stephan für ihn gelassen die zwei Handstreiche entgegennehmen wollte, traten ihm doch die Tränen in die Augen. „Du bist ein guter Knabe“, sagte er, „jezt habe ich dich noch zehnmal lieber, wie zuvor!“

Ich mußte schon wiederholt hören und habe es auch in Büchern gelesen, der Schwarze sei jeder edleren Gefinnung bar, schaue nur auf sinnlichen Genuß und könne, wie das Tier, nur mit der Rute in Zucht gehalten werden. Ich denke, obige Beispiele sprechen entschieden dagegen. Gewiß hat die schwarze Rasse ihre Fehler, und der bloße Polizeistock bringt ihr auch keine edleren Gefühle bei, wohl aber die christliche Religion. Stephan war religiös, und der Glaube war es, der die schönen Gnadenfrüchte in ihm zeitigte. Wie oft ging er unaufgefordert in die Kirche, und mit welcher Sammlung und Andacht kniete er da manche Viertelstunde vor dem Tabernakel! Galt es gelegentlich für einen Vorgesetzten oder Wohltäter einen „geistlichen Blumenstrauß“ zu winden, so war Stephan sicherlich derjenige, der an Gebeten und freiwillig übernommenen kleinen Opfern den reichsten Beitrag dazu spendete.

Bei all' dem war unser kleiner Held keineswegs ein Kopfhänger oder Duckmäuser, im Gegenteil: selten habe ich einen lustigeren Knaben gesehen als ihn. Wilden Lärm und tolle Ausgelassenheit liebte er allerdings nicht, dafür war sein Charakter viel zu tief und nobel angelegt, wohl aber heiteren Scherz und fröhliches Spiel. Auch hier war er tonangebend im Kreise seiner Kameraden und sorgte stets für geziemende Wechselung. Bald war es der Kreisel, oder der Fußball, bald die Flöte oder Zither, die gerade das allgemeine Interesse in Anspruch nahm, während man ein anderes

mal zur Knallbüchse oder zum Bogenschießen übergang. Die nötigen Spielzeuge verfertigte er immer selbst. Auch Wasserräder, Wind- und Hammermühlen brachte der kleine Tausendkünstler nach kurzer Anleitung fertig.
(Schluß folgt.)

Nun hielt ich eines Tages in einem Dorfe des Matatiele-Bezirktes, wo es von allerhand Sekten förmlich wimmelt, einen christlichen Unterricht. Meine Zuhörerschaft war ebenso zahlreich, wie gemischt, denn fast jede Sekte war durch einige Mitglieder vertreten. Mit



Zusammenkunft des Bischofs Dr. Emil Allgeyer von Nord-Sansibar mit dem damaligen englischen Kolonialminister Chamberlain in Nairobi, Britisch-Ostafrika. (Aus Vöckers „Um und in Afrika“.)

Eine verfängliche Frage.

Von Rev. P. Wilhelm O. C. R.

Maria-Linden. — Bekanntlich ist ganz Süd-Afrika voll von protestantischen Sekten der mannigfachen Art. Viele von ihnen haben sich längst vor uns Katholiken hier niedergelassen und nach ihrer Art fleißig an der Befehrung der Schwarzen Afrikas gearbeitet. Selbstverständlich sucht jeder Prediger seinen Anhängern begreiflich zu machen, daß seine Lehre die wahre sei.

Abischt wählte ich daher das Thema: „Die römisch-katholische Kirche ist die allein wahre, von Christus gestiftete Kirche.“ Alle folgten meinen Worten mit gespannter Aufmerksamkeit. Namentlich aber fiel mir ein schon ziemlich bejahrtes Weib auf; sie setzte sich ganz in meine Nähe und schien gleichsam jedes meiner Worte verschlingen zu wollen. Später erfuhr ich, sie sei eine eifrige, zäh an ihrem Glauben haltende Calvinistin.

Nach beendigter Katechese kam sie auf mich zu

mit den Worten: „Moruti (Vehrer), ich hätte dir etwas zu sagen.“

„Nun, das freut mich“, entgegnete ich in der Hoffnung, in ihr ein williges Schäflein gefunden zu haben.

„Vater“, fuhr sie fort, „du hast soeben gesagt, die römisch-katholische Kirche sei allein die wahre, von Christus gestiftete. Schon recht, auch wir glauben das, und manche unserer Lehrer sprechen das offen aus. Nun möchte ich aber gerne ein paar Fragen an dich stellen: Denke dir, ein Mann nimmt sich ein Weib. Was glaubst du nun, Vater, wird der Mann dieses sein Weib lieben?“ — „Gewiß wird er das! Ja, er muß es sogar lieben, denn Gott hat das ausdrücklich in der heiligen Schrift befohlen.“

„Gut, auch ich glaube, daß er es liebt. Nun sieh', Vater, dieses Weib schenkt ihrem Manne im Laufe der Jahre verschiedene Kinder, erst eines, dann zwei und schließlich noch mehr. Glaubst du nun, daß der Mann auch die Kinder seines Weibes lieben werde?“

„Welch' eine Frage! Wo sollt denn ein Vater zu finden sein, der seine eigenen Kinder nicht liebt? So ein Mensch müßte ja gar kein Herz im Leibe haben!“

„Schon gut, mein Vater, auch ich glaube, daß der Mann, von dem ich sprach, seine Kinder liebt. Nun sieh' aber her: Der liebe Gott ist der Vater von uns allen. Ich kann ferner sagen, er habe sich mit der römisch-katholischen Kirche vermählt, er liebt sie überaus, das sehen wir alle, sie ist wie seine Gattin, seine Braut. Nun hat aber die römische Kirche dem lieben Gott im Laufe der Zeiten verschiedene Kinder geschenkt: ich meine die anderen Kirchen: die Lutheraner, die Calvinisten, die Hochkirchler usw. Glaubst du nun nicht, Vater, daß Gott auch diese Kinder seiner vielgeliebten Gattin lieben wird?“

„Das hast du gut eingefädelt, Weibchen, und dein Beweis wäre gar nicht so übel, wenn die römisch-katholische Kirche, wie du sagst, wirklich die Mutter der protestantischen Sekten wäre. Nun hat sie aber diese Kinder keineswegs dem lieben Gott geschenkt, die Protestanten haben sich vielmehr gegen die alte Mutterkirche empört, haben ihre Lehre gefälscht und haben sich ganz gegen den Willen Gottes von ihr getrennt. Irrtum und Sünde kann Gott nicht lieben, muß sie vielmehr hassen. Wohl ist es wahr, daß Gott alle seine Geschöpfe liebt, wie auch die katholische Kirche alle ihre Kinder liebt, sogar jene, die ihr treulos geworden sind, den Irrtum selbst aber liebt Gott nicht, und es ist daher sein Wille, daß alle Menschen zur Wahrheit zurückkehren und alle Protestanten wieder treue, gehorsame Kinder ihrer Mutter, der heiligen römisch-katholischen Kirche werden!“ — „Ja, Vater, wenn dem so ist, dann verhält sich die Sache allerdings ganz anders. Das haben wir eben nicht gewußt.“

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J. Arbeit.

Wenn die Menschheit von den ewigen Grundjahren abweicht, dann verfällt sie totschier in allerlei Irrtümer: Uebertreibung auf der einen, Unterschätzung auf der anderen Seite ist die Folge. So geht es z. B. mit der „Arbeit“, vor allem der Arbeit, die dem Erwerb zeitlicher Güter dient. Der Alt- und Neuheiden ist sie ein Gegenstand der Geringschätzung, den Sozialdemokraten z. B. ist sie wieder der einzige Wertmesser. Den richtigen Mittelweg nimmt die katholische Kirche ein. Zwar macht man ihr gerne den Vorwurf:

In der katholischen Kirche wird die Arbeit nicht genug geschätzt, deshalb sind die Katholiken auch inferior. Die Arbeit allein ist die Quelle des Wertes.

Darauf antworten wir mit dem P. Brors in seinem „Modernes ABC“:

Ein altes christliches Sprichwort heißt: „Ora et labora; bete und arbeite“, und dieses „arbeite“ wird vorzüglich von saurer, mühevoller Arbeit verstanden. Unsere heutige Welt möchte das „Beten“ streichen. Die katholische Kirche hält beides fest. Sie sieht in der harten, sauren Arbeit nicht das ursprünglich gottgewollte Los des Menschen, wohl aber das durch die Sünde allgemein gewordene Gesetz. Sie betrachtet die Arbeit als das gottgewollte Mittel, durch welches der Mensch der Erde seinen Unterhalt und alles zum menschenwürdigen Dasein und zur menschlichen Entwicklung Gehörige abgewinnen soll. Sie betrachtet die Arbeit aber auch als ein gewaltiges Süßnittel gegen die Sünde, als ein Mittel, welches vor Sünden schützt und für begangene Sünden Abhilfe leistet; sie betrachtet die Arbeit als ein höchst wirksames Tugendmittel und als die Ehre des Christen, weil die harte und saure Arbeit durch das Beispiel des Gottmenschen Jesus Christus geädelt ist.

Der heutige Weltgeist betrachtet die Arbeit nur als ein Mittel, durch welches der Mensch für sich oder andere Reichtümer schafft. Wer schätzt also die Arbeit höher? Mich dünkt, die katholische Kirche schätzt und wertet sie unergleichlich höher. Aber sie schätzt die Arbeit nicht allein, besonders nicht die materielle Arbeit allein. — Dem heutigen Weltgeist ist die Arbeit allein die Quelle des Wertes; sie kennt nur neue Schöpfung von Reichtum als Wert. Die katholische Kirche kennt noch andere Werte; sie gibt auch noch etwas auf Seele und geistige Dinge, und auf Gottesarbeit, auch wenn dieselbe nicht dem Mammon oder dem sinnlichen Genuß dient. Sie reicht eben mit ihrer Schätzung und Wertung in die Ewigkeit hinein und geht nicht auf in bloß zeitlichen Sorgen. Das macht die katholische Kirche und die Katholiken nicht inferior, sondern weit die andern überflügelnd. Wenn zur Wahl steht „die ganze Erde, oder der Himmel und ein Stück Erde weniger“: dann wähle ich unbedingt das Letztere.

Ueber die Straußenzucht in Südafrika

enthält das „Ackerbau-Journal vom Kap der guten Hoffnung einige Angaben, die im Hinblick auf die Aussichten, die man sich teilweise auch in Deutschsüdwest von der Straußenzucht verspricht, Interesse bieten. Der durchschnittliche Marktwert für Strauße ist schwer zu ermitteln, weil die Einzelpreise zu große Unterschiede zeigen. Der Preis bewegt sich für einjährige Vögel zwischen 10 Schilling und 50 Pfund, für zweijährige und ältere zwischen 1 Pfund und 200 Pfund. Ungefähr kann man den Durchschnittswert für zweijährige Strauße mit 25 Pfund ansetzen. Im Distrikt Duderhoorn, dem Hauptgebiet der Straußenzucht, berechnet man den Ertrag eines Federschnitts mit durchschnittlich rund 5 Pfund; in zwei Jahren kann man drei Schnitte vornehmen. Die besten Vögel ergeben bei einem Schnitt Federn im Werte von 25 Pfund und mehr, während manche nur für 1 Pfund Federn liefern. Von guten, mit Luzerne gefütterten Vögeln erhält man jährlich Federn im Durchschnittswerte von 8 Pfund. Zur Fütterung von 6 Vögeln braucht man ein Luzernefeld von 1 Morgen (etwa 81 Ar).

St. Josephsgärtchen.

Die Flucht nach Aegypten.

Ich sah die hl. Familie wieder im Hause Annas bei Nazareth ankommen. Der Weg von Annas Haus bis zum Hause Josephs ist etwa eine halbe Stunde lang und führt zwischen Gärten und Hügeln hin. Maria und Joseph haben keine eigene Haushaltung; sie werden in allem von Anna versorgt, die oft zu ihnen kommt.

Der hl. Joseph sah ich aus langen, gelben, braunen und grünen Baststreifen Schirme, große Flächen und Decken oben an den Gemächern flechten. Er hatte einen Vorrat solcher geflochtenen Tafeln in einem Schuppen neben dem Hause aufeinander liegen. Er hockt allerlei Sterne, Herzen und andere Muster hinein. Er hatte keine Ahnung, daß er bald fort müsse.

Ich sah Nachts einen leuchtenden Engel vor Josephs Lager treten und mit ihm sprechen. Joseph stand auf, ging mit brennender Lampe vor die Kammer Mariä, pochte an und fragte, ob er nahen dürfe. Ich sah ihn eintreten und mit Maria reden, welche ihren Schirm nicht öffnete. Dann sah ich ihn nach dem Stalle zu seinem Esel und in eine Kammer gehen, worin allerlei Geräte lag.

Maria kleidete sich sofort zur Reise an und ging zu Anna, die in einem anderen Gemache schlief. Ich kann nicht sagen, wie rührend die Betrübniß der hl. Anna war; sie umarmte Maria mehrmals unter Tränen und schloß sie an ihr Herz, als würde sie die Liebe nicht wiedersehen.

Erst kurz vor dem Ausbruch nahmen sie das Jesuskind aus seinem Bettchen. Alle drückten das Kind noch an ihr Herz. Maria hatte einen langen Mantel umgeschlagen, der sie und das Kind verhüllte. Sie tat alles sehr ruhig und schnell und machte nur wenig Zubereitung zur Reise. Ein kleines Bündel und einige Decken war alles, was sie mitnahm. Joseph hatte einen Schlauch mit Wasser und einen Korb mit Töchern bei sich, worin Brote, Krüglein und auch lebendige Vögel waren. Auf dem Esel war für Maria mit dem Kinde ein Queritz mit einem Fußbrettchen. Es war noch vor Mitternacht, als sie das Haus verließen. Das Jesuskind war zwölf Wochen alt. Ich sah dreimal vier Wochen.

Die hl. Familie zog in dieser Nacht durch mehrere Orte und ich sah sie erst des Morgens unter einem Schuppen ruhen und sich erquicken. Sie hatten auf dem ganzen Weg bis nach Aegypten nur drei eigentliche Herbergen, sonst übernachteten sie auf ihren vielen, mühsamen Umwegen immer in Schluchten, Höhlen und den abgelegensten Wildnissen.

Einmal sah ich die hl. Familie bei einem Balsamstrauche und einer Quelle rasten. An den Zweigen waren Einschnitte gemacht, aus welchen in Töpfchen Balsam träufelte. Das Jesuskind lag mit bloßen Füßen auf Mariä Schoß. Jerusalem war rückwärts zu ihrer Finten ferne auf der Höhe liegend zu sehen.

Als sie an den Mauern von Gaza vorüber gezogen waren, sah ich sie in der Wildnis. Es ist nicht zu sagen, wie beschwerlich ihre Reise war. Sie zogen immer eine Meile gegen Morgen von der gewöhnlichen Heerstraße entfernt, und da sie die allgemeinen Herbergen mieden, hatten sie Mangel an allem. Oft

hatten sie nicht einmal Wasser, um ihren Durst zu löschen; ein paarmal jedoch wurde ihnen wunderbar geholfen.

Die sechste Nachtherberge sah ich sie in einer Höhle bei dem Berge und der Stadt Ephraim. Die Höhle lag in einer wilden Schlucht, etwa eine Stunde vom Daine Mambre. Maria war sehr traurig und weinte, denn sie litten alle großen Mangel. Sie blieben einen vollen Tag hier, und es geschahen zu ihrem Troste mehrere Gnaden. Ein Engel kam und tröstete sie, es entsprang in der Höhle eine Quelle und eine wilde Ziege kam und ließ sich melken.

In einer sternenhellen Nacht erblickte ich die hl. Familie durch eine sandige, mit niedrigem Busch-



St. Franziskus von Assisi.

werk bedeckte Wüste weiterziehen. Es lag hier eine Menge gefährlicher Schlangen im Kreis geringelt unter dem Laubwerk. Sie nahen dem Wege mit lautem Gezisch und streckten die Köpfe gegen die hl. Familie, die von Licht umgeben, geschützt an ihnen vorüberzog. (Fortsetzung f.).

Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

War Anna Katharina allein in Wald oder Feld, so rief sie die Vögel herbei, sang mit ihnen Gottes Lob und liebte sie, die sich ihr vertraut auf Arme und Schulter setzten. fand sie ein Nest, so schaute sie mit vor Freude pochendem Herzen hinein und flüsterte den Jungen ihre süßesten Worte zu.

Sie kannte alle Orte, wo sich im Frühling die ersten Blumen zeigten, aus denen sie Maria und dem Jesuskinde Kränze flocht. Ihr helles Auge aber drang noch weiter. Sie selber sagte einmal hierüber:

„Ich habe mich nie wundern können, wie Johannes von den Blumen und Tieren in der Wüste so vieles lernte; denn mir ist schon als Kind jedes Blatt, jedes Blümchen wie ein Buch gewesen, in dem

ich lesen konnte. Bei jeder Farbe, jeder Gestalt und Form fühlte ich ihre Bedeutung und Schönheit. Wenn ich in das Freie kam, konnte ich mich mit allem unterhalten, denn ich schaute in die Blumen und Tieren hinein.

Ich war noch sehr jung, als ich ein Fieber hatte und doch dabei umherging. Die Eltern meinten, ich müsse bald sterben. Da trat ein schönes Kind zu mir und zeigte mir Kräuter, die ich pflücken und essen sollte, um bald wieder gesund zu werden. Ich genoß von den Kräutern und saugte, an einer Decke liegend, den Saft aus der Windenblüte. Ich wurde bald gesund. Die Kamillenblüte liebte ich besonders; ich weiß nicht, was so Süßes und Wunderbares in ihrem Namen liegt.

Wie aber für sie auch die ganze übersinnliche und geheiligte Ordnung der Kirche aufgeschlossen war, erhellt aus folgender Aeußerung:

„Schon als Kind fühlte ich den Klang geweihter Glocken wie Strahlen des Segens, welche, soweit sie reichen, das Schädliche der feindlichen Mächte vertreiben. Ich weiß gewiß, daß die geweihten Glocken den Satan verjagen. Wenn ich in meiner Jugend zur Nachtzeit auf dem Felde betete, fühlte und sah ich oft böse Geister um mich; sobald aber in Roesfeld die Glocken zu den Netten läuteten, empfand ich, daß sie flohen. Ich fühle den Klang geweihter Glocken wesentlich heiliger, freudiger, stärkender und süßer als allen anderen Klang, der mir ganz trüb und dumpf dagegen lautet; selbst die Kirchenorgel lautet ganz kraftlos und niedrig dagegen.“

Noch mehr als den Ton geweihter Glocken empfand Anna Katharina die Sprache der Kirche. Die lateinischen Gebete der hl. Messe und des ganzen Ritus der Kirche waren ihr so verständlich als die Muttersprache, sodaß sie lange der Meinung war, daß alle frommen, gläubigen Menschen sie ebenso verstehen müßten. „Ich habe“, sagte sie einmal, „bei heiligen Dingen nie etwas von einem Unterschied der Sprachen gewußt, weil ich niemals bloß die Worte, sondern die Sache selbst empfunden habe.“

Für die Kraft und Wohltat des priesterlichen Segens besaß sie ein so tiefes, lebendiges Gefühl, daß sie unwillkürlich hingezogen wurde, wenn ein Priester in die Nähe des elterlichen Wohnortes kam. Sie eilte ihm dann entgegen und bat um seinen Segen.

Ungefähr im siebenten Lebensjahre wurde sie mit andern Kindern zur ersten hl. Beichte geführt. Sie hatte sich mit solchem Eifer darauf vorbereitet und war mit solchem Reueschmerz erfüllt, daß ihr auf dem Wege zur Kirche die Kräfte schwanden und sie von den Kindern, welche sie sehr liebten, vollends nach Roesfeld getragen werden mußte. Bei Erörterung des Gewissens war sie von lebhafter Furcht erfüllt, die Eigenliebe und falsche Scham könnte ihr eine Sache verbergen oder bemänteln; darum sprach sie oft zu sich: „Was mir der böse Feind genommen, das mag er behalten. Hat er mir vor der Sünde die Scham genommen, so will ich sie vor der Beichte auch nicht von ihm zurück.“ Die Eigenliebe erschien ihr fürchterlicher, als der böse Feind selbst, denn aus ihren innerlichen Anschauungen hatte sie die Ueberzeugung geschöpft, daß wir nicht so tief gefallen wären, hätte nicht Adam die Schuld auf Eva und diese die Schuld nicht auf die Schlange geschoben.

Sie erinnerte sich, einmal mit einem Kinde gezankt und einem andern mit einem Spottreim er-

widert zu haben und war fest überzeugt, daß dies Todsünden seien. Sie beichtete daher dieselben mit so tiefer Zerknirschung, daß sie vor Schrecken glaubte, der Beichtvater versage ihr die Losprechung, als er tröstend sprach: „Kind, du kannst ja noch gar keine Todsünden begehen“, und brach in lautes Weinen aus, sodaß sie aus dem Beichtstuhl getragen werden mußte.

Die Eltern hatten ihr sieben Pfennige mitgegeben, um sich wie die andern Kinder nach der Beichte Weißbrot zu kaufen; sie aber schenkte es einem Armen, damit ihr Gott die Sünden vergeben möge. — Wenn sie später wieder zu beichten ging, gaben ihr die Eltern jedesmal sieben Pfennige zu Weißbrot. Sie kaufte dann solches, aber nicht für sich, sondern brachte es den Eltern nach Hause. (Fortf. folgt.)

Eine Beichte im Keller.

In einer Versammlung des St. Vinzenzvereins der Stadt Bombay (Indien) erzählte einer der Brüder folgendes Erlebnis:

Nichts geschieht aus reinem Zufalle. Es gibt keinen Zufall, wenn wir die göttliche Vorsehung in Betracht ziehen. Unser Heiland sagt selbst, daß die Haare auf unserem Haupte gezählt sind. Alles dient den Plänen der göttlichen Vorsehung, selbst das Böse, das von Menschen getan wird, und welches Gott zu dem Zwecke benützt, für welchen er es zuließ. Dies zeigt sich deutlich in der folgenden Geschichte, die nicht erfunden, sondern Tatsache ist.

Ein reicher Mann, ein Millionär, wurde von einer Krankheit befallen, die ihn langsam, aber sicher ins Grab bringen mußte. Reichtum erlöst den Menschen nicht von dem Tode, dieser Schuld der Sünde.

Der Tod also nahte sich diesem Manne, der ihm nichts weniger als willkommen hieß. Er glaubte immer noch durch die berühmtesten Aerzte, die ihm sein Reichtum herbeizurufen gestattete, geheilt zu werden. Er hörte deshalb nicht auf den Rat einiger seiner Freunde, die Tröstungen der Religion zu empfangen, welche die Kirche denen erteilt, für die die Welt nichts mehr tun kann. „Jetzt nicht, jetzt noch nicht“, war gewöhnlich seine Antwort, „ich werde noch davon kommen.“

Die Krankheit machte rasche Fortschritte und die Freunde des Millionärs drangen immer mehr in ihn, nach einem Priester zu senden: „Ich bin jetzt zu schwach, morgen, wenn ich mich stärker fühle.“ Am anderen Morgen konnte er nicht mehr sprechen und den Rat seiner Freunde nicht mehr zurückweisen.

Sie sandten zu einem Priester und baten ihn, die letzte heilige Wegzehrung einem Sterbenden zu bringen. Der Priester verlor keine Zeit, allein in der Eile hatte man ihm nur die Straße gesagt, in welcher der Kranke wohnte, ohne den Namen oder die Hausnummer anzugeben. Der Priester versuchte sein Bestes, den Ort zu finden. Er fragte von Haus zu Haus. Endlich, ermüdet, dachte er schon daran, wieder nach Hause zu gehen, und dort einen anderen Boten zu erwarten, als er noch ein Häuschen stehen sah, in welchem er noch nachzufragen beschloß. Er trat in einen dunklen Gang und kam an eine halboffene Thür. Er machte sie vollends auf, in der Hoffnung, jemand zu finden, der ihm Auskunft erteilen könnte. Er ging in der Dunkelheit einen Schritt vorwärts, im nächsten Augenblick trat er ins Leere und stürzte eine steile Treppe hinab in den Keller. Er

raffte sich wieder auf und fand, daß er zwar Quetschungen und Schürfungen, aber keine ernstlichen Verletzungen erhalten hatte. Ein kleines Fenster ließ so viel Licht ein, daß er die Treppe finden konnte. Als der Priester den Fuß wieder auf die Treppe setzte, verursachte ihm die Bewegung solchen Schmerz, daß er unwillkürlich laut seufzte. Da vernahm er wie ein Echo seines eigenen aus einer Ecke des Kellers einen anderen Seufzer. Er hielt den Atem an und lauschte, und wirklich, die Seufzer wiederholten sich.

„Ist jemand hier?“ fragte der Priester. Eine schwache Antwort ertönte: „Ja, ein armer Unglücklicher ist hier, der schrecklich leidet und der um der Liebe Gottes willen nach einem Priester gesandt haben möchte.“ Der Priester, dessen Augen sich nach und nach an das Dunkel gewöhnten, sah auf etwas Stroh einen mit Lumpen bedeckten Menschen liegen. Er trat zu dem Unglücklichen heran und sagte gerührt: „Mein Freund, du hast zu Gott gerufen und er hat deine Stimme gehört. Gelobt sei sein Name. Ich bin ein Priester.“

„Wie gut ist Gott“, sagte der Sterbende, „ich weiß, ich bin dem Tode nahe und habe Gott aus dem Innern meines Herzens gebeten, mir einen Priester zu senden, der meine Beichte hören kann.“

Der Priester waltete seines Amtes, hörte die Beichte des Armen, erteilte ihm die Absolution und reichte ihm die hl. Wegzehrung. Dann entfernte er sich mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, um ihm die letzte Delung und den letzten Segen unserer heiligen Mutter, der Kirche, die Generalabsolution zu erteilen.

Nach Hause zurückgekehrt fand der Priester die Adresse des sterbenden Reichen. Trotz seiner Schmerzen machte er sich sogleich nach dessen Wohnung auf den Weg. Als er dort ankam, war es zu spät. Der arme Reiche hatte seine Beichte auf den nächsten Tag verschoben, und er war gestorben, ohne die Losprechung zu empfangen.

Der würdige Priester begab sich darauf wieder zu dem Armen im Keller, der auf seinem Strohlager die Hilfe Gottes angerufen hatte, eine Hilfe, die ihm so unerwartet zu teil wurde. Mit dem hl. Sakramente der letzten Delung versehen, starb der glückliche Reiche Arme mit Dank gegen Gott, der ihm den Beistand des Priesters noch zur rechten Zeit gesandt hatte.

So sind die Wege der göttlichen Vorsehung. Wen er beschützt, der steht unter rechtem Schutze; wer ihn verachtet, wird auch vor ihm verachtet werden! „Hüte, wenn ihr die Stimme des Herrn hört, verhärtet eure Herzen nicht!“

Der Protestant Macaulay über das Papsttum.

Selbst protestantische Geschichtsforscher haben die unverwundliche Lebenskraft anerkannt, welche das Papsttum in den gefährlichsten Lagen stets glänzend bewies, und die Folgerungen daraus für unsere Zeit und die Zukunft zu ziehen sich nicht scheut; obwohl ihnen das übernatürliche Element in der Kirche verborren ist. Von ganz besonderem Interesse ist in dieser Beziehung das Urteil des englischen Historikers Macaulay, der das Papsttum nicht bloß nach seiner religiösen, sondern auch nach seiner politischen Bedeutung betrachtet. Hören wir, was er im Oktoberhefte der „Edinburgher Review“ vom Jahre 1840 schreibt:

„Es gibt nicht und es gab niemals auf dieser Erde eine Institution, die der Aufmerksamkeit des Forschers würdiger wäre, als die römisch-katholische Kirche. Die Geschichte dieser Kirche vereinigt die zwei großen Epochen der menschlichen Zivilisation. Keine andere Institution hat sich bis heute erhalten, die unsere Gedanken zurückführen könnte zu jenen Zeiten, wo der Opferrauch aus dem Pantheon emporstieg und wo Giraffen und Tiger sich umhertummelten im Flavianischen Amphitheater. Die stolze Königsgelechter sind im Vergleich zur Reihe der Päpste nur von gestern. Diese Reihenfolge können wir zurückleiten ohne Unterbrechung von dem Papste, welcher Napoleon krönte im 19. Jahrhundert, bis zu dem Papste, welcher Pipin im 8. Jahrhundert die Krone aufsetzte. Und noch weit über die Epoche Pipins hinaus erstreckt sich die erhabene Dynastie. In Bezug auf Alter nimmt die Republik von Venedig den zweiten Rang ein. Doch die Republik von Venedig ist dahin, und das Papsttum besteht noch. Das Papsttum besteht noch, nicht im Verfall, nicht als ein bloßes Denkmal aus dem Altertum, sondern voll Leben und jugendlicher Kraft. Die katholische Kirche sendet noch immer bis an die entferntesten Gegenden der Welt ihre Missionäre aus, die von nicht geringerem Eifer beseelt sind, als jene, die mit Augustin in Kent landeten, und immer noch bietet sie feindlichen Machthabern mit demselben Mute die Stirn, womit sie dem Attila entgegentrat. Die Zahl ihrer Kinder ist größer, als zu irgend einer früheren Zeit. Ihre Eroberungen in der neuen Welt haben sie mehr als entschädigt für die Verluste in der alten Welt. Ihre geistige Herrschaft erstreckt sich über jene ungeheuren Ländermassen zwischen den Ebenen des Mississippi und dem Kap Horn, Ländermassen, welche wahrscheinlich nach Verlauf eines Jahrhunderts eine ebenso große Bevölkerung aufweisen werden, als jetzt Europa bewohnt. Die Mitglieder ihrer Gemeinschaft belaufen sich sicher auf nicht weniger, als 250 Millionen, während es schwer halten wird, zu beweisen, daß alle anderen christlichen Sekten zusammen 120 Millionen ausmachen. Auch deutet gar nichts darauf hin, daß das Ende ihrer langen Herrschaft nahe sei. Sie sah den Anfang aller Regierungen und aller kirchlichen Einrichtungen, die jetzt auf Erden bestehen, und wir haben darüber keine Sicherheit, daß sie nicht bestimmt sein sollte, auch das Ende von allen zu sehen. Sie war groß und geachtet, bevor der Sachse seinen Fuß auf Britanniens Boden gesetzt hatte, bevor der Franke den Rhein überschritten, als griechische Veredtsamkeit noch in Antiochien blühte und als Götzenbilder noch angebetet wurden im Tempel zu Mekka. Und sie mag noch in ungeschwächter Kraft dastehen, wenn dereinst einmal ein Reisender aus Neu-Seeland, von einer großen Wüste umgeben, auf den Trümmern eines Wegens der Londonbrücke stehen sollte, um die Ruinen von der St. Paulskirche in ein Album zu zeichnen. Wenn ich die furchtbaren Stürme bedenke, welche die römisch-katholische Kirche überlebt hat, so finde ich es schwer zu begreifen, auf welchem Wege sie untergehen soll. . . . Die Araber haben eine Fabel, daß die große Pyramide von Gizeh von vorsintflutlichen Königen gebaut sei, und, allein von allen menschlichen Werken, die Wucht der Flut getragen habe. So ist das Geschick des Papsttums. Es war unter der großen Ueberschwemmung begraben worden, aber seine tiefen Grundlagen waren unerschütterlich geblieben, und als die Wasser abgelassen waren, erschien es allein unter den Trüm-

mern einer Welt, die vergangen war, wieder am Lichte des Tages. Die holländische Republik war dahin, das deutsche Reich war dahin, der große Rat von Venedig, der alte Schweizerbund, das Haus Bourbon, Frankreichs Parlamente und sein Adel, sie waren dahin. Aber die unveränderte römische Kirche war wieder da.“

Welch' großartige Schilderung aus der Feder eines Protestanten! Ernst von Lasaulx nennt diese Stelle das Großartigste unter allem, was Macaulay je geschrieben.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

17. Kapitel. Tschakas Trauer über den Tod seiner Mutter.

kehren wir nun in unserer Geschichte wieder zu Tschaka zurück. Er wohnte jetzt bei Gibamaregu, dem großen Königskraal, wo er alle alten, zum Kriegsdienst untauglichen Leute hatte ermorden lassen.

Ich selbst hatte wieder Gnade bei ihm gefunden. Er ließ mir eine große, schöne Hütte bauen und gab mir Weiber und Vieh im Ueberfluß. In der Nähe meiner alten, niedergebrannten Wohnung ließ er die Gebeine seiner Mutter Unandi sammeln; und da man sie nicht alle wiederfinden konnte, nahm man von den Gebeinen meiner Weiber hinzu, bis sie vollzählig waren. Tschaka hat dies übrigens nie erfahren.

Hierauf warf man eine große Grube auf und bestattete die Königsmutter in allen Ehren. Zwölf junge Mädchen wurden zugleich mit ihr lebendig begraben, denn die große Königin durfte im Schattenreich nicht ohne Bedienung sein; und ein volles Jahr hindurch mußte eine große Ehrenwache Tag und Nacht bei ihrem Grabe stehen. Endlich erging vom König ein Gebot an's ganze Land: „Das laufende Jahr ist ein Trauerjahr wegen des Todes meiner Mutter, die durch Zauberei elendiglich ums Leben kam. In diesem Jahr darf keine Musjaat stattfinden, keine Kuh gemolken und kein Kind zur Welt gebracht werden. Sollte dennoch ein Weib gebären, so soll es samt dem Kinde und dem Manne getötet werden!“ — Ja, das war ein Trauerjahr im Zululand, wie ich in meinem Leben noch keines gesehen!

Tschaka selbst ging in jenen Tagen schweren Herzens umher und weinte viel. Alle aber, die um ihn waren, mußten gleichfalls weinen, oft viele Stunden lang. Wehe aber jenem, der nicht weinen konnte! O, wir konnten damals alle weinen. Es war das eine eigene Kunst, die ich vielen lehrte, und die mir als Lohn manch' fettes Stück Vieh einbrachte.

Damals war es auch, daß Tschaka den Hauptmann mit den 50 Mann ausandte, um den verschollenen Umschlopogaas zu suchen, denn meine Erzählung, daß ihn ein Löwe geraubt habe, erschien ihm als eine Dichtung. Welches Ende die Truppe gefunden, ist uns bekannt. Tschaka aber meinte, als von allen 50 auch nicht einer wiedertam: „Das scheint aber ein sehr hungriger Löwe zu sein! Zuerst hat er Umschlopogaas, den Sohn des Mopo, geholt, und nun hat er obendrein alle meine 50 Soldaten aufgefressen!“ —

Für den nächsten Neumond hatte Tschaka einen großen, allgemeinen Trauertag für seine verstorbene Mutter angelegt. Alle ohne Unterschied mußten da zum Königskraal kommen.

Ich saß bei dem Gefürchteten in seinem Kraal; da legte er seinen Arm um meinen Nacken und sang ganz entseztlich zu stöhnen und zu weinen an über

seine Mutter, die er doch mit eigener Hand ermordet hatte. Ich seufzte und heulte mit ihm, ohne jedoch eine Träne zu vergießen; denn es war Nacht, und ich mußte meine Tränen sparen für den kommenden Tag, wo ich im Angesicht des Königs und seiner Räte weinen mußte viele Stunden lang.

Die ganze Nacht hindurch strömte das Volk von allen Himmelsgegenden zu Tausenden dem Königskraal zu, und alle zusammen heulten und weinten und jammerten, daß man hätte glauben können, die ganze Welt habe sich in ein einziges Trauerhaus verwandelt. Keiner wagte es, wenn auch nur auf kurze Zeit, seine Klagen einzustellen oder einen Becher Wasser zu trinken, denn überall waren Spione des Königs aufgestellt, und der geringste Verdacht an der Echtheit der Trauer brachte den Tod.

Sobald es Tag wurde, erhob sich Tschaka und sprach: „Kommt, Mopo, wir wollen hinausgehen und nach den Trauernden sehen!“ — Wir gingen also hinaus, und hinter uns folgten starke, mit Keulen bewaffnete Männer, gewärtig jeglichen Winks.

So weit man nur sehen konnte, war alles schwarz vom Volk; alle standen da dicht aufeinander gedrängt wie eine zahllose Herde von Schafen. Beim Anblick des Königs hörten sie mit der Totenklage auf und stimmten den Schlachtgesang an, um ihn jedoch bald wieder mit der ersteren zu vertauschen, denn der König ging durch das Volk und weinte laut.

Wie nun aber die Sonne am Himmel höher stieg und die Hitze wuchs, begann die allgemeine Not. Die armen, hart aufeinander gepferchten Leute, die stundenweit hergekommen waren, und die ganze Nacht hindurch geschrien und geweint hatten, verschmachteten beinahe vor Durst und hatten, was das Ärgste war, keine Tränen mehr! Wohl nahmen viele im Geheimen Tabak oder rieben sich die Augen mit Speichel ein, doch zuweilen half alles nichts.

Tschaka aber sprach zu mir: „Jetzt, Mopo, können wir sehen, wer in Wahrheit mit uns trauert und ein zartfühlendes Herz hat, und wer nur ein heuchlerischer Bösewicht ist.“

Wie er so sprach, kam er gerade an einem berühmten Häuptling vorbei; er hieß Zwaumbana, war Chief der Amabovu, und hatte viele seiner Frauen und Untertanen bei sich. Doch der Ärmste, leidend vor Hitze und Durst, konnte nicht mehr weinen! Der König sah es und sprach zu mir:

„Sieh' mal diesen Menschen da an, Mopo! Meine Mutter ist gestorben, und dieses Vieh hat dafür keine einzige Träne! Ja, sagt mir, Leute, habt ihr jemals solch' ein Monstrum gesehen? Der König weint, und dieses Kalb schaut herzlos zu! Ist so ein Mensch noch wert, daß ihn länger die Sonne bescheine? Hinweg mit ihm! Weg mit der ganzen Brut, die keine Träne dafür hat, daß meine arme, gute Mutter sterben mußte durch Hexerei und Zauberkraft!“

Sogleich fielen des Königs Keulenträger über ihn her und erschlugen ihn samt all' den Seinen. — Tschaka aber ging weinend weiter; ich folgte ihm unter Tränen. Da sah er plötzlich einen andern, der soeben heimlich geschnupft hatte. Doch des Königs Augen waren schwarz. „Mopo“, sagte er, „sieh' mal diesen elenden Bösewicht an! Meine Mutter starb durch Zauberkraft, und dieser Hexenmeister da schnupft, um seinen trockenen Augen ein paar erlogene Tränen zu expressen! Ich schaffst mir den Menschen aus den Augen; ich kann solch' herzlose Brut nicht sehen!“ —

Dies alles war aber bloß der Anfang des schrecklichen Gemetzels an jenem Tage. Denn je mehr Blut Tschaka sah, desto wilder, rasender und blutgieriger wurde er. Doch paarte sich bei ihm die Grausamkeit stets mit List und wohlüberlegter Schlaueit; denn er hatte es in diesen Tagen namentlich auf jene abgesehen, die ihm ob ihrer Macht und ihres Ansehens beim Volke gefährlich werden konnten, und von deren unbedingten Treue er nicht völlig überzeugt war. All' diese suchte er bei seiner Wanderung durch die Wälder förmlich auf, wies dann mit dem Asagai auf sie und sprach: „Schafft mir sie aus den Augen, die herzlosen Leute, die keine Tränen haben für meine arme, durch Zauberei gestorbene Mutter!“

Endlich ging die Sonne hinter den Bergen unter, und Tschaka kehrte weinend in seinen Kraal zurück. — Kaum war er weg, da stürzte das lechzende Volk in wilder Eile dem nächsten Bache zu, seinen Durst zu stillen. Wie viele Kinder und Frauen dabei stürzten und von dem ungestüm nachdrängenden Volk zertreten und zerstampft wurden, weiß ich nicht. Niemand fragte darnach; denn in Tschakas blutigen Tagen galt ein Menschenleben so wenig, als eine Heuschrecke oder ein Frosch im Graben.

Gegen Mittag des kommenden Tages lud mich Tschaka ein, mit ihm ins Freie zu gehen. Mehrere seiner Räte begleiteten uns. Er sprach kein Wort und schaute sich traurig auf meine rechte Schulter.

„Mopo“, fragte er plötzlich, „wie steht es denn mit deinen Landsleuten, dem Langeni-Stamm? Trauern sie wohl auch? Ich habe gestern keinen von ihnen gesehen?“

Ich gab natürlich eine ausweichende Antwort und sprach von dem weiten Weg, den sie von ihrer Heimat bis hieher hätten. Ich wußte aber nicht, daß er auch den Langeni-Stamm zum gestrigen Trauertag geladen hatte.

„Sunde sollten schnell rennen, wenn der Herr sie ruft“, entgegnete Tschaka, und dabei sah ich jenes seltsame Aufleuchten seiner Augen, das ich noch bei keinem Menschen, sondern nur bei ihm beobachtet habe. Nun befiel mich eine große, peinliche Angst. Ich liebte zwar meine Landsleute nicht, da sie mich grausam aus der Heimat vertrieben hatten, doch ich ahnte, Tschaka habe etwas Schreckliches, ganz Ungeheures mit ihnen vor. Inzwischen waren wir an der Donga des Titiyana angekommen; es ist dies ein mächtiger Wasserkeßel, ringsum von steilen, zum Teil überhängenden Felsenwänden umgeben. Hier setzte sich der König nieder und blickte schweigend in die Ferne.

Da sah man plötzlich eine große Menge Volkes, Männer, Weiber und Kinder, in der Ferne auftauchen. In langer, langer Linie marschierten sie dem Königs-Kraale zu.

„Nach der Farbe der Schilde zu urteilen, ist es der Langeni-Stamm, sind's deine Landsleute, Mopo“, sprach der König.

„Ja, es ist mein Stamm“, erwiderte ich kloppenden Herzens.

Tschaka sandte ihnen sofort Boten entgegen mit dem Befehl, zu ihm nach der Donga des Titiyana zu kommen. Langsam, denn die Frauen und Kinder waren von dem weiten Marsche offenbar sehr müde, bewegte sich der Zug gegen die Höhe zu.

„Wieviel sind es wohl, Mopo?“

„Ich kann es nicht genau sagen, mein Herr und König, denn es sind schon sehr viele Jahre her, daß

ich mein Volk verließ, doch ich schätze die Krieger auf volle drei Regimente.“

„Nun, Mopo, was meinst du, könnten sie wohl alle miteinander dieser Wasserkeßel da unten fressen? Ich wette fünfzig Stück Vieh, sie gehen alle hinein.“

Da ward mir mit einem Schlag der ganze teuflische Plan kund, den Tschaka, der Unmensch, mit meinen Landsleuten vorhatte! Doch, was konnte ich tun? Ich, der Wehrlose, mußte noch gute Miene zum bösen Spiel machen.

Inzwischen kamen die Leute näher und näher. An ihrer Spitze ging müden Schrittes ein Greis mit weißem Bart und Haupthaar; es war Makadema, mein Vater. Als sie in Hörweite gekommen waren, gab mein Vater seinem Volke das Zeichen zum königlichen Gruß, und alle riefen zusammen wie aus einem Mund: „Bayet Inkosi!“ Zu gleicher Zeit fielen alle auf ihre Hände und Kniee nieder und priesen laut den König.

Tschaka hieß meinen Vater freundlich aufstehen mit den Worten: „Steh' auf, Makadema, Fürst des Langeni-Stammes, steh' auf und erzähle mir, warum du zur gestrigen Totenklage zu spät gekommen.“

„Ach, König, die Zeit war so kurz, und der Weg so weit. Dazu begannen die Füße der Frauen und Kinder zu ermatten und wurden wund.“

„Schon gut, schon gut; die Armen sind gewiß recht müde, doch sie sollen bald Ruhe haben! — Sind übrigens alle da, Makadema?“

„Alle, alle, großer Elefant. Unsere Kraale stehen leer, die Herden irren ohne Hirten und ohne Pflege auf den Trüften herum, und die Vögel picken die Körner aus auf den unbewachten Getreidefeldern.“

„O die guten, lieben Leute! Doch sag' mir, Makadema, willst du jetzt nicht ein Stündchen mit mir trauern über den Tod meiner armen Mutter, die so elendiglich umkommen mußte durch Hexerei und Zauberkraft? Gewiß willst du das, d'rum, bitte, stell' dein Volk rechts und links von mir rings um diesen Abgrund auf, du selbst aber steige, soweit du kannst, in die Tiefe hinab und beginne daselbst die Totenklage.“

Makadema, mein Vater, tat, wie ihm geheißen. Weber er, noch irgend einer seines Volkes ahnte, was Tschaka damit wollte; ich aber kannte seinen verruchten, boshaften Plan. Ach, ich sah von meinem armen Vater nur noch aus dunkler Tiefe seine schneeweißen Haare schimmern und hörte dann, wie der Greis mit hohler, halbgebrochener Stimme die Totenklage begann:

„Trauert, ihr Kinder des Makadema!“

Und all die Tausenden rings um den schrecklichen Abgrund riefen ihm mit Donnerstimme nach: „Trauert, ihr Kinder des Makadema!“

„Traure, Langeni-Stamm, traure mit dem ganzen Sululand!“

„Heulet, ihr Krieger, weinet, ihr Weiber, zerrenset das Haupthaar und schlägt an eure Brüste, ihr Jungfrauen, und stimmt auch ihr, meine lieben Kinder, mit zarter, heller Stimme ein in die große, gemeinsame Totenklage!“

„Die Mutter des Sululandes ist tot, einjam trauert in Tränen der König!“

„Nacht und Todes Schatten lagern über der Erde, verlassen gehet der Sulu-Löwe einher. Was mag ihn trösten? Trösten möge ihn die gemeinsame Totenklage all seiner Kinder. O weh! — weh! — weh!“

So sang mein alter Vater in der Tiefe der Schlucht, so antwortete in tausendfachem Echo sein ganzes Volk

rings um den schrecklichen Abgrund. Zuletzt fing es in dicken Tropfen zu regnen an. Es war, als weine selbst der Himmel mit allen Erdenkindern, und in das Rollen des Donners mischten sich die Klageklänge der Männer, Frauen und Kinder des ganzen, großen Langeni-Stammes.

Tschaka aber saß ruhig da, das Gesicht in beide Hände gestützt, und weinte. Er weinte überhaupt leicht, so oft er Gesang oder Musik hörte. —

Doch halt! Was ist denn das? Siehe, da tauchen plötzlich von allen Seiten ganze Regimenter von Kriegern auf! Bunte Federn wallen auf ihren Häuptern und in ihren Händen ist ein Wald von Speeren. In wenigen Augenblicken haben sie den ganzen Langeni-Stamm rings umschlossen! —

Da ging den Armen eine furchtbare Ahnung auf. Entsetzt schrie das ganze Volk, zumal die Kinder und Frauen, um Erbarmen!

Tschaka aber flüsterte mir leise ins Ohr: „Hörst du es, Mopo? Siehe, jetzt kommt ihre Totenklage aus dem Herzen; vorhin war das ganze bloßer Schein, eine leere Komödie. Jetzt wird's Ernst!“

Ja, es wurde Ernst, grausamer Ernst. Unerwartet drangen die Soldaten mit ihren Speeren vorwärts — und die wehrlosen Männer, Frauen und Kinder stürzten wie ein Wasserfall weinend und schreiend in die entsetzliche Tiefe hinab. —

O mein Vater, verzeihe, wenn ich ein wenig in meiner Erzählung innehalte. Es tauchen alte Erinnerungen in meiner Seele auf und neuerdings muß ich bitterlich weinen über den Tod meines greisen Vaters

und all meiner Landsleute an der schrecklichen Donga des Tatiyana. —

So also endete der Langeni-Stamm, und so nahm Tschaka Rache für die Schale Milch, die man ihm vor vielen Jahren, da er noch ein Kind war, verweigert hatte.

„Du hast deine Wette verloren, Mopo“, sagte der König zu mir. „Siehe, die Donga ist nicht ganz voll; es fände da noch jemand Platz, um in Stille auszuruhen von den Beschwerden dieses Lebens. Ist denn wirklich niemand mehr übrig vom Langeni-Stamm, gar niemand mehr?“

„Ja, mein Herr und König, einer ist noch übrig; ich selber bin es und ich bin recht gerne bereit, jenes Plätzchen da unten auszufüllen.“

„Nicht doch, Mopo, nicht so; du bist mein treuer Hund, und ich habe geschworen, dich nicht zu töten. Aber wie steht es denn mit deiner Schwester, Mopo, mit Baleka?“

„Ach, sieh, da kommt sie schon!“

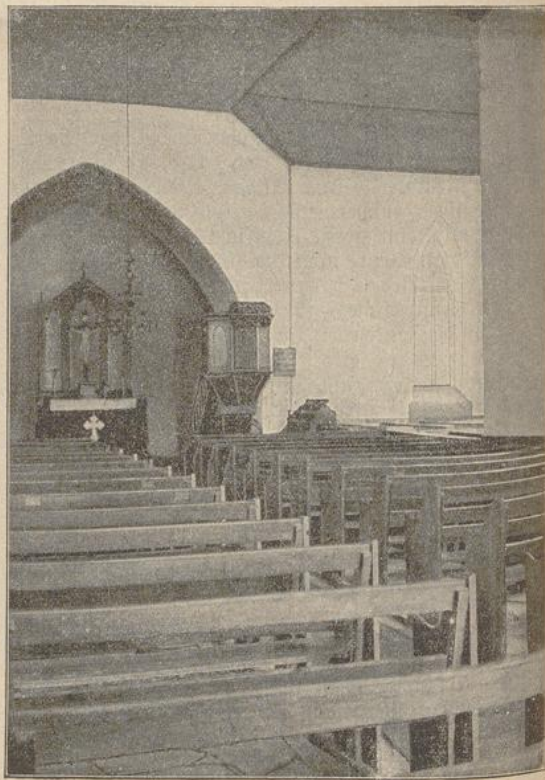
Ich schaute auf und sah Baleka, von zwei Soldaten geführt, daherkommen. Hoherhobenen Hauptes, stolz wie eine Königin, kam sie daher; um ihre Schultern trug sie eine Decke aus den Fellen tigerähnlicher Wildkazen.

„Wie lautet des Königs Befehl?“ fragte sie juchlos. — „Du kommst zu guter Stunde, meine Schwester“, erwiderte der König. „Sieh, ich habe mit Mopo eine Wette eingegangen, daß diese Donga da unten den ganzen Langeni-Stamm fassen würde. Mopo wollte das nicht glauben. Seine Landsleute aber stürzten



Altes Burenpaar aus Reddersburg (Oranje-Freistaat).
Recht charakteristisches Bild, das nur insofern von der Regel abweicht, als die Buren im höheren Alter meist sehr corpulent sind.

Aus „Südafrika“ von Prof. Dr. Siegfried Passarge.



Das Innere der ältesten Kirche des Oranje-Freistaates in Bethanien.

Aus „Südafrika“ von Prof. Dr. Siegfried Passarge.

sch, sobald sie von der Wette hörten, mit Freuden hinab. Wie nun dein Bruder sah, daß noch ein Plätzchen übrig sei, erinnerte er mich an dich, seine und meine Schwester. Was sagst du dazu, Baleka? Uebrigens darfst du nochmals mit Mopo reden und zwar ganz im Stillen, — so still wie ihr zwei damals mit einander gesprochen habt, als du — einem Kind das Leben gabst!“ —

Da richtete sich Baleka hoch auf und rief dem König die Worte zu: „Verflucht sollst du fortan sein, Schenkel des Menschengeschlechtes! Kein Auge sollst du mehr schließen können bei Tag und Nacht und schredliche Traumgeichte sollen dich ängstigen von allen Seiten!“ —

Ich sah, wie Tschaka bei diesen Worten ängstlich zusammenfuhr. Dann bedeckte er das Angesicht mit beiden Händen, als wolle er die Schreckbilder abwenden, die schon auf ihn einzustürmen begannen.

Mich aber nahm Baleka bei der Hand, führte mich abseits und sprach: „Mopo, vielgeliebter Bruder, nur wenige Augenblicke habe ich noch zu leben. Sieh, es ist alles eingetroffen, wie ich es vorhergesagt. Nun habe ich nur noch eine Bitte: Mopo, schwöre mir, daß du Rache nehmen willst an Tschaka! Willst du deinen greisen Vater, deine vielen Stammesgenossen und auch mich, deine Schwester, an diesem Ungeheuer rächen?“

„Ja, das will ich, Schwester; ich schwöre es dir!“

„Noch mehr; Mopo, willst du, nachdem du Rache genommen, von hier fortgehen, um meinen vielgeliebten Sohn Umischlopogaa aufzusuchen und ihm die letzten Grüße seiner Mutter überbringen?“

„Auch das will ich tun, Schwester.“

„Und nun, Mopo, lebe wohl! Wir haben einander immer geliebt, wie nur Bruder und Schwester sich lieben können. Ich gehe jetzt fort in ein fremdes Land; möge Unfulunkulu geben, daß wir dort drüben uns wiedersehen! — Es rufen mich die Geister meines Volkes, — ich muß zu ihnen, — hinieden ist alles uns!“ —

Das Weitere zu erzählen, woldest du mir, mein Vater, gütigst erlassen. (Fortsetzung folgt).

Naturwunder oder alles Erschaffene lobet den Herrn.

Für die gesamte Tierwelt zeigen sich zwei kennzeichnende Erscheinungen, welche uns einen tiefen Blick in das geheimnisvolle Walten der „Natur“ gewähren — die Schutz- und Zweckmäßigkeitsfärbungen (Mimicry) und die rückgebildeten (rudimentären) Organe. Erstere sind durch Anpassung des um sein Dasein kämpfenden Organismus, der im Laufe der Generationen stetige Zweckmäßigkeit erringt, entstanden, letztere lassen sich nur durch das Walten der Vererbung befriedigend erklären. Je nach dem Aufenthaltsorte stimmen die Färbungen der Tierkörper mit der Umgebung überein, einfarbig in der Wüste, schneeweiß in den Polarregionen und prächtig schillernd im kurzen Sommer über den Wendekreisen sowie im stets günstigen Tropenklima unserer Erde. Nach übereinstimmenden Berichten der Reisenden ist beispielsweise der uns so auffällig gefärbte Tiger mit den bunten Querstreifen in den Schilfdickichten der indischen Dschungel, deren Boden mit rotbraunen Stengeln verborster Pflanzen in Kreuz und Quer bedeckt ist, kaum von seinem Lager zu unterscheiden, wie anderseits Gi-

bedesen und Schlangen sich so unkenntlich an Baumäste und Gestein schmiegen, daß sie nicht selten der Fuß des Wanderers streifen könnte. Neben der einfachen Schutzfärbung, die ja noch die Form des Tierkörpers unbeeinflusst läßt, geht die Anpassung der Gestalt bei Käfern, Schmetterlingen, Heuschrecken, Fischen und Krustentieren; mannigfach sind da Formveränderungen durch Verzerrungen und willkürliche Verbildungen des Körpers, der dünnen Nester, Blättern, Pilzen, Steinen u. a. gleicht, so daß die Tiere auf ihren Nährboden selbst dem suchenden Forscher lange unsichtbar bleiben. Noch eine Zweckmäßigkeitserscheinung muß hierbei Erwähnung finden, nämlich die Annahme einer Maske, indem ein an sich harm-



Abb. 1. Pflaurenaugen. Ein Stück Fell vom Leopards.

loses Tier — ein Schmetterling oder ähnliches — sich den Anschein eines von seinem Feinde oder Nachsteller gefürchteten oder zumindest gemiedenen Wesens gibt und derart im Falle einer Verfolgung dem Verderben entgeht. Diese Nachahmung des von seinen Feinden Gemiedenen ist für den Nachahmer vorteilhaft im Daseinskampf; deswegen hat sich die Fähigkeit ausgebildet und einen erstaunlichen Grad von Vollkommenheit erlangt durch fortschreitende Anpassung von Generation zu Generation.

Vornehmlich finden wir beide Formen von Schutzfärbung — Nachahmungs- und Abschreckungsmimicry bei den Sinnbildern von Lebenslust und Genußfreudigkeit, den bunten Schmetterlingen aller Breiten. Man kann den Schmetterling, auch wenn er nicht zu den buntesten gefärbten Faltern dieser gefälligen Insektenklasse gehört, infolge seiner empfindlichen Farben, der auffälligen und zarten Unterscheidung in Zeichnung, Flügelchnitt und -stellung, sowie in der Anpassungsfähigkeit wohl als das feinste Reagens annehmen, welches zur Erforschung der in dem Walten der Natur

wirkenden Wechselbeziehungen geradezu herausfordert. Manch eifriger Schmetterlingsjäger mag schon zu oft zu seinem Acker erfahren haben, wie täuschend die verfolgten Falter ihre Umgebung, einen Ast, ein dürres Blatt, einen moosigen Stein u. dgl. nachzuahmen vermögen, um dann um so sicherer ihren Verfolgern zu entweichen.

Die Auszählung jener Arten, die speziell nur bestimmte Gegenstände der Umgebung nachzuahmen vermögen, würde an sich allein Seiten füllen, so umfangreich ist ihr Gebiet.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den artenreichen Käfern mit ihrem verwirrenden Reichtum der unglaublichen Formen; auch sie liefern uns außerordentlich viele Beispiele von Mimicry — die Prachtkäfer in ihren grünen und schwarzen Beschleichungs-farben, die Rüsselkäfer und Pillendreher durch ihre gelungene Nachahmung von Erdstrichen und Kotpillen,

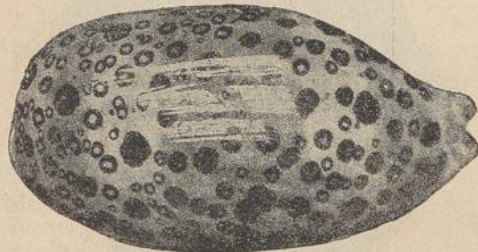


Abb. 4. Pfaunaugen bei einer Meeresmuschel.

die Schild- und Blattkäfer sogar durch Vortäuschung von funkelnden Taupropfen.

Nun ist ein Uebergang von den Schutzfärbungen im engeren und weiteren Sinne zu den Zweckmäßigkeit- und Nützlichkeitfärbungen der Tiere in erster Reihe angezeigt. Man fragt sich mit Recht, zu welchem Zwecke, in welcher Absicht die Natur den Tieren verschiedene Färbungen und oft auf den am allerweitesten getrennten Gebieten wiederkehrende Zeichnungen zugeeignet hat. Bei den überwiegenden Massen der Tiere vom Säugetier höchster Organisation ausgehend bis zum Weichtiere erscheint fast immer das stärkere Männchen — vornehmlich in der Liebeszeit, welche nicht selten das ganze Leben des Eintagsdaseins ausfüllt — prächtig gefärbt, ausgezeichnet mit einigen hervorragenden Stellen verschwenderischer Farbenfülle, dagegen das Weibchen einfarbig ist und nicht viel des Bemerkenswerten bietet. Die Natur bezweckt damit wohl ohne Zweifel die Förderung in der Annäherung und weiteren Aufgabe der Geschlechter zur Erhaltung und Verbesserung der Art; wir sehen im Tierreiche immer das schönste und kräftigste Männchen als Sieger und Herrscher und die natürliche Zuchtwahl ist die Grundlage für den Naturzweck.

Im Laufe der Jahrtausende haben sich ohne Zweifel innerhalb einer Art gewisse Vorzüge der Gestalt, der Färbung und anderer hervorstechender Eigenschaften immer weiter im günstigsten Sinne ausgebildet, bis jene Formen entstanden sind, welche wir heute als die vollendetsten einer bestimmten Art bewundern und schätzen. Ein klassisches Beispiel aus der Entwicklungsgeschichte ist der Pfau, dessen Schwanzfedern den charakteristischen, bunt und prächtig schillernden Augenfleck tragen, der als „Pfaunauge“ ähnlich sich in den weiteren Kreisen des Tierreiches wiederfindet, gleichsam als hätte die Natur, wie man sich dies — natürlich

in nicht wissenschaftlicher Weise — vorstellt, gleichsam als bewußt schöpferisches Wesen ein ihr Gefallen erregendes Werk durch Wiederholung verherrlichen wollen, wie eben der Pfau vielleicht als prächtigster Vogel ein Meisterwerk vor allen übrigen sein sollte. Aus kleinen Anfängen entwickelte sich wahrscheinlich in der aufsteigenden Reihe der Ausbildung der Individuen von Generation zu Generation aus einem unscheinbaren Fleck ein irisierender Kreis, um den sich neue Ringe von steigender Pracht der Färbungen fügten, bis endlich nach so und so viel Generationen der Pfau so entstanden war, wie wir ihn heute zu sehen als alte Tatsache hinnehmen. Die Pfauen der Bildung sind so deutlich unterschieden, daß man die einzelnen Farbringe eines „Pfaunauges“ in der Feder mit Hilfe der Photographie als Serienbildchen darstellen kann, aus welchen sich mit dem Kinetograph wieder künstlich das volle Pfaunauge auf einen Schirm zaubern läßt.



Abb. 2. Pfaunaugenähnliche Zeichnung bei einer Schmetterlingspuppe.

Mit dem wissenschaftlichen Namen „Ocellus“ bezeichnet, hat man die Erscheinung des Pfaunauges durch alle Gegenden des großen Tierreiches verfolgt und dafür Gründe gesucht, warum gerade diese Zeichnung so oft anzutreffen ist. Der Leopard trägt ringartige Flecken wie der Jaguar und der Ocelot, gewisse Fische, wie in erster Reihe der amerikanische Sonnenfisch, tragen dies Merkmal in auffälligster Weise in Größe und Farbenfülle und die Nachtfalter, wie Nachtpfaunauge u. a., haben gar davon ihren Namen



Abb. 3. Pfaunaugen bei einem Schmetterling.

erhalten. Manche Puppen von einheimischen und tropischen Faltern zeigen uns gleicherweise die Zeichnung des Pfaunauges. Vielleicht hängt die Ausbildung der Zeichnung auf manchen Tierkörpern mit uns unbekannten Lebensvorgängen im Organismus der bestimmten Wesen zusammen, da wir füglich keine Personifikation der „Natur“ annehmen dürfen, sondern jeder Wirkung auch die entsprechende Ursache zugrunde legen müssen. Solcherart nimmt die zeitgenössische Wissenschaft an, daß die Ring- und Augenzeichnungen zu den Schutzfärbungen zu rechnen ist. Vornehmlich

bei den Vögeln mag die Annahme gelten, daß die erwähnte Zeichnung zur Zierde in erster Reihe dient, da hier die Flecken und Punkte ebenso wie die Bögen und vollen Ringe zur Paarungszeit in vollster Pracht glänzen, um das Gefallen der meist kälter veranlagten Weibchen zu erregen. Daß hierbei der in vielen Farben prangende Augenfleck das geeignetste Mittel ist, steht außer aller Frage, zumal ja der gurrende Pfauhahn seine charakteristischen Vorzüge am deutlichsten entfaltete, wie wir dies ähnlich nur noch bei dem Argus-Indianer antreffen. Bemerkenswerterweise leben die Hühner dieser Japanerart als Klausner einzeln in höhlenartigen Unterschlüpfen und kommen nur zur Liebeszeit auf die anrainenden Wiesen, wo sie einen eigenartigen Tanz zur Anlockung der Hennen aufführen und dabei die prächtigen Augenflecken ihres Gefieders zum Ansporne ihrer Hennen entfalten, daß es nur so von Farben glänzt.

Schon die Tatsache, daß hier ebenso wie bei manchen Fischen nur die männlichen Tiere mit der mehr oder minder prächtigen Zeichnung ausgestattet sind, berechtigt zur Annahme, daß es sich in diesen Fällen um die Zweckmäßigkeit allein handelt. Anders hingegen liegt die Sache bei den Insekten, und da besonders bei den Schmetterlingen; hier ist sie Schutz- und Abwehrmimicry bei dem Falter sowohl wie schon bei der Puppe, um den Angreifer durch eine abföhrliche Erscheinung in die Flucht zu jagen. Die mit einer Augenzeichnung ausgestatteten Puppen oder Raupe ahmen eine Schlange nach, wenn sie ruhen oder Nahrung nehmen, nur um dies ungestört von mordlustigen Feinden tun zu können. Bei vielen Insekten sehen wir die Schutzfärbung nur während eines besonderen Entwicklungsstadiums ausgebildet und vorher und nachher bedeutend abgeschwächt, beziehungsweise ist die Zeit, zu der der Falter die Puppenhülle verläßt, eine kritische, da dann viele Vögel und Kerfe auf den Augenblick, da der fertige Falter nach vielleicht monatelanger Haft noch weich und schwach sich der harten Chitinhülle entringt, lauern, um sich den fetten Stoff zu sichern. Tritt da bei dem jungen Lebewesen

eine Phase von Mimicry ein, so rettet dies ohne Zweifel das junge Tier vor einem jähen Tode, bevor es noch seinen Lebenszweck erfüllt hat.

Nicht selten ist die Ringfärbung bei allen Muscheln zu finden, die zur Erhaltung ihrer Art dieses Schutzes bedürfen; dann gleichen sie ihrer Umgebung, während sie dem Laien als schön gezeichnete Muscheln nur als

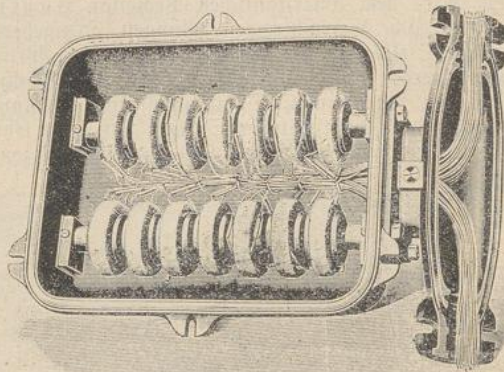


Abb. 1. Kasten mit Puppenspulen.

Larve der Natur vorkommen, mit der nicht tiefer Bestimmung im Lebenszwecke verbunden sein kann. Allerdings soll nicht verkannt werden, daß sich auch im irdischen Leben Zweckmäßigkeit und Schönheit vereinigen können, um den Geschöpfen nützlich im Kampfe ums Dasein zu werden, da wir auf den meisten Gebieten neben dem Reichtum der Formen der verschiedenen Geschöpfe keineswegs jene Neußerlichkeiten vermissen, die wir mit dem Ausdrucke „schön“ bezeichnen.

Das Fernsprechkabel durch den Bodensee.

(Das erste mit Puppenspulen ausgerüstete Seilkabel.)

Das Problem, auf große Entfernungen oder gar über das Weltmeer oder einen völkertrennenden See



Abb. 2. Oberleitung mit Puppenspulen ausgerüstet.

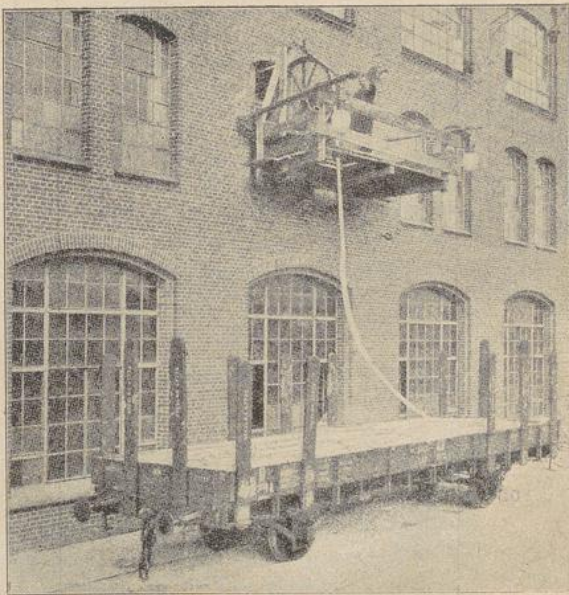


Abb. 3. Einlegen des Kabels in die Eisenbahnwagen.

sich zu unterhalten, grenzt ans Märchenhafte. Der erste Schritt zur Lösung dieser Aufgabe ist nicht nur theoretisch getan, sondern auch in der Wirklichkeit ausgeführt worden. Es ist schon seit längerer Zeit bekannt, daß man die sogenannte Selbstinduktion der Leitung erhöhen muß, um die Lautwirkung auf einem langen Fernsprechkabel zu verstärken, aber erst vor einigen Jahren ist es dem amerikanischen Professor P u p i n durch theoretische Betrachtungen gelungen, anzugeben, an welcher Stelle das Fernsprechkabel in dieser Weise verändert werden muß. Die Theorie gibt eine Gleichung für den sogenannten Dämpfungsfaktor. Naturgemäß wird die Intensität der Sprache auf einer sehr langen Leitung mehr geschwächt als auf einer kurzen.

die Sprechfähigkeit einer Leitung bedeutend erhöhen, wenn man ein Mittel hätte, sie über die ganze Leitung für die Selbstinduktion zu vermehren.

Pupin zeigte, daß eine solche stetig verteilte Selbstinduktion nicht notwendig sei, sondern daß man denselben Effekt erziele, wenn man an einzelnen Stellen, welche richtig gewählt sein müssen, spiralförmig aufgewickelte Drähte in die Leitung einschaltete. Eine Einschaltung solcher Spulen an anderen Stellen, als Pupins Theorie lehrt, ist für die Sprechfähigkeit schädlich und vermindert dieselbe.

In richtiger Erkenntnis, daß diese Entdeckung Pupins für die Praxis von hohem Wert sein werde, bemächtigte sich die Firma Siemens & Halske

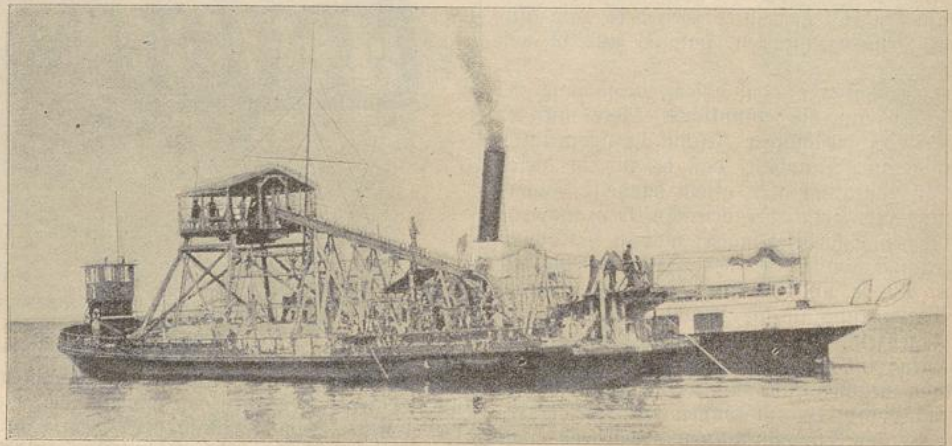


Abb. 4. Verlegung des Kabels auf dem Bodensee.

Daß diese Abschwächung mit dem Widerstand der Leitung wächst, ist klar, ebenso wird die Kapazität derselben, d. h. das Vermögen, Elektrizität zu absorbieren, eine Verminderung der Sprechleistung herbeiführen. Aber noch eine dritte Größe spielt in dem mathematischen Ausdruck für die Dämpfungskonstante eine Rolle, und da sie im Nenner auftritt, so wird ihre Vergrößerung den Ausdruck selbst verkleinern. Diese Größe ist die Selbstinduktion. Wie ein vom Strom durchflossener Draht auf einen benachbarten einwirkt und in ihm durch Induktion einen Strom erzeugt, so wirkt auch jedes Leiterstück auf jedes benachbarte Stück desselben Leiters ein, wenn dasselbe in seiner Nähe vorbeigeführt wird. Letzteres erreicht man am besten, wenn man dem Draht die Gestalt einer Spirale gibt, daher nennt man solche Drahtspulen Selbstinduktionspulen und man würde

derselben und ging tatkräftig ans Werk. Zunächst baute sie eiserne Kästen, in denen die sogenannten Pupin-spulen, welche zur Erhöhung der Selbstinduktion dienen sollten, untergebracht waren. Diese Kästen ließen sich nur bei unterirdischen Kabeln verwenden (Abb. 1); auch Oberleitungen (Abb. 2) wurden später mit Pupin-spulen ausgerüstet, aber Seekabel in dieser Weise zu vervollkommen, daß auf ihnen das gesprochene Wort weithin vermittelt werden kann, war bis jetzt noch nicht gelungen. Die Umhüllung, die das Kabel einerseits elektrisch isoliert, andererseits dasselbe vor mechanischen Verwüstungen, welche ihm auf dem Meeresgrunde drohen, schützt, mußte die angebauten Spulen mit umgeben, ohne das Kabel an einzelnen Stellen wesentlich zu verdicken. Abbildung 3 zeigt die Einlegung des Kabels in die Eisenbahnwaggons, deren sieben nötig

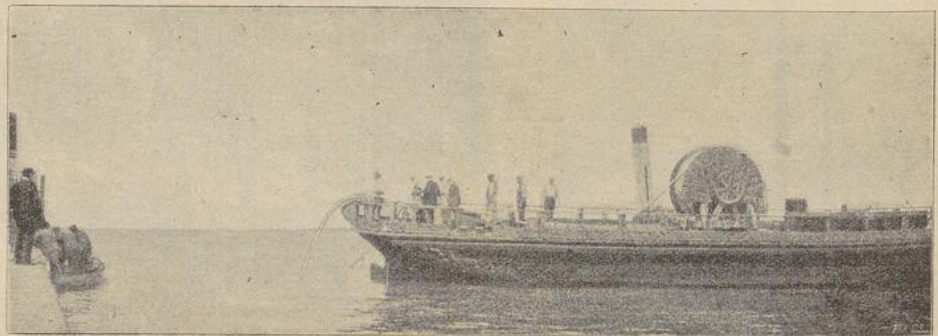
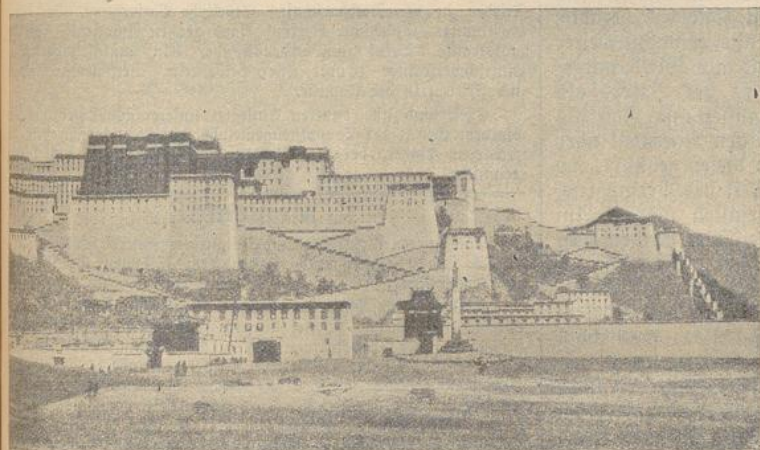


Abb. 5. Ankunft des Kabeldampfers in Romanshorn.

wären; das Stück, welches eben in den Waggon gebracht werden soll, enthält die Verstärkungsspulen und zeigt die geringe Vergrößerung des Durchmessers des Kabels.

Die Länge des Kabels beträgt 12 Kilometer, welches einem bedeutenden Wasserdruck, der an den tiefsten Stellen 25 Atmosphären beträgt, Stand halten muß. Das Kabel wurde deshalb mit einer Stahldrahtspirale umgeben; dieser Schutz gegen den Wasserdruck ist naturgemäß an den beiden Stellen in Friedrichshafen und Romanshorn, wo das Kabel in die Fernsprechkäbeler mündet, nicht nötig. An den Ufern muß das Kabel ganz besonders mit dicken Eisenbrähten geschützt sein, weil es dort durch schleppende Anker und die Brandung viel mehr der Zerstörung ausgesetzt ist. Abb. 4 zeigt die Verlegung des Kabels auf dem See, Abb. 5 die Ankunft des Kabeldampfers auf der schweizerischen Seite bei Romanshorn.



Das Kloster Potala bei Chassa.

Bei den zu überwindenden Schwierigkeiten kann als hervorragende Leistung bezeichnet werden, daß der erste Versuch im Herbst 1905 mißlang. Im Sommer des Jahres 1906 machte die Firma Siemens & Halske einen zweiten Versuch. Nach zirka zwei Stunden war das Kabel verlegt und die sogleich angestellten Sprechversuche ergaben ein vorzügliches Resultat.

Chassa, das Mekka der Buddhisten.

Offiziell gilt der Priesterkönig Dalai Lama, der „Priester-Ozean“, als Regent von Tibet. Seine Macht ist seit dem 14. Jahrhundert außerordentlich gestiegen, denn damals entstand das neue Dogma, daß Buddha selbst in dem Oberhaupte der Buddhisten wieder zur Erde niedersteige. Um diese Zeit empfing das geistliche Oberhaupt den Titel „Bauchen Rinpoche“, d. h. kostbares Priesterjüwel, und verdunkelte sehr bald den Glanz des weltlichen Königs. Mit Hilfe der Mongolen besiegte der fünfte Bauchen den König von Tibet 1640 und wurde Kirchenfürst und Herrscher von Osttibet.

Die Residenzstadt des Dalai Lama, Chassa oder Lhasa (d. h. Land der Götter), ist zugleich die größte Stadt Tibets. Sie besteht seit dem 7. Jahrhundert und liegt in der Provinz Dbus („Mitte“) oder Wei, auf einer großen ziemlich flachen Terrasse des Gebirgsabhanges, zirka 3600 Meter hoch am Ki-tschu

oder Muti-tsang-po-lung, einem linken Nebenfluß des Sangpo (Brahmaputra). Den Mittelpunkt der Stadt bildet das Kloster Labhrang, das als Zentrum des ganzen Landes gilt. Chassa hat etwa 31 000 Einwohner, darunter 18 000 Mönche, zeitweilig steigt aber die Bevölkerung auf 50 000 bis 80 000 Seelen. Denn die Stadt ist seit dem Aufkommen der Lehre von der Inkarnation Buddhas im Dalai Lama ein großartiger Wallfahrtsort für die buddhistische Welt geworden; wie die gläubigen Mohammedaner nach Mekka und Medina, so pilgern die Buddhisten aus Siam, China, Rußsja, Ceylon nach Chassa.

Das eigentliche Heiligtum bildet die berühmte, 1643 erbaute Residenz des Dalai Lama, welche 1 Kilometer westlich von der Stadt auf einem dreieckigen Bergelberge sich erhebt. Sie wird altindisch Potala oder Bodala, tibetisch Grundzin, Duzin oder Ri-wodundzin genannt. Es ist eine riesige Anhäufung von Tempeln, Klöstern und Palästen, welche sich um die vergoldeten, innersten Buddhatemple, die Wohnung des Dalai Lama, gruppieren und die Bergklippe krönen. Hier spendet der Dalai Lama, dessen Leben einer Gefangenschaft gleicht, den Segen. Auf einem anderen Gipfel desselben Berges stehen zwei große Klosterpaläste zur Aufnahme der fremden Lamas, welche oft von weither kommen, um hier ihre theologischen Studien zu vollenden. Zwei von der Stadt nach Potala führende Baumgänge bilden eine lebhafteste Straße, auf welcher sich unausgeseht Pilger aus der Ferne bewegen. Da häufig, wie erwähnt,

viele Tausende von Wallfahrern in Chassa zusammenströmen, befinden sich daselbst auch zahlreiche Speise- und Unterkunftshäuser. Die Stadt ist auch ein wichtiger Handelsplatz für das ganze östliche Asien und zeigt in ihrer Bewohnerchaft die größte Mannigfaltigkeit von Völkern und Mundarten.

Unterhalb Chassas liegen nach den vier Westgegenden die Klöster Samje, Galdan (Galdan), Sera und Braipung (Bhraebang), die vier größten der 3000, welche sich in Großtibet befinden sollen. Das erste war einst die Residenz der weltlichen Könige des Landes. Das zweite birgt die angeblich unverwesliche Leiche seines Gründers, des buddhistischen Reformators Tsong-tha-pa. In die beiden anderen begibt sich jährlich der Dalai Lama einmal, um das Buddhagesetz zu erklären.

Das Erbe der Kleinen.

Dr. Wilh. Schneider, der gelehrte Bischof von Paderborn, macht in seinem schon in 6. Auflage erschienenen Werke „Das andere Leben“ auf einen Gedanken aufmerksam, der auch für manche unserer missionsfreundlichen Leser anregend und fruchtbar werden kann und den wir deshalb hier wiedergeben: „Der hl. Augustinus widerlegt in einer Rede über das Evangelium vom reichen Jünglinge die Ausflüchte des Geizes und spricht bei dieser Gelegenheit Wahrheiten aus, die in den Ohren der heutigen Welt wohl

als Worte aus einer andern Welt klingen. In Bezug auf unsern Gegenstand sagt der hl. Bischof: „Durch den Tod ist dir ein Kind genommen oder vielmehr für alle Ewigkeit gewonnen; es ist nicht fort, sondern vorausgegangen. Nun will ich etwas sagen, dem wohl niemand widersprechen dürfte. Lebt dein Kind? Frage deinen Glauben. Wenn es also lebt, wie kommen seine Geschwister dazu, sein Erbteil an sich zu reißen? Es kann ja selbst nicht wiederkommen, um daselbe in Besitz zu nehmen, entgegnest du. Gewiß nicht, deshalb muß es ihm nachgeschickt werden. Das Kind selbst bedarf zwar seiner irdischen Erbschaft nicht, aber Gott der Herr, dem sein Erbteil geworden ist, bedarf desselben hier auf Erden; hienieden will Er empfangen, was Er dort oben auszahlt. Entschuldige dich also nicht damit, daß du sagst: ich muß für meine Kinder sorgen, ich darf ihnen ihr Erbe nicht verkürzen. Dem Kinde, das gestorben ist, verkürzest du es und dazu hast du kein Recht. Ich sage also nicht: gib her, was dein ist, sondern: bezahle, was du schuldig bist.“ In der Familie, ermahnt weiter der hl. Kirchenvater, muß Christus als Glied mitgezählt werden. Die der Eingeborne des Vaters als Miterben im Himmel duldet, die müssen auch Ihn als Miterben auf Erden dulden. Seinen Kindsteil aber hat Er den Armen übermacht, und diesen gebührt, wo die Verhältnisse es gestatten, ein Teil des Vermögens, der dem verstorbenen Kinde zugefallen wäre. Am großen Tage des Wiedersehens wird dieses Rechenschaft fordern über die Verwendung seines Anteils. Wie beschämend für die, von welchen es enterbt worden.“

Wir sind weit entfernt, in Bezug auf den erörterten Gegenstand eine Pflicht festzustellen, was wohl auch nicht in der Absicht des hl. Kirchenlehrers lag. Aber sag an, Vater oder Mutter, ist es nicht wirklich billig, auch deine früh verbliebenen Kinder in etwa erben zu lassen? Ist es nicht billig, daß Christus dieses Erbteil empfängt? Oder wenn deine Ehe kinderlos ist, möchtest du nicht wenigstens teilweise Christus erben lassen? Aber wie kannst du Christus als Erbe einsehen? Höre Ihn selber: „Was ihr dem Geringsten Meiner Brüder getan, das habt ihr Mir getan.“ (Matth. 25, 40.) „Wer ein solches Kind in Meinem Namen aufnimmt, der nimmt Mich auf.“ (Matth. 18, 5.) Und wenn du die Ärmsten der Armen suchst, wo könntest du sie besser finden, als in den heidnischen Missionen! Tausende und aber Tausende, ja Millionen von Pändchen strecken sich dir entgegen! Hilf ihnen um Jesu willen! Am großen Gerichtstag wird er es dir tausendfach vergelten, daß du ihm an den Armen und Kleinen ein Erbe gegeben. Und welche Freude wird dein kleiner „Engel“ haben, daß du ihm sein Erbteil nicht entzogen, sondern in liebevoller Erinnerung so gut verwaltet hast! —

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Reichstett, Böching, Straßdorf, Eggenfelden, Hornberg, Tettmann, Erfurt, Ellwangen, Altheim, Osterwarngau, Unterpeisenberg, Herbolzheim, München, Ergenzingen, Großheubach, Altmünster, Niedenburg, Böhrnbach, Ringingen, Künzelsau, Weidach, Sulda, Diepoltskirchen, Surlburg, Neumarkt, Wittigshausen, Nischach, Gänzburg, Thannhausen, Tirschenreuth, Wangen, Holzheim, Reibhof, Plattenberg, Eschbach, Klein-Reberdingen, Kuelzheim, Rüssen, Gohlfeldstein, Landau (Pfalz), Walschut, Gablingen, Seebach, Königshofen a. d. Tauber, Ober-eebach, Hettlingen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Dankjagungen

sind eingegangen aus: Mühlbach, Kirsch, Beng, Köln (aus Provinz Hannover, Köln, Wiesau).

Gebets-Empfehlungen.

Auf schlechte Wege geratene Geschwister. Glückliche Sterbestunde. Um gute Kindererziehung. Erkenntnis des Berufes. Befreiung eines Bruders. Ein Vater um Sinnesänderung. Um guten Geschäftsgang. Eine bebrängte Frau. Ein verirrter Bruder. Trunkfälligkeit. Glückliche Rückkehr aus Amerika. Eine Augenranke. Befreiung von langwierigem Leiden. Um Kindersegen. Um Verhütung eines Prozesses. Ein glaubensloser Sohn. Schwerkrante Mutter. Geistes-Anliegen. Unglückliche Familien. Schwerkrante. Glückliche Rückkunft. Glückliche Standeswahl. Bewahrung der Unschuld. Angelegenheit. Eine Frau, die verfolgt und verkannt wird. Ein verirrter Gemann. Eine 15jährige Tochter. Glücklichen Hausbesuch. Geistesranke. Eine Tochter. Glückliche Heirat. Um gute Rache. Ein Prozeß. Um glückliche Operation. Ergebung in Gottes heiligen Willen. Ungeratene Söhne und Töchter. Ein Verirrter. Um gute Dienstboten. Abwendung geschäftlicher Verluste. Ein unverzöglicher Sohn. Ein besonderes Familienanliegen. Um Frieden in der Nachbarschaft. Glückliche Versorgung. Um besten Gefinnung. Glücklicher Verkauf eines großen Anwesens. Eine Gemütsranke. Beruf zum Ordensstande. Ein augenleidendes Kind. Ein schwerkranker Bruder einer Beförderin. Verschiedene Anliegen und Frieden in der Familie.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missions-Schwester, der schwarzen Kinder, der Neubefehrten und aller Leser des Vergnügens meinnicht.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliebern unseres Wohltäter-Bundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Kreszenz Herz, Elsharten. Eduard Aligater, Pfullendorf. Selma Siegel, Friesenheim. Josef Wirth, Jüsenhofen. Josef Groß, Huppendorf. Apollina Kortmann, Krensheim. Anna Brandl, München. Maria Heilig, Döndal. Patrizius Kiegl, Steinbach. Michael Hög, Legernbach. Georg Mies, Walderbach. M. Leibrecht, Walderbach. Jos. Geyer, Pfr., Haidling. Frau Hauptlehrer Schwörer, Reilburg. Witwe Zimmermann, Wolterdingen. Kunig. Schäfer, Popper. Albert Zimara, Breslau. Pauline Stumpf, Königshofen. Michael Pfeiffer, Apatin. Josef Koffler, Bozen. Kath. Pöcher, Pittis. Johanna Daniel, Obergeirung. Peter Kogelbauer, Wetzgell. Maria Rüder, Leibnig. Antonia Ludwig, Währ.-Schönberg. Johann Mettenborfer, Enns. Josef Brügger, St. Peter b. Reunweg. Franz Reumayer, Scharding. Josef Wendel, Markersdorf. Johann Kainbacher, St. Stefan ob Stainz. Kath. Schwinbich, Seifenhausen. Wilhelmine Hiller, Herbolzheim. Kath. Brandl, Landau. A. Benefiziat Kapfelsberger, Landau a. J. Jos. Friebl, Hainbach. Ursula Fertil, Balzing. Herr Lang, Kager. M. Anna Sepp, Künzelsau. Bernhard Wunsch, Bühl. Friedr. Zeller, Bühl. Wolfgang Göhl, Würzburg. Walburga Braun. Josef Pfeiffner, Pfarrer, Ebnbrunn. Agnes Stephang, Garling. Anna Heger, Glästin. Heinrich Gutmann, Comborn. Josef Blas, Raumental. Joh. Ev. Stedenbiller, Oberweidertshofen. M. Magd. Schwarz, Mettenberg. Johann Loibel, Egg. Berta Wanke, Kattibor. Madame Walch, märe, Paris. Jungfrau M. Anna Scheibel, Jüsenhofen. Franz Suchanek, Dresden. Frau Kreszenz Herz, Sonthofen. Kreszenz Mohrmofer, Altding. Maria Teller, Guppen. Johann Böde, Königsheide. Herr Jörres, Essen. J. B. Wulf, Dinklage. Anton Jesse, Hüssen. Paula Matthei, Jüngenbroich. Anna Gebhardt, Bamberg. Anton Herber, Kleinrosseln. Josef Geier, Hochhausen. Anna Kiermeir, Kollbach. Melchior May, Gerfau. Witwe Haug, Pfungen. M. Solentpaler, Gantenwil. Franz Gutmacher, Pösum. Herr Grass, M.-Glabach. Johann Meine, Böttrop. Elisabeth Helbach, Godesberg. Adolf Rudolph, Pfarrer, Veer. Herr Gimborn, Trimmersdorf. Kath. Mohr und Christline Pelzer, Mausbach. Pfarrer J. R. Paulus, Bonn. Frau Daniels Salzkoten. Frau Schuhmacher, Amriswil. Pfarrer Brunner, Kresheim. Maria Gfermann, Gifkon. Anna Mader, Wil. P. Gladius O. C., Schwyz. Rosa Steiger, Büron. Kaver Meier, Einsiedeln. Antonia Meierhaus, Hub. Lorenz Oberliser, Neuenkirch. Br. Paulus Großgrabenreuter von Großramig, + Mariannhill.

Vergesst nicht der armen kleinen Schwarzen auf Weihnachten!

Inhalts-Verzeichnis, „Vergißmeinnicht“ 1910.

I. Gedichte.

	Seite
zum neuen Jahr	2
Mat des Vaters an seinen Sohn	26
Berufung	50
Christus ist erstanden!	75
Der Missionar	95
Frühlingslied	98
Erstwort	114
Das Opfer	122
Wunsch an unsere Leser	139
Engelus	143
Küsterfrieden	146
Was willst du werden?	158
Sei Maria!	170
In meine Heimat	194
Herbstlied	218
Maria Namen	232
Von den Engeln	238
Die Sorge	242
Es ist Winter geworden	266
Die beiden Fenster	282

II. Missionsnachrichten.

Ältere Dorfschule	5. 28. 56. 75. 100
Sonnenuntergang auf den Mnyembebergen	10
Krankenbesuch im Königskraale	10
Eigentümliche Erscheinungen im Missionsleben	12
Aus meinem Tagebuche 13. 35. 57. 92. 108. 132. 155. 181. 204	234. 261. 284
Missionsleben in Keilands	17. 33. 286
Wandern und Stillestehen	18
Sidafrikaniſche Reiserlebnisse	20. 45
Eine Ueberraschung	26
Monte-Cassino (Rhodesia)	30
Ältere Missionsstation Potent	36. 59
Katholische Krankheit und ihre Heilung	39
Freudige Ueberraschung	50
Ein Spaziergang mit der Kamera	62. 82
Reise ins Maschona-Land	84
Befuch unser Schw. Vaters Gerhard Wolpert in Triaschill	98
Ein Konvertit	99
Ein seltsames Beichtkind	102
Eine Bekehrung auf dem Krankenbette	104
Reise in Chishawasha	113
Aus unserer Basutomission	115
Herzliche Bitte	116
Entwickelung in unserer Schule	122
Eröffnung der St. Barbarischule in Triaschill	124
Weihnachtsspiel in Mariatinden	128
Weihnachtswünsche fürs laufende Jahr	131
Herzliches Vergelt's Gott!	139
Aus dem Missionsleben	146
Bitte um Glocken	151
Aus den Drakensbergen	162
Stimmung in Citeaux und Clairvaux	170
Ältere Missionsstation „St. Augustin“	172
Fründe unserer Getreidefelder	180
Ernterzucht in Maschona-Land	182
Aus dem Missionsleben	194
Ältere Schulkinder	198
Maria Katholik	200
Opfern in Monte-Cassino (Rhodesia)	202
Der Halleysche Komet und unsere Schwarzen	220. 253. 278
Ältere liebe Mutter Maria und unsere Kleinen	224
Erkommunion in Reichenau	226. 247
Die neue Geistestaufe	229
Aus Triaschill	175. 236
Allerheiligentag in Süd-Afrika	246
Erste hl. Messe in St. Barbara	274
Dank der Schwester Engelberta	276
Befuch des apost. Präfekten Garilan in Triaschill	251
Tante eines alten Mütterchens	252
Erntes und Heiteres aus dem Missionsleben	256

III. Apologetisches.

Kulturarbeit katholischer Ordensleute	88
Ein Wort zum Werke der Glaub.-verbreitung	209
Rede des hochw. Herrn Abtes von St. Ottilien über Heidenmission	242
Rede des Herrn Professor Dr. Meyers von Luxemburg auf dem Augsburger Katholikentage	266

Christentum und Kultur	250
Missionsfrage auf den Katholikentagen	65
Zeugnis eines Konvertiten	287

IV. Erbauliches.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Priester	15. 41. 67. 89
Aus dem Leben einer Gottesbraut	15. 41. 67. 89. 111. 137. 161. 185. 212. 233. 259. 283
Maria Lichtmeh	41
Wie der hl. Joseph seinen Verehrern zu einem guten Tode verhilft	68
Von der Liebe zum Kreuze	90
Der hl. Joseph, Schutzpatron der Familienväter	111. 137. 161
Der selige Heinrich Suso und der Maimonat	112
Christus als Kinderfreund	118
Der hl. Joseph, Vorbild und Patron der Verehrer des heiligsten Herzens Jesu	138
Die gute Meinung	156
Der hl. Joseph, Patron der christlichen Lehrer	185
Der geistliche Kampf	186
Der hl. Joseph, Patron der studierenden Jünglinge	211
Zu Ehren des hl. Joseph	211
Der hl. Joseph, Schutzpatron des Handwerkers	259
Freunde der armen Seelen	263
Unser tägliches Brot gib uns heute	23

V. Erzählungen.

Eine Erzählung aus alten Tagen	15. 42. 68. 90. 112. 134. 153. 186. 206. 230. 260. 279
Eine merkwürdige Bekehrung	23
Die treue Magd	30
Ein Abenteuer mit Schlangen	105
Vom Blitz erschlagen	130
Das weiß ich!	138
Das triumphierende Kreuz	139
Abschied von der Mutter Gottes	157
Das hat seinen guten Grund	160
Gottes Strafgericht	183
Irrtum und Umkehr	188
Die Liebe eines Pfarrers	191
Mitten im Leben vom Tode umgeben	196
Ein schwarzer Schreibkünstler	197
Durch ein Baierunser	183
Erlebnisse eines Totgelagten	158
Der Hirtenknabe vor Gericht	208
Das zerfallene Christusbild	213
Das Krüppel	215
Ein seliger Tausch	273
Tod und Begräbnis	281

VI. Abhandlungen.

Heiraten unter den Kaffern	80. 127. 149. 178. 202
Das Hlonipa-Gesetz bei den Schwarzen	218. 255

VII. Belehrendes.

Die menschliche Lebensdauer	22
Was ist eine Milliarde?	87
Schnikel	94
Die Wanderungen der Vögel	118
Ein Beweisstück für Bauern und Philosophen	119
Die Umschiffung Afrikas 600 Jahre v. Chr.	184
Vögel als Sturmverkünder	237
Das Opfer der Witwe	40
Gott vergelt's euch an euren Kindern	77
Wie die Schwarzen bildliche Vorstellungen beurteilen	124
Was kann ein Weib?	239

VIII. Reminiszenzen.

Was Hänschen gelernt, treibt Hans gern	7
Meine Vorsätze	31. 53

IX. Heiteres.

Wichtiger Auftrag (mit Bild)	14
Spielkästchen (mit Bild)	36
Kinderlust (mit Bild)	66
Der hereingefallene Herr Schulrat	66
Ob er wohl zu Hause ist?	87
Gedächtniskunst	166
Die kleinen Theologen	215

Prinzenerziehung	Seite 215
Die Hauptsache	215
Gerechte Entrüstung	232
Die höheren Töchter	232
Doppelsinnig	232
Humor	240
X. Goldförner	14. 136. 216

XI. Verschiedenes.

Die südafrikanische Union	4
Harun al Raschid und die Traumausleger	22
Zählet die Männer am Tische des Herrn	46
Hast du auch eine Mutter?	66
Wer ist Schuld an der Kreuzigung Christi?	108
Offizier und Kapuziner	136
Napoleon I. und Pius VII.	140
Kaiser Paul und sein Offizier	142

Die alte Mainbrücke in Würzburg	Seite 160
Ein Zeuge Gottes	160
Ein Wundervogel	166
Ein Chinese über „Seppeln“	237
Kapuziner und Sultan	239
Napoleon's Angst vor Gift	246

XII. Redaktionelles.

Etwas über die „Mariannhiller“	70
Aufmunterung zur Unterstützung der Missionen	74
Geistliche Gütergemeinschaft der Mariannhiller mit den reformierten Eiferern	75
Bausteine	79
Anerkennung der Verdienste eines Missionsbruders	94
Wohin mit unsern Studenten?	146
Für unsere Studenten!	182
Warnung!	238
Reflexion und Augenwendung	245

Illustrationen.

I. Personen.	
Hochw. P. Nother Vorspel, Missionsprokurator	Seite 1
Hochw. apost. Vikar von Transvaal, Mar. Miller	5
Kardinal Fischer, Erzbischof von Köln	74
Hochw. Herr Bischof Schlor von Würzburg	74
Hochw. P. Innocenz	99
† Erzengel Dr. Lueger, Oberbürgermeister von Wien	114
Lord Herbert Gladstone, Gouverneur von Süd-Afrika	131
Dr. Xaver Nagel, Koadjutor und Nachfolger des Erzbischofs von Wien	135
Dr. Jos. Schulte, der neue Bischof von Paderborn	135
Der in Kleinasien ermordete Deutsche Hermann Burchard	143
† Bischof Jolivet und † Abt Amandus	171
Hochw. P. Dominikus	174
Der neue König von England Georg V. im Kreise seiner Familie	191
Hochw. P. Sirtus	198
Bernadette von Lourdes	213
Hochw. Abt Norbertus Weber, O. S. B. von St. Ottilien	242
Oberlandesgerichtspräsident Marz, Präsident des Augsburger Katholikentages	243
Chrw. Br. Flavian	253
Prof. Dr. Meyers, Redner vom Augsburger Katholikentag	266
Hochw. P. Adalbero Fleischer	274
Chrw. Br. Petrus	277
Postulantin	141. 285
Chrw. Br. Gosbert, Hauschaffner	121
Vertretung der Mariannhiller Mission in Europa	177
II. Bilder aus dem Missionsleben.	
Neujahrsgruß	3
Chornovizen bei der Arbeit	8
Chornovizen in der Arbeitspause	9
Kraal am Umkumbini	13
Br. Doktor im Kaffernkraal	19
Weihnachtspiel der hl. Schwarzen	29
Missionsstation Monte-Cassino	30
Des Häuptlings Wohnung	31
Inneres der Kirche von Monte-Cassino	32
Frühstück der Schulkinder im Freien	34
Heidnische Mutter mit Kind	38
Ein Zuluhäuptling	44
Der jüngste Nootje	25
Eine Witzbegierige	49
Gruppe von Schulfädchen	51
Grabstätte des † Hochw. Abtes Franz Pfanner	55
Muskübung im Walde	56
XII. Kreuzwegstation bei Mariannhill	60
Christlicher Kraal bei St. Wendel	61

Der Hausherr	Seite 62
Kaffernfrauen im Felde	63
Der Kaffernhumpen macht die Kunde	64
Brise während der Arbeitspause	65
Die christliche Hausfrau und ihr jüngster Sproß	74
Zurichten der Bausteine	79
Ein zweifelhafter Labetrunk	82
Tageschüler von St. Wendel	83
Auf dem Kreuzweg	86
Plügen mit Maultieren	87
XIII. Kreuzwegstation bei Mariannhill	88
Ein gefährlicher Kampf	91
Der kleine Hanfserl	109
Ausflug mit Schulkameraden	113
Ein primitives Floß	115
Chorreligiose auf einem Szaziergang	123
Kaffernweiber an einem Fluß	125
Reitübung auf dem Elefanten	127
Basutojunge auf einem Ochsen reitend	131
Katholisches Basutoweib	145
Religiose in der Rekreation	147
Schlucht am Tafelberg bei Mariannhill	149
Aussteuer einer Kaffernbraut	151
Erster Glockenturm einer Missionsstation	152
Raum ist in der kleinsten Hütte	156
Viehraum im Kaffernkraal	157
Schulknaben von Mariannhill	159
Rast im Freien	162
Basutodorf	163
Landschaftsbild in den Drakensbergen	164
Beim Beerenpflücken	169
Kirche u. Schwesternhaus in St. Augustin	173
Pfarr- und Brüderhaus in St. Augustin	175
Kaffern überschreiten einen Fluß	179
Kaffernweiber bei der Ernte	183
Basuto mit Wursheule	187
Geschwister	194
Rekreation	195
Schulkinder	199
Maria Katschig, Missionsstation	201
Heimkehr	205
Der kluge Hans	218
Beim Bohnendreschen	219
Unsere Professoren im Kreuzgang	223
Novizen im Garten	225
Erstkommunikanten verlassen die Kirche	227
Erstkommunikanten in Reichenau	229
Fütterung der Enten	231
Aller Anfang ist schwer	242
Unsre Schwarzen auf dem Friedhof	247
Allerseelen in Reichenau	248
Missionsstation in Triaschill	251
Glockenturm in Triaschill	251
Schulkinder von St. Barbara	253
Wasserfall bei Reichenau	255
Herz ist Trumpf!	257
Schule und Kapelle in Reichenau	258
In der Malerwerkstätte	261

Nach kirchlicher Vorschrift	Seite 265
Früh überlegt sich's noch	271
III. Religiöse Darstellungen.	
Unser tägliches Brot gib uns heute	29
Opfer der Witwe	40
Der Herr ist auferstanden	77
Christus als Kinderfreund	108
Ecce panis angelorum	134
Die hl. Familie	161
Herz Mariä	186
Maria vom guten Rat	236
Der hl. Schutzengel	266
Weihnachten	267
IV. Ethnographisches.	
Ellwangen, Stadt in Württemberg	182
Das neue Rathaus in München	183
Die Universitäts- oder Neubaukirche in Würzburg	185
Die alte Mainbrücke in Würzburg	186
Kirche in Lourdes (Frankreich)	186
Inneres der Kirche von Lourdes	186
Straße in Pieter-Mariburg (Afrika)	189
Das Rathaus von Pieter-Mariburg (Afrika)	190
Die Basilika von Lourdes	212
Die Westminster-Abtei in London	249
V. Aus der Tier- und Pflanzenwelt.	
Blühender Aloë	21
Ein Stück Wildnis	93
Schlafendes Chamäleon	97
Affen im Maisfeld	101
Die Umonya-Schlange	105
Bululu-Schlange	107
Papageien, die Schädlinge der Ernte	151
Sebu-Ochsen	209
Maiskolben	276
VI. Sternkunde.	
Ein Kometenbild	221
VII. Heiteres.	
Wichtiger Auftrag	11
Mutter's Stütze	17
Bei der Großmutter	37
Spielkügchen	46
Dorfschlaf	47
Zwei Gärtner	50
Kinderlust	81
Ob er wohl zu Hause ist?	117
Eine Nordpolfahrt	129
Vergnügtes Kleeblatt	165
Verfälschter Beruf	184
Der verkannte Velozipedist	186
Großmut	207
Ein Geheimnis	236
Der Elzug kommt!	237
Ein Ungeheuer	269
Christkindleins Helfershelfer	269
Die glückliche Piese	271